Rheinisches JournalistInnenbüro
Recherche International e.V. (Hg.)

Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg

Unterrichtsmaterialien zu einem vergessenen Kapitel der Geschichte

Rheinisches JournalistInnenbüro

Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg

Unterrichtsmaterialien zu einem vergessenen Kapitel der Geschichte

Herausgegeben von **Recherche International e.V.**

Diese Unterrichtsmaterialien wurden gefördert von:

Nordrhein-Westfälische Stiftung für Umwelt und Entwicklung
Evangelischer Entwicklungsdienst (EED)/Bilz-Stiftung

Herausgegeben von Recherche International e.V., Köln

Recherche, Redaktion und Text: Birgit Morgenrath und Karl Rössel (Rheinisches JournalistInnenbüro)
Unter Mitarbeit von Albrecht Kieser (zum Thema «Afrikaner in deutscher Kriegsgefangenschaft»)
und Verwendung von Materialien aus dem Buch «Unsere Opfer zählen nicht – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg»
(Hamburg/Berlin 2005), die Venant Adoville Saague (über das frankophone Afrika), Nora Sausmikat (über China)
und Rainer Werning (über Korea und Indonesien) beigesteuert haben.

Pädagogische und didaktische Beratung:
Das Konzept und die Gliederung der Unterrichtsmaterialien durchgesehen und ergänzt haben:
Claudia Hierholzer, Jürgen Poggemann, Irene Schoor und Anemone Schneider
(LehrerInnen für Geschichte bzw. Gesellschaftslehre in der Sekundarstufe II)
sowie Patrick Neveling (Ethnologe an der Universität Halle).
Michaela Lapp und Bettina Lösch (Erziehungs- und Politikwissenschaftlerinnen) haben darüber hinaus auch
Verbesserungsvorschläge zu einem Probekapitel gemacht.
Bernhard Fedler (Lehrer an einem Berufskolleg) und Anne Klein (Historikerin) haben zudem
das gesamte Manuskript kritisch gegengelesen und Verbesserungsvorschläge dazu gemacht.

Korrektorin: Christa Aretz
Lektorat: Rheinisches JournalistInnenbüro
Fotorecherche: Werner Morgenrath
Layout/Satz: Gudrun Loh, Holger Deilke (www.halbzwei.com)
Druck: PrimaPrint (Köln)
CD-Produktion: Rheinklang Tonstudios (Köln), Thomas Grahl, Alexander Hardt und Timo Becker
Sprecherin: Maria Schüller, Sprecher: Ernst-August Schepmann und Hartmut Stanke

ISBN 978-3-9812168-0-6

© Köln, Februar 2008: Recherche International e.V./Rheinisches JournalistInnenbüro

Vertrieb und Vermittlung von ReferentInnen zum Thema:
Recherche International e.V./Rheinisches JournalistInnenbüro
Merowingerstr. 5-7, 50677 Köln, Tel.: 0221-31 70 91,
karl.roessel@rjb-koeln.de/birgit.morgenrath@rjb-koeln.de
und:
EXILE Kulturkoordination e.V.
Wandastr. 9, 45136 Essen
info@exile-ev.de, www.exile-ev.de, Tel.: 0201-74 79 88-0

Preis: 12 Euro bzw. 15 Euro (incl. Versandkosten)

Inhalt

Fotogalerie 8
Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg
Zeittafel 10
Europa, Asien, Afrika und Ozeanien im Zweiten Weltkrieg
Einleitung 14
Zur Bedeutung des Themas für den Schulunterricht

AFRIKA 25

Karte 27
Afrika in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs
Fotogalerie 28
Afrika im Zweiten Weltkrieg
Zeittafel 30
Afrika (1884/85-1945)
«Sie brüllten wie die Wilden» 32
Wie Edouard Kouka Ouédraogo aus Obervolta unter die Deutschen fiel
Grenzen wie mit dem Waidmesser gezogen 34
Die Aufteilung Afrikas durch die europäischen Kolonialmächte
«Unsere Kolonien militärisch voll ausnutzen» 39
Kolonialsoldaten im Ersten Weltkrieg
«Auch hier liegt unser Lebensraum!» 43
Die Kolonialpläne der Nationalsozialisten
«Ein italienisches Kolonialreich in Ostafrika» 47
Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Äthiopien
Truppen zweiter Klasse 53
Die britische Kolonialarmee im Zweiten Weltkrieg
Auf wechselnden Seiten der Front 58
Afrikanische Kriegsteilnehmer aus den französischen Kolonien
«Alle Schwarzen sind auf der Stelle zu töten» 63
Afrikaner in deutscher Kriegsgefangenschaft
Arabische Täter und arabische Retter 67
Deutsche Kriegsziele und Judenverfolgung in Nordafrika und im Nahen Osten
Almosen statt Renten 80
Die Diskriminierung afrikanischer Veteranen nach Kriegsende
Billige Bodenschätze und Zwangsarbeiter 87
Die Kriegswirtschaft in Afrika und ihre Folgen

ASIEN 93

Karte 95
Asien in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs
Fotogalerie 96
Asien im Zweiten Weltkrieg
Zeittafel 98
Asien (1894-1951)
«Wir hatten nur die Pistole meines Vaters» 100
Wie Remedios Gomez-Paraisa aus den Philippinen gegen die Japaner kämpfte
«Wir sind das Kind zu vieler Eltern» 102
Kolonialinteressen und Kolonialsoldaten in Asien

«Ein reiches Land braucht eine starke Armee» 105
Japans Aufstieg zur Kolonialmacht
Zwangsrekrutierte, Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierte 108
Koreas Bedeutung für die japanische Kriegführung
Massaker und Menschenversuche 112
Japans Vernichtungskrieg gegen China
Krieg um Öl 119
Der japanische Vormarsch nach Südasien
Die größte Kolonialarmee aller Zeiten 126
Indiens Rolle im Zweiten Weltkrieg
Ein Land im Widerstand 132
Die antijapanische Bewegung in den Philippinen
Nach dem Krieg war vor dem Krieg 138
Asien nach 1945

OZEANIEN 145

Karte 147
Ozeanien in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs
Fotogalerie 148
Ozeanien im Zweiten Weltkrieg
Zeittafel 150
Ozeanien (18. Jahrhundert-1996)
«Ohne uns hätten die Amerikaner den Krieg nie gewonnen» 152
Wie Alfred Alusasa Bisili von den Salomon-Inseln für die Alliierten spionierte
«Tropische Reichtümer» und «wehrfähige Männer» 154
Zur Geschichte der Kolonialsoldaten in Ozeanien
Ein deutsches Kriegsschiff vor Nauru 157
Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Ozeanien
«Der große Tod» 162
Kriegsschauplatz Südpazifik
Aus der Südsee in den Afrikafeldzug 170
Die französischen Pazifikkolonien im Krieg
Atolle zwischen den Fronten 175
Der Krieg im Zentralpazifik
Letzte Gefechte 180
Die Rolle Mikronesiens im Zweiten Weltkrieg
Strahlende Zeiten 185
Die Militarisierung Ozeaniens nach 1945

ANHANG 193

Ideen für den Unterricht 195

Weiterführende Themen 198

Das Buch zum Thema 206

Weiterführende Literatur 207

Filmempfehlungen 215

Radiosendungen 223

Originaltöne und PDF-Datei auf der CD 224

KARTENVERZEICHNIS

AFRIKA in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 27
Nordafrika und der Nahe Osten in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 69

ASIEN in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 95

OZEANIEN in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 147
Die Salomon-Inseln im Südpazifik 165
Mikronesien im Nordpazifik 181

Die Karten haben Holger Deilke und Klaus Viehmann erstellt.

FOTONACHWEIS

Australian War Memorial, Canberra: 8 Mitte rechts, 148 Mitte, 163 Mitte, 164

Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin: 35, 45

Bundesarchiv, Koblenz: 15 oben, 29 Mitte, 39, 67, 72, 74, 79, 103, 128

Central Zionist Archives, Jerusalem: 8 Mitte links

Department of Defence Documentation Centre, Pretoria: 16 oben

Franklin D. Roosevelt Library Digital Archives, Hyde Park, New York: 112

George Rodger, Magnum, Agentur Focus, London/Paris: 26, 29 oben, 62 unten, 70, 97 oben, 114 unten, 126

Imperial War Museum, London: 8 oben links, 8 oben rechts, 9 oben links, 15 Mitte, 28 Mitte, 29 unten, 42, 53, 54, 56, 57

Jan Banning, laif, Köln: 125

Koloniales Bildarchiv der Universitätsbibliothek, Frankfurt am Main: 154, 155

Kreisheimatmuseum, Luckenwalde: 63, 64

National Archives (U.S. Airforce, U.S. Army, U.S. Navy, U.S. Marine Corps, U.S. Signal Corps), Washington:
8 unten links, 9 Mitte links, 9 unten links, 9 unten rechts, 16, Mitte, 16 unten, 94, 113 oben, 133 oben, 137, 146, 148 oben, 148 unten, 149 Mitte, 149 unten, 163 oben, 171, rechts, 175, 182 links, 182 rechts

Service des archives de la Nouvelle-Calédonie: Album Elmer J. Williams, Nouméa: 170, 171 links, 172

Städtisches Archiv der Gedenkstätte Stalag VII A, Moosburg an der Isar: 65

Standfotos aus dem Dokumentarfilm «Angels of War», Andrew Pike, Canberra: 162, 163 unten, 167

Weltchronik, Rainer Detering, Karlsruhe: 51

Alle übrigen Fotos stammen aus den Privatarchiven der Autoren und Autorinnen (Köln). Die Herausgeber danken allen, die Fotos zur Verfügung gestellt haben, für die freundliche Kooperation und die Genehmigungen zum Abdruck. In einzelnen Fällen ist es nicht gelungen, die Herkunft der Fotos zu ermitteln. Mögliche Rechteinhaber bitten wir, sich an die Herausgeber zu wenden.

Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg

Soldaten aus der Karibik
auf dem Weg nach Europa.

Inder und Maoris aus
Neuseeland 1944 in Italien.

Jüdischer Brigadist aus Palästina
mit Granate: «Gruß an Hitler».

Australischer Aborigine bei der
Ausbildung am Maschinengewehr.

Veteranen der Navajo, deren Sprache
den US-Truppen als Code diente.

Schwarze Gefangene in einem
deutschen Konzentrationslager.

Westafrikanische Soldaten
der britischen Armee in Burma.

Einheit der antijapanischen
Guerilla in China.

Soldaten von den Fidschi-Inseln
im Juli 1943 auf den Salomonen.

Muslimischer Partisan der
antijapanischen Guerilla aus den Philippinen.

Chamorro-Frau von der Insel Guam
nach Ende der japanischen Besatzung.

Angehörige eines Infanterie-Bataillons
aus Neuguinea im November 1944.

1935

15. September: Der deutsche Reichstag beschließt die «Nürnberger Rassengesetze».

1935

3. Oktober: Überfall Italiens auf Äthiopien.
DAMIT BEGINNT DER ZWEITE WELTKRIEG IN AFRIKA.

1936

Juli: Beginn des Spanischen Bürgerkriegs (Ende: 1939). Nazideutschland und das faschistische Italien unterstützen Putschistenführer Franco u.a. mit Waffen. Freiwillige aus aller Welt kämpfen auf Seiten der Republikaner.

1936

Spanischer Bürgerkrieg: 60 000 nordafrikanische Soldaten kämpfen für Franco. Einige Hundert arabische Freiwillige aus dem Maghreb unterstützten die Internationalen Brigaden der Republikaner.

1937

26. April: Im spanischen Bürgerkrieg zerstört das deutsche Flugzeuggeschwader «Legion Condor» die baskische Stadt Guernica.
6. November: Italien tritt dem deutsch-japanischen Anti-Komintern-Pakt bei.

1937

Februar: Anschlag von Widerstandskämpfern auf den italienischen «Vizekönig von Äthiopien», Marschall Graziani, bei einem Empfang in Addis Abeba. Dessen faschistische Garde metzelt daraufhin 300 äthiopische Gäste nieder.

1939

1. September: Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen.
DAMIT BEGINNT DER ZWEITE WELTKRIEG IN EUROPA.
3. September: Kriegserklärung Frankreichs, Großbritanniens, Indiens, Australiens und Neuseelands an Nazideutschland.
27. September: Die polnische Regierung in Warschau kapituliert.
28. September: Nazideutschland schließt einen Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion.

1939

3. September: Nach ihrer Kriegserklärung an Nazideutschland rufen Großbritannien und Frankreich auch in ihren Kolonien die Generalmobilmachung aus. In Afrika werden Hunderttausende Männer zum Kriegsdienst in den französischen und britischen Streitkräften rekrutiert – viele von ihnen mit Zwang.
6. September: Südafrika erklärt Deutschland den Krieg. Die Regierung unter General Jan Christian Smuts verbietet Exporte nach Deutschland.

1940

9. April: Deutscher Überfall auf Dänemark und Norwegen.
10. Mai: Deutscher Überfall auf die Niederlande, Belgien, Luxemburg und Frankreich.
26. Mai-4. Juni: Evakuierung der im belgischen Dünkirchen eingeschlossenen alliierten Truppen nach England.
10. Juni: Kriegserklärung Italiens unter dem Faschistenführer Benito Mussolini an Großbritannien und Frankreich.
22. Juni: Waffenstillstand zwischen Frankreich (Marschall Philippe Petain) und Deutschland. Besetzung Nordfrankreichs durch deutsche Truppen. Bildung der Kollaborationsregierung in Vichy, die Südfrankreich und die Kolonien kontrolliert. General Charles de Gaulle ruft dagegen aus seinem Londoner Exil zum Widerstand auf.
August: Erste Bombardements deutscher Flieger auf englische Städte.
September: Die deutsche Wehrmacht besetzt Rumänien.
27. September: Dreimächtepakt Deutschland/Italien/Japan.

1940

Mai: Hunderttausende Kolonialsoldaten aus Afrika verteidigen Frankreich gegen den Überfall der deutschen Wehrmacht.
26. Mai-4. Juni: Bei der alliierten Evakuierung aus Dünkirchen bleiben Tausende Afrikaner zurück und geraten in deutsche Kriegsgefangenschaft.
20. Juni: Massaker der deutschen Wehrmacht an bis zu 200 Kolonialsoldaten aus Westafrika im französischen Chasseley.
22. Juni: Waffenstillstandsvertrag zwischen Vichy- und NS-Regime: Deutschland erhält Zugriff auf französische Kolonien. General Charles de Gaulle rekrutiert in Westafrika Soldaten für seine Truppen des «Freien Frankreich».
13. September: Einfall der italienischen Armee (darunter Kolonialsoldaten aus Libyen, Eritrea und Somaliland) in Ägypten.
Oktober: «Judenstatut» der Vichy-Regierung tritt auch in den Kolonien in Kraft: Verbannung von Juden aus dem öffentlichen Leben. Allein in Nordafrika sind eine halbe Million Juden davon betroffen.

1941

März: Deutscher Überfall auf Bulgarien.
April: Deutsche Invasion in Jugoslawien und Griechenland.
18. Juni: Deutsch-türkischer Nichtangriffspakt.
22. Juni: Beginn des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion.
14. August: Premierminister Winston Churchill (GB) und Präsident Franklin D. Roosevelt (USA) unterzeichnen die Atlantikcharta, die den kolonisierten Ländern das Selbstbestimmungsrecht nach dem Kriegsende verspricht.
Dezember: Beginn der sowjetischen Gegenoffensive bei Moskau.

1941

8. Februar: Deutsche Panzerverbände landen in Libyen. Sie sollen die drohende Niederlage Italiens in Nordafrika abwenden.
4. April: Einheimische Partisanen (*Patriots*) und alliierte Truppen zwingen Italien zur Kapitulation in Äthiopien.
Mai: Einmarsch alliierter Truppen in die französischen Kolonien Libanon und Syrien. Afrikanische Soldaten kämpfen auf beiden Seiten der Front, die einen rekrutiert von der Vichy-Regierung, die anderen von de-Gaulle.

1935

«Langer Marsch» der kommunistischen Streitkräfte Chinas unter Mao Tse-tung gegen die Truppen Chiang Kai-sheks.

1935

Nach dem Austritt aus dem Völkerbund (1933) intensiviert Japan die Militarisierung Mikronesiens.

1936

25. November: Das japanische Kaiserreich schließt mit Nazideutschland den Anti-Komintern-Pakt gegen die Sowjetunion.

1936

Japan baut die mikronesischen Inseln Koror, Saipan, Ruk, Pohnpei und Kosrai zu Festungen aus. Luftabwehrgeschütze rund um Hafenanlagen und Flughäfen werden installiert, Truppenunterkünfte gebaut – Vorbereitungen für den Krieg im Südpazifik.

1937

7. Juli: Überfall japanischer Truppen auf China nach einem fingiertem Angriff auf eine japanische Einheit bei Peking.
DAMIT BEGINNT DER ZWEITE WELTKRIEG IN ASIEN.
Dezember: Japanisches Massaker in der damaligen chinesischen Hauptstadt Nanking: 300 000 bis 400 000 Opfer.

1937

Die USA verstärken ihre Militärstützpunkte auf der mikronesischen Insel Guam sowie auf Samoa und den Midway-Inseln.

1939

In Korea zwingt die japanische Kolonialverwaltung Millionen Menschen zum Kriegsdienst und zur Arbeit für die Kriegsproduktion.
September: Nach dem Kriegsbeginn in Europa rekrutiert Großbritannien 2,5 Millionen Kolonialsoldaten in Indien und 120 000 *Gurkhas* in Nepal.

1939

April: Die neue australische Regierung unter Premierminister Robert Menzies verfolgt ein Aufrüstungsprogramm zur Verteidigung des Landes gegen mögliche japanische Angriffe.
3. September: Nach der Kriegserklärung Frankreichs an Nazideutschland rekrutieren die Behörden in den französischen Pazifikkolonien Polynesien, Neukaledonien sowie Wallis und Futuna Soldaten.

1940

29. August: Japan schließt mit der französischen Kollaborationsregierung von Vichy einen Vertrag über den freien Durchmarsch japanischer Truppen durch Indochina.
September: Einmarsch japanischer Truppen in Nordvietnam.
Oktober bis Dezember: Thailands «Führer» Phibun Songkram, ein Verbündeter Japans, mobilisiert Truppen, um Gebiete westlich des Mekongs in der französischen Kolonie Indochina zu erobern. Die französische Vichy-Verwaltung setzt vietnamesische Kolonialsoldaten ein, um den Angriff abzuwehren.
Nach dem von Japan (1941) vermittelten Friedensvertrag muss Frankreich Grenzprovinzen der Kolonie Indochina (in Laos und Kambodscha) an Thailand abtreten.
Japan erhält zudem Zugriff auf kriegsstrategisch wichtige Rohstoffe aus Indochina.

1940

Mai: Das *Maori-Batallion* aus Neuseeland wird über Australien und den Indischen Ozean Richtung Europa verschifft. Nach ersten Einsätzen bei der Verteidigung der britischen Inseln gegen deutsche Luftangriffe werden die Maori-Soldaten nach Griechenland verlegt.
September: Nach antifaschistischen Protesten französischer Siedler und Einheimischer übernehmen Vertreter des Freien Frankreich die Kolonialverwaltung in Neukaledonien und Polynesien. (Der Kolonialkommissar des Vichy-Regimes in Wallis und Futuna bleibt noch bis Mai 1942 im Amt.)
27. Dezember: Das deutsche Kanonenboot Komet kreuzt – als japanischer Frachter getarnt – vor der zentralpazifischen Insel Nauru auf und eröffnet das Feuer auf die Hafenanlagen der phosphatreichen australischen Kolonie.
DAMIT BEGINNT DER ZWEITE WELTKRIEG IN OZEANIEN.

1941

2. April: Der indische Kollaborateur Subhas Chandra Bose erhält Exil in Nazideutschland. Unter seiner Leitung entsteht eine *Indische Legion* der deutschen Wehrmacht, die später in die Waffen-SS eingegliedert wird.
8. Dezember: Angriff der japanischen Luftwaffe auf die US-amerikanischen Marine- und Luftwaffenbasen auf den Philippinen sowie auf die britischen Stützpunkte in Singapur und Hongkong. Vormarsch japanischer Truppen durch Thailand Richtung Malaya im Süden und Burma im Norden.
Kriegserklärungen der USA und Großbritanniens an Japan.

1941

April: Abreise des *Bataillon du Pacifique* (je zur Hälfte Neukaledonier und Polynesier aus den französischen Kolonien) zu Kriegsschauplätzen im Nahen Osten und Nordafrika, Italien und Frankreich.
7. Dezember: Überraschungsangriff der japanischen Luftwaffe auf die US-Flotte in Pearl Harbor (Hawaii). Auch Polynesier kommen dabei ums Leben. Die US Militärs beschlagnahmen danach ein Viertel des Landes der einheimischen Bevölkerung für Militärbasen.

1942

18. Januar. Nazideutschland schließt einen Militärpakt mit Italien und Japan.
20. Januar: Auf der Wannseekonferenz bei Berlin plant das NS-Regime die Vernichtung von mehr als 11 Millionen Juden. Davon bedroht sind auch jüdische Gemeinden außerhalb Europas, wie z.B. in Nordafrika, Indochina und im chinesischen Shanghai.
26. Mai: Unterzeichnung eines britisch-sowjetischen Bündnispakts in London.
Juni: Offensive der deutschen Wehrmacht Richtung Wolga und Kaukasus. Ziel ist der Vormarsch über den Iran und den Irak in den Nahen Osten.
16./17. Juli: Verhaftung und Deportation Tausender Juden aus Paris.
13. September: Beginn des deutschen Angriffs auf Stalingrad.
11. November: Deutsche und italienische Truppen besetzen auch den Süden Frankreichs. Damit steht ganz Frankreich einschließlich der bis dahin von der französischen Kollaborationsregierung in Vichy verwalteten Kolonien unter der Kontrolle der faschistischen Mächte.
19. November: Beginn der sowjetischen Gegenoffensive in Stalingrad.

1942

Juni: Nach monatelangen Stellungskämpfen in der libyschen Wüste überschreiten deutsch-italienische Truppen die ägyptische Grenze. Ihr Ziel ist die Eroberung der Ölquellen im Nahen Osten. Von Ägypten über Palästina bis in den Irak feiern Araber die Siege des Nazi-Generals Rommel über die Briten, hochrangige politische und religiöse Funktionsträger in arabischen Ländern kollaborieren mit den Faschisten.
Oktober: Beginn der alliierten Gegenoffensive in Nordafrika. Zehntausende Kolonialsoldaten unter britischem Kommando stehen an vorderster Front.
November: Landung alliierter Truppen in Marokko und Algerien. Die Vichy-Regierung verliert die Kontrolle über die französischen Kolonien in Afrika mit Ausnahme von Tunesien. Die deutsche Wehrmacht entsendet starke Truppenverbände nach Tunis. Die Stadt wird zur letzten Bastion der faschistischen Achsenmächte in Nordafrika.
Dezember: Zu den deutschen Landetruppen in Tunesien stößt ein Sonderkommando der SS. Es soll die Vernichtung der Juden Nordafrikas und des Nahen Ostens vorbereiten.
Die SS-Schergen treiben Tausende tunesische Juden zusammen und zwingen sie – selbst unter Bombenangriffen – Stellungen für die deutsche Wehrmacht auszuheben. Der Vormarsch der Alliierten verhindert den Bau eines deutschen Konzentrationslagers an der tunesischen Küste.

1943

2. Februar: Kapitulation der 6. deutschen Armee in Stalingrad.
25. Juli: Landung alliierter Truppen auf Sizilien, Sturz des Mussolini-Regimes.
13. Oktober: Kriegserklärung des befreiten Italiens an Deutschland.

1943

Mai: Kapitulation der deutsch-italienischen Truppen in Tunesien.
Juli: De Gaulle rekrutiert weitere Hunderttausende Kolonialsoldaten in West- und Nordafrika für die anstehenden Kämpfe um die Befreiung Europas.

1944

27. Januar: Befreiung Leningrads nach 30 Monaten deutscher Belagerung.
6. Juni: Landung alliierter Truppen in der nordfranzösischen Normandie.
Juli: Vertreibung der deutschen Besatzer aus der Ukraine, Polen, den baltischen Ländern, Rumänien und Jugoslawien durch sowjetische Truppen.
15. August: Alliierte Landung in der südfranzösischen Provence.
25. August: Befreiung von Paris.
Oktober: Alliierte Truppen stehen vor Aachen.

1944

15. August: Landung alliierter Truppen, darunter Zehntausende Afrikaner, an der Küste der Provence in Südfrankreich. Sie treiben die deutschen Besatzer bis über die Grenze im Elsass zurück.
31. November: Gewaltsame Niederschlagung eines Aufstands afrikanischer Kriegsheimkehrer im Camp de Thiaroye (Senegal). Als *Tirailleurs Sénégalais* dort ihren ausstehenden Sold einfordern metzeln französische Soldaten Hunderte Afrikaner nieder.

1945

7. März: US-amerikanische Truppen überqueren bei Remagen den Rhein.
16. April: Sowjetische Truppen stehen vor Berlin.
8. Mai: Bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht und Befreiung Deutschlands vom NS-Regime.
Der «Tag des alliierten Sieges» ist in Frankreich bis heute ein Feiertag.

1945

8. Mai: In den algerischen Städten Constantine, Guelma und Sétif feiern Zehntausende Menschen das Kriegsende (in Europa) und fordern dabei die Unabhängigkeit ihres Landes von der Kolonialmacht Frankreich. Die französische Armee und Luftwaffe massakrieren daraufhin Tausende Zivilisten.
Seitdem gilt der 8. Mai in Algerien als «Tag der Trauer».

1942

2. Januar: Japanische Truppen erobern die philippinische Hauptstadt Manila.
15. Februar: Nach der Eroberung Malayas fällt auch das Hauptquartier der britischen Streitkräfte in Singapur in die Hände der Japaner.
Von der internationalen Truppe unter britischem Kommando, darunter Inder, Malaien, Chinesen und Australier, sind fast 140 000 Soldaten umgekommen.
28. Februar: Japanische Truppen landen auf der indonesischen Insel Java und werden von der Bevölkerung der niederländischen Kolonie als «Befreier» gefeiert.
9. April: Die auf den Philippinen stationierten US-Truppen kapitulieren auf der nördlich der Hauptstadt Manila gelegenen Halbinsel Bataan. 60 000 philippinische und US-amerikanische Soldaten geraten in japanische Kriegsgefangenschaft. Die restlichen US-Einheiten verlassen fluchtartig das Land, während philippinische Guerillas überall auf den Inseln den Kampf gegen die japanischen Besatzer fortsetzen.
17. Mai: Japanische Truppen besetzen Burma, unterstützt von einheimischen Kollaborateuren.
9. August: Die britischen Kolonialbehörden inhaftieren die Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung, Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru, obwohl diese jegliche Zusammenarbeit mit den faschistischen Achsenmächten ablehnen.

1942

Januar: Eroberung Rabouls (Sitz der australischen Kolonialverwaltung für Neuguinea) durch japanische Truppen. Dort entsteht der größte japanische Stützpunkt im Südpazifik.
Februar/März: US-Streitkräfte errichten Militärstützpunkte in den französischen Kolonien Polynesien (Bora-Bora) und Neukaledonien, in West- und Amerikanisch Samoa sowie auf Fidschi und den Neuen Hebriden (heute: Vanuatu). (Zwangs-) Rekrutierung von Inselbewohnern als Arbeiter für die Militärs.
Mai: Landung japanischer Einheiten auf Guadalcanal, der Hauptinsel der Salomonen. Einheimische Zwangsarbeiter bauen eine Flugpiste.
Juli: Einsatz Zehntausender einheimischer Hilfsarbeiter, Träger und Soldaten durch japanische und alliierte Truppen an der Gebirgsfront in Neuguinea.
7. August: Einnahme der japanischen Flugpiste auf Guadalcanal durch die Alliierten.
September: Einmarsch japanischer Truppen auf den zentralpazifischen Gilbert-Inseln. Tarawa wird Stützpunkt.
Oktober: Landung alliierter Flottenverbände wenige hundert Kilometer südlich der japanischen Stellungen im Zentralpazifik: auf den Ellice-Inseln.
November: Rückzug der japanischen Truppen in den Nordwesten der Salomonen. Einheimische Kundschafter führen alliierte Soldaten zu japanischen Stellungen.

1943

21. Oktober: Subhas Chandra Bose rekrutiert nach seiner Rückkehr aus dem Exil in Nazideutschland in Malaya, Thailand und Burma Zehntausende Freiwillige für seine *Indische Nationalarmee* und ruft zum «Marsch auf Delhi» an der Seite der japanischen Streitkräfte auf.

1943

Juni: Zwei Drittel der Bevölkerung der zentralpazifischen Insel Nauru werden zur Zwangsarbeit in die japanische Militärfestung Truk im Nordpazifik verschleppt.
August: Einheimische Kundschafter retten John F. Kennedy (damals Kapitän eines Patrouillenbootes, später Präsident der USA) im Norden der Salomon-Inseln das Leben.

1944

April: Angriff japanischer Truppen und der *Indischen Nationalarmee* von Burma aus auf Indien.
Juli: Alliierte Truppen, darunter Einheiten aus Indien, 100 000 Kolonialsoldaten aus Ostafrika und 45 000 Soldaten aus China, stoppen den japanischen Vormarsch in Burma.
20. Oktober: US-Einheiten landen auf der Insel Leyte in den Philippinen.
Einheimische Partisanen hatten dort fast drei Jahre lang Widerstand gegen 500 000 japanische Besatzungssoldaten geleistet und damit die Befreiung des Landes vorbereitet.

1944

Juli: Befreiung von Guam. Zwei Drittel der Gebäude auf der mikronesischen Insel werden bei den Kämpfen zerstört. Danach sind neunzig Prozent der einheimischen Chamorros obdachlos.
Oktober: Alliierte Kriegsschiffe kesseln auf der Insel New Britain (östlich von Neuguinea) 38 000 japanische Soldaten in der Festung Rabaul ein. Das *Pacific Islands Regiment*, ein Verband neuguineischer Kolonialsoldaten, vereitelt Ausbruchsversuche der Japaner über Land.

1945

Februar: Befreiung der philippinischen Hauptstadt Manila von den japanischen Besatzern. 100 000 Zivilisten kommen dabei ums Leben.
7. Juli: Japanische Truppen räumen Indochina.
6. August: US-Atombombe auf Hiroshima. Drei Tage später: Atombombe auf Nagasaki. Eine Woche später: Befehl des japanischen Kaisers Hirohito zur Einstellung der Kämpfe.
2. September: Bedingungslose Kapitulation Japans.

1945

6. August: Von der mikronesischen Insel Tinian startet der US-amerikanische Flieger mit der Atombombe für Hiroshima . Drei Tage später folgt auf dem selben Weg der atomare Angriff auf Nagasaki.
2. September: Bedingungslose Kapitulation Japans.
Versprengte japanische Truppen setzen auf einigen pazifischen Inseln den Krieg weiter fort.
Auch die Deportierten von Nauru kehren erst Monate später aus der japanischen Gefangenschaft auf ihre Insel zurück.

Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg

Zur Bedeutung des Themas für den Schulunterricht

Kum'a Ndumbe, Professor an der Universität Jaunde in Kamerun, schrieb im Vorwort zu dem Buch über «Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg»:*

«Die Forscher aus den wohlhabenden Staaten unterliegen bewusst oder unbewusst einem stillen Rassismus, der sie dazu führt, Geschehnisse außerhalb ihres eigenen ‹Wohlstandszentrums› als wenig relevant für ihre Arbeit zu betrachten. So entsteht eine Literatur über den Zweiten Weltkrieg, die sich hauptsächlich mit den reichen Nationen befasst. Wer die Mittel besitzt, bestimmt auch die Themen, Theorien und Richtungen der Forschung. Opfer aus der Peripherie zählen deshalb nicht. Und die Opfer selbst lesen und lernen die von den Zentren der Wohlhabenden veröffentlichte und weltweit verbreitete Literatur zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs und erkennen ihre eigene Geschichte darin nicht wieder.»

*Rheinisches JournalistInnenbüro / Recherche International e.V. (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg». Verlag Assoziation A. Berlin / Hamburg 2005. S. 10

In der hiesigen Geschichtsschreibung wie in den gängigen Schulbüchern über das Zwanzigste Jahrhundert ist der Zweite Weltkrieg fast ausschließlich aus europäischer Sicht dargestellt: Der Beginn des Kriegs wird auf den 1. September 1939 terminiert, den Tag, an dem die deutsche Wehrmacht in Polen einfiel.[1] In der Regel fehlt der Hinweis darauf, dass dieses Datum zwar den Kriegsbeginn in Europa (!) markierte, der «Welt»-Krieg auf anderen Kontinenten jedoch bereits im Gange war, ausgelöst und geführt von Italien und Japan, mit denen Nazideutschland im September 1940 den Dreimächte-Pakt schloss.

1935: Kriegsbeginn in Afrika

Schon Anfang Oktober 1935, vier Jahre vor dem europäischen Kriegsbeginn, hatten Truppen des faschistischen Italien Äthiopien angegriffen. Bei dieser Invasion setzten die italienischen Streitkräfte auch 150 000 afrikanische Kolonialsoldaten[2] ein, die sie in Libyen, Eritrea und Somalia (zwangs-)rekrutiert hatten. Ihnen gegenüber standen eine halbe Million äthiopischer Partisanen (*Patriots* genannt), die für die Freiheit ihres Landes kämpften. Ab 1940 kamen ihnen weitere Zehntausende Soldaten unter britischem Kommando zu Hilfe. Die meisten dieser Kolonialsoldaten stammten aus den ost- und westafrikanischen Kolonien des britischen Empires, den heutigen Ländern Kenia, Uganda, Tansania, Malawi, Sambia, Nigeria und Ghana. Aber auch Einheiten aus Südafrika, Rhodesien, dem Sudan und Indien marschierten in Äthiopien ein. Letztlich standen sich dort Soldaten aus drei Kontinenten und aus 17 verschiedenen Ländern gegenüber. Trotzdem wird dieser Krieg nirgends in der Literatur als Teil oder gar Beginn des «Welt»-Kriegs wahrgenommen. Im Gegenteil: In den meisten Schulbüchern kommt er gar nicht vor und wenn er denn – so im «Kursbuch Geschichte» – am Rande Erwähnung findet, dann zeigt nicht nur die falsche Datierung des italienischen Überfalls auf Äthiopien («im Oktober 1937»), wie wenig ernsthaft sich die Autoren mit dem Thema beschäftigt haben, sondern auch die Zusammenfassung des italienischen Angriffskriegs in Ostafrika in dem Satz: «Die Äthiopier hatten dem mit modernen Waffen, Giftgas und äußerster Brutalität geführten Angriff nichts entgegenzusetzen.»[3]

Tatsächlich setzten eine halbe Million äthiopischer Männer, Frauen und Kinder den italienischen Invasoren über fünf Jahre lang strategisch und taktisch versierten Widerstand entgegen und trugen damit wesentlich zur Niederlage der italienischen Truppen im Jahre 1941 bei (s. S. 47 ff.).

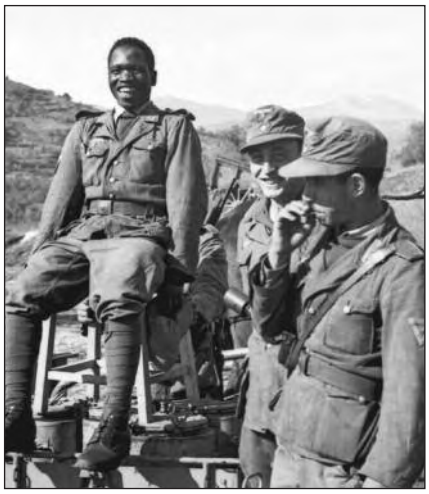
1937: Kriegsbeginn in Asien

Wenn in der Literatur für den Schulunterricht überhaupt zwischen «dem europäischen Kriegsschauplatz» und dem Rest der Welt unterschieden wird, dann erst ab dem japanischen Angriff auf die US-Pazifikflotte in Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 und der anschließenden Kriegserklärung der USA an Japan. Damit, so ist fast wortgleich in zahlreichen Geschichtsbüchern zu lesen, habe sich «der Krieg zum Weltkrieg» ausgeweitet.[4]

Diese Wertung ist nicht nur historisch unhaltbar, sondern offenbart auch ein fragwürdiges Geschichtsverständnis, das Europäern und US-Amerikanern einen deutlich höheren Stellenwert einräumt als Asiaten und Pazifikinsulanern.

Bereits im Dezember 1940, ein Jahr vor dem Angriff auf Pearl Harbor, hatte ein deutsches Kriegsschiff die zentralpazifische Insel Nauru bombardiert (s. S. 157 ff.). Und schon seit dem Sommer 1937 führten die japanischen Streitkräfte einen grausamen

Vernichtungskrieg gegen China (s.S.112ff.). Anfang 1938 hatten die japanischen Truppen allein in der damaligen chinesischen Hauptstadt Nanking 300000 bis 400000 Zivilisten und gefangene Soldaten massakriert. Die japanischen Streitkräfte hatten längst die koreanische Halbinsel, die Mandschurei und Formosa (heute: Taiwan) besetzt und waren 1940 auch in das von der französischen Kollaborationsregierung in Vichy verwaltete Indochina (heute: Vietnam, Kambodscha und Laos) einmarschiert. Im selben Jahr gab das mit Japan verbündete Militärregime in Thailand seinen Streitkräften den Befehl, die Grenzen zu Laos und Kambodscha zu überschreiten und Gebiete westlich des Mekong-Flusses zu erobern.
Im Dezember 1941, zum Zeitpunkt des japanischen Angriffs auf Pearl Harbor, tobte der Krieg in Asien also schon mehr als vier Jahre. Millionen Soldaten aus China, Vietnam, Laos, Kambodscha, Korea, Thailand und Japan hatten in einem halben Dutzend Ländern gekämpft und mehrere Millionen Kriegsopfer aus diesen Ländern waren zu beklagen.
Den meisten Historikern und Schulbuchautoren hierzulande sind diese asiatischen Opfer allerdings nicht der Rede wert. Um so mehr bedeuten ihnen dagegen die «2400 toten und 1200 verletzten US-Amerikaner», die der japanische Angriff vom 7. Dezember 1941 nach Angaben der regierungsoffiziellen Gedenkstätte in Pearl Harbor forderte, weil angeblich erst damit der europäische Krieg «zum Weltkrieg» geworden sei.

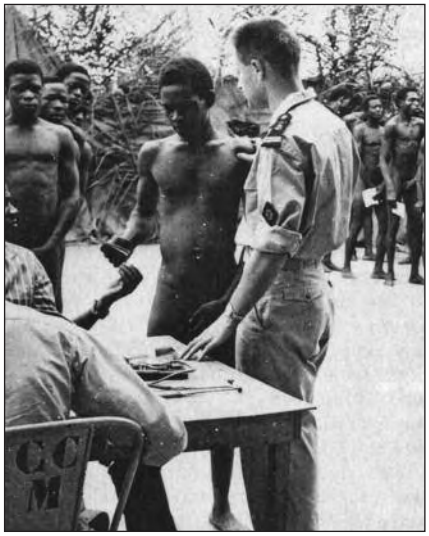


Arabische Rekruten der deutschen Wehrmacht 1943 im besetzten Griechenland.

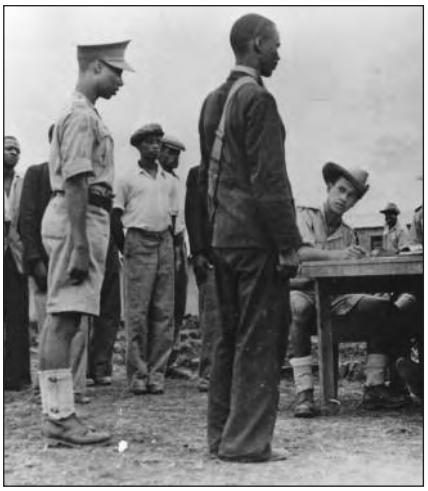
Krieg der Kolonialmächte

Der Zweite «Welt»-Krieg war – im wahrsten Sinne des Wortes – ein globales Ereignis. Sein Verlauf und seine Folgen können deshalb nur aus einer globalen Perspektive angemessen dargestellt, bewertet und im Unterricht behandelt werden. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit der zentralen Rolle, die den Ländern der sogenannten Dritten Welt[5] in diesem Krieg zukam. Bei Kriegsbeginn standen weite Teile Afrikas, Asiens und Ozeaniens noch unter Kolonialherrschaft und die führenden Kolonialmächte (Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, Japan und die USA) wussten ihre Kolonien im Krieg für militärische Ziele zu nutzen. (Deutschland hatte seine Kolonien zwar nach dem Ersten Weltkrieg abtreten müssen, aber das NS-Regime verfolgte konkrete Pläne zur Rückeroberung eines Kolonialreiches in Zentralafrika und erhielt 1940 durch den Waffenstillstandsvertrag mit dem Kollaborationsregime von Vichy Zugriff auf die französischen Kolonien.)
Die Kolonien lieferten im Zweiten Weltkrieg nicht nur Rohstoffe für die Rüstungsindustrien und Nahrungsmittel für die Truppen der kriegführenden Staaten, sondern sie stellten auch Millionen Soldaten. Zu den Befreiern der Welt vom deutschen und italienischen Faschismus sowie vom japanischen Großmachtwahn gehörten deshalb auch etwa eine Million Kolonialsoldaten aus Afrika, 14 Millionen Chinesen, 2,5 Millionen Inder, eine Million Widerstandskämpfer in den Philippinen, Hunderttausende Partisanen aus Vietnam, Malaya, Burma und Indonesien, Zehntausende australische Aborigines und neuseeländische Maoris, Freiwillige und Zwangsrekrutierte von verschiedenen pazifischen Inseln und Tausende jüdische und arabische Soldaten aus Palästina. Sie kämpften an Kriegsfronten vom Südpazifik über Ostasien und dem indischen Subkontinent bis zum Nahen Osten, Nordafrika und Europa. Kolonialsoldaten verstärkten die alliierten Landetruppen in Italien und Frankreich und marschierten 1944/45 mit über die deutschen Grenzen, um dem NS-Regime endlich den Garaus zu machen. Gelohnt hat es ihnen niemand.
Die Rekruten aus den Kolonien wurden nicht nur schlechter bezahlt als ihre weißen «Kameraden», sondern sie mussten sich auch mit einfacheren Unterkünften und schlechterem Essen zufrieden geben. Sie waren rassistischen Angriffen und Schikanen ihrer (fast ausschließlich weißen) Vorgesetzten ausgesetzt und wurden – trotz dürftiger Ausbildung und mangelhafter Bewaffnung – häufig rücksichtslos als «Kanonenfutter» an vorderster Front benutzt. Die meisten der Überlebenden erhielten nie eine Rente für ihre Kriegseinsätze und die wenigen, die Pensionen bezogen, mussten sich mit Bruchteilen der Bezüge begnügen, die europäischen Veteranen zugestanden wurden.
Die kriegführenden Mächte rekrutierten in ihren Kolonien zudem Millionen (Zwangs-)

Rekrutierungszentrum der britischen Streitkräfte in der Kolonie Goldküste (heute: Ghana).



Mobile Rekrutierungsstation in Französisch Westafrika.



In Südafrika melden sich im Mai 1940 Freiwillige, um mit dem Cape Corps *in den Krieg zu ziehen.*

Rekrutenvereidigung in Amerikanisch-Samoa, wo die US-Kriegsmarine Pazifik-Insulaner anheuerte.

Rekruten aus Papua bei der Militärausbildung im australischen Brisbane.

Arbeiter und Zwangsprostituierte. Auch für deren Dienste zahlten sie damals kaum Löhne und später kaum Entschädigungen. Auf Schuldeingeständnisse oder gar regierungsoffizielle Entschuldigungen für diese Kriegsverbrechen warten die meisten der Betroffenen bis heute vergeblich.

Weite Teile der Dritten Welt – von der Küste Lateinamerikas über Nordafrika, den Nahen Osten und Indien bis nach Südostasien und Ozeanien – dienten im Zweiten Weltkrieg auch als Schlachtfelder und blieben nach Kriegsende verwüstet zurück. Noch heute werden Nomaden in Libyen und Ägypten von Minen zerfetzt, die deutsche Soldaten bei ihrem Afrikafeldzug 1941 im Wüstensand zurück gelassen haben, und noch immer sind zahlreiche Strände auf pazifischen Inseln von verrottendem Militärschrott und rostigen Wracks japanischer sowie US-amerikanischer Flugzeuge und Kriegsschiffe gesäumt.

Vergessene Opfer

Obwohl mehr Menschen aus der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg ihr Leben ließen als aus Europa, kommen sie in Statistiken über die Opfer dieses Kriegs in der Regel nicht vor. Tote Soldaten und Zivilisten aus den Kolonien wurden entweder nicht gezählt oder den Verlusten ihrer jeweiligen Kolonialmächte zugerechnet. Alle Zahlenangaben über Opfer aus der Dritten Welt – auch die in diesen Unterrichtsmaterialien – stellen deshalb allenfalls Annäherungswerte dar. Trotzdem können sie nicht einfach ignoriert werden. Auch nach Schätzungen deutscher und anderer westlicher Sinologen und Historiker forderte der Zweite Weltkrieg allein in China bis zu 21 Millionen Opfer und damit mehr als in Deutschland, Italien und Japan zusammen.[6]

In Indonesien sprechen Zeitzeugen von Millionen Toten unter den Zwangsarbeitern der japanischen Armee, die überdies mehr als 100 000 Verschleppte aus besetzten asiatischen Ländern beim Bau einer Eisenbahnlinie von Thailand nach Burma zu Tode schindete. In den Philippinen kam während der dreijährigen japanischen Besatzungszeit jeder Sechzehnte ums Leben (insgesamt eine Million Menschen) und bei der Befreiung der philippinischen Hauptstadt Manila starben 100 000 Zivilisten, weit mehr als bei der Bombardierung Dresdens, Berlins oder Kölns. Auch an europäischen Kriegsfronten fielen Hunderttausende Kolonialsoldaten aus Afrika, Asien und Ozeanien.

In Büchern für den Schulunterricht – wie z.B. «Forum Geschichte» – finden sich dagegen noch immer Statistiken über «Die Toten des Zweiten Weltkriegs», die nach «5 250 000 Opfern in Deutschland» (an erster Stelle!) und 20 600 000 in der Sowjetunion zwar alle Verluste europäischer Länder bis zu den «1400 Opfern in Dänemark» auflisten, die Abermillionen Toten in China jedoch verschweigen.[7]

Das «Taschenhandbuch zur Geschichte» führt in einer Übersicht der «Verluste des Zweiten Weltkriegs» zwar «6 400 000 Soldaten» und «5 400 000 Zivilisten» aus «Ostasien (ohne Japan)» auf – «gesamt: 11 800 000».[8] Aber die Autoren machen keine Angaben darüber, aus welchen Ländern diese Opfer stammten. Hier wie in anderen Schulbüchern fehlt zudem jeder Hinweis darauf, dass es sich lediglich um Schätzungen handelt, die – je nach Quelle und Herkunftsland – um Millionen differieren.

Auch für Ostasien (ohne Japan) nennen westliche und asiatische Historiker Opferzahlen, die mehr als doppelt so hoch sind wie die im «Taschenhandbuch für Geschichte».[9] «Das erste gemeinsame deutsch-französische Geschichtsbuch», für das Historiker beider Länder verantwortlich zeichnen, führt – um ein weiteres Beispiel für die Beliebigkeit der Opferzahlen zu nennen – lediglich 1,5 Millionen gefallene chinesischen Soldaten auf, aber keine toten Zivilisten in China und keinerlei weitere Opfer aus anderen Ländern der Dritten Welt.[10]

Dabei verfügte Frankreich während des Zweiten Weltkriegs über Kolonien in Afrika, Asien und Ozeanien, die insgesamt zwanzig Mal größer waren als das eigene Land und mehr als einhundert Millionen Einwohner hatten. Nicht nur die Kollaborationsregierung von Vichy rekrutierte in diesem Imperium Hunderttausende Soldaten, sondern aus den Kolonien kam auch ein bedeutender Teil der Truppen, mit denen General Charles de Gaulle auf Seiten der Alliierten für das «Freie Frankreich» kämpfte. In der französischen Literatur über den Zweiten Weltkrieg finden sich inzwischen auch aus-

führliche Darstellungen über die herausragende militärische Bedeutung der Kolonien im Krieg[11], nicht so in dem deutsch-französischen Schulbuch. Darin sind nur Kriegstote «aus Frankreich» aufgelistet («290 000 Soldaten» und «290 000 Zivilisten»), nicht jedoch die aus den französischen Kolonien in Afrika, Asien und Ozeanien.
(Nach Schätzungen afrikanischer Historiker kamen schon beim Überfall der deutschen Wehrmacht auf Nordfrankreich im Jahr 1940 mehr als einhunderttausend Afrikaner an der Front ums Leben.)
Zwar enthält das deutsch-französische Geschichtsbuch für die gymnasiale Oberstufe einen Abschnitt mit der Überschrift «Die Internationalisierung der Erinnerung an den Krieg», aber auch darin geht es ausschließlich um die deutsch-französische Erinnerung. Erwähnt wird lediglich, dass «im Jahr 2004, 60 Jahre nach der Landung der Alliierten in der Normandie, […] zum ersten Mal auch ein deutscher Kanzler» von der französischen Regierung «zu den Feierlichkeiten eingeladen» wurde.[12]
Dagegen findet sich kein Wort darüber, dass der französische Staatspräsident Jacques Chirac zum 60. Jahrestag der alliierten Landung in der Provence erstmals auch 16 afrikanische Staatschefs und vier weitere Repräsentanten afrikanischer Regierungen eingeladen und an Bord des Flugzeugträgers «Charles de Gaulle» empfangen hat, als späte «Geste der Anerkennung» für den Beitrag afrikanischer Soldaten zur Befreiung Frankreichs.

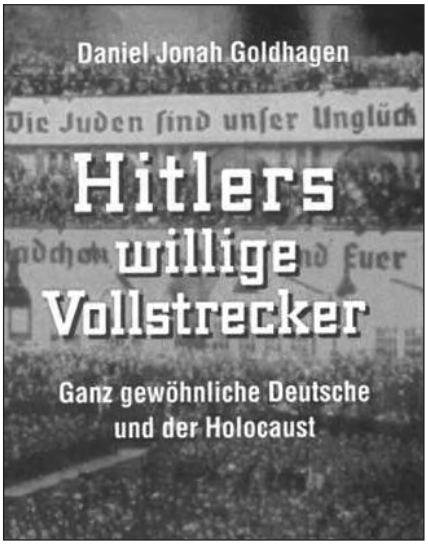
Verdrängte Erinnerungen

«Wie eine Gesellschaft sich zu ihrer Vergangenheit verhält, ist Ausdruck ihres aktuellen Selbstverständnisses. Gerade das macht Vergangenheit bedeutungsvoll und möglicherweise auch kontrovers. Im Zeitalter der Globalisierung müssen Weltbildung und globales Lernen die Geschichte der Beziehungen zwischen Nord und Süd thematisieren und veranschaulichen, um die Gegenwart besser zu verstehen. Die Kenntnislücke zwischen Kolonialismus und Nachkriegszeit muss geschlossen werden.» Das schreibt der Schweizer Historiker Aram Mattioli, der mit seinem Buch über den «Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung (1935-1941)» selbst eine Lücke in der Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg geschlossen hat.[13]
Mattioli fordert, die Kolonialgeschichte, also die Verfügungsgewalt der Kolonialmächte über weite Teile Afrikas, Asiens und Ozeaniens, endlich auch als wesentlichen Teil der Geschichte des Zweiten Weltkriegs zu begreifen und entsprechende Schlussfolgerungen daraus zu ziehen: «Die Europäer messen sehr schnell mit unterschiedlichen Ellen, wenn es um Ereignisse in Weltgegenden geht, die in unserer Hierarchie der Aufmerksamkeit als peripher gelten. Katastrophen in der Dritten Welt berührten sie bis heute nicht in gleicher Weise wie Schicksalsschläge in unseren Breiten. Ein Toter ist nicht immer ein erinnerungswürdiger Toter – dies gilt für die Geschichte der europäischen Expansion in ganz besonderer Weise.»[14]
Tatsächlich haben nicht nur die Kriegsverursacher (Deutschland, Italien und Japan) sondern auch die (Kolonial-)Mächte der alliierten Kriegskoalition (u.a. Großbritannien, Frankreich und die USA) in ihren Geschichtsschreibungen über den Zweiten Weltkrieg unbequeme Fakten Jahrzehnte lang ausgeklammert. Dazu gehörte auch die Rolle der Kolonisierten in diesem Krieg.

Deutsche Opfer statt Täter

In Deutschland (West) wurden wesentliche Aspekte der Kriegsgeschichte schon deshalb verdrängt und verschwiegen, um sich nicht der Verantwortung für die zahllosen Kriegsverbrechen und den Holocaust stellen zu müssen. Schließlich bekleideten NS-Täter in der neu gegründeten Bundesrepublik schon bald wieder Führungsfunktionen auf allen Ebenen der Gesellschaft: in Unternehmen, Parlamenten, Justiz und Verwaltung, Bundeswehr und Medien, Schulen und Universitäten, Bundes- und Landesregierungen.
Zwar forderte und förderte die Studentenbewegung ab 1968 eine Aufarbeitung der faschistischen Vergangenheit, aber noch bis in die 1970er Jahre amtierten ehemalige NSDAP-Mitglieder als Ministerpräsidenten (Filbinger), Bundeskanzler (Kiesinger) und

Die «Wehrmachtsausstellung» erinnerte Mitte der 1990er Jahre an die Verbrechen deutscher Soldaten in Osteuropa in den Jahren 1941 bis 1945 und löste heftige Debatten aus.



Auch Daniel Goldhagens Buch wurde nach seinem Erscheinen 1995/96 kontrovers diskutiert.

Das Thema im Unterricht

«Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg» kann in verschiedenen Fächern sowie projektorientiert und fächerübergreifend behandelt werden.

Geschichte

Entstehung und Verlauf des Zweiten Weltkriegs, die (Außen-)Politik des NS-Regimes und die Judenverfolgung gehören zu zentralen Lehrstoffen des Geschichtsunterrichts und somit auch die Folgen dieser historischen Ereignisse für die Dritte Welt.
Die Unterrichtsmaterialien bieten darüber hinaus auch Informationen und Quellen zu anderen historischen Epochen wie z.B. zur Kolonialgeschichte, zu Einsätzen von Kolonialsoldaten im Ersten Weltkrieg, zu Unabhängigkeitsbewegungen und Befreiungskriegen in Afrika, Asien und Ozeanien nach 1945 sowie zum Nord-Süd-Verhältnis bis in die Gegenwart.

Geographie

Die Auseinandersetzung mit dem Kriegsverlauf und den Einsatzorten von Kolonialsoldaten vermittelt Kenntnisse über Lage, Ausmaß und Bedeutung der drei behandelten Kontinente. Die in den Materialien und auf der beiliegenden CD enthaltenen Karten können dabei zu Hilfe gezogen werden. Daran kann auch die Problematik der von den Kolonialmächten gezogenen Grenzen und ihrer Konsequenzen (z.B. in Form ethnischer Konflikte) bis in die Gegenwart erörtert werden.

Politik/Gesellschaftslehre

Zahlreiche Aspekte des Themas haben Bezüge zu aktuellen politischen und sozialen Problemen. Dazu gehören zum Beispiel die Entwicklung der Menschenrechte (während und in Folge des Kriegs) und ihre Beachtung bzw. Verletzung bis heute, historische und gegenwärtige Formen der Kolonialherrschaft und Zwangsarbeit, der Nord-Süd-Konflikt und die Globalisierung, Rassismus und Antisemitismus, Widerstand und Friedenspolitik.

Bundespräsidenten (Carstens) und noch in den 1980er Jahren gab es den Versuch, die Verbrechen Nazideutschlands durch Verweise auf andere totalitäre Regimes zu relativieren, was zum sogenannten Historiker-Streit führte.
Seit dem Zusammenbruch der DDR im Jahr 1989 und dem Fall der Mauer, der letzten manifesten Erinnerung an die Teilung Deutschlands infolge des Kriegs, traten im Land der Täter schließlich die «eigenen Opfer» immer stärker an die Stelle einer Auseinandersetzung mit der historischen Schuld für die deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg. Seitdem widmeten sich zahllose Fernseh- und Rundfunksendungen, Romane und Sachbücher, Kinofilme und Presseartikel dem «Bombenterror der Alliierten auf deutsche Städte» und dem «Schicksal deutscher Vertriebener».
Als die Ausstellung über die Verbrechen der deutschen Wehrmacht und das Buch «Hitlers willige Vollstrecker» von Daniel Goldhagen Mitte der 1990er Jahre noch einmal eindringlich die (Mit-)Verantwortung weiter Teile der deutschen Bevölkerung für die Verbrechen des NS-Regimes thematisierten, löste dies heftige Abwehrreaktionen in der deutschen Öffentlichkeit aus.
Mit der eher symbolischen als realen Entschädigung von Zwangsarbeitern durch die im Jahre 2000 begründete Bundesstiftung «Erinnern, Verantwortung und Zukunft» versuchte schließlich auch die Bundesregierung, einen Schlussstrich unter die deutsche Verantwortung für die faschistischen Verbrechen zu ziehen. Tatsächlich waren die meisten der Opfer, als die Stiftung ihre Zahlungen 2007 einstellte, längst verstorben.
Dass Millionen Kolonialsoldaten aus aller Welt gegen die deutschen Kriegstreiber kämpfen mussten und für die Befreiung Deutschlands und Europas vom Faschismus ihr Leben ließen, spielte in den historischen Debatten hierzulande bis in die jüngste Vergangenheit ebenfalls keine Rolle.
Nicht einmal die deutschen Kriegsverbrechen an gefangenen Kolonialsoldaten waren ein Thema. Selbst die viel diskutierte «Wehrmachtsausstellung» beschränkte sich auf Dokumente über deutsche Kriegsverbrechen in Osteuropa in den Jahren 1941 bis 1944. Dabei verübte die deutsche Wehrmacht auch schon 1940 bei ihrem vermeintlich «sauberen» Westfeldzug zahlreiche Massaker an afrikanischen Kolonialsoldaten, die auf französischer Seite gekämpft hatten und in deutsche Gefangenschaft geraten waren.[15]
Ebensowenig bekannt ist, dass auch die deutsche Wehrmacht Tausende Soldaten aus Nordafrika, dem Nahen Osten und Indien sowie Hunderttausende aus den besetzten muslimischen Provinzen im Süden der Sowjetunion für Fronteinsätze rekrutierte. Tatsächlich gab es im Zweiten Weltkrieg in der Dritten Welt nicht nur Opfer, sondern auch Sympathisanten der faschistischen Mächte, die zu Mittätern wurden. Dazu gehörten z.B. politische und religiöse Führungspersönlichkeiten in Palästina und anderen arabischen Ländern, die mit den Nazis kollaborierten, sowie die Militärregenten Thailands und Teile der indischen Unabhängigkeitsbewegung, die auf Seiten Japans in den Krieg zogen. Obwohl diese Facetten der Geschichte in den Konflikten im Nahen Osten und in der Politik autoritärer Militärregimes in Asien noch in der Gegenwart nachwirken, werden sie wenig beachtet.
So beginnt zum Beispiel in einem Schulbuch über die Zeit «vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Gegenwart» eine «Chronik des Nahost-Konflikts» erst 1948/49 mit der «Gründung des Staates Israels».[16] Damit wird sowohl der Holocaust als zentraler Grund für die Massenflucht von Juden nach Palästina ausgeblendet als auch die Politik arabischer Kollaborateure des NS-Regimes, die drei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs in Palästina erneut zum «Krieg gegen die Juden» aufriefen (s.S.67ff.).
Ein weiteres Schulbuch enthält zwar ein gesondertes Kapitel über den «außereuropäischen Kulturraum Indien» und dessen Kolonialgeschichte. Aber auch darin kommt der Zweite Weltkrieg nicht vor, obwohl 2,5 Millionen indische Soldaten auf Seiten der Alliierten kämpften und einige Tausende auch in einer *Indischen Legion* der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS. Dass die indische Unabhängigkeitsbewegung mit ihrer Mobilisierung gegen die militärische Ausplünderung des Subkontinents während des Zweiten Weltkriegs das Ende der britischen Kolonialherrschaft einläutete, wird von

den Autoren dieses Indienkapitels für den Schulunterricht nicht erwähnt. Ihre Version der Geschichte lautet: «Es dauerte lange, bis die britische Regierung endlich erkannte, dass Indien als Kolonie nicht zu halten war. 1947 erhielt Indien seine Unabhängigkeit zurück.»[17]

Italienische Erinnerungslücken

Die Verbündeten Nazideutschlands gingen mit ihrem Anteil an Verantwortung für den Zweiten Weltkrieg ähnlich fragwürdig um. Von wenigen Ausnahmen abgesehen griffen italienische Historiker erst in den 1990er Jahren bis dahin unterbelichtete Aspekte der Geschichte auf wie etwa die Rolle Italiens im Krieg der Achsenmächte, die italienischen Kriegsverbrechen in besetzen Ländern wie Jugoslawien und Griechenland sowie die Verfolgung italienischer Juden.

Die Massenmorde in Nordafrika, wo italienische Truppen in der Region um die Stadt Tripolis und in der Wüstenprovinz Cyrenaika ab 1922 mit brutaler Gewalt gegen die aufständische Bevölkerung vorgingen, bis sie das Land 1934 endlich als «vereinigte» Kolonie Libyen unter ihre Kontrolle gebracht hatten, blieben ein halbes Jahrhundert lang ebenso unbeachtet wie die Kriegsverbrechen in Äthiopien in den Jahren der italienischen Besatzung von 1935 bis 1941. Erst 1996 räumte das italienische Verteidigunsministerium erstmals den systematischen Einsatz von Giftgas während des «Abessinienkriegs» ein, verantworten musste sich dafür niemand.

Japanische Geschichtsklitterungen

Ähnlich wie in Deutschland fühlten sich auch in Japan viele Überlebende des Zweiten Weltkriegs eher als Opfer – etwa der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki, an die in jedem Jahr mit großem Aufwand erinnert wird – denn als Täter.

Erst im Jahre 1989, nach dem Tod von Kaiser Hirohito, der nach dem Zweiten Weltkrieg unbehelligt im Amt geblieben war, gab es eine öffentliche Auseinandersetzung über Japans Militarismus, Imperialismus und Kriegsschuld. Dennoch besuchten die Premierminister und andere Regierungsvertreter auch weiterhin den berüchtigten Yasukuni-Schrein, in dem auch Kriegsverbrecher wie General Matsui, der Verantwortliche für das Nanking-Massaker, geehrt werden.

Selbst über offizielle Proteste der Volksrepublik China und anderer asiatischer Regierungen setzten sich bis in die jüngste Vergangenheit Jahr für Jahr bis zu 150 japanische Parlamentarier und Minister hinweg, die an den Wallfahrten zu diesem Schrein teilnahmen. Zwar hat sich im Jahr 2005, zum 60. Jahrestag der Kapitulation Japans, Premierminister Junichiro Koizumi offiziell bei den Staaten Asiens, insbesondere China und Korea, für das ihnen im Zweiten Weltkrieg zugefügte Unrecht entschuldigt. Aber im Jahr darauf beteiligte auch er sich wieder an dem provozierenden Ritual am Yasukuni-Schrein.

Die Koizumi-Regierung ist auch dafür verantwortlich, dass das Nanking-Massaker und die Verschleppung von rund 200 000 asiatischen Frauen in Bordelle der japanischen Streitkräfte während des Zweiten Weltkriegs nur noch in einem von acht neu veröffentlichen Geschichtsbüchern für die japanischen Schulen erwähnt wird, was ebenfalls zu Protesten in China und Korea führte.[18]

Alliierte Verdrängungen

Auch die Staaten der antifaschistischen Kriegskoalition haben ihre Kolonien während des Zweiten Weltkriegs durch massenhafte Zwangsrekrutierungen, Zwangsarbeit und Zwangsabgaben militärisch ausgenutzt und sich dabei zahlreicher Kolonial- und Kriegsverbrechen schuldig gemacht. Und auch in ihren Geschichtsschreibungen war davon bis in die jüngste Vergangenheit kaum die Rede.

Noch im Februar 2005 entwarf z.B. die französische Regierung ein Gesetz, wonach Geschichtsbücher in Frankreich «die positive Rolle der französischen Präsenz in seinen überseeischen Kolonien, insbesondere Nordafrika, anerkennen» sollten.[19] Die staatlich verordnete Geschichtsklitterung, die sich vor allem auf die französische Kolonialver-

Philosophie/Ethik

Anhand der Portraits von Partisanen sowie Texten und Quellen über die Kriegsführung und die Verbrechen der faschistischen Achsenmächte können z.B. Fragen nach der Legitimität von Gewalt und der Notwendigkeit bzw. Berechtigung von bewaffnetem Widerstand thematisiert werden. Andererseits lassen sich am Beispiel von Indien oder Palästina Erklärungen und Entschuldigungen von Kollaborateuren der faschistischen Mächte kritisch hinterfragen.

Religion

Am Beispiel des palästinensischen Großmuftis von Jerusalem und Nazi-Kollaborateurs Amin el-Husseini kann der Missbrauch von Religion – in diesem Falle des Islam – für politische Interessen problematisiert werden. Die Quellentexte über den Antisemitismus islamistischer Machthaber der Gegenwart (z.B. im Iran) liefern aktuelles Anschauungsmaterial dazu. Mit Verweisen auf die Rolle christlicher Missionare bei der Kolonialisierung der Dritten Welt (zum Beispiel bei der deutschen Eroberung von Stützpunkten an der chinesischen Küste) lässt sich verdeutlichen, dass dieses Problem keineswegs auf bestimmte Religionen beschränkt ist.

Fremdsprachen

Bei den Recherchen über die Rolle der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg konnten in anglophonen und frankophonen Ländern Afrikas, Asiens und Ozeaniens zahlreiche Interviews in Englisch und Französisch geführt werden. Auszüge daraus können von der beiliegenden CD mit und ohne deutsche Übersetzung im Unterricht eingespielt werden. Hinweise auf die entsprechenden Originaltöne sind in den Materialien unter den Portraits bzw. Quellentexten der jeweiligen Zeitzeugen vermerkt. Darüber hinaus finden sich im Anhang noch Empfehlungen fremdsprachiger Filme zum Thema (s. S. 215 ff.).

Gedenktafel in Dakar für die senegalesischen Gefallenen der beiden Weltkriege.

Das «Thailand-Burma Railway Centre» in Kanchanaburi dokumentiert das Schicksal der 100 000 Zwangsarbeiter, die 1942/43 beim Bau der japanischen Eisenbahn von Thailand nach Burma umkamen.

Denkmal in Honiara, der Hauptstadt der Salomon-Inseln, für Jacob Vouza, im Krieg Kundschafter der Alliierten.

gangenheit in Algerien beziehen sollte, löste in der französischen Öffentlichkeit eine erregte Debatte aus. Schließlich hatte Frankreich in Algerien nicht nur Zehntausende Soldaten für den Ersten und Zweiten Weltkrieg sowie für seinen Kolonialkrieg in Indochina (zwangs-)rekrutiert, sondern französische Truppen hatten in dem Befreiungskrieg, den die Algerier von 1954 bis 1962 für die Unabhängigkeit ihres Landes führen mussten, auch ein Sechstel der algerischen Bevölkerung umgebracht, fast eineinhalb Millionen Menschen. Die nordafrikanischen Einwanderer in Frankreich erinnerten an diese keineswegs positiven Aspekte der Geschichte und die Jugendrevolte in den Migrantenvierteln der Banlieus Ende 2005 brachte den Plan der Pariser Regierung zur Beschönigung der französischen Kolonialgeschichte zu Fall. Bei ihren Protesten verwiesen Jugendliche, deren Familien aus dem Maghreb stammten, auch darauf, dass ihre Väter und Großväter für Frankreich in den Krieg gezogen waren, aber niemals angemessene Renten und Entschädigungen dafür bekommen hatten, und dass auch Kinder und Enkel von Veteranen heute ein Visum beantragen müssten, um das Land zu betreten, für das ihre Vorfahren ihr Leben eingesetzt hätten.

In Frankreich dauerte es sechs Jahrzehnte bis die Regierung erstmals offiziell der afrikanischen Kolonialsoldaten gedachte und französische Kriegs- und Kolonialverbrechen in Afrika nicht mehr schlichtweg leugnete. Dazu gehörten z.B. ein Massaker im Jahre 1944 an Kriegsheimkehrern aus dem Senegal, die ihren Sold forderten (s. S. 82) und die Ermordung Tausender Algerier, die am Tag des Kriegsendes, dem 8. Mai 1945, für die Unabhängigkeit ihres Landes demonstrierten.

Auch ein Aufstand gegen die französische Kolonialherrschaft in Madagaskar im Jahre 1947 war eine direkte Folge des Zweiten Weltkriegs. Denn neben Bauern waren es vor allem demobilisierte Kolonialsoldaten, die mit dem Sturm auf eine französische Garnision den Kampf um ihre nationale Befreiung einleiteten. Bei der Niederschlagung dieser Revolte durch französische Truppen kamen bis zu 40 000 Aufständische ums Leben. Bei einem Staatsbesuch in Madagaskar im Juli 2005 gestand der französische Präsident Chirac dieses Massaker zumindest indirekt erstmals ein, als er sagte: «Man muss über diese dunklen Kapitel unserer Geschichte sprechen. Man muss die Opfer ehren, die ungerechtfertigt ihr Leben verloren haben. Man darf sie nicht vergessen.» Entschuldigt hat er sich nicht.

Auch die britische Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg und die Rolle des britischen Empires darin sparte Jahrzehnte lang die Auswirkungen des Kriegs auf die Kolonisierten aus. John Hamilton, im Krieg Zugführer und Fernmelde-Offizier in der 81. westafrikanischen Division, kritisiert, dass selbst die ausführlichste englischsprachige Geschichte über die Schlacht um Burma die 65 000 Kolonialsoldaten aus Westafrika, die dort auf Seiten der Alliierten gekämpfte haben, in gerade mal vier Zeilen abhandelt.[20]

Im Jahr 1998 wurde der «Memorial Gates Trust» gegründet, eine Stiftung, die Geld sammelte, um endlich auch die Millionen «Freiwilligen» aus Indien, Afrika und der Karibik, die unter britischem Kommando im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben, mit einem Denkmal zu ehren. 57 Jahre nach Kriegsende, am 6. November 2002, weihte die britische Königin, Queen Elisabeth, den kleinen Gedenkpavillon ein. Ein Jahr später erschienen – unter dem Titel «We also served» («Auch wir haben gedient») – die ersten Unterrichtsmaterialien für britische Schulen über den Beitrag von Kolonialsoldaten im Zweiten Weltkrieg.[21]

Aus der Geschichtsschreibung über US-amerikanische Kolonialsoldaten (aus Hawaii, Guam und den Philippinen) und australische (aus Neuguinea und von den Inseln der Torres Straße) sowie über die Diskriminierung schwarzer Soldaten in den USA (Afro-Amerikaner) und Australien (Aborigines) ließen sich weitere Beispiele für die Verdrängung kolonialen Machtmissbrauchs während des Zweiten Weltkriegs hinzufügen.

Nur in den ehemaligen Kolonien selbst, in den betroffenen Ländern der Dritten Welt, waren und sind die Auswirkungen und Folgen dieses Kriegs bemerkenswert präsent.

Lebendige Erinnerungen

In Afrika, Asien und Ozeanien erinnert bis heute vieles an den Zweiten Weltkrieg. So gibt es z.B. in zahlreichen afrikanischen Städten von Casablanca über Dakar und Ouagadougou bis nach Kapstadt Treffpunkte und Zentren von Kriegsveteranen. In den frankophonen Ländern Afrikas heißen sie «Maison des anciens combattants», in den anglophonen «Clubs for Ex-Servicemen». Vergleichbare Einrichtungen finden sich auch in Indien und auf pazifischen Inseln wie Tahiti.

Zahlreiche Sachbücher, Fotobände, Romane und Biographien, populäre Spielfilme, Dokumentationen, Fernseh- und Rundfunksendungen, Ausstellungen, Gedichte und Lieder in vielen Sprachen und aus vielen Ländern der Dritten Welt erinnern an die Einsätze von Kolonialsoldaten auf Kriegsschauplätzen in Europa, Nordafrika, Asien und Ozeanien.

In der nordvietnamesischen Stadt Hanoi steht ein Denkmal für die Opfer des Zweiten Weltkriegs und des darauf folgenden dreißigjährigen Befreiungskriegs. In Hongkong dokumentiert ein Museum die Gräuel der japanischen Besatzungszeit. In Thailand erinnert eine Gedenkstätte an das Schicksal der Hunderttausend Zwangsarbeiter, die japanische Militärs beim Bau der Bahnlinie nach Burma zu Tode geschunden haben. Auf philippinischen Friedhöfen stehen Gräber für gefallene Partisanen der antijapanischen Widerstandsorganisationen und auf pazifischen Inseln finden sich Mahnmale für einheimische Freiwillige, die zum Sieg der Alliierten über die japanischen Besatzer beigetragen haben.

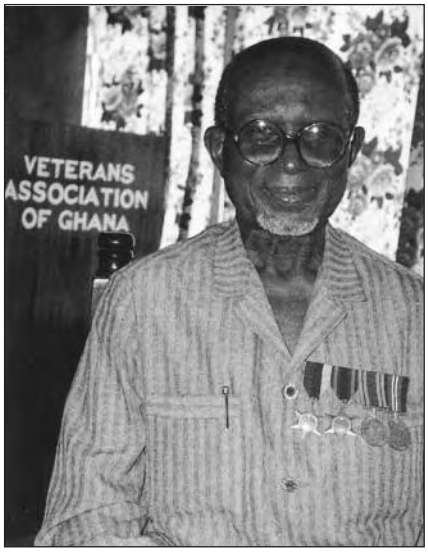
Die Geschichte des Zweiten Weltkriegs ist in der Dritten Welt schon deshalb so präsent, weil seine Folgen vielerorts bis in die Gegenwart nachwirken. So führte z.B. in Afrika die Zurichtung der Wirtschaft auf die Bedürfnisse der kriegführenden Mächte zu ökonomischen Abhängigkeiten, die bis heute nicht überwunden sind (s.S.87ff.). Die politische Nachkriegsentwicklung wurde in vielen Kolonien maßgeblich von Kriegsheimkehrern geprägt, die neben Europäern an der Front gekämpft hatten und nach ihrer Rückkehr gleiche Rechte wie diese forderten. Von Algerien über Ghana bis nach Kenia und Südafrika übernahmen Veteranen führende Rollen in den jeweiligen Unabhängigkeitsbewegungen. Frantz Fanon, Sprecher der algerischen Befreiungsbewegung FLN (Front de Libération Nationale), und Leopold Senghor, langjähriger Präsident des Senegal, sind nur zwei der prominentesten Beispiele dafür.

In Asien ging der Zweite Weltkrieg unmittelbar in Befreiungskriege über – so z.B. in Vietnam, Malaya, Indonesien und den Philippinen – und ehemalige Kolonialsoldaten nutzten dabei ihre im Krieg erworbenen militärischen Erfahrungen.

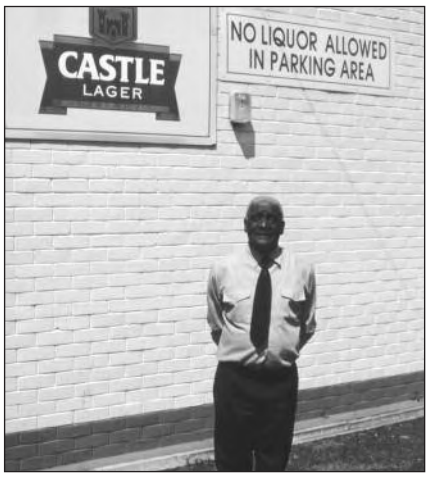
In Ozeanien erwiesen sich die alliierten «Befreier» nach der japanischen Niederlage als neue Besatzer: Die USA, Großbritannien und Frankreich beschlagnahmten auf zahlreichen Inseln Land für Militärstützpunkte und Atombombentests.

Die Nachkriegsgeschichte der meisten Länder Afrikas, Asiens und Ozeaniens lässt sich aus den genannten Gründen kaum angemessen behandeln, ohne ihre Rolle im Zweiten Weltkrieg zu kennen und zu berücksichtigen. Darum sollte das Thema endlich auch Eingang in den hiesigen Schulunterricht finden. Zwar gehören die Außenpolitik des NS-Regimes, die Judenverfolgung und der Holocaust sowie die Geschichte des Zweiten Weltkriegs in allen Bundesländern zu den zentralen Lehrinhalten. Aber die Behandlung dieser Themen im Unterricht bleibt weitgehend eurozentriert, allenfalls ergänzt um Exkurse über Japan als Bündnispartner Nazideutschlands, den Feldzug der deutschen Wehrmacht in Nordafrika und die USA als bedeutendste Macht in der antifaschistischen Kriegskoalition der Alliierten.

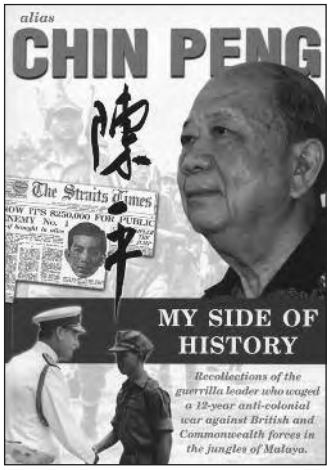
Die Kolonialpläne der Nazis sowie die von Nazisympathisanten unterstützten politischen Interventionsversuche des NS-Regimes in vielen Teilen der Welt bleiben ebenso außen vor wie die Folgen des antisemitischen Verfolgungswahns für Juden außerhalb Europas. Dabei erließen auch die Bündnispartner Nazideutschlands (die Kollaborationsregierung von Vichy in Frankreich, das faschistische Italien und Japan) in den von ihnen kontrollierten Ländern antisemitische Dekrete, die zur Ausgrenzung, Verfolgung und Inhaftierung Hunderttausender Juden führten. Allein in Nordafrika unterhielten die faschistischen Mächte während des Zweiten Weltkriegs mehr als 100 Straf- und



Aziz Brimah vor dem Zentrum der Veteranenvereinigung Ghanas: «Die Kugeln unterschieden nicht nach Hautfarben.»



Paul Stevens vor dem Veteranen-Clubhaus im Südafrikanischen Kapstadt. Kriegsheimkehrer wie er erhielten ein Fahrrad als Demobilisierungsprämie.



Chin Peng aus Malaya beschrieb seine Rolle im anti-japanischen Widerstand in seiner Biographie.

Danksagungen

Viele Institutionen und Einzelpersonen haben die Herausgabe dieser Unterrichtsmaterialien unterstützt und mitgestaltet.

An erster Stelle zu nennen ist dabei die Nordrhein-Westfälische Stiftung für Umwelt und Entwicklung, ohne die schon die Erstellung des Buches zum Thema nicht möglich gewesen wäre und die für die zweijährigen Arbeiten an diesem Projekt weitere Mittel zur Verfügung gestellt hat. Unser Dank geht auch an den Evangelischen Entwicklungsdienst (EED) und die Bilz-Stiftung, die ebenfalls schon die Buchproduktion bezuschusst und dazu beigetragen haben, verbliebene finanzielle Lücken bei der Arbeit an den Unterrichtsmaterialien nicht allzu groß werden zu lassen.

Ein besonderes Dankeschön geht auch an diejenigen, die uns pädagogisch und didaktisch beraten haben. Claudia Hierholzer, Jürgen Poggemann, Anemone Schneider und Irene Schoor, (LehrerInnen für Geschichte bzw. Gesellschaftslehre in der Sekundarstufe II) sowie Patrick Neveling (Ethnologe an der Universität Halle) haben Konzept und Aufbau der Materialien mit uns erarbeitet, Michaela Lapp und Bettina Lösch (Erziehungs- und Politikwissenschaftlerinnen) darüber hinaus ein Probekapitel mit uns diskutiert und Bernhard Fedler (Lehrer an einem Berufskolleg) sowie Anne Klein (Historikerin) haben das gesamte Manuskript kritisch gegengelesen und mit zahlreichen Anregungen verbessert.

Christa Aretz hat dankenswerterweise nicht nur die Manuskripte in der Rohfassung und in der Druckversion mit viel Ausdauer korrigiert, sondern – als fachkundiges Mitglied von FilmInitiativ Köln e.V. – auch bei der Recherche und Auswahl von Filmen zum Thema geholfen.

Arbeitslager. In Tunesien traf ein Spezialkommando der SS 1942 konkrete Vorbereitungen für den Massenmord an der jüdischen Bevölkerung Nordafrikas und Palästinas (s.S.71f.). In Indochina erteilte die französische Kolonialverwaltung jüdischen Beamten Berufsverbote (s.S.119f.) und noch im fernen Shanghai trieben die japanischen Besatzer – auf Druck deutscher Gestapo-Funktionäre – Zehntausende jüdische Flüchtlinge, die vor dem Naziterror aus Europa nach China geflohen waren, in einem Ghetto zusammen und es kursierten Pläne zu ihrer Ermordung in Gaskammern oder auf abgelegenen Inseln (s.S.114f.).

Die Unterrichtsmaterialien

Als Grundlage für diese Unterrichtsmaterialien dienten langjährige Recherchen in 30 Ländern Afrikas, Asiens und Ozeaniens, deren Ergebnisse 2005 in einem Buch zusammen gefasst wurden. Es trägt den Titel: «Unsere Opfer zählen nicht – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg».[22] Zahlreiche Leser und Rezensenten haben seitdem angeregt, diese «wichtige» und «bislang vergessene» Dimension des Zweiten Weltkriegs «endlich auch in den Geschichts- und Politikunterricht einfließen» zu lassen (s.S.206).[23]
Inzwischen sind weitere Publikationen zu einzelnen Aspekten des Themas erschienen bzw. annonciert, so z.B. über die Kolonialpläne des NS-Regimes, den italienischen Angriffskrieg gegen Äthiopien, die Massaker der deutschen Wehrmacht an afrikanischen Kolonialsoldaten, schwarze Gefangene in deutschen Konzentrationslagern, Nazikollaborateure in arabischen Ländern und Argentinien sowie über die Türkei und den Holocaust (ausführliche Hinweise dazu finden sich in der kommentierten Literaturliste im Anhang auf S.207ff.).
Es hat mehr als sechs Jahrzehnte gedauert, bis diese und andere bislang verdrängten historischen Ereignisse erforscht und publiziert wurden. Aber noch immer nimmt sie die deutsche Öffentlichkeit nur sehr zögerlich zur Kenntnis und bis in die Literatur für den Schulunterricht sind sie längst noch nicht vorgedrungen.
Diese Unterrichtsmaterialien sollen dazu beitragen, dass sich dies ändert. Das Konzept dafür entstand in Zusammenarbeit mit Lehrerinnen und Lehrern für Geschichte und Gesellschaftslehre an Schulen in Köln, Bonn, Wuppertal, Leverkusen und Gummersbach sowie Historikerinnen, Politik- und Erziehungswissenschaftlerinnen der Universität Köln. Mit ihrer Hilfe war es möglich, das Thema im Unterricht probeweise vorzustellen und den Wissensstand, das Interesse und die Aufnahmebereitschaft von Schülerinnen und Schülern dafür auszuloten. Im Rahmen eines Projektes am Berufskolleg in Wuppertal entwickelte eine Klasse großes Engagement bei dem Versuch, dieses «vergessene Kapitel der Geschichte» öffentlich bekannt zu machen. Sie bereitete eine Veranstaltung über «Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg» vor, warb dafür in einer Pressekonferenz, Schüler und Schülerinnen referierten selbst über das Thema und diskutierten anschließend mit einer der Autorinnen des Buches und dem Publikum darüber (vgl. Pressebericht S. 194).
Diese praktischen Erfahrungen sowie die didaktischen Empfehlungen der beratenden Arbeitsgruppe führten zu der Entscheidung, nur die drei Hauptkapitel des Buches über Afrika, Asien und Ozeanien im Zweiten Weltkrieg für den Schulunterricht aufzubereiten.[24]
Eingeleitet werden die Kapitel in den Unterrichtsmaterialien jeweils durch einen poetischen Text, eine Zeittafel, eine Fotogalerie und ein Portrait. Die darauf folgenden Unterkapitel behandeln wesentliche Aspekte des Themas, enthalten die wichtigsten historischen Fakten und sind jeweils ergänzt um einen gesonderten Quellenteil. Dazu gehören Berichte von Augenzeugen und Historikern aus der Dritten Welt, Dokumente und Verordnungen von (Kolonial-)Behörden und Militärs, Erklärungen von Politikern und Widerstandsbewegungen, Karikaturen, Plakate und Fotos.
Erläuterungen zur Auswahl sowie Bedeutung der Quellen finden sich unter dem Stichwort «Hinweise für den Unterricht». Die abschließenden «Fragestellungen» sind als Vorschläge für Aufgaben an Schülerinnen und Schüler zu verstehen. Jedes Unterkapitel ist in sich geschlossen und kann so problemlos mit anderen kombiniert werden.

Der Anhang enthält Ideen, wie das Thema abwechslungsreich und unter aktiver Beteiligung der Schülerinnen und Schüler im Unterricht erarbeitet werden kann sowie Verweise auf kapitelübergreifende Themen (Kolonialgeschichte, Rassismus, Judenverfolgung außerhalb Europas, Frauen im Krieg, antifaschistischer Widerstand, Kollaboration und Umgang mit der Vergangenheit). Darüberhinaus werden das zugrunde liegende Buch «Unsere Opfer zählen nicht» sowie weiterführende Literatur zu einzelnen Aspekten des Themas vorgestellt. Spiel- und Dokumentarfilme sowie ihre Einsatzmöglichkeiten in der Schule werden beschrieben und es gibt Hinweise auf Hörfunksendungen, die von den Autoren dieser Unterrichtsmaterialien realisiert wurden. Unter den «Hinweisen für den Unterricht» verweisen Symbole mit entsprechenden Seitenzahlen auf im Anhang empfohlene weiterführende Literatur, Filme und Radiosendungen zu den jeweiligen Kapiteln sowie auf Originaltöne von Zeitzeugen auf der beiliegenden CD.

Die beiliegende CD

Der gesamte Text dieser Unterrichtsmaterialien findet sich als PDF-Datei auf der beiliegenden CD. Damit besteht die Möglichkeit, Texte, Quellen, Fotos und Karten in beliebiger Anzahl und Kombination für die jeweiligen Bedürfnisse des Unterrichts zusammen zu stellen und auszudrucken.
Außerdem bietet die CD die im Text markierten Berichte von Zeitzeugen im Originalton mit deutschen Übersetzungen sowie einige zusätzlich im englischen und französischen Original, was ihren Einsatz im Fremdsprachenunterricht ermöglicht. In der PDF-Datei können die Originaltöne durch Klick auf die Pfeile unter dem CD-Symbol in den Quellen angehört werden.
Durch Klick auf die Symbole für weiterführende Literatur, Filme und Radiosendungen in den «Hinweisen zum Unterricht» werden die angegebenen Seiten aufgerufen.
Die PDF-Datei kann auch als Ganzes beliebig kopiert, ausgedruckt und verschickt werden, da es den Autoren der Unterrichtsmaterialien weniger um deren Verkauf als um deren Verbreitung geht.
Das Inhaltsverzeichnis der CD steht auf der letzten Seite dieser Unterrichtsmaterialien (s. S. 224).

Die Autoren hoffen, dass diese Unterrichtsmaterialien dazu beitragen, einem bislang vergessenen Kapitel der Geschichte – der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg – endlich auch im Schulunterricht den Stellenwert zu verschaffen, der ihm gebührt. Die Verankerung dieses Themas an den Schulen mag noch lange dauern, aber selbst wenn sie nur ansatzweise gelänge, hätten sich die Bemühungen aller Beteiligter gelohnt.

Köln im Februar 2008
Birgit Morgenrath / Karl Rössel
Rheinisches JournalistInnenbüro / Recherche International e.V.

Dem Verein Recherche International e.V., der die Förderung investigativer Recherchen in der Dritten Welt zu seinem Anliegen gemacht hat, ist nach dem Buch auch die Herausgabe dieser Unterrichtsmaterialien wesentlich mit zu verdanken.

Das Layout hat Gudrun Loh zusammen mit Holger Deilke entworfen, der zudem mit großem Engagement und mit viel Geduld Vorschläge und Wünsche der Autorinnen umgesetzt hat.

Werner Morgenrath hat die Fotorecherche übernommen.

Im Rheinklang Tonstudio (von Thomas Grahl) in Köln ist die beiliegende CD entstanden. In der Technik waren Alexander Hardt und Timo Becker.

Die Übersetzungen der Originaltöne von Zeitzeugen sprachen Maria Schüller, Ernst-August Schepmann und Hartmut Stanke.

Schließlich ist noch die Kulturkoordination EXILE in Bochum (Tina Jerman und Ulla Lerani) zu nennen, die Werbung und Vertrieb dieser Publikation unterstützt.

Die Autoren danken allen Genannten sehr herzlich.

Fußnoten

1 Vgl. u.a.: Berger, Thomas u.a. (Hg.): Entdecken und Verstehen. Cornelsen Schulbuch-Verlag. Band 3. Berlin 1996. S. 118; Bergman, Klaus u.a.: Geschichte und Geschehen A4, Geschichtliches Unterrichtswerk für die Sekundarstufe I. Leipzig 2008, S. 11.

2 Die Autorinnen und Autoren haben auf die geschlechtsneutrale Schreibweise mit Hilfe des Anhängsels «Innen» verzichtet, weil Formulierungen wie z.B. «SoldatInnen» oder «KriegstreiberInnen» sprachlich eine Gleichstellung militärischer und politischer Verantwortlichkeiten von Männern und Frauen suggerieren, die es in der historischen Realität des Zweiten Weltkriegs nicht gab. Bei den Interviews für diese Unterrichtsmaterialien fanden sich eher Beispiele für das, was mancherorts unter dem Begriff «manliness» diskutiert wird und die fragwürdige Kriegsbegeisterung von Männern – auch aus unterdrückten Klassen und Ländern – meint, die trotz aller Gefahren und Diskriminierungen von ihren Fronteinsätzen nicht selten wie von sportlichen Wettkämpfen erzählen und die es mit «Stolz» erfüllt, siegreich daraus hervorgegangen zu sein. Die Autoren und Autorinnen haben sich – wo es der historische Kontext zuließ – darum bemüht, neben Männern auch Befreiungskämpferinnen und Partisaninnen vorzustellen (z.B. aus den Philippinen) und einige besonders gravierende Folgen des Kriegs für Frauen (etwa am Beispiel der Zwangsprostituierten der japanischen Armee) darzustellen. Siehe hierzu auch den Abschnitt «Frauen im Krieg» im Anhang auf S. 201f.

Referentinnen und Referenten zum Thema vermitteln:

Recherche International e.V.
Rheinisches JournalistInnenbüro
Merowingerstr. 5-7
50677 Köln
Tel.: 0221-31 70 91
E-Mail:
karl.roessel@rjb-koeln.de
birgit.morgenrath@rjb-koeln.de

EXILE Kulturkoordination e.V.
Wandastr. 9
45136 Essen
Tel.: 0201-74 79 88-0
E-Mail:
info@exile-ev.de
Internet:
www.exile-ev.de

3 Kursbuch Geschichte. Von der Antike bis zur Gegenwart. Berlin 2006/07. 7. Druck. S. 501.

4 Vgl. z.B. Beck, Dorothea u.a.: Zeit für Geschichte. Band 4. Geschichtliches Unterrichtswerk für Gymnasien. Bildungshaus Schulbuchverlage Westermann Schroedel Disterweg Schönigh Winklers GmbH Braunschweig 2007. S.84f.; Goerlitz, Erich u.a.: Taschenhandbuch zur Geschichte. Schönigh Verlag. Paderborn 1999. Ausgabe: 2005, S.128f.; Regenhardt, Hans-Otto u.a. (Hg.): Forum Geschichte. Band 4: Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Gegenwart. Cornelsen-Verlag. Berlin Ausgabe 2006. S. 128f.; Bergmann u.a.: Geschichte und Geschehen A 4, a.a.O., S.113.

5 Den Autoren und Autorinnen dieser Unterrichtsmaterialien ist bewusst, dass der Begriff «Dritte Welt» problematisch ist, weil damit Länder von Zentralafrika bis in den Südpazifik trotz all ihrer Differenzen als Einheit behandelt und sprachlich zwei Stellen unter der «Ersten Welt» eingeordnet werden. Allerdings ist der Begriff in der historischen und zum Teil auch in der aktuellen Literatur aus und über Afrika, Asien, Ozeanien und Lateinamerika nach wie vor gebräuchlich, und bislang gibt es unseres Wissens keine unstrittigen Alternativen. Auch Bezeichnungen wie «Peripherie» erheben die «Metropolen» sprachlich über den Rest der Welt. Wer von «Entwicklungsländern» schreibt, müsste zunächst die Frage beantworten, wer sich warum und wohin «entwickeln» sollte. Vom «Globalen Süden» im Gegensatz zu den Industrienationen des «Nordens» zu sprechen wäre ähnlich pauschal und zudem geografisch unrichtig, weil einige Länder, um die es in diesem Buch geht, zur nördlichen Hemisphäre gehören. Und der Begriff «Trikont» mag zwar auf die trikontinentale Konferenz zurück gehen, zu der Che Guevara Vertreter von Befreiungsbewegungen aus den drei (!) Kontinenten Afrika, Asien und Lateinamerika einlud, schließt jedoch sprachlich gleich ein Drittel der Welt aus, dem in diesen Unterrichtsmaterialien ein gesondertes Kapitel gewidmet ist: Ozeanien. Die in anderen Zusammenhängen durchaus sinnvolle Empfehlung, Sammelbegriffe (auch für Kontinente) zu vermeiden und stattdessen die jeweils gemeinten Länder aufzuzählen, hätte diese Unterrichtsmaterialien an vielen Stellen sperrig, wenn nicht sogar unleserlich gemacht. So unbefriedigend es ist, von der «Dritten Welt» oder auch von «Afrika» zu reden, so klar ist auch, dass alle bekannten Alternativen ähnlich problematisch, wenn nicht sogar unpraktikabel sind.

6 Kuhn, Dieter: Der Zweite Weltkrieg in China. Berlin 1999. S. 29.

7 Regenhardt, Hans-Otto: Forum Geschichte, a.a.O., S. 129.

8 Goerlitz, Erich u.a.: Taschenhandbuch zur Geschichte. Schöningh Verlag Paderborn 1999. Ausgabe 2005. S. 131.

9 Vgl. hierzu die Übersicht über Schätzungen der Kriegstoten aus verschiedenen Quellen und Ländern in: National Death Tolls for the Second World War. Twentieth Century Atlas. http://users.erols.com/mwhite28/ww2stats.htm. Die Opferzahlen in diesen Unterrichtsmaterialien beruhen – soweit möglich – auf Schätzungen aus den jeweiligen Ländern selbst. Wenn es verschiedene Angaben gibt, die erheblich voneinander abweichen, so ist dies an den entsprechenden Stellen jeweils vermerkt.

10 Le Quintec, Guillaume/Geiss, Peter (Hg.): Histoire/Geschichte. Europa und die Welt seit 1945. Deutsch-französisches Geschichtsbuch. Ernst Klett Schulbuchverlage. Stuttgart/Leipzig 2006. S. 15.

11 Vgl. hierzu die kommentierte fremdsprachige Literaturliste auf der beiliegenden CD.

12 Le Quintec, Guillaume/Geiss, Peter (Hg.), a.a.O., S. 32.

13 Mattioli, Aram: Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935 – 1941. Zürich 2005. S. 17.

14 Ebd. S. 17.

15 Scheck, Raffael: Hitlers afrikanische Opfer. Die Massaker der Wehrmacht an schwarzen französischen Soldaten. Verlag Assoziation A Berlin/Hamburg 2008. Das Buch beruht auf Dokumenten aus deutschen und französischen Archiven und weist die deutschen Kriegsverbrechen an Afrikanern zweifelsfrei nach. Dass diese Forschungsarbeit, obwohl von einem deutschsprachigen Autor verfasst, zunächst nur in englischer Sprache erscheinen konnte und erst ab Mitte 2008 in deutscher Übersetzung vorliegt, spricht für sich.

16 Regenhardt, Hans-Otto u.a.: Forum Geschichte. Band 4: Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Gegenwart. Berlin. Ausgabe 2006. S. 186ff.

17 Christopher, Sven u.a.: Zeitreise 2. Klett-Verlag Stuttgart-Leipzig 2005. Ausgabe 2008. S. 222 ff.

18 taz Nr. 7636 vom 11.4.2005: Der Schulbuchstreit.

19 Schmid, Bernard: Geschichtspolitik: Ein Spiel mit dem Feuer. In: Vorwärts 13.1.2006. Derselbe: Rassismus, Antisemitismus und Opferkonkurrenz. Ein Zwischenbericht zur Lage in Frankreich. In: ak 507, 16.6. 2006.

20 Hamilton, John A.L.: War Bush. 81 (West African) Devision in Burma 1943-1945. Norwich 2001. S. 21.

21 Birmingham Advisory and Support Service (Hg.): We also served. A Memorial Gates Project. Education Pack. Birmingham 2003.

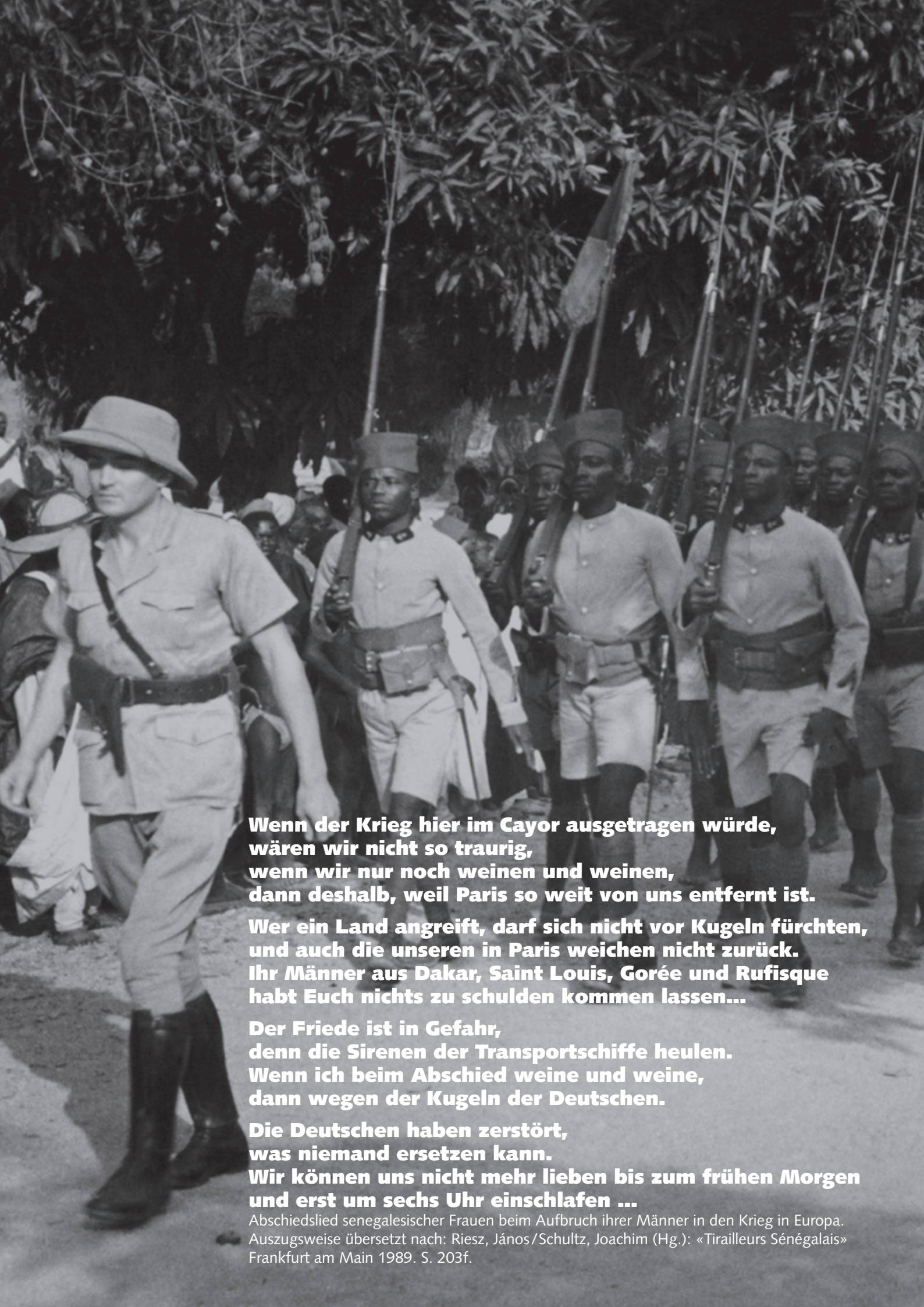
22 Rheinisches JournalistInnenbüro / Recherche International e.V. (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg». Verlag Assoziation A. Berlin/Hamburg 2005. 444 Seiten, 415 Fotos.

23 Rezensionen des Buches sind nachzulesen auf der Webseite des Verlags unter: www.assoziation-a.de/rezension/Unsere_Opfer_zaehlen_nicht.htm

24 Im Buch finden sich weitere Kapitel über Kolonialsoldaten im Spanischen Bürgerkrieg, Schwarze in der US-Armee, die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf Lateinamerika und den Nahen Osten sowie die Kriegseinsätze von australischen Aborigines und neuseeländischen Maoris. Zudem enthalten die drei Hauptkapitel weitere Länderanalysen z.B. über die Rolle Südafrikas im Krieg, die Situation in Burma zwischen Kollaboration und Widerstand, Krieg und Besatzung in Osttimor und die weitreichenden Folgen, die der plötzliche Bau gigantischer Militärstützpunkte und das Auftauchen der alliierten und japanischen Streitkräften auf pazifischen Inseln wie Samoa, Fidschi, Neukaledonien, den Neuen Hebriden sowie im Zentralpazifik und in Mikronesien hatten.

Zurück um Inhaltsverzeichnis

AFRIKA



**Wenn der Krieg hier im Cayor ausgetragen würde,
wären wir nicht so traurig,
wenn wir nur noch weinen und weinen,
dann deshalb, weil Paris so weit von uns entfernt ist.**

**Wer ein Land angreift, darf sich nicht vor Kugeln fürchten,
und auch die unseren in Paris weichen nicht zurück.
Ihr Männer aus Dakar, Saint Louis, Gorée und Rufisque
habt Euch nichts zu schulden kommen lassen...**

**Der Friede ist in Gefahr,
denn die Sirenen der Transportschiffe heulen.
Wenn ich beim Abschied weine und weine,
dann wegen der Kugeln der Deutschen.**

**Die Deutschen haben zerstört,
was niemand ersetzen kann.
Wir können uns nicht mehr lieben bis zum frühen Morgen
und erst um sechs Uhr einschlafen ...**

Abschiedslied senegalesischer Frauen beim Aufbruch ihrer Männer in den Krieg in Europa.
Auszugsweise übersetzt nach: Riesz, János/Schultz, Joachim (Hg.): «Tirailleurs Sénégalais»
Frankfurt am Main 1989. S. 203f.

Afrika in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs

Britische Kolonien (GB): Anglo-Ägyptischer Sudan (heute: Sudan), Britisch-Somaliland (heute: Somalia), Gambia, Sierra Leone, Goldküste (heute: Ghana), Togo, Nigeria, West-Kamerun, Uganda, Britisch-Ostafrika (heute: Kenia), Tanganjika (heute: Tansania), Njassaland (heute: Malawi), Nordrhodesien (heute: Sambia), Südrhodesien (heute: Simbabwe), Betschuanaland (heute: Botswana).
Französische Kolonien (F): Marokko, Algerien, Französisch-Westafrika (heute: Benin [Dahomey], Burkina Faso [Obervolta], Guinea, Elfenbeinküste, Mali, Mauretanien, Niger, Senegal), Französisch-Äquatorial Afrika (heute: Tschad, Zentralafrikanische Republik, Ost-Kamerun, Gabun), Französisch Somaliland (heute: Somalia), Madagaskar.
Belgische Kolonien (B): Kongo, Ruanda-Urundi (heute: Ruanda, Burundi).
Portugiesische Kolonien (P): Angola, Mosambik, Portugiesisch Guinea (heute: Guinea Bissau), Kapverdische Inseln, São Tomé und Príncipe.
Italienische Kolonien (I): Libyen, Eritrea, Italienisch-Somaliland (heute: Somalia).
Spanische Kolonien: Westsahara (seit 1974 von Marokko besetzt), Spanisch Guinea (heute: Äquatorial Guinea).
Kolonie der Südafrikanischen Union: Südwest-Afrika (heute: Namibia).

Afrika im Zweiten Weltkrieg

1935: Nach dem Überfall italienischer Truppen auf Äthiopien leisten 500 000 Partisanen sechs Jahre lang erbitterten Widerstand – bis zur Befreiung ihres Landes von den faschistischen Besatzern im Jahre 1941.

1939: Nach dem deutschen Überfall auf Polen und der Kriegserklärung Großbritanniens an Nazideutschland rekrutieren die britischen Streitkräfte rund eine Million Afrikaner als Soldaten und Hilfsarbeiter. Zu ihren Einsatzorten gehören Somaliland und Äthiopien, Nordafrika und Madagaskar, der Nahe und der Ferne Osten.

1940: Als die deutsche Wehrmacht in Nordfrankreich einfällt, steht bereits eine halbe Million Kolonialsoldaten aus afrikanischen Kolonien unter französischem Kommando. Schon in den ersten Kriegsmonaten fallen mehr als 100 000 von ihnen an der französischen Front. 90 000 geraten in deutsche Kriegsgefangenschaft.

1941: Soldaten aus Kamerun fahren in den Tschad, um sich den Truppen des Freien Frankreich anzuschließen. Von dort werden sie an Kriegsfronten im Nahen Osten und in Nordafrika verlegt.
Für die Landung der Alliierten in Europa rekrutiert General Charles de Gaulles Anfang 1943 weitere 100 000 Mann in Westafrika und 300 000 in Nordafrika.

1942: Um den Angriff der deutsch-italienischen Truppen auf Ägypten abzuwehren, schickt das britische Oberkommando Zehntausende Kolonialsoldaten aus allen Teilen Afrikas an Kriegsfronten in Nordafrika.
Aus der libyschen Wüste werden viele von ihnen als Kriegsgefangene in Arbeitslager des NS-Regimes verschleppt.

1943: Funker aus Westafrika im Dschungel von Burma.
Zur Verteidigung ihrer Kronkolonie Indien gegen japanische Angriffe verschiffte Großbritannien 100 000 Soldaten aus seinen afrikanischen Kolonien nach Asien.

1884/85

Auf der Kongo-Konferenz in Berlin teilen die europäischen Mächte und die USA den Kontinent Afrika untereinander auf. Schon zuvor hatten die Europäer für ihre kolonialen Eroberungsfeldzüge Einheimische als Soldaten dienstverpflichtet.

1914-1918

Im Ersten Weltkrieg setzen Deutschland, Frankreich und Großbritannien insgesamt mehr als eine Million afrikanischer Kolonialsoldaten ein.

1919

Nach dem Friedensvertrag von Versailles muss Deutschland seine afrikanischen Kolonien an Großbritannien, Frankreich und die Südafrikanische Union abtreten.

1934

Mai: Die NSDAP gründet das Kolonialpolitische Amt (KPA), das die Wiedereroberung eines deutschen Kolonialreichs in Afrika vorbereiten soll.

1935

3. Oktober: Der faschistische Diktator Mussolini, der ein italienisches Imperium in Afrika errichten will, erteilt seinen Truppen den Befehl, in Äthiopien einzufallen. **DAMIT BEGINNT DER ZWEITE WELTKRIEG IN AFRIKA.**

1936

5. Mai: Mussolinis Truppen, darunter afrikanische Soldaten aus den italienischen Kolonien Libyen, Eritrea und Somaliland, besetzen die äthiopische Hauptstadt Addis Abeba. Auf dem Land formieren sich 500 000 äthiopische Partisanen (die *Patriots*) zum Widerstand gegen die italienischen Besatzer.

17. Juli: Der Putsch des faschistischen Generals Franco gegen die republikanische Regierung Spaniens löst einen dreijährigen Bürgerkrieg aus – für die deutschen und italienischen Faschisten ein Probelauf für den Zweiten Weltkrieg. Franco rekrutiert in Spanisch-Marokko 60 000 nordafrikanische Soldaten (die *Moros*). Auch in den Internationalen Brigaden der Republikaner kämpfen einige Hundert Freiwillige aus dem Maghreb.

27. November: Deutschland und Japan unterzeichnen den Anti-Komintern-Pakt, dem 1937 auch Italien beitritt.

1939

1. September: Nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs in Europa rufen Großbritannien und Frankreich auch in ihren Kolonien die Generalmobilmachung aus.

1940

Mai: Deutsche Truppen dringen über Holland, Belgien und Luxemburg bis in den Norden Frankreichs vor, das bereits eine halbe Million afrikanischer Kolonialsoldaten rekrutiert hat. Den Vormarsch der deutschen Panzerverbände können auch sie nicht aufhalten. Mehr als 100 000 Afrikaner fallen, 90 000 geraten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Die deutsche Wehrmacht verübt zahlreiche Massaker an gefangenen afrikanischen Kolonialsoldaten.

17. Juni: Der französische Marschall Philippe Pétain bietet dem NS-Regime einen Waffenstillstand an. Nach seiner Unterzeichnung (am 22. Juni) bleibt der Norden Frankreichs unter deutscher Besatzung, während der Süden des Landes von einer französischen Kollaborationsregierung regiert wird, die in Vichy residiert.

18. Juni: Der französische General Charles de Gaulle ruft aus dem Londoner Exil zur Fortsetzung des Widerstands gegen die Nazis auf und setzt dabei auf Unterstützung aus den Kolonien. Felix Eboué, Gouverneur von Französisch-Äquatorialafrika, bietet den Widerstandstruppen des Freien Frankreich mit dem Fort Lamy (heute: Tschad) einen ersten Stützpunkt an.

19. August: Italienische Truppen besetzen Britisch Somaliland.

13. September: Die italienische Armee fällt mit 150 000 Mann (darunter Kolonialsoldaten aus Libyen, Eritrea und Somaliland) in Ägypten ein. Mit Hilfe von Soldaten aus Ost- und Südafrika, Indien, Australien und Neuseeland unter britischem Kommando sowie (afrikanischen) Truppen des Freien Frankreich können die Alliierten den Angriff bis Ende des Jahres zurückschlagen.

25. September: Die britische Flotte und Truppen des Freien Frankreich bombardieren Dakar, die Hauptstadt der Französischen Kolonie Westafrika. Unter Einsatz zwangsrekrutierter afrikanischer Soldaten kann die Vichy-Administration die Landung der Alliierten an der westafrikanischen Atlantikküste abwehren.

Oktober: Das «Judenstatut», mit dem die Vichy-Behörden Juden aus dem öffentlichen Leben verbannen, tritt auch in den Kolonien und Protektoraten in Kraft. Allein in Nordafrika sind eine halbe Million Juden davon betroffen.

1941

Januar: Die alliierten Streitkräfte in Nordafrika drängen die italienischen Verbände bis nach Libyen zurück. Truppen unter britischem Kommando greifen zudem Italienisch Somaliland und die italienischen Besatzer in Äthiopien an. Dabei kommen Zehntausende Soldaten aus den britischen Kolonien in Ostafrika zum Einsatz.
8. Februar: Um die drohende Niederlage des Bündnispartners Italien in Nordafrika abzuwenden, schickt das NS-Regime Panzerverbände ins libysche Tripolis.
4. April: Die italienischen Besatzungstruppen in Äthiopien müssen kapitulieren.
Mai: Alliierte Truppen marschieren in die Vichy-Kolonien in der Levante (Libanon und Syrien) ein. Dabei stehen sich afrikanische Soldaten unter französischem Kommando auf beiden Seiten der Front gegenüber, die einen rekrutiert von der Kolonialverwaltung der Vichy-Regierung, die anderen für die Truppen des Freien Frankreich von de Gaule.
Juni: Mit einem zweiten «Judenstatut» verschärfen die Vichy-Behörden die Verfolgung von Juden in den Kolonien. In Nordafrika entstehen mehr als einhundert Arbeitslager für politische Häftlinge und maghrebinische Juden.
14. August: In der Atlantik-Charta versprechen die USA und Großbritannien den Kolonien mehr Selbstbestimmung nach Kriegsende.

1942

Juni: Nach monatelangen Stellungskämpfen in der libyschen Wüste überschreiten Truppen der faschistischen Achsenmächte die ägyptische Grenze und dringen bis El Alamein vor. Ihr Ziel ist die Eroberung der Ölquellen im Nahen Osten. Von Ägypten über Palästina bis in den Irak feiern Araber die Siege des Nazi-Generals Rommel über die Briten, hochrangige politische und religiöse Funktionsträger in arabischen Ländern kollaborieren mit den Faschisten.
Oktober: Beginn der alliierten Gegenoffensive in Nordafrika.
November: Nach der Landung alliierter Truppen in Marokko und Algerien verliert die Vichy-Regierung die Kontrolle über die französischen Kolonien in Afrika mit Ausnahme von Tunesien. Die deutsche Wehrmacht besetzt auch den bis dahin von Vichy regierten Süden Frankreichs und entsendet starke Truppenverbände nach Tunis. Die Stadt wird zur letzten Bastion der Achsenmächte in Nordafrika.
Dezember: Zu den deutschen Landetruppen in Tunesien stößt ein Sonderkommando der SS. Es soll die Vernichtung der Juden in Nordafrika und (einen entsprechenden Kriegsverlauf vorausgesetzt) im Nahen Osten vorbereiten. Die SS-Schergen treiben Tausende tunesische Juden zusammen und zwingen sie – selbst unter Bombenangriffen – Stellungen für die deutsche Wehrmacht auszuheben. Der Vormarsch der Alliierten verhindert den Bau eines deutschen Konzentrationslagers an der tunesischen Küste.

1943

Mai: Die faschistischen Truppen in Tunesien kapitulieren. Während die deutsche Wehrmacht versucht, ihre Verbände nach Italien zu evakuieren, nehmen die Alliierten 250 000 deutsche und italienische Soldaten gefangen.
Juli: Mit der Landung alliierter Truppen in Italien und dem Sturz Mussolinis beginnt die Befreiung Europas vom Nationalsozialismus. Dafür rekrutiert General Charles de Gaulle weitere 100 000 Kolonialsoldaten in Westafrika und 300 000 in Nordafrika.
August: Vertreter des Freien Frankreich heben die antijüdischen Sondergesetze der Vichy-Regierung auf.

1944

Februar: Auf einer Konferenz im zentralafrikanischen Brazzaville verspricht de Gaulle den französischen Kolonien zwar politische Reformen, nicht aber die Unabhängigkeit.
15. August: Nach ihrer Landung in der Normandie (im Juni) setzen alliierte Flottenverbände weitere Landetruppen, darunter Zehntausende Afrikaner, an der südfranzösischen Küste ab. Sie treiben die deutsche Wehrmacht nach Norden zurück, bis über die Grenze im Elsass.
25. August: Als Truppen des Freien Frankreich in Paris einmarschieren, sind kaum noch Afrikaner dabei. De Gaulle hatte kurz zuvor den Befehl zum «Blanchissement» seiner Truppen erteilt und afrikanische Soldaten durch weiße Franzosen ersetzen lassen.
31. November: Im Camp de Thiaroye, einer Kaserne am Stadtrand von Dakar, massakrieren französische Soldaten bis zu 300 afrikanische Kriegsheimkehrer, die ihren ausstehenden Sold einfordern.

1945

8. Mai: Mit der deutschen Kapitulation geht der Krieg in Europa zu Ende. In den algerischen Städten Constantine, Guelma und Sétif feiern Zehntausende Algerier das Kriegsende und fordern die Unabhängigkeit ihres Landes. Französische Militärs schießen in die Menge und es gibt Tausende Tote. Der 8. Mai, in Frankreich ein nationaler Feiertag, gilt deshalb in Algerien bis heute als Tag der Trauer.

«Sie brüllten wie die Wilden»

Wie Edouard Kouka Ouédraogo aus Obervolta unter die Deutschen fiel

Edouard Kouka Ouédraogo (sitzend, Zweiter von links), geriet 1940 in deutsche Kriegsgefangenschaft. Später war er Minister seines Landes Obervolta, das seit 1984 Burkina Faso heißt.

Edouard Kouka Ouédraogo wurde am 27. Februar 1919 in Pisla geboren und lebte in Ouagadougou, der Hauptstadt Obervoltas, als der Zweite Weltkrieg begann. Sein Land stand damals unter französischer Kolonialherrschaft, und so zogen auch Soldaten aus Obervolta in den Krieg gegen Nazideutschland. Ouédraogo war 1939 Unteroffizier des Sechsten Bataillons der *Tirailleurs Sénégalais*, wie die Franzosen ihre Kolonialsoldaten aus Westafrika nannten. Nach Kämpfen an der Somme in Frankreich geriet er am 4. Juni 1940 in Cavillon in deutsche Gefangenschaft, aus der er 1942 entfliehen konnte. Danach schloss er sich der Résistance an, gehörte 1944 zu den Befreiern von Paris und kehrte 1945 nach Westafrika zurück. Nach dem Krieg arbeitete er zunächst in der französischen Kolonialverwaltung beim Zoll und nach der Unabhängigkeit Obervoltas (seit 1984: Burkina Faso) im Gesundheits- und Finanzministerium. 1966 wurde er Minister für öffentliche Bauarbeiten, Post und Telekommunikation. Nach seiner Pensionierung übernahm Edouard Kouka Ouédraogo in seinem Dorf Diglou das Amt eines Hüters der traditionellen Kultur. Er starb 1998. Zu seinen Hinterlassenschaften gehört auch ein Bericht über seine Erlebnisse bei den «boches», den Deutschen:

«Meine Gefangennahme durch die ‹boches› habe ich bis heute nicht vergessen. Ich hatte schon in Ouagadougou ‹Mein Kampf› gelesen und wusste, dass ich für die Deutschen nicht besser war als ein Affe und dass ich es deshalb bloß nicht wagen sollte, gegen Deutschland aufzubegehren. Aber plötzlich musste ich mich an der Front gegen diese Deutschen verteidigen. Ich kämpfte mit dem Maschinengewehr, dem Bajonett und dem Buschmesser. Aber nach tagelangen Kämpfen und einer mörderischen Schlacht gab uns Hauptmann Thomas den Befehl, die Waffen zu strecken. An Gesicht und Oberschenkel verwundet, trat ich mit den anderen aus dem Schutz des Waldes heraus. Wir wurden empfangen von Wilden, die aus Leibeskräften brüllten: ‹Lesse!› (‹Los!›) ‹Raousse, raousse!› (‹Raus! Raus!›). Verdreckt und mit Blättern und Zweigen auf den Helmen krochen sie unter ihren Tarnnetzen hervor. Da wusste ich: Das müssen die Hitlerianer sein. Sie waren mit Maschinengewehren bewaffnet und taten, was man ihnen schon mit der Muttermilch eingeflößt hatte: Töten! Die Verletzten machten sie an Ort und Stelle nieder, verpassten ihnen aber vorher noch ein paar Fußtritte. Die Gesunden trieben sie prügelnd vor sich her und schlugen ihnen mit den Gewehrkolben die Zähne aus. Mit erhobenen Händen mussten wir vor ihnen herlaufen, und manchmal schoss einer von ihnen eine Salve aus seinem Maschinengewehr auf uns ab, um sich die Zeit zu vertreiben. Viele Kameraden kamen ums Leben, und ein Deutscher, dem das Morden allein nicht reichte, versetzte selbst den Toten noch Stiche mit seinem Bajonett.

Von Beginn der Gefangenschaft an wurden wir von den weißen Franzosen getrennt. Als wir um eine Erklärung dafür baten, weil wir schließlich alle französische Staatsbürger waren, zeigte das Biest seine Krallen. Es bellte kurz auf, und schon waren auf der einen Seite die Weißen und auf der anderen ein Haufen Schwarzer mit ein paar Südeuropäern dazwischen, die von den ‹boches› als ‹Bastarde› beschimpft wurden, damit alle wussten, was die Deutschen von ihnen hielten. Sie befahlen uns, uns auf den Bauch zu legen. Dann mussten wir wieder aufstehen. Einige Deutsche, die bei den Gefechten verletzt worden waren, ließen uns antreten. Sie wollten Rache nehmen. Damit war das Schicksal von einem Dutzend Gefangener besiegelt, die sich ergeben hatten und nun mit dem Leben bezahlten. Ich fürchtete, dass sie auch mich niedermetzeln würden, aber es gelang mir, mich in dem Gewühl zu verbergen.

Ein deutscher Offizier ließ uns alle durchsuchen, bevor sie uns hinter ihre Linien führten. Nachdem sie uns gefilzt hatten, blieb uns allen nicht mehr als Hemd, Jacke, Hose und Stiefel. Die Geldbörsen, Tabaksbeutel, Uhren, Ringe, Soldbücher und Gürtel, kurzum: alle Wertsachen, nahmen sie uns ab. Die Kolonne stellte sich auf, und wir machten uns in der Hoffnung auf den Weg, dass wir vielleicht bei einem Gegenangriff befreit würden. Aber es wurde dunkel, und aus Furcht vor einem Ausbruchsversuch trieben sie uns in Lastwagen und karrten uns nach Doullens, in ein Dorf 160 Kilometer vor Paris.

Dort trafen wir in einem Lager auf Hunderte Leidensgefährten. Die Matratzen der Abgemagerten und Schwachen, die

gestorben waren, wurden morgens an neue Gefangene weitergereicht, die die SS herbeischleppte. Darunter waren viele, die beim Transport aus Luftmangel fast erstickt wären.

Völlig erschöpft mussten wir von dort weitermarschieren, im gleichen Tempo wie die Bewacher, die uns auf Fahrrädern begleiteten. Es ging in Richtung Pas de Calais im Norden, dann nach Belgien, Holland und schließlich nach Deutschland. Wir mussten 60 bis 70 Kilometer täglich im Laufschritt zurücklegen. Wer nicht mithalten konnte, zahlte mit dem Leben. Die Deutschen schickten Dolmetscher in die Städte und Dörfer, durch die sie uns trieben. Sie warnten die Bevölkerung, dass es ausdrücklich verboten sei, uns Schwarzen irgendetwas zu essen oder zu trinken zuzustecken.

Wir marschierten in folgender Reihenfolge: erst Engländer, Franzosen und Araber, dann wir Schwarze. Es herrschte eine angespannte Atmosphäre, weil sie uns ständig mit ihren Pistolen und Maschinengewehren vorwärts stießen und ihre Kommandos sich anhörten wie das Gebell tollwütiger Hunde. Die Deutschen hatten es besonders auf die hochgewachsenen Schwarzen abgesehen. Unter den *Tirailleurs* von der Elfenbeinküste, mit denen ich gekämpft hatte, ragte ich als Bohnenstange deutlich hervor. Ich war tagelang gezwungen, in gebeugter Haltung zu laufen. In unserer Kolonne lief das Gerücht um, dass die ‹boches› alle Schwarzen mit rituellen Narben im Gesicht umlegten, weil sie diese für Kannibalen hielten. Ich hatte unglücklicherweise eine solche Narbe, und wegen dieses einen kleinen Zeichens im Gesicht verfluchte ich jetzt die Tradition meines Landes.

Egal wie groß unser Hunger und Durst waren, wir mussten immer weiter marschieren. Wenn sich am Wegesrand etwas zu trinken bot, umschwärmten wir die Wasserstelle wie Schwalben. Das war kein einfaches Unterfangen: Man musste seine Marschkolonne verlassen und eine Lücke zwischen den Bewachern, die uns auf Fahrrädern begleiteten, erwischen. Dann konnte man gerade eine Handvoll von dem Wasser schöpfen, das großherzige Menschen am Wegesrand bereit hielten. Diesen Schluck Wasser mussten wir im Laufen trinken und uns wieder in die Kolonne eingliedern, ohne bei alledem aufzufallen. Denn sie machten Jagd auf alle, die das wagten, und wehe denen, die sich durch nasse Hände, feuchte Lippen oder Wasserflecken auf Hemd oder Hose verrieten!

Die ‹boches› hatten wirklich eine merkwürdige Art, sich zu vergnügen. Wenn wir irgendwo anhielten, wussten sie genau, dass wir Schwarzen vor Durst fast umkamen. Trotzdem ließen sie uns vor einem sprudelnden Springbrunnen antreten. Das machte den brennenden Durst noch schlimmer. Ein Deutscher ging mit einem automatischen Gewehr neben dem Brunnen in Stellung, und dann ließen sie uns allein. Getrieben von unerträglichem Durst und in der Hoffnung, der Wärter möge nichts bemerken, stürzten wir uns im Pulk auf den Brunnen. Schon spuckte das Maschinengewehr Feuer. Die als Erste das Wasser erreicht hatten, brachen unter den Kugeln zusammen, die anderen schreckten zurück, und die deutschen Schweinehunde bogen sich vor Lachen. Sie freuten sich, mal wieder ein Viertelstündchen gute Unterhaltung genossen zu haben. In mehr oder weniger gutem Französisch wandten sich deutsche Soldaten dann an die französischen Gefangenen und höhnten: ‹Schaut sie euch an: eure Kinder, die Kinder eurer ‹Großen Nation›!› Andere spotteten: ‹Wir sind nicht auf die Hilfe von Negern angewiesen, um Krieg zu führen. Seht euch genau an, was wir mit euren Negern machen.› In Saint Pol dagegen rief eine Französin am Straßenrand ihrem Mann zu: ‹Sieh nur – wir haben den Krieg verloren, denn sie haben die Kolonialtruppen gefangen genommen.› Ich war sehr bewegt von diesen Worten. Ich hätte dieser tapferen Dame gerne gesagt, dass unsere Kameraden anderswo noch immer Widerstand leisteten. Aber der gebrüllte Befehl ‹lesse› (‹los›) holte mich in die Realität zurück, und ich setzte meinen Weg im Laufschritt fort. Wir wurden auf ein Schiff verfrachtet, und die SS trieb uns mit vorgehaltenen Pistolen wie Vieh zusammen.

Nach vier Tagen auf dem Wasser ohne jegliche Verpflegung gingen wir in Wesel von Bord. Die Nazis erwarteten uns: Männer, Frauen und Kinder bespuckten und beschimpften uns und machten uns gestenreich klar, dass sie uns am liebsten die Kehlen durchschneiden würden. Gleichzeitig nutzten sie jede Gelegenheit, uns ein paar Fußtritte zu versetzen.

Am Bahnhof gab es einen Laib Brot für je sechs Mann und erstmals auch Wurst. Schließlich wurden wir in Waggons verladen, so viele Männer, wie sich irgendwie hineinpressen ließen, einer dicht an den anderen gedrängt. Dann schlugen sie die Türen zu! Nach zwei Tagen lud man uns aus und führte uns ins Stammlager VI/C in Bathorn [Emsland]. Wir wurden in Zelten untergebracht, fotografiert und dann gewaschen. Dabei habe ich begriffen, was es mit dem deutschen Wesen und der ‹überlegenen Herrenrasse› auf sich hat. Sie schienen zu glauben, unsere Haut sei schwarz, weil unsere französischen Kolonialherren nicht darauf geachtet hatten, dass wir uns ausreichend wuschen. Jedenfalls unternahmen sie alles, um einen gewissen Mamadou N'diaye unter der Dusche weiß zu schrubben. Mit Seife, Lappen und heißem Wasser schrubbten sie ihn so lange ab, bis er am ganzen Körper wund war. Die weißen französischen Gefangenen belegten die eine Lagerhälfte, die Schwarzen und die Araber die andere. Sie schlugen und traten uns und trieben uns mit Stiefeltritten vor sich her.

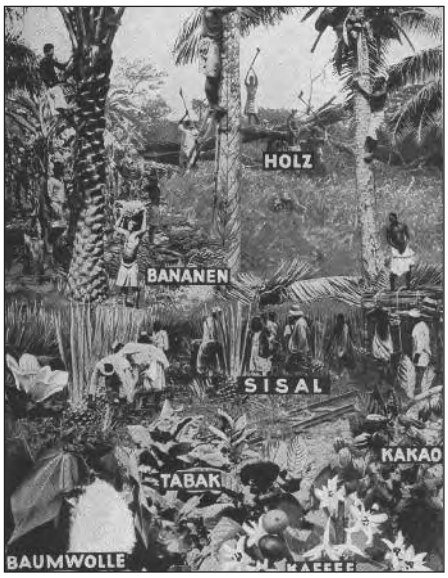
Tag für Tag kamen Leute aus den umliegenden Dörfern, um uns zu begaffen: die Raubtiere, vor denen schon ‹Mein Kampf› gewarnt hatte, die Affen im Käfig. Wir mussten arbeiten, Kanäle ausheben, und wenn wir danach erschöpft und hungrig ins Lager zurückkehrten, mussten wir für die Deutschen tanzen. Sie unterschieden die Tänze nach ‹Rassen›, und je lächerlicher wir dabei wirkten, um so besser – so lange bis diese Herren all ihre Filme verschossen hatten für Fotos, die erheiternd und natürlich zugleich wirken sollten. Bis zu meinem Tod werde ich nie vergessen, wie sie uns geschunden haben.»

Onana, Charles: La France et ses tirailleurs.
Enquête sur les combattants de la République.
Paris 2003. S. 131-137.

Grenzen wie mit dem Waidmesser gezogen

Die Aufteilung Afrikas durch die europäischen Kolonialmächte

Nach Jahrhunderten des Sklavenhandels und der Jagd auf Gold und andere Reichtümer Afrikas verständigten sich die europäischen Kolonialmächte Ende des 19. Jahrhunderts darauf, den afrikanischen Kontinent untereinander aufzuteilen. Ohne Rücksicht auf bestehende Gesellschaften und gewachsene Strukturen legten sie Grenzen für «ihre» Einflussbereiche in Afrika fest und etablierten mit Hilfe einheimischer Würdenträger und überlegener Waffen verschiedene Formen kolonialer Herrschaft. Die Folgen dieser willkürlichen Zerstückelung des Kontinents durch die Europäer zeigen sich bis heute: in Grenzkonflikten, ethnischen[1] Spannungen und Kriegen.



«Die pflanzlichen Rohstoffe unserer Kolonien», Fotomontage. Die europäischen Kolonialmächte, so auch Deutschland, beanspruchten die Rohstoffe Afrikas für die Industrialisierung. Kuntze: Paul H.: Das Volksbuch unserer Kolonien. Leipzig 1938. Tafel 23. S. 70.

Im 15. Jahrhundert erkundeten europäische Seefahrer die afrikanischen Küsten. Sie waren auf der Suche nach Gold, Silber, Edelsteinen und anderen in Europa begehrten Rohstoffen. Ab dem 16. Jahrhundert verschleppten europäische Händler zuerst Millionen afrikanische Männer, Frauen und Kinder als Sklaven nach Amerika. Dort tauschten sie ihre menschliche Ware gegen Kaffee, Gewürze und andere Güter ein, die dann in Europa verkauft wurden. Die Profite aus diesem Dreieckshandel bildeten die finanzielle Grundlage für die Industrialisierung Europas. 1570 erklärten die Portugiesen Angola zu ihrer Kolonie und 1652 besetzten die Holländer das Kap in Südafrika. Ab dem 18. Jahrhundert drangen europäische Forscher auf der Suche nach den Quellen des Nils, des Nigers und des Sambesi Flusses erstmals tief ins Innere des Kontinents vor. Ihnen folgten christliche Missionare und europäische Handelsgesellschaften, die auch Stützpunkte an den afrikanischen Küsten errichteten.

Noch 1880 waren nur 20 Prozent Afrikas kolonisiert. Doch dann geriet der Kontinent zunehmend in das Visier der imperialistischen europäischen Großmächte, von denen das britische Empire mit Abstand die größte war. Die europäischen Staaten wollten mehr Rohstoffe für die fortschreitende Industrialisierung, neue Absatzmärkte und neue gesicherte Handelsrouten, z.B. in den Fernen Osten, nach Indien und China. Darum suchten sie ab Mitte des 19. Jahrhunderts auch politische Kontrolle über afrikanische Gebiete zu erlangen **(Quelle 1)**.

Der Streit um Afrika («scramble for Africa») begann 1881 mit der Unterwerfung Tunesiens als sogenanntes «Protektorat» durch Frankreich, der ein Jahr später die englische Besetzung Ägyptens folgte. Besonders über den Mündungsbereich des Kongo entbrannten heftige Auseinandersetzungen zwischen Frankreich, Belgien und Portugal. Um diese Rivalitäten in geregelte Bahnen zu lenken, lud der deutsche Kanzler Otto von Bismarck von November 1884 bis Februar 1885 nach Berlin zur sogenannten «Kongo-Konferenz» ein. Dort einigten sich Vertreter aus 14 Staaten – Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Portugal, Belgien, Niederlande, Spanien, Italien, Österreich-Ungarn, Russland, USA, Dänemark, Schweden und Türkei – auf die so genannte «Kongo-Akte» **(Quellen 2 und 3)**.

Diese legte künstliche Grenzen fest, die den Erdteil in 50 Länder zerteilten. Rund 1000 afrikanische Regionen, Kulturen und Gesellschaften wurden willkürlich voneinander getrennt und ebenso willkürlich zu Kolonien zusammengefasst.

Joseph Ki-Zerbo, Historiker aus Burkina Faso, der in den sechziger Jahren die erste Geschichte seines Kontinents aus afrikanischer Sicht verfasste, beschrieb die Folgen am Beispiel der Grenzziehung zwischen Ghana und dem damaligen Obervolta: «Diese imaginäre Linie verlief offensichtlich quer durch verschiedene Völker, wie die Gurunsi, die Dagari und die Bista. Die Ewe von Togo gehörten teils zum englischen, teils zum deutschen Einzugsbereich. […] Das Haussavolk wurde gespalten, ein Teil fiel an Nigeria, der andere zum Niger usw. Jede Grenze, die so auf dem afrikanischen Kontinent gezogen wurde, glich einem Schnitt mit dem Waidmesser.»[2]

Weiterhin vereinbarten die europäischen Konkurrenten freie Schifffahrt auf den Flüssen Kongo, Niger und Sambesi, Handelsfreiheit im gesamten Einzugsgebiet von Kongo und Niger sowie die «effektive Besitzergreifung» eines Gebietes als Bedingung für ein von allen in Berlin vertretenen Regierungen anerkanntes «Protektorat». Das führte dazu, dass europäische Emissionäre Tausende afrikanische Herrscher überredeten, «Verträge» mit ihnen abzuschließen und ihre Länder als «Schutzgebiete» unter europäische Kontrolle zu stellen. Dabei gingen die Europäer in der Regel mit Betrug und üblen Tricks, zum Beispiel falschen Übersetzungen der «Verträge», vor.

Im Ergebnis beherrschte Frankreich schließlich den Westen und Norden Afrikas, Italien das angrenzende Libyen sowie Eritrea und Somaliland. Das britische Kolonialreich reichte von der Goldküste am Atlantik bis nach Kenia am Indischen Ozean und von dort weiter in den Süden bis nach Zimbabwe und Botswana. Auch die Südafrikanische Union war von Großbritannien abhängig. Im Herzen des Kontinents plünderte der belgische König Leopold die Kongoregion aus, die in seinem Privatbesitz war. Spanien kontrollierte den Westen der Sahara und Portugal die kapverdischen Inseln, Angola und Mosambik. Deutschland herrschte in Kolonien, die quer über den Kontinent verstreut waren: Togo und Kamerun, Ost- und Südwestafrika.

Formen kolonialer Herrschaft

Mit europäischen Verwaltungssprachen, Schulsystemen, Währungen und Wirtschaftsstrukturen machten sich die Kolonialherren die afrikanischen Länder untertan und richteten sie ausschließlich auf ihre Interessen an der Ausplünderung wichtiger Rohstoffe aus.

Frankreich bediente sich dabei der so genannten direkten Herrschaft. Wichtige Verwaltungsstellen wurden mit europäischen Beamten besetzt, bestehende Regierungsstrukturen zerschlagen und lokale «chèfs» allenfalls gegen geringe Entlohnung in Dienst genommen, etwa um Steuern einzutreiben oder Arbeitskräfte zu rekrutieren. Ein kleiner Teil der Afrikaner sollte vollständig assimiliert werden, d.h. die französische Staatsbürgerschaft mit allen Rechten und Privilegien erhalten, sowie Ausbildungschancen und das Wahlrecht im «Mutterland». Die meisten Afrikaner aber wurden assoziiert: Sie sollten ihr «Mutterland» lieben und blieben Untergebene mit sehr eingeschränkten Rechten und zahlreichen Pflichten wie Steuerabgaben, Zwangsarbeit und Militärdienst.

Die britischen Imperialisten bauten ihre Macht auf ein System indirekter Herrschaft: Afrikaner sollten auf lokaler Ebene weiterhin von ihren eigenen Königen und lokalen «chiefs» regiert werden, allerdings kontrolliert und «beraten» von britischen Verwaltungsbeamten. Lehnten die afrikanischen Funktionsträger dies ab, wurden sie ausgetauscht. Dieses System war billig und effizient.

In den deutschen Kolonien gab es keinerlei Versuche, die Einheimischen zu kooptieren. An der Spitze der Kolonien stand ein «Kaiserlicher Kommissar» mit den Aufgaben eines Gouverneurs und ihm zur Seite Stationsleiter, die häufig durch ihre unkontrollierte Machtfülle mit großer Willkür über ihre Untertanen herrschten. Afrikaner durften lediglich einfache Soldaten der deutschen «Schutztruppen» werden.

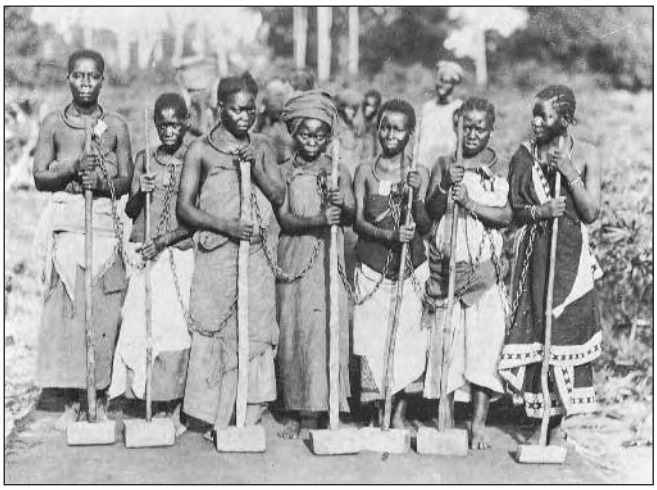
Zwang und Gewalt

Alle Kolonialmächte raubten den Einheimischen ihren angestammten Boden und beschafften sich die für die Verwaltung notwendigen Finanzmittel durch Steuern und Zwangsarbeit. Nach dem Motto «Teile und Herrsche» nutzten sie politische Konflikte der Afrikaner untereinander und schürten Rivalitäten zwischen ethnischen Gruppen. In nicht wenigen Ländern schufen die europäischen Regenten so den Nährboden für gewaltsame Auseinandersetzungen, die bis in die Gegenwart reichen. Die Fremdherrschaft veränderte auch die bestehenden afrikanischen Wirtschaftsstrukturen tiefgreifend. Die Bauern konnten kaum noch Feldfrüchte für den Eigenbedarf anbauen, sondern mussten für die Kolonialherren arbeiten. Die «chiefs» und «chèfs» waren aufgefordert, Kontingente von Zwangsarbeitern zu stellen, die ihre Familien verlassen und auf weit entlegenen Plantagen Pflanzen für den Export produzieren mussten: Erdnüsse, Kaffee, Kakao, Kautschuk, Ölsaaten. Andere mussten in Gold- und Diamanten-Minen schuften. Diese Bergwerke gehörten großen europäischen Konsortien, die die Bodenschätze außer Landes schafften. Eine nennenswerte verarbeitende Industrie in den afrikanischen Ländern entstand dabei nicht.

In vielen afrikanischen Kolonien gab es Widerstand gegen die Herren aus Europa. Aber stets haben die Europäer die Aufstände mittels ihrer überlegenen Militärtechnik und mit brutaler Gewalt niedergeworfen **(Quelle 6)**, so auch in Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tansania, und in Deutsch-Südwest, dem heutigen Namibia. 1904 hatten die Landenteignung, das rassistische Gehabe der Kolonialherren und eine katastrophale Rinderpest einen Aufstand der Herero ausgelöst, denen sich bald auch die Nama anschlossen **(Quellen 4 und 5)**. Der Oberkommandierende der deutschen «Schutztruppe», Generalleutnant Lothar von Trotha, erteilte daraufhin den Befehl zum Völkermord an den Einheimischen: «Innerhalb der Deutschen Grenze wird jeder Herero mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber und keine Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volke zurück oder lasse auch auf sie schießen.»[3] Drei Viertel der Herero und die Hälfte der Nama kamen in Konzentrationslagern ums Leben oder verdursteten in der wasserlosen Omaheke Wüste, in die man sie vertrieben hatte.

Ideologie

Seit ihren ersten Kontakten zu Afrikanern beschrieben die Europäer diese mit rassistischem Dünkel – etwa als «tierähnliche» Wesen. Wissenschaftler, Forschungsreisende und Philosophen



«Eingeborene in Ketten».
Zwangsarbeiterinnen in einer deutschen Kolonie um 1900.

begründeten den Mythos von den angeblich höherwertigen «Kultur-» und den niedrigstehenden «Naturvölkern» – ohne jegliche Kenntnis der Geschichte Afrikas. Die naturwissenschaftlichen Lehren etwa Charles Darwins, wonach angeblich «der Stärkere überlebt», boten Rechtfertigungen für den «Auftrag des weißen Mannes», die angeblich weniger entwickelten Völkern zu «zivilisieren». Christliche Missionsgesellschaften und große Teile der Wissenschaften von der Völkerkunde bis zur Geographie und Medizin lieferten Rechtfertigungen für die vermeintliche biologische, geistige und kulturelle «Überlegenheit der weißen Rasse». Der rassistischen Ideologie entsprach die koloniale Praxis mit ihren brutalen Zwangsarbeits-, Erziehungs- und Steuersystemen[4].

Verdrängte Erinnerungen

Jahrzehntelang haben die europäischen Staaten das dunkle Kapitel der Kolonialgeschichte verdrängt. Kein westlicher Regierungschef hat sich jemals für die Verbrechen während der kolonialen Ära entschuldigt. Aber seit Anfang des neuen Jahrtausends werden die Stimmen aus den Ex-Kolonien immer lauter, die Entschuldigung und Wiedergutmachung verlangen: 2001 forderten afrikanische Vertreter auf der UN-Konferenz gegen Rassismus im südafrikanischen Durban die Einrichtung eines globalen Fonds zur Entschädigung der Opfer von Rassismus und Kolonialisierung.[5] «Entschädigungen als Basis des Erinnerns und der Kritik müssen als eine notwendige Voraussetzung für die Glaubwürdigkeit der eurozentrischen Geschichtsschreibung und als Korrektiv für Europas ausschließende Weltsicht angesehen werden», schrieb der nigerianische Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka.[6] Eine koordinierte Bewegung ist daraus bisher allerdings nicht entstanden.

Im Jahr 2003 listeten die Herero aus Namibia Reparationsforderungen in Höhe von vier Milliarden US-Dollar auf und reichten in den USA eine Klage gegen die deutsche Bundesregierung wegen des Völkermords von 1904 ein.[7] Zum Gedenktag an den Völkermord an den Herero sprach die Ministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Heidemarie Wieczorek-Zeul im Jahr 2004 zwar von «bewusster Erinnerung» und von einer «besonderen Verantwortung» Deutschlands im «Sinne der Versöhnung». Aber zu einer offiziellen Entschuldigung war die Bundesregierung bisher nicht zu bewegen, geschweige denn zu Entschädigungszahlungen an die Nachkommen der afrikanischen Opfer deutscher Kolonialverbrechen. Im selben Jahr erinnerten Experten und Aktivisten auf einer internationalen «Antikolonialen Afrika Konferenz» in Berlin daran,[8] dass auch 120 Jahre nach der «Kongo-Konferenz» die europäische Entwicklungs- und Migrationspolitik noch von kolonialem und rassistischem Gedankengut durchzogen sind **(Quelle 7)**. «Wir sind hier, weil ihr unsere Länder zerstört», hieß es im Aufruf und so lautet auch der Slogan der bundesweit aktiven Flüchtlingsinitiative «The Voice» aus Jena.[9] «Die himmelschreiende Ungerechtigkeit der Weltwirtschaft wird von allen anerkannt, und scheint unveränderbar – weil die Länder des Nordens nicht bereit sind, auch nur auf einen Bruchteil ihrer Privilegien zu verzichten» hieß es in dem Aufruf weiter. «Die EU hat nichts besseres zu tun, als im Kolonialismus entstandene Wirtschaftsbeziehungen durch Erpressungen zu festigen (sinngemäß: ‹Wir nehmen Eure Exportgüter überhaupt nur dann, wenn ihr alle Flüchtlinge zurücknehmt, die wir loswerden wollen, egal, woher sie kommen›) und ansonsten dabei zuzusehen, wie afrikanische Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken. Zwischen 1993 und 2004 sind 5017 Flüchtlinge bei dem Versuch die Grenzen der ‹Festung Europa› zu überwinden ertrunken, erfroren oder erstickt.»[10]

Hinweise für den Unterricht

Aus dem Text sollten sich die Charakteristika, Formen und Ideologien kolonialer Herrschaft heraus filtern lassen. Die **Quellen 1, 2 und 3** stellen die europäische Perspektive der Kolonialisierung dar: die nüchternen ökonomischen und politischen Machtinteressen. Die **Quellen 4 und 5** belegen, dass es auch Widerstand gegen die koloniale Gewalt der europäischen Herrscher **(Quelle 6)** gab. **Quelle 7** zeigt, dass die Geschichte bis heute virulent ist und das Verhältnis zwischen Europa und seinen ehemaligen Kolonien prägt.

Fragestellungen:

- Beschreiben Sie das Vorgehen der europäischen Eroberer während der Kolonialzeit.
- Analysieren Sie die Herrschaftsverhältnisse in den verschiedenen Kolonien Afrikas vor dem Zweiten Weltkrieg.
- Untersuchen Sie die These: Koloniale Gewaltverhältnisse (politisch, sozial und wirtschaftlich) wirken bis heute fort – z.B. in der Flüchtlingspolitik.
- Recherchieren Sie den neuesten Stand zur Frage von Entschuldigungen und Entschädigungen der Bundesregierung für den deutschen Völkermord an den Herero in Namibia während des Ersten Weltkriegs. (www.issa-bonn.org)
- Bilden Sie sich ein Urteil über die websites www.deutsche-schutzgebiete.de und www.lwg.uni-hannover.de/wiki/Zur_Darstellung_deutscher_Kolonialgeschichte_im_Internet

Fußnoten

1 Der Begriff «Ethnie» klingt neutraler als «Rasse» oder «Stamm», wird aber häufig ähnlich verwendet, indem er nicht-westliche und «nicht-weiße» Kulturen beschreibt, unzulässig verschiedene Gesellschaften unter einem Namen subsumiert und inhaltlich unbestimmt bleibt. Wir verstehen hier unter «ethnischen» Gruppen Gesellschaften in Afrika, die sich selbst voneinander abgrenzen, so wie sie etwa der afrikanische Historiker Joseph Ki-Zerbo in seiner Geschichte Schwarzafrikas beschrieben hat. (Vgl. hierzu sein Zitat S. 8)

2 Ki-Zerbo, Joseph: Die Geschichte Schwarzafrikas. Frankfurt a.M. 1981. S.447.

3 Zimmerer, Jürgen; Zeller, Joachim: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Berlin 2003. S. 115.

4 Gründer, Horst (Hg.): «… da und dort ein junges Deutschland gründen». Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis 20. Jahrhundert. München 1999. Kapitel V.

5 www.mund.at/archiv/februar1/aussendung060201.htm

6 Soyinka, Wole: Die Last des Erinnerns. Was Europa Afrika schuldet – und was Afrika sich selbst schuldet. Düsseldorf 2001. S. 52.

7 Nach US-amerikanischem Strafrecht können an den dortigen Gerichten auch ausländische Konzerne, Institutionen und Personen belangt werden, die internationales Recht verletzt haben.

8 Weitere Informationen: www.freiburg-postkolonial.de, www.deutschland-postkolonial.com

9 www.thevoiceforum.org

10 www.unitedagainstracism.org

Formen der Kolonialherrschaft in Afrika

Quelle 1
Ziele des Imperialismus

Paul Leroy Beaulieu (1843-1916), international bekannter französischer Ökonom, schrieb 1891 in einem seiner Lehrbücher:
«Imperialismus meint etwas völlig anderes als den Verkauf oder Kauf von Gütern. Er hat tiefgreifende Auswirkungen auf das Territorium und die dort Lebenden, bringt ihnen ein wenig Bildung und ordentliche Justiz, lehrt sie die Teilung der Arbeit und den Gebrauch von Kapital, falls sie noch nichts davon wissen. Er eröffnet nicht nur den Waren aus dem Mutterland neue Räume, sondern auch seinem Kapital und Ersparnissen, seinen Ingenieuren, Abenteurern und Emigranten. […] Imperialismus ist also ein systematisches Vorgehen eines organisierten Volkes gegen ein anderes Volk, dessen Organisation unzureichend ist, und er setzt voraus, dass der Staat selbst und nicht irgendwelche Individuen für diese Mission verantwortlich sind. […] Europäische Kapitalisten – und damit meinen wir nicht nur Bankiers, sondern jeden, der etwas Geld beiseite legt, sei es ein bescheidener Angestellter, ein Bauer, ein Arbeiter, eine alte Jungfer oder Witwe – können bei der Kolonisierung und der Ausbeutung des Globus effektiv mitwirken, ohne den heimischen Herd verlassen zu müssen […] Alles, was sie tun müssen ist, ihre Ersparnisse in Unternehmen anzulegen, die in jenen Ländern Straßen bauen, Kanäle ausheben, Fabriken errichten und den Boden urbar machen. […] Zusammengefasst heißt das: die alten Länder werden zu Investoren, denen der Rest der Welt wachsende Profite bietet.»

S. Pollard et al: Documents of European Economic History, Vol. 2. S.165-7.

Quelle 2
Deutsche fürchten nichts …

Zeitgenössische Postkarte.

Reichskanzler Otto von Bismarck sagte am 6. Februar 1888:
«Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt; und diese Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen lässt.»

www.deutsche-schutzgebiete.de/bismarck.htm

Quelle 3
Kongo Akte von 1885

Aus der Generalakte der Berliner Konferenz:
«Im Namen des Allmächtigen Gottes.
Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König von Preußen, Seine Majestät der Kaiser von Österreich, König von Böhmen und Apostolischer König von Ungarn, Seine Majestät der König der Belgier, Seine Majestät der König von Dänemark
Seine Majestät der König von Spanien, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, der Präsident der Französischen Republik, Ihre Majestät die Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien, Seine Majestät der König von Italien, Seine Majestät der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, Seine Majestät der König von Portugal und Algarvien, Seine Majestät der Kaiser Aller Preußen, Seine Majestät der König von Schweden und Norwegen und Seine Majestät der Kaiser der Ottomanen,

in der Absicht, die für die Entwickelung des Handels und der Zivilisation in gewissen Gegenden Afrikas günstigsten Bedingungen im Geiste guten gegenseitigen Einvernehmens zu regeln und allen Völkern die Vortheile der freien Schiffahrt auf den beiden hauptsächlichsten, in den Atlantischen Ozean mündenden afrikanischen Strömen zu sichern [Kongo und Niger]; andererseits von dem Wunsche geleitet, Missverständnissen und Streitigkeiten vorzubeugen, welche in Zukunft durch neue Besitzergreifungen an den afrikanischen Küsten entstehen könnten und zugleich auf Mittel zur Hebung der sittlichen und materiellen Wohlfahrt der eingeborenen Völkerschaften bedacht, haben […] beschlossen, zu diesem Zweck eine Konferenz in Berlin zu versammeln. […] »

http://mdz1.bib-bvb.de/cocoon/reichstag/Blatt_rtb093,0332.html

Quelle 4
Hendrik Witbooi

Hendrik Witbooi

Kolonialherrschaft gestern, Entschädigungsforderungen heute

Quelle 5
Fremdherrschaft in Deutsch-Südwest

Hendrik Witbooi, Oberhaupt der Nama, gab 1904 den Befehl zum Aufstand gegen die Deutschen. Er schrieb in einem Brief an die deutsche Kolonialverwaltung:

«Der Deutsche […] führt Gesetze ein […] [die] völlig unmöglich sind, unhaltbar, unglaublich, unerträglich, undankbar und grausam. […]
Er hat Menschen zu Tode geprügelt, die ihm Geld schuldeten. […]
Er züchtigt Menschen auf schändliche und grausame Weise. Wir, die er für dumm und unintelligent hält, haben niemals menschliche Wesen auf so erbarmungslose und unangebrachte Art behandelt wie er, der Menschen auf den Rücken legt und ihnen auf den Bauch und zwischen die Beine prügelt, Männer wie Frauen, von denen, wie sich Euer Ehren vorstellen kann, keiner solch eine Strafe überleben kann.»

John Jay College of Criminal Justice, USA, New York: http://web.jjay.cuny.edu/~jobrien/reference/ob22.html

Quelle 6
Foltermethoden im Kongo

E.J. Glave begleitete den britisch-US-amerikanischen Journalisten Henry Morton Stanley bei seiner Erforschung des Kongobeckens (1874-1877) und war überzeugt, dass Eingeborene «mit äußerster Härte» behandelt werden müssten. 1895 bereiste er erneut den (nun von Belgien kolonisierten) Kongo und schilderte in seinem Tagebuch eine neue Art der Folter mit einer Peitsche, der «chicotte».

«Die chicotte aus roher, getrockneter Flusspferdhaut, neu und gezwirbelt wie ein Korkenzieher, mit Kanten scharf wie ein Messer, ist eine furchtbare Waffe. Schon die ersten Schläge treiben das Blut hervor. […]
Gewöhnlich verfällt der Gepeitschte nach 25 bis 30 Hieben in einen Zustand absoluter Unempfindlichkeit. Beim ersten Schlag schreit er furchtbar, danach wird er ruhiger, verstummt, ist nur mehr ein stöhnender, bebender Klumpen Fleisch, bis endlich alles vorüber ist. […]
Vor allem Jungen von zehn, zwölf Jahren werden von reizbaren, hitzigen Gebietern oft noch grauenvoller zugerichtet. […]
Dabei halte ich für ausgemacht, dass ein Mann, der hundert Hiebe erhält, an der Schwelle zum Tode steht und, sollte er überleben, seelisch für sein ganzes Leben gezeichnet ist.»

Lindquist, Sven: Durch das Herz der Finsternis. Zürich 2002. S. 46f.

Quelle 7
«Entschuldigung und Entschädigung!»

Zum Jahrestag der Berliner Kongo-Konferenz fand 2004 eine antikoloniale Konferenz in Berlin statt, bei der afrikanische Politiker, afrikanische Flüchtlinge und deutsche Afrika-Initiativen «Entschuldigung und Entschädigung für die Kolonisation» verlangten. Ihre zentralen Forderungen lauteten:

«**1. Beendigung aller Kriege.** Kein militärischer Schutz bei der Ausbeutung von Rohstoffen, kein Export von Waffen nach Afrika, keine Entsendung von Interventionstruppen. […]

2. Koloniale Mentalitäten aufbrechen. Wahrnehmung des afrikanischen Widerstandes gegen die Kolonisation, die bis heute andauert.

3. Entschädigung – Legalisierung – Aufenthalt. Übernahme der politischen Verantwortung durch die Unterzeichnerstaaten der Berliner Kongo Konferenz für die Kolonialherrschaft, Pflicht der Entschädigung, Legalisierung von Menschen aus Afrika als erster Schritt und freier Zugang nach Europa.

4. Rassistische Gesetze abschaffen. Stop von Abschiebungen, Auflösung von Abschiebegefängnissen, Aufhebung von Einreise- und Arbeitsverboten sowie der Residenzpflicht für Flüchtlinge.

5. Einführung eines Antidiskriminierungsgesetzes

6. Schuldenerlass sofort. Wer so viel Geld als Entschädigung zu bekommen hat, hat keine Schulden. […]»

Presseerklärung der «Anticolonial Africa Conference» Berlin, 15. November 2004.

Plakat zur «Anticolonial Africa Conference», die vom 11. bis 15. November 2004 in Berlin stattfand, 120 Jahre nach der Berliner «Kongo-Konferenz», auf der die europäischen Kolonialmächte Afrika untereinander aufteilten.

«Unsere Kolonien militärisch voll ausnutzen»

Kolonialsoldaten im Ersten Weltkrieg

Die meisten europäischen Kolonialmächte, insbesondere Portugal, Spanien, England und Frankreich, haben bereits im Zuge der Kolonisation ab dem 17. Jahrhundert Afrikaner als Soldaten für ihre Eroberungsfeldzüge auf dem Kontinent rekrutiert. Im Ersten Weltkrieg kamen mehr als eine Million afrikanische Kolonialsoldaten zum Einsatz – auch in Europa und auch für das Deutsche Reich.

Askari mit Reichsfahne.

Deutsche «Schutztruppen»

Auf der Berliner «Kongo-Konferenz» von 1884 hatten die europäischen Mächte vereinbart, im Falle eines Kriegs in den afrikanischen Kolonien Neutralität zu wahren. Nachdem Deutschland (zusammen mit seinem Verbündeten Österreich-Ungarn) den Ersten Weltkrieg angezettelt hatte – u.a. um in Europa und später in den Kolonien neue Gebiete zu erobern – hatte Kaiser Wilhelm II. sich zunächst noch an diese Vereinbarung gehalten. Vorherrschende Meinung war, dass der Erste Weltkrieg in Europa entschieden würde. Für eine eigene schwarze Armee sprach sich deshalb zunächst niemand aus. Den deutschen Militärs erschienen die Kolonien zu weit von Europa entfernt und das dortige Rekrutierungspotential zu gering. Allerdings hetzten die deutsche Regierung und die deutsche Presse gegen die Inder und Afrikaner, die unter britischem und französischem Kommando auf dem europäischen Kriegsschauplatz kämpfen mussten **(Quelle 1)**. Als aber die Truppen der Entente (Großbritannien, Frankreich und Russland) die schlecht geschützten deutschen Kolonien eine nach der anderen einnahmen – Togo 1914, Deutsch-Südwestafrika 1915 und Kamerun 1916 – schickten auch die deutschen Kolonialherren Afrikaner an die Front.[1]

In Deutsch-Ostafrika ließ der hochdekorierte General Paul von Lettow-Vorbeck, der bereits als junger Offizier am Ausrottungskrieg gegen die Herero in Südwestafrika (heute: Namibia) beteiligt war (s. S. 35), während des Ersten Weltkriegs vier Jahre lang 4000 afrikanische *Askaris* (Kisuaheli «Wächter», «Krieger») wie eine Guerilla gegen alliierte Streitkräfte von 373 000 Mann antreten, von denen die meisten aus den britischen Kolonien an der Goldküste (heute: Ghana), Gambia, Nigeria, Indien und Britisch-Ostafrika (heute: Kenia) stammten. Auf beiden Seiten waren zudem Hunderttausende Träger zwangsverpflichtet worden. Sie schleppten die Ausrüstung der Offiziere, Waffen, Geschütze und Zelte über unwegsames Gelände. «Insgesamt kamen nach Schätzungen eines deutschen Beamten auf Seiten der Deutschen zwischen 100 000 und 120 000, bei den Alliierten ungefähr 250 000 Träger ums Leben». Rücksichtslos ließen die deutschen Befehlshaber Ernten und Vorräte bei den einheimischen Bauern einziehen und ließen ganze Landstriche nach den Schlachten verwüstet zurück. 300 000 Zivilisten starben an Hunger und Krankheiten.[2]

Im Deutschen Reich haben diese Kriegsverbrechen des Generals von Lettow-Vorbeck seinem Ruhm als erfolgreicher «Löwe von Afrika» keinen Abbruch getan. Seine Erinnerungen an den Afrikafeldzug mit dem Titel «Heia Safari» gehörten nach dem Ersten Weltkrieg zu den meistgelesenen Büchern über Afrika. Lettow-Vorbeck war später Mitglied der SA und die Nazis feierten ihn als Helden **(Quelle 2)**.

Bis heute wird er in rechtsextremen Kreisen als «Mann der Tat» verehrt. Zahlreiche Bundeswehr-Kasernen sind noch immer nach ihm benannt und 1964 wurde er mit militärischen Ehren beigesetzt. Verteidigungsminister Kai Uwe von Hassel hob bei dieser Gelegenheit hervor, dass Lettow-Vorbeck «im Felde unbesiegt» geblieben sei.[3] Die *Askaris* dagegen nannten ihn den «Herren, der unser Leichentuch schneidert.» An ihre Opfer erinnert hierzulande nur wenig **(Quellen 3 und 4)**.

Waffen des Königs

Auch die britischen Armeen hatten bereits bei ihrer kolonialen Expansion im 19. Jahrhundert in Indien, Nordamerika und Afrika Einheimische rekrutiert. Dabei unterschieden sie zwischen angeblich «kriegerischen» und «nichtkriegerischen Rassen» und beschrieben afrikanische Soldaten als «infantile und folgsame Wesen» **(Quelle 5)**. Anfang des 20. Jahrhunderts standen britische Kolonialarmeen in West- und Ostafrika, in Britisch-Somaliland und im heutigen Sambia. Allerdings wollte Großbritannien Afrikaner (im Gegensatz zu den angeblich «höher stehenden» Indern und Schwarzen aus den Dominions)[4] nicht auf europäischen Schlachtfeldern einsetzen. Sie fürchteten, dass ihre Untertanen die Waffen irgendwann auf ihre Unterdrücker richten könnten. Darum setzten sie ihre Kolonialeinheiten in Ostafrika zunächst nur als unbewaffnete Träger ein. Die meisten von ihnen wurden auf brutale Art zwangsrekrutiert. Darum flohen oder desertierten viele dieser Träger. Zahlreiche andere starben an Krankheiten, Unterernährung oder bei Unfällen. Erst als sich die Briten in Deutsch-Ostafrika nicht ge-

gen Lettow-Vorbeck durchsetzen konnten, rekrutierten sie Afrikaner auch als Soldaten. Sie verfolgten das sehr viel kleinere deutsche Heer durch Ostafrika und zwangen Lettow-Vorbeck am 25. November 1918 zur Aufgabe, zwei Wochen nach der Kapitulation des Deutschen Reiches in Europa.

Afrikaner in Frankreichs «Grande Guerre»

Napoleon III. hatte bereits in den 1850er Jahren Kolonialsoldaten in Algerien (*Turkos*) rekrutieren lassen, die auch auf europäischen Kriegsschauplätzen zum Einsatz kamen. 1857 hatte er per Dekret die *Tirailleurs Sénégalais* (Senegalschützen) aus Westafrika zu einer Truppe zusammengefasst. Seitdem trugen alle westafrikanischen Kolonialsoldaten ungeachtet ihres Herkunftslandes diesen Namen. Von der Ära Napoleon Bonapartes bis zum Ersten Weltkrieg rekrutierten die Franzosen mehr als eine Million Männer in ihren Kolonien: in der Karibik, Indochina, Ozeanien und vor allem in Afrika. Ein wichtiger Grund war der Mangel an eigenen Soldaten.

Bis zum Ersten Weltkrieg waren die *Tirailleurs* im wesentlichen schlecht bezahlte Söldner. 1912 führte die französische Republik auch in den Kolonien eine eingeschränkte Wehrpflicht ein, falls es Frankreich an Freiwilligen fehlen sollte. Als sich 1914 abzeichnete, dass es zum Krieg kommen würde, argumentierte General Charles Mangin, Kolonialoffizier im Sudan und in Marokko, gegen Skeptiker im Parlament, schwarze Streitkräfte seien «gestern nützlich gewesen, heute notwendig und morgen unentbehrlich» **(Quelle 6)**.[5] Im Ersten Weltkrieg galt ab 1916 auch in den Kolonien die allgemeine Wehrpflicht für alle Männer ab 20 Jahren. Die Bevölkerungszahl in Frankreich stagnierte und die Afrikaner sollten die französischen Soldaten in Afrika ersetzen, damit diese in Europa kämpfen konnten: «Es ging um die Aufstellung einer ‹Schwarzen Armee›, einer systematischen Rekrutierung und Ausbildung von ‹Kanonenfutter› in den Kolonien. […] Dreiviertel aller Soldaten in den während des Ersten Weltkriegs von Französisch-Westafrika gestellten Truppenkontingenten waren Zwangsrekrutierte.»[6] Der Historiker Myron Echenberg schreibt: «Frankreich unterschied sich von anderen Mächten durch seine Entschlossenheit, die *Tirailleurs Sénégalais* als Expeditionskorps in jedem Winkel seines Kolonialreiches einzusetzen.» Anders als die Briten schickten die französischen Regierungen Kolonialsoldaten auch in europäische Kriege. «Die Briten vermieden es akribisch, nichtweiße Truppen sowohl für die Verteidigung der Heimat […] als auch zur Besatzung fremder Territorien einzuplanen. […] Die Franzosen taten etwas, was andere Kolonialmächte nicht wagten: Sie bewaffneten und trainierten eine große Zahl potentiell rebellischer kolonialer Untertanen in dem, was man euphemistisch moderne Kriegsführung nannte.»[7] Allein in Französisch-Westafrika (Afrique Oriental Français), AOF, (heute: Mauretanien, Senegal, Mali, Burkina Faso, Niger, Guinea, Elfenbeinküste, Togo, Benin) rekrutierten die Franzosen 180 000 *Tirailleurs Sénégalais*. Algerien stellte weitere 160 000 Soldaten für die acht Millionen Mann starke französische Armee sowie fast 100 000 Arbeiter für französische Bergwerke und die Rüstungsindustrie **(Quellen 7 und 8)**. Wie viele gefallen sind, verletzt oder vermisst wurden, ist «nie offiziell bekannt gemacht worden».[8] Algerische Einheiten zum Beispiel sind in Nordfrankreich «von der überlegenen deutschen Artillerie und deren automatischen Waffen zu Tausenden niedergemetzelt worden» oder den klimatischen Härten zum Opfer gefallen. Insgesamt kämpften eine halbe Million Afrikaner im Ersten Weltkrieg auf Seiten Frankreichs und mit hoher Wahrscheinlichkeit sind mehr als 100 000 umgekommen.

Porträt eines Tirailleur Sénégalais*, 1914. (Postkarte).*

Hinweise für den Unterricht

Quelle 1 zeigt exemplarisch die rassistischen Hauptmuster der deutschen Propaganda bei der Darstellung der alliierten Kolonialsoldaten: «wild» und «tierisch», also entmenschlicht und brutal. **Quelle 2** dokumentiert dagegen, wie die deutsche Propaganda die Zwangsrekrutierung eigener Kolonialsoldaten in Deutsch-Ostafrika schönfärbte. Mit den **Quellen 3 und 4** lassen sich die koloniale Traditionspflege der Wehrmacht (sowie später der Bundeswehr) und antikoloniales Gedenken gegenüberstellen. Anhand der **Quellen 5** (britisch) **und 6** (französisch) lassen sich die rassistischen Grundmuster der Kolonialmächte vergleichen. In den **Quellen 7 und 8** erzählen afrikanische Veteranen von historischen und aktuellen Kriegserfahrungen.

S. 216

Fragestellungen:

- Nennen Sie die Zielsetzungen der Kolonialmächte für den Einsatz afrikanischer Kolonialsoldaten im Ersten Weltkrieg.
- Vergleichen Sie das Bild, das damals in Europa von afrikanischen Kolonialsoldaten verbreitet wurde mit vorherrschenden Bildern von Afrikanern heute.
- Beschreiben Sie die Unterschiede in der Art, wie die Kolonialmächte ihre Kolonialsoldaten im Krieg einsetzten und nennen Sie Gründe dafür. (Vgl. hierzu die Charakterisierung verschiedener Formen kolonialer Herrschaft auf S. 35 ff.).

Fußnoten

1 General Erich Ludendorff notierte in seinen Memoiren, dass Frankreichs Nutzen aus seinem Kolonialreich nicht hoch genug einzuschätzen sei. Immerhin habe der Feind vor allem im entscheidenden Sommer 1918 den Krieg «in weiten Teilen mit farbigen Truppen geführt». In: Kaké, Ibrahim Baba: Mémoires d'Afrique. Les Légions Noires. Paris 1976. S. 5.

2 Baer, Martin; Schröter, Olaf: Eine Kopfjagd. Deutsche in Ostafrika. Berlin 2001. S. 137.

3 Konkret 4/2007. S. 49.

4 Neben den eigentlichen Kolonien gab es im britischen Empire u.a. Protektorate, Dominions, Treuhand- und Mandatsgebiete. Als Dominions wurden ab Anfang des 20. Jahrhunderts offiziell die sich selbst verwaltenden Kolonien des Britischen Reiches bezeichnet.

5 Mangin, Charles: La Force Noir. Buch I und II. Paris 1910. o.S. Insgesamt kämpften im Ersten Weltkrieg 930 000 nichteuropäische Soldaten aus 40 verschiedenen Ländern. Bochareb, Rachid; Olivier Lorelle: Indigènes. Frankreich 2006. S. 182.

6 Grätz, Tilo: Zur sozialen und politischen Situation von Kriegsveteranen in Nord - benin. In: Höpp, Gerhard (Hg.): Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen 1914-1945. Berlin 2000. S. 257.

7 Echenberg, Myron: Colonial Conscripts. The Tirailleurs Sénégalais in French West Africa, 1857-1960. Portsmouth, London 1991. S. 4.

8 Recham, Belkacem: Les Musulmans Algériens dans l'Armée Française (1919 – 1945). Paris 1996. S. 23f.

Deutsche Haltungen zu Kolonialsoldaten

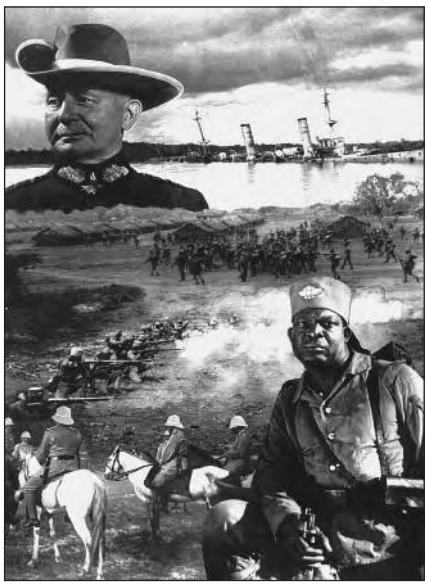
Quelle 1
Deutsche Kriegspropaganda gegen fremde Kolonialsoldaten …

Der deutsche Schriftsteller Hans Friedrich Blunk meldete sich 1915 freiwillig zum Kriegsdienst. (Im «Dritten Reich» sollte er von 1933 bis 1935 Präsident der Reichsschrifttumskammer werden, einer Abteilung der von Joseph Goebbels geleiteten Reichskulturkammer, die u.a. Schriftsteller, Buchhandel und Bibliotheken überwachte.) In einem in der deutschen Presse veröffentlichten Feldpostbrief schrieb Blunk 1915:

«[…] Der herrliche Kampf war mir zum Ekel geworden in dieser Nacht. Senegalneger und indische Hilfstruppen hat der Feind gegen unsere herrlichen Freiwilligen angesetzt und es war, als käm' durch den Blutdampf, der über dem Schlachtfeld lag, jener schüttelnde, tierische Geruch der dunkelhäutigen Völker. Als strömte mit dem niedrigen Blut der Fremden etwas in den Boden, das das Land verpestete, als wüsste die Erde, dass sie nie wieder grün werden dürfe, nachdem der Fuß der Afrikaner in grässlichem Takt über sie hinweggestürmt war. […] Halbtierische Völker Afrikas hatte der Gegner geschickt, als er sich stellen sollte. Asien hatte er aufgepeitscht, und das tausendjährige Europa verraten. Ich wusste plötzlich, woher das Furchtbare kam, das über all unsern Gedanken lag. Es war, als sei seine [des deutschen Gefallenen] verstörte Seele um uns mit all ihrem Entsetzen vor dem dunklen Verrat an Europa.»

Koller, Christian:
‹Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt›.
Stuttgart 2001. S. 109f.

Quelle 2
… mit eigenen Kolonialsoldaten



Fotomontage aus dem Jahre 1941:
«Die unbesiegte Schutztruppe Ostafrikas mit ihren treuen Askaris und Kommandeur General von Lettow-Vorbeck, S.M.S.S. ‹Königsberg› im Rifiji-Delta und ‹Möwe› im Hafen von Daresalam.»
Unten rechts im Bild: Der deutsche Fimschauspieler und Artist Louis Brody (Mpessa) aus Berlin, in dem 1940/41 mit 200 Kriegsgefangenen afrikanischer Herkunft gedrehten Kolonialfilm «Carl Peters».

Kunze, Paul H.: Das neue Volksbuch der Kolonien.
Leipzig 1941. Tafel 29.

Quelle 3
Antikoloniales Gedenken

Bayume Mohamed Hussein wurde 1904 in der deutschen Kolonie Ostafrika (heute: Tansania, Ruanda, Burundi) geboren. Er diente als Kindersoldat in der «kaiserlichen Schutztruppe» unter von Lettow-Vorbeck in Deutsch-Ostafrika. Bayume gelangte über Umwege Mitte der zwanziger Jahre nach Deutschland, aber die Behörden versagten ihm seinen ausstehenden Sold und versuchten vergeblich, ihn abzuschieben. Er heiratete eine Tschechin und schlug sich als Kellner, als «Neger»-Darsteller in Filmen (s. Foto) und in einem kolonialpropagandistischen Wanderzirkus sowie als Swahili-Lehrer an der Berliner Universität durch. Die Nationalsozialisten entzogen dem Ex-Soldaten und seiner Frau die Staatsangehörigkeit, verhängten ein Berufsverbot und verhafteten ihn 1941 wegen seiner Beziehung zu einer «Arierin», was als «Rassenschande» unter Strafe stand. Bayume Mohamed Hussein starb drei Jahre später im Konzentrationslager Sachsenhausen.

Im September 2003 wollten politische Initiativen an der Mauer der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne in Hamburg eine Gedenktafel enthüllen, um an «die Opfer kolonialer Ausbeutung und rassistischer Gewalt» zu erinnern. Feierlich gaben sie dem alten Militärgelände einen neuen Namen: «Bayume-Mohamed-Hussein-Park». Mit dieser Aktion protestierten sie gegen das Vorhaben des Hamburger Senats, auf dem Kasernengelände den umstrittenen «Tansania-Park» zu eröffnen. Dort sollten auch Kolonialdenkmäler aus der Nazizeit aufgestellt werden, u.a. zwei «Askari-Reliefs», die allesamt erstmals 1939 von Lettow-Vorbeck persönlich eingeweiht worden waren. Es fehle jede Aussage über das «Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß in Deutschland heute», kritisierte ein Sprecher der Demonstranten. Nach den Protesten wurde die Einweihung [des Tansania-Parks] abgesagt.

Möhle, Heiko: Gedenken, um zu vergessen.
Vergangenheitspolitik am Beispiel des «Tansania-Parks».
In: iz3w. 3, 2004. S. 34-37.

Quelle 4
Koloniale Traditionspflege

Das «Askari-Relief» der Wehrmacht von 1939 zeigt deutsche Kolonialtruppen in Afrika: Vier schwarze Soldaten mit geschultertem Gewehr folgen ihrem Befehlshaber «treu ergeben».

Kolonialsoldaten aus Sicht der Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien

Quelle 5
Black Army

Major Stuart Stephens gehörte während des Ersten Weltkriegs zur «Black Army»-Lobby, die dazu aufrief, das Reservoir an «schwarzem Kampf-Material» in Afrika auszuschöpfen und eine halbe Million «große, kräftige, kohleschwarze Teufel» an die Westfront zu treiben:

«Da scheint etwas in ihrer Disposition und in dem Genius ihres Stammes zu sein, eine vererbte Neigung in ihrem Hirn, in ihrem Blut, die passen zu den Zulus und Basuthos*, die sehr einfach für das Kriegsgeschäft anzuwerben sind. […] Je mehr ich mit Neger-Soldaten zusammen war, desto stärker wurde mein Eindruck, dass sie nicht selbständiger sind als weiße Kinder […] Er [der «Neger»] kann nur lernen, seinen Anteil der täglichen Arbeit zu erfüllen, zu säen und zu pflanzen oder Disziplin zu lernen unter einem aufgeklärten, aber strengen Meister, einem Meister, der die Psychologie der Natur der Afrikaner in allen ihren Stimmungen und Anspannungen versteht. […] Der Neger wird sich nicht über einen bestimmten Punkt hinaus entwickeln, auf kein respektables Niveau. Er bleibt geistig ein Kind und ist niemals fähig, ohne Zügel zu leben. […] Sein Hirn ist, wenn man seine Aktivitäten zugrundelegt, schwach; […] Im großen und ganzen ist er zum Dienen geboren.»

Stuart Stephens, Darnley: Our million black army! In: The English Review. S. 365f. In: Koller, Christian: ‹Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt›. Stuttgart 2001. S. 159 und 162.

* Für ihre Kampfkraft bekannte Gruppen in Südafrika

Quelle 6
Force Noir

Charles Mangin, Oberstleutnant der Kolonialarmee, entwickelte ab 1909 in Frankreich eine Kampagne für eine «armeé noir», die wie die arabischen Truppen aus den nordafrikanischen Kolonien Algerien und Tunesien in anderen afrikanischen Ländern und auch in Europa eingesetzt werden sollte.

«Die Afrikaner haben ein Nervensystem, das weniger entwickelt und deshalb weniger schmerzempfindlich ist. […] Die schwarze Rasse ist weniger nervös im Kampf und daher sehr präzise in ihrem Widerstand. Dank ihrer Sorglosigkeit und ihres Fatalismus haben sie gute Qualitäten: Ihr Vertrauen in die von Vorgesetzten getroffenen Maßnahmen ist unerschütterlich. Die nichtkämpfenden Truppenteile ruhen sich im Gefühl völliger Sicherheit aus. Sie schlafen auf Kommando und schöpfen neue Kräfte, die die unruhigen Einheiten verschleißen würden. Die Senegalesen besitzen eine außergewöhnliche Standhaftigkeit im Widerstand, aber auch beim Angriff.»

Mangin, Charles: Troupes Noires 1909. S.387
In: Koller, a.a.O. Seite 70.

Quelle 7
Reserve für die Europäer

Issa Ongoïba, Veteran der französischen Kolonialtruppen, stammt aus Bamako, der Hauptstadt Malis in Westafrika. Dort gehört er zu den Aktivisten im «Maison d'anciens combattants», einem Clubhaus für Veteranen, wie es sie überall in Westafrika gibt, von Dakar bis Ouagadougou und von Abidjan bis Niamey.

«Alles begann mit der Kolonisation. Es gibt nichts Schlimmeres, als kolonisiert zu werden. Schon 1857 haben sie unsere Großväter an die Front geschickt. Sie mussten gegen die Türken kämpfen. Aus der Kolonie Senegal kam auch das erste Kontingent afrikanischer Soldaten, das die Franzosen in Europa eingesetzt haben. […] Als der Erste Weltkrieg ausbrach, haben sie hier wieder Truppen ausgehoben und unsere Väter von 1914 bis 1918 in den Krieg geschickt, der zwischen Deutschland und anderen europäischen Mächten ausgebrochen war. Wir waren kolonisiert und wurden nicht gefragt. Es hieß, es gehe um die Befreiung Frankreichs. Also haben wir das Land der Franzosen befreit, ohne zu wissen, warum.»

Ongoïba, Issa: Interview im April 1997. Bamako, Mali.

Quelle 8
Feindberührung

Bakary Diallo, senegalesischer Schriftsteller, erinnert sich:

«Ein Deutscher, der unsere Stellungen mit seinen verwechselt hatte, wurde mitsamt dem Kaffee, der ihm zugeteilt worden war, von einem senegalesischen Wachsoldaten gefangen genommen. Als er sich von Tirailleurs umgeben sah, begann er zu schlottern. Armer Kerl, hättest du dir diese Möglichkeit nicht ebenso gut vorstellen können wie den Gewinn von Ruhm und Ehre? Die Schwarzen, die du für Wilde gehalten hattest, nahmen dich im Krieg gefangen. Aber statt dir die Gurgel durch zu trennen, behandelten sie dich wie einen Gefangenen. Möge deine Angst dich morgen, nach der Schlacht, nicht davon abhalten, in deinem Land zu bezeugen, dass dir eine Form von Gerechtigkeit widerfahren ist, die das Ansehen der Menschheit zu rehabilitieren vermag, die aus Wilden aller Art besteht.»

Echenberg, Myron: Colonial Conscripts. The Tirailleurs Sénégalais in French West Africa, 1857-1960. Portsmouth, London 1991. S. 38.

«Auch hier liegt unser Lebensraum!»

Die Kolonialpläne der Nationalsozialisten

Nach dem Ersten Weltkrieg musste das für den Krieg verantwortliche Deutsche Reich bei den Friedensverhandlungen von Versailles 1919 «seine» Kolonien an die Siegermächte abtreten. Seitdem agitierten deutsche Kolonialwarenhändler, Industrie- und Bankenvertreter, Ex-Gouverneure und Generäle, die von der Ausplünderung der deutschen Kolonien profitiert hatten, gegen die «Schmach» und die «Schande von Versailles». Das NS-Regime griff diese Kolonial-Propaganda auf und das Kolonialpolitische Amt der NSDAP bereitete die Verwaltung von Kolonien in Afrika vor. Ihre Eroberung gehörte zu den NS-Kriegszielen, wenn auch erst nach der Unterjochung Osteuropas.

Schon während der Verhandlungen in Versailles verbreiteten konservative Politiker den Mythos, die deutsche Kolonialherrschaft sei «streng, aber gerecht» gewesen. Franzosen und Engländer hätten deshalb kein Recht, die Kolonien in Afrika und in der Pazifikregion (s.S.155f.) zu übernehmen. In Kampagnen forderten einflussreiche Kreise, auch aus dem bürgerlichen Parteienspektrum der Weimarer Republik, die «Rückgewinnung unserer Kolonien» **(Quelle 1)**. Doch der Völkerbund übertrug den Siegermächten das «Mandat» zur Verwaltung der ehemaligen «deutschen Schutzgebiete.»

Ein Jahr nach ihrer Machtübernahme griffen die Nationalsozialisten die Forderungen nach Kolonien auf **(Quelle 2)** und richteten ein Kolonialpolitisches Amt der NSDAP, kurz KPA, ein. An dessen Spitze stand Franz Ritter von Epp, der als Kolonialoffizier schon am Völkermord an den Herero in Deutsch-Südwest 1904 beteiligt gewesen war (s.S.35ff.) Allerdings hatte das Amt anfangs kaum Machtbefugnisse. Denn Hitler stellte die kolonialpolitischen Pläne zunächst zurück. Zwar strebte er als Fernziel die Weltherrschaft und ein Kolonialreich in Afrika an, aber für ihn galt die Formel «erst Europa, dann die Welt.» Das NS-Regime wollte zuallererst «Lebensraum im Osten» erobern und Hitler erwog dafür in den dreißiger Jahren ein Bündnis mit Großbritannien, das ihm freie Hand für seine Expansion in Europa gewähren sollte. Erst am 7. März 1936, als deutsche Truppen das entmilitarisierte Rheinland besetzten und damit den Friedensvertrag von Versailles brachen, verlangte Hitler im Reichstag ultimativ die Rückgabe der «Überseegebiete» an Deutschland. Die Briten nahmen diese Drohung ernst und versuchten, das aggressive Naziregime durch Zugeständnisse zu beschwichtigen, um den Frieden in Europa zu wahren. 1937 boten sie Hitler offiziell Kolonien an; er sollte dafür die Aufrüstung Deutschlands beschränken. Hitler lehnte ab und zog es vor, weitere «vier, sechs, acht oder zehn Jahre» auf Kolonien zu verzichten und sie als außenpolitische Manövriermasse zu nutzen.[1]

Als das Naziregime Ende 1937 zu einem offen antibritischen Kurs überging, erhielt die Kolonialbewegung neuen Auftrieb. Der – gleichgeschaltete – Reichskolonialbund erhöhte seine Mitgliederzahl von 40 000 im Jahr 1936 auf zwei Millionen 1941.[2] Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs in Europa (September 1939) einigten sich die Achsenmächte[3] darauf, die Welt untereinander aufzuteilen: Deutschland und Italien sollten das «benachbarte» Afrika und den Nahen sowie Mittleren Osten beherrschen, Japan wurde Südostasien und Ozeanien überlassen. (Die Grenzen der Einflusssphären verlief mitten durch Indien.) Danach nutzten deutsche Kriegsschiffe zwar noch japanisch kontrollierte Häfen in der Pazifikregion und bombardierten auch Stellungen und Schiffe der Alliierten im Stillen Ozean, aber die Besetzung der ehemaligen deutschen «Schutzgebiete» in der «Südsee» (von Mikronesien bis Neuguinea) sollten japanische Streitkräfte übernehmen (s.S.180ff.).

Den Norden Afrikas wollten die Nazis gemeinsam mit den Faschisten Italiens, Spaniens (unter General Francisco Franco) und der französischen Kollaborationsregierung von Vichy regieren. Zahlreiche Städte an der afrikanischen Küste waren als Militärstützpunkte eingeplant. Außerdem sollten deutsche Firmen von den Rohstoffen aus den französischen Kolonien profitieren, wie im Waffenstillstandsvertrag mit dem Vichy-Regime festgeschrieben war (s.S.58f.). Mussolini sollte sein *Imperium Romanum* (s.S.47f.) im Osten Afrikas zur Mitnutzung freigeben. Im Süden des Kontinents erwarteten die Nazis – nach einem Sieg über Großbritannien – eine einvernehmliche Teilung der Macht mit einer faschistischen Regierung in der Südafrikanischen Union. Im Kriegsrausch des Sommers 1940 schien die Vision von der schnellen Expansion der Achsenmächte nach Afrika auch realisierbar. Belgien war besetzt, Frankreich hatte kapituliert, die reichen Rohstoffvorkommen aus dem belgisch kontrollierten Kongo und aus den französischen Kolonien waren greifbar nah. Die italienischen Truppen standen in Libyen, Äthiopien und Somaliland und nur die britischen Kolonien schienen noch Widerstand zu leisten. Jedenfalls stockte die NSDAP den Etat für das Kolonialpolitische Amt mächtig auf.

Der ostafrikanischen Insel Madagaskar hatte das NS-Regime eine besonders perfide Rolle zugedacht. Vier Millionen europäische Juden sollten dorthin deportiert werden.[4] Dabei war klar, dass auf der Insel keineswegs Millionen Menschen überleben konnten. Im Klartext: Der Tod der meisten Deportierten war einkalkuliert. Da aber die überlegene britische Flotte die Seewege rund um Afrika kontrollierte, musste die NS-Diktatur diesen Plan aufgeben **(Quelle 3)**.

Den Platz an der Sonne plündern

Afrikas gewaltige Ressourcen sollten nach dem Willen des NS-Regimes zum einen das «germanische Kolonialreich» finanzieren und zum andern das «Großdeutsche Reich» alimentieren:

mit Nüssen, Ölen, Kaffee, Tee, Kakao, Tabak und Südfrüchten sowie mit Baumwolle, Sisal, Tropenhölzern, Erzen, Metallen, Gold und Diamanten **(Quelle 4)**.

Deutsche Industrieunternehmen meldeten bereits Geschäftsideen in den zukünftigen Kolonien an **(Quelle 5)**. Und die Kolonialpolitiker des NS-Regimes entwarfen Pläne dafür, die ausschließlich auf die Bedürfnisse Deutschlands zugeschnitten waren. An die Stelle der afrikanischen Subsistenzwirtschaft[5] sollte die Förderung von Rohstoffen für den Export gesetzt werden. Deutsche Gouverneure sollten über Landbesitz, Enteignung und Bodenverteilung entscheiden und eine überschaubare Zahl deutscher Siedler sollte Ländereien und Plantagen verwalten. Die einheimische Bevölkerung in den Kolonien sollte registriert werden – mit einem «Arbeitsbuch», das Angaben zum «Arbeits-, Steuer- und Gesundheitsnachweis» enthalten sollte[6] – und Zwangsarbeit leisten.

Die Vorbereitungen auf die Verwaltung des erwarteten Kolonialreiches liefen ab 1940 auf Hochtouren. Polizisten und Offiziere wurden geschult, die SS entwarf Einsatzpläne für eine eigene Polizeitruppe in den Kolonien, ausgewählte Männer und Frauen bereiteten sich auf ihre Aufgaben als zukünftige Kolonisten vor. Landkarten von Afrika wurden gedruckt, Eisenbahnnetze entworfen und Gesetze vorformuliert. Auch Luftwaffe, Marine und Heer der deutschen Wehrmacht planten schon die Entsendung von Soldaten in die zukünftigen Kolonien. Ein Tätigkeitsbericht des KPA von Juli 1941 stellt nach alledem fest: «Wenn der Führer, der Gestalter der deutschen Zukunft, den Einsatzbefehl auf kolonialem Gebiet geben wird, so wird er das Kolonialpolitische Amt gerüstet finden, diesen Befehl nach Kräften auszufüllen.»[7]

Apartheid auf Deutsch

Gemäß der nationalsozialistischen «Rassenlehre» sollte in den Kolonien scharf zwischen dem deutschen «Herrenvolk» mit «Herrenpflichten» und den «geistig zurückgebliebenen» Massen der schwarzen «Untermenschen» unterschieden werden[8]. Dazu gehörte die strenge Segregation in Wohngebieten und allen öffentlichen und privaten Bereichen. Afrikaner sollten sich nur zum Arbeiten in die Nähe von Europäern begeben und keine europäische Sprache lernen dürfen. Gebildete Schwarze galten den Nazis als «widernatürlich». So sollten zum Beispiel die «Zivilisationskaffern» Südafrikas, «die zu unangemessenem Eigendünkel und sogar blasierter Geringschätzung des Weißen gelangt sind» wenn möglich «beseitigt» werden. NS-Juristen entwarfen Gesetze, mit denen jegliche «Rassenmischung» in den Kolonien unterbunden werden sollte. Das «Kolonialblutschutzgesetz» untersagte «Eheschließungen Deutscher oder Fremder» mit «Eingeborenen», «Angehörigen der farbigen bodenstämmigen Bevölkerung aus den nichtdeutschen Gebieten» und «Mischlingen». Bei Zuwiderhandlung drohte den Afrikanern die Todesstrafe. Die Hitler-Regierung plante in den Kolonien ein Apartheidregime, das den Nürnberger «Rassengesetzen» entsprach. Trotz all dieser konkreten Vorbereitungen verfolgte Hitler weiter seinen Stufenplan: Er wollte zuerst Europa erobern und dann den Kolonialmächten diktieren, welche Kolonien sie an das «Dritte Reich» abzutreten hätten. Doch der Kriegsverlauf ersparte Afrika die Versklavung durch die deutschen Faschisten. Großbritannien hatte Deutschland längst den Krieg erklärt, die Rote Armee hatte die deutsche Wehrmacht Ende 1942 in Stalingrad gestoppt und war zum Gegenangriff übergegangen. Mitte Januar 1943 wurde das KPA still gelegt.

Weder die Ausplünderung der deutschen Kolonien in Afrika bis zum Ersten Weltkrieg noch die geplante Unterwerfung großer Teile des Kontinents durch die Nazis im Zweiten Weltkrieg wurden jemals offiziell aufgearbeitet. Um so fragwürdiger ist es, wenn Politiker und Wirtschaftsvertreter noch heute von «traditionell guten» oder «gewachsenen» Beziehungen zwischen Deutschland und Afrika sprechen.

Hinweise für den Unterricht

Quellen 1 und 2 verweisen darauf, dass die kolonialen Ambitionen des NS-Regimes Wurzeln in der Kolonialzeit und in der Zwischenkriegszeit hatten. Von Beginn an war ein deutsches Kolonialreich auch ein Projekt national-konservativer Kreise. **Quelle 3** zeigt, wie kühl und rein strategisch die Verantwortlichen in der NS-Verwaltung den Völkermord an den Juden abhandelten.

Die Interessen der deutschen Wirtschaft an einem deutschen Kolonialreich waren sehr weit reichend und umfangreich wie aus den **Quellen 4 und 5** ersichtlich ist. Haupttext und Quellen ermöglichen zu analysieren, wie ein künftiges nationalsozialistisches Kolonialreich hätte funktionieren sollen und was das für die betroffene afrikanische Bevölkerung bedeutet hätte.

S.207 S. 223 (1 und 4)

Fragestellungen:

- Stellen Sie die Traditionslinie deutscher Forderungen nach Kolonien vor und nach 1933 dar.
- Welche Rolle spielte Afrika in den Eroberungsstrategien Nazideutschlands? (Vergleichen Sie die Vorhaben mit den NS-Plänen für Osteuropa)
- Beschreiben Sie die ökonomischen und gesellschaftspolitischen Pläne der NSDAP in afrikanischen Kolonialgebieten unter deutscher Herrschaft.

Fußnoten

1 Gründer, Horst: (Hg.): «… da und dort ein junges Deutschland gründen». Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis 20. Jahrhundert. München 1999. S. 342.

2 Kum'a Ndumbe III.: Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas. Frankfurt 1993.

3 Am 27.9.1940 schlossen das Großdeutsche Reich, das Königreich Italien und das Kaiserreich Japan den Dreimächtepakt und bildeten damit auch formal die «Achse Berlin-Rom-Tokio».

4 Deutsches Historisches Museum: Der Madagaskarplan (www.dhm.de).
Aly, Götz: «Endlösung». Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden. Frankfurt a.M. 1995.

5 Regionale und lokale Produktion zum Zweck der Selbstversorgung und des Lebensunterhaltes.

6 «Erlass zur Durchführung der Verordnung über das Arbeitsbuch der Eingeborenen und gleichgestellten Fremden in den Kolonien». Undatiert. In: Kum'a Ndumbe III, a.a.O. S. 272.

7 Hütz, Friedel: Franz Ritter von Epp und das Kolonialpolitische Amt der NSDAP. Planung eines deutschen Kolonialreiches in Afrika unter dem Vorzeichen der «Rassendoktrin». Hausarbeit für die Magisterprüfung der Philosophischen Fakultät zu Köln, 24.1.1992. S. 69.

8 Die zitierten Begriffe stammen aus NS-Dokumenten. S. Kum'a Ndumbe III, a.a.O.

Kolonialrevisionismus

Quelle 1
«… für unser Volk mehr Raum»

1927 erklärte der Zentrumspolitiker Konrad Adenauer (Bundeskanzler von 1949-1963), damals Oberbürgermeister der Stadt Köln und später (1931/32) stellvertretender Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, auf eine Zeitungsumfrage:

«Das Deutsche Reich muss unbedingt den Erwerb von Kolonien anstreben. Im Reiche selbst ist zu wenig Raum für die große Bevölkerung. Gerade die etwas wagemutigen, stark vorwärts strebenden Elemente, die sich im Lande selbst nicht betätigen konnten, aber in den Kolonien ein Feld für ihre Tätigkeit finden, gehen uns dauernd verloren. Wir müssen für unser Volk mehr Raum haben und darum Kolonien.»

Gründer, Horst (Hg.): «… da und dort ein junges Deutschland gründen». Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis 20. Jahrhundert. München 1999. S. 327.

Quelle 2
«Lebensraum»

1934, ein Jahr nach dem Machtantritt der Nazis, waren auf kolonialpolitischen Propaganda-Postkarten die Konturen der vier ehemaligen deutschen Kolonien abgebildet: Togo und Kamerun, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwest. Davor wehen die Reichsfahne und die Hakenkreuzfahne. Darunter ein Zitat Adolf Hitlers vom 11.2.1933:

«Es gibt ein große Menge Dinge, die Deutschland aus den Kolonien beziehen muss, und wir brauchen Kolonien genau so nötig wie irgendeine andere Macht.»

Gründer, Horst, a.a.O. S. 339.

Quelle 3
Madagaskar als KZ

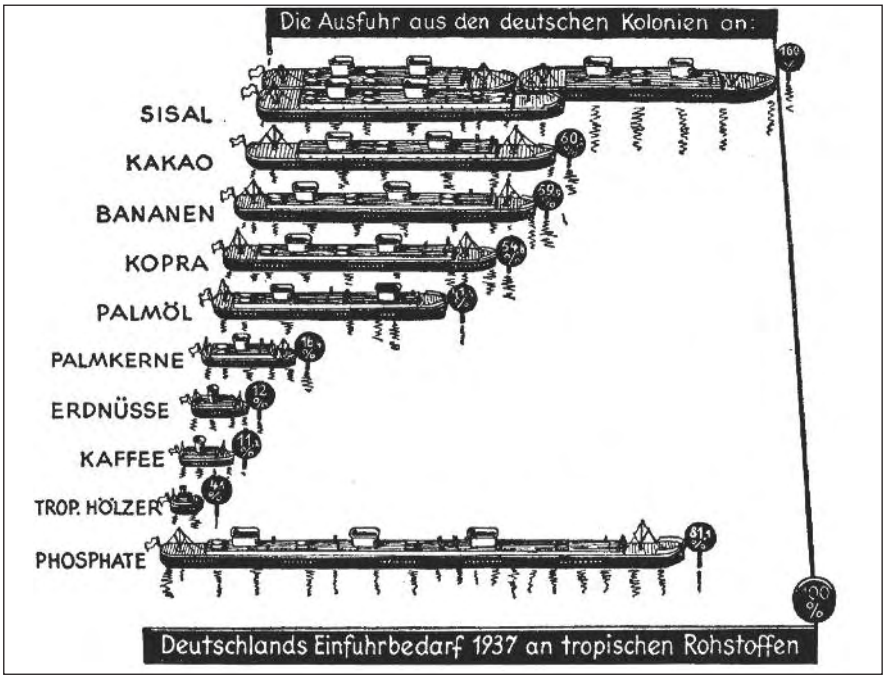
Am 10. Februar 1942 schreibt der Leiter des «Referats Judenfragen» im Auswärtigen Amt, Franz Rademacher, an seinen Kollegen, den Leiter der Kolonialabteilung, Ernst Bielfeld:

«Im August 1940 übergab ich Ihnen für Ihre Akten den von meinem Referat entworfenen Plan zur Endlösung der Judenfrage, wozu die Insel Madagaskar von Frankreich im Friedensvertrag gefordert, die praktische Durchführung der Aufgabe aber dem Reichssicherheitshauptamt übertragen werden sollte. […] Der Krieg gegen die Sowjetunion hat inzwischen die Möglichkeit gegeben, andere Territorien für die Endlösung zur Verfügung zu stellen. Dem gemäß hat der Führer entschieden, dass die Juden nicht nach Madagaskar, sondern nach Osten abgeschoben werden sollen. Madagaskar braucht mithin nicht für die Endlösung vorgesehen zu werden. Heil Hitler!»

Gründer, a.a.O., S. 355.

Kolonialrevisionismus

Quelle 4
«Deutschlands Einfuhrbedarf»



«Deutschlands Einfuhrbedarf an tropischen Rohstoffen im Jahr 1935 und die Ausfuhr aus den deutschen Kolonien im gleichen Jahr in Prozenten zum Einfuhrbedarf».

Das «Volksbuch unserer Kolonien» aus dem Jahre 1938 listet den Rohstoffbedarf, der aus Afrika gedeckt werden sollte, so selbstverständlich auf, als hätte Deutschland «seine» Kolonien nie abtreten müssen. Auch die Nazis sahen Afrika vor allem als Rohstoffreservoir.

Kuntze: Paul H.: Das Volksbuch unserer Kolonien. Leipzig 1938. S. 130.

Quelle 5
«Kolonialwirtschaftliche Denkschrift»

Kurt Weigelt, Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, die an allen kolonialen Handelsgesellschaften beteiligt war, und Leiter der Wirtschaftsabteilung des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP, galt als heimlicher Kolonialminister. Im Juli 1940 legte er eine geheime «Kolonialwirtschaftliche Denkschrift» vor, in der er nahezu alle Gebiete südlich der Sahara mit Ausnahme von Angola, Südwestafrika und der Südafrikanischen Union als deutsche Kolonien reklamierte. Die Schrift ging an 50 Adressaten, darunter die AEG (Allgemeine Electricitäts-Gesellschaft) und die Mannesmann-Röhrenwerke. Darin heißt es u.a.:

«2. […] Durch die Verkehrslage ist Afrika der europäische Ergänzungsraum. Er gehört zu Europa wie Süd- zu Nordamerika.
3. Durch die Gewinnung von wirtschaftlich geeigneten Kolonien eröffnen sich rohstoffpolitische Aspekte für die Zukunft, sei es
a) dass wir Lücken füllen, die sonst nur durch Käufe bei Dritten zu schließen wären und Devisen kosten, dass wir also rohstoffmäßig autark werden, sei es
b) dass wir darüber hinaus und auf besonderen Gebieten im Kampf um die Rohstoffe eine vorhandene Position stärken oder neue gewinnen oder
c) sogar marktmäßig Machtstellungen erzielen.
4. […] Dagegen braucht die deutsche Wirtschaft in gesicherter eigener kolonialer Produktion vor allem Pflanzenöle, Kautschuk, Textilstoffe, Holz und gewisse Erze. […] und darüber hinaus Holz zur Vermeidung des Eingriffs in die heimischen Waldreserven und ferner Kupfer, Zinn, andere Mineralien und Phosphate. […]
8. Zum Schluss sei betont, dass die große Bereinigung in Europa Deutschland zu einer kolonialen Lösung berechtigt, aber auch zwingt, die mit den anderen Erwerbungen aus dem Jahr 1884, wo wir nehmen mussten, was die anderen übriggelassen hatten, in keiner Weise verglichen werden kann. […] Zusammenfassend muss gesagt werden: Wirtschaftlich betrachtet sind von höchstem Wert die Länder an der Guineaküste. Ausgehend von unserem alten dortigen Besitz (Togo und Kamerun) bildet der Raum: Goldküste-Togo-Dahomey-Nigeria-Kamerun das ideale Kernstück eines deutschen Afrikabesitzes. […] Es kann holzwirtschaftlich durch Hinzunahme des französischen Kongogebietes noch vervollständigt werden. […] Auf dem Wege zu diesem Gebiet liegen die erwähnten Eisenerze von Conakry und Phosphate des französischen Marokko (Sonderabmachungen) und liegen flug- und marinetechnische Stützpunkte von Bathurst [heute: Banjul, Gambia] und Dakar. Ein solcher deutscher Ergänzungsraum in Westafrika wird zudem infolge seiner Lage starke Ausstrahlungen auf die übrigen Randländer des Südatlantik haben.»

Kum'a Ndumbe III.: Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas. Frankfurt 1993. S. 262f.

«Ein italienisches Kolonialreich in Ostafrika»

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Äthiopien

In der europäischen und deutschen Geschichtsschreibung über Kolonialismus und Faschismus wird der Angriffskrieg der italienischen Truppen gegen das Kaiserreich Äthiopien bis heute kaum thematisiert.[1] Erst in jüngerer Zeit haben italienische Journalisten und Historiker begonnen, Entstehung und Verlauf dieses Eroberungskriegs zu untersuchen. Einige gelangten dabei zu dem selben Fazit wie die Äthiopier, wonach der Zweite Weltkrieg nicht erst im September 1939 in Europa mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Polen begonnen hat, sondern bereits am 3. Oktober 1935 in Afrika mit dem Überfall der italienischen Faschisten auf Äthiopien.

Der italienische Angriff war einerseits Teil eines kolonialen Kriegs, mit dem der italienische Diktator Benito Mussolini 1935 ein zusammenhängendes italienisches Kolonialreich in Ostafrika schaffen wollte. Andererseits stellte der Angriff den Beginn des Zweiten Weltkriegs dar, weil Italien nach der Besetzung Äthiopiens seine Expansion mit dem Angriff auf Albanien 1939 bruchlos fortsetzte. Überdies plante Mussolini nach Beginn des Kriegs in Europa, die Welt in Absprache mit Deutschland und Japan untereinander aufzuteilen. Ostafrika (mit Äthiopien) und Nordafrika (mit Ägypten) sollten dabei unter italienische Herrschaft fallen.

Die Invasion

Am 3. Oktober 1935 überschritten italienische Truppen ohne Kriegserklärung die äthiopische Grenze: mit einer modern ausgerüsteten Armee von bis zu 300 000 Soldaten, davon die Hälfte Afrikaner, sogenannte *Askaris* (Kisuaheli: «Wächter», «Krieger») aus den italienischen Kolonien Libyen, Somaliland und Eritrea. (Weil die Einheimischen dort unter sehr schlechten Bedingungen lebten – Eritreer z. B. durften nur die niedersten und härtesten Arbeiten verrichten – erschien den Männern das Soldatendasein als Alternative, um den Lebensunterhalt ihrer Familien zu sichern.[2]) Die Truppen unter italienischem Kommando griffen mit 150 Panzern sowie einer Luftstreitmacht von bis zu 450 Flugzeugen an und vertrauten darauf, dass kein europäisches Land Äthiopien zu Hilfe kommen würde **(Quelle 1)**.

Äthiopien hatte bislang als einziges Land Afrikas der europäischen Kolonisation widerstanden und die äthiopische Armee versuchte nun, das Land mit bis zu 250 000 Mann unter antiquierten Waffen und vier Flugzeugen gegen die Invasoren zu verteidigen. Den äthiopischen Verteidigern fehlten Fliegerabwehrkanonen, Maschinengewehre, schwere Geschütze und Panzer.[3] Trotzdem leisteten sie heftigen Widerstand. Ihr Befehlshaber war Kaiser Haile Selassie, der das Feudalreich seit 1930 autokratisch regierte.

LA DOMENICA DEL CORRIERE

Si pubblica a Milano ogni settimana

Supplemento illustrato del "Corriere della Sera"

Anno XXXVIII — N. 6 — 9 Febbraio 1936 - Anno XIV — Centesimi 30 la copia

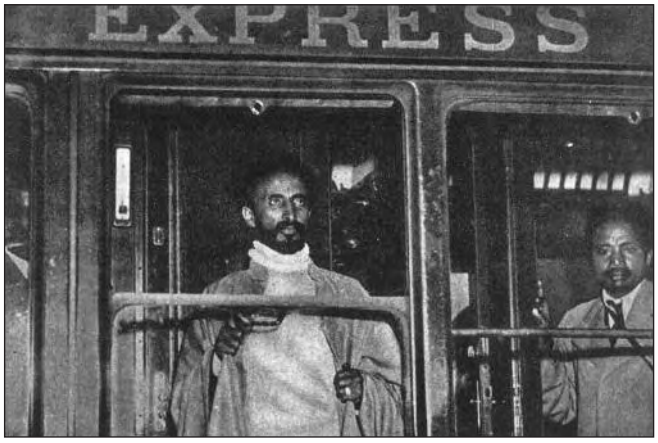
Le Camicie Nere al passo di Uarieu. I militi della Divisione XXVIII Ottobre, dopo aver resistito per due assalti delle truppe scelte dei ras Cassa e Seyum, attaccano alla baionetta sbaragliando definitivamente gli assalitori.

Italienische «Schwarzhemden» bei einem Angriff auf äthiopische Truppen am Warieu Pass.

Gegen die überlegene Militärtechnik der italienischen Truppen hatten die Äthiopier zunächst wenig Chancen. Die Italiener eroberten das Land im Handstreich und die faschistische Propaganda pries den Einmarsch als «koloniales Abenteuer», und Ausdruck militärischen Heldenmutes, der Mussolini den Glanz des Imperators verschaffen sollte. Tatsächlich führten die Italiener einen Vernichtungskrieg: Sie setzten Splitter- und Brandbomben sowie Giftgas ein, eine völkerrechtlich geächtete Massenvernichtungswaffe **(Quelle 2)**, und zwar nicht nur gegen die äthiopischen Truppen, sondern auch gegen zivile Ziele wie unverteidigte Städte und Dörfer, Vieh- und Kamelherden, Felder und Weideflächen, Wasserstellen und Quellen sowie gegen Feldlazarette des Roten Kreuzes. Die meisten Soldaten der äthiopischen Armee waren barfuß ins Feld gezogen. Weder Bunker oder Masken noch Spezialanzüge oder -schuhe boten ihnen Schutz gegen den Gasregen **(Quelle 4)**. Während der ersten sieben Monate der Invasion kamen etwa 150 000 Soldaten und Zivilisten ums Leben. Kaiser Haile Selassie floh ins britische Exil nach London.

Die italienische Besatzungszeit

Am 5. Mai 1936 um 16 Uhr marschierten italienische Truppen unter Führung des Oberbefehlshabers Pietro Badoglio in die äthiopische Hauptstadt Addis Abeba ein. Während sich der italienische «Duce» («Führer») Mussolini in Rom als «Reichsgründer» eines neuen Imperiums feiern ließ, appellierte Haile Selassie am 30. Juni in Genf an den Völkerbund, den Äthiopiern zu helfen **(Quelle 6)**.



Der äthiopische Kaiser Haile Selassie im Zug nach Genf, wo er vor dem Völkerbund die Kriegsverbrechen der italienischen Besatzer anprangern wird.

Die Internationale Staatengemeinschaft ignorierte diesen Aufruf und bald erkannten die meisten Regierungen (außer der Sowjetunion, den USA und Mexiko) das italienische Besatzungsregime an. Fünf Jahre sollte es andauern, jedoch gelang es den Italienern nie, das gesamte Territorium zu kontrollieren. Die Besatzer verschanzten sich in einigen wenigen Garnisonsstädten, während der gesamte Westen des Landes in der Hand der Äthiopier blieb. Die Invasoren bauten, unterstützt von Kollaborateuren aus dem äthiopischen Adel, eine koloniale Verwaltung auf und führten eine strenge Rassentrennung für «Europäer» und «Eingeborene» ein **(Quelle 7)**. Ehen zwischen Italienern und afrikanischen Frauen galten danach als strafwürdige «Rassenschande».

«Vizekönig» Marschall Rodolfo Graziani **(Quelle 5)** entwarf – nach Aufforderung Mussolinis – ein Terrorregime **(Quelle 7)**. Schwere Übergriffe gegen die Zivilbevölkerung, Vergewaltigungen, Hinrichtungen und «Säuberungsaktionen» waren an der Tagesordnung. Außerdem kam es zu regelrechten Massakern.

Rodolfo Graziani

Zum Beispiel am 19. Februar 1937 in Addis Abeba: Graziani hatte zahlreiche Notabeln (Angehörige der sozialen Oberschicht) sowie Bettler und Arme zu einer offiziellen Feier auf den Vorplatz seines Palastes geladen. Zwei Widerstandskämpfer aus Eritrea nutzen die Gelegenheit für ein Attentat auf den verhassten Despoten und warfen Handgranaten. Sieben Menschen starben, 50 wurden schwer verletzt, aber Graziani überlebte. Seine faschistische Garde mähte daraufhin alle 300 Palastbesucher kaltblütig nieder. Und in den wenigen Wochen danach massakrierten italienische Soldaten weitere 30 000 Menschen **(Quelle 9)**. Graziani befahl, alle Äthiopier in den italienisch kontrollierten Gebieten zu entwaffnen und Rebellen sowie widerständige Kleriker der orthodoxen Kirche zu ermorden.

«Ein Patriot muss gewinnen oder sterben.»

Die gewalttätige Besatzungspolitik richtete sich vor allem gegen die äthiopischen Rebellen und ihre Unterstützer in der Bevölkerung. Anders als zu Beginn des Kriegs standen sich nach dem Fall Addis Abebas nicht länger zwei reguläre Armeen gegenüber.

Der äthiopische Widerstand organisierte sich jetzt als Guerilla: Dorfvorsteher und Landbevölkerung wählten Anführer, meist unbekannte Männer, die als mutig und tapfer galten und Partisanen um sich scharten. Sie nannten sich *Patriots* und leisteten fünf Jahre lang hartnäckig Widerstand gegen die Besatzer.

Die Guerillatrupps operierten regional unabhängig voneinander, verübten Sabotageakte und griffen Konvois der Besatzer aus dem Hinterhalt an. Als Fußtruppen ohne schwere Waffen waren sie schnell und beweglich. Sie kannten das Gelände und die besten Verstecke.

Die Provinzen Shoa und Gojam waren die Hochburgen der äthiopischen Befreiungskämpfer. Frauen sorgten für die Verpflegung der Partisanen und kümmerten sich um die Verwundeten und Alten. Selbst Kinder halfen als Waffenschmuggler und Kundschafter **(Quelle 10)**.

Patriots kamen aus allen Regionen und Bevölkerungsgruppen des Landes. Sie kämpften mit einfachen Gewehren, ohne militärisches Training und Abzeichen. Ihnen standen weder Transportmittel noch Unterkünfte zur Verfügung. Die Landbevölkerung bot ihnen Unterschlupf und versorgte sie mit Nahrung. Trotz ihrer bescheidenen Mittel trugen die etwa 500 000 *Patriots* entscheidend zur Befreiung ihres Landes bei.

Das Kriegsende in Ostafrika

1939 marschierten Mussolinis Truppen in Albanien ein und kurz danach vereinbarte der «Duce» mit Hitler den so genannten «Stahlpakt». Dieser Bündnisvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Italien sah eine militärische Zusammenarbeit und unbedingte gegenseitige Unterstützung im Fall eines Kriegs vor, auch bei einem Angriffskrieg.

Am 10. Juni 1940 erklärte Italien England und Frankreich den Krieg. Die britische Regierung sah den Seeweg nach Indien und dadurch das gesamte Empire bedroht und trat in Äthiopien zur Gegenoffensive an. Daraufhin zwang Italien noch mehr *Askaris* in Eritrea zum Kriegsdienst.

Großbritannien rekrutierte seinerseits Zehntausende Soldaten aus seinen afrikanischen Kolonien, die heute Kenia, Uganda, Tansania, Nigeria, Ghana, Malawi und Sambia heißen. In nur fünf Monaten konnten diese Truppen zusammen mit Soldaten aus Südafrika und den *Patriots* die Italiener in Äthiopien besiegen. Addis Abeba wurde am 6. April 1941 befreit und

Äthiopischen Patriots *leisteten den italienischen Invasoren fünf Jahre lang Widerstand. Like T. Astatke Abate, Assefa Bayu (Präsident der «Ethiopian Patriots Association») und Kengnzmach Mike Ytbarek gehörten dazu.*

Kaiser Haile Selassie kehrte einen Monat später, am 5. Mai, in die Hauptstadt zurück.

In der britischen Geschichtsschreibung über den Krieg in Äthiopien wird die Bedeutung der *Patriots* bei der Befreiung des Landes stets heruntergespielt, kritisiert der Historiker Richard Pankhurst: «Die Briten haben die meiste Literatur darüber veröffentlicht und sie haben vor allem über sich selbst geschrieben.»

Italienische Kriegsverbrechen

Der Krieg in Äthiopien hat bis heute auch keinen Platz im kollektiven Gedächtnis der Italiener. Eine «breitenwirksame Auseinandersetzung mit der Kolonialvergangenheit des Landes» fand nie statt.[4] Dabei haben die faschistischen Streitkräfte mit ihren zahlreichen Gewalttaten gegen geltendes Völkerrecht verstoßen: durch ihre Luftangriffe auf unverteidigte Städte und Dörfer, durch die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen der Zivilbevölkerung, durch Massenrepression und die gezielte «Ausrottung» ganzer Bevölkerungsgruppen, durch willkürliche Hinrichtungen von Nonkombattanten und Kriegsgefangenen – und vor allem durch den Einsatz von Giftgas, der gegen die Genfer Konvention verstieß **(Quelle 3)**.

Obwohl die «United Nations War Commission» (UNWCC) der Alliierten nach 1945 bereit war, Anklagen gegen mutmaßliche Hauptkriegsverbrecher, darunter Marschall Rodolfo Graziani, zu verhandeln, unternahmen die italienischen Regierungen egal welcher Couleur in den Folgejahren alles, um Prozesse gegen die Verantwortlichen zu verhindern. In Zeiten des Kalten Kriegs waren auch die westlichen Siegermächte nicht mehr an einer Verfolgung interessiert, unter anderem, weil sie die Linke in Italien, zum Beispiel die starke kommunistische Partei, nicht ermutigen wollten. Erst in den 90er Jahren griffen italienische Historiker die bislang verschwiegene Geschichte auf. Daraufhin musste 1996 auch das italienische Verteidigungsministerium erstmals den systematischen Einsatz von Giftgas während des Äthiopienkriegs einräumen. Prozesse gegen die Verantwortlichen oder Entschädigungszahlungen an die Opfer gab es nicht.

Hinweise für den Unterricht:
Quelle 1 dokumentiert die rassistische Begründung des italienischen Regimes für den Einmarsch nach Äthiopien, die **Quellen 5, 7, 8 und 9** zeigen die Brutalität der Besatzung.
Buchautor Aram Mattioli und andere Historiker sprechen von «Massenverbrechen in genozidalen Dimensionen».
Die **Quellen 2, 3 und 4** belegen den Bruch des Völkerrechts.
Quelle 6 dokumentiert die Gleichgültigkeit der internationalen Gemeinschaft.
(Zur UN-Kriegsverbrecher-Kommission siehe Internet: www.ess.uwe.ac.uk/genocide/war_criminals.htm.)
Möglichkeiten zur Identifikation mit dem Widerstand bieten die Schilderungen von Zeitzeugen, die damals noch Kinder waren **(Quelle 10)**.
S. 207 S. 215 S. 223 (1 und 4) S. 52 (Takes 1-5)

Fragestellungen:
- Mit welcher Begründung datieren Afrikaner den Beginn des Zweiten Weltkriegs auf das Jahr 1935?
- Charakterisieren Sie das Besatzungsregime der Italiener in Äthiopien (politisches System, Behandlung der Zivilbevölkerung, Einsatz von Sanktionen).
- Welches Kalkül leitete die Westmächte bei der Entscheidung, nicht auf die Aggression der Italiener gegen das äthiopische Kaiserreich zu reagieren. Beschreiben Sie die außenpolitischen Strategien der Westmächte zwischen 1933 und 1939.
- Diskutieren Sie die folgende These:
  Bewaffneter Widerstand, Befreiungskämpfe gegen Besatzungsmächte und Attentate auf deren Repräsentanten (wie am 19. Februar 1937 in Addis Abeba) sind ethisch gerechtfertigt, auch wenn Zivilisten dabei den Tod finden.
- Vergleichen Sie die internationalen Reaktionen auf den Einsatz von Giftgas während der italienischen Eroberung Äthiopiens mit den Debatten um Giftgaseinsätze im Ersten Weltkrieg. Welche Schlussfolgerungen haben die internationale Gemeinschaft und der Völkerbund daraus gezogen?

Fußnoten
1 Mattioli, Aram: Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935 – 1941. Zürich 2005. S. 18ff.
2 Pankhurst, Richard: Economic Verdict on the Italian Occupation of Ethiopia (1936-41). In: Ethiopia Observer 1, 1971. S. 68-82.
3 Mattioli, a.a.O., S. 72 und 81.
4 Mattioli, a.a.O., S.18.

Der italienische Krieg gegen Äthiopien

Quelle 1
Eroberung

Auszug aus der Rede Benito Mussolinis am 2. Oktober 1935 um 18.30 Uhr auf der Piazza Venezia in Rom:

«Schwarzhemden der Revolution; Männer und Frauen von Italien! […] 20 Millionen Italiener sind in diesem Moment im ganzen Land vereint. Zwanzig Millionen: ein Herz, ein Wille, eine Entscheidung. Diese Manifestation zeigt, dass Italien und der Faschismus eine perfekte, absolute und unerschütterliche Identität bilden. […] Ich weigere mich zu glauben, dass die Franzosen und die Briten Blut vergießen und Europa an den Rand einer Katastrophe treiben wollen, um ein afrikanisches Land zu verteidigen, das in den Augen der ganzen Welt nicht wert ist, zu den zivilisierten Völkern zu gehören.»

Ayele, N.: The Horn of Africa and Eastern Africa in the World War Decade (1935-45). In: Milewski, J.J.: Africa in the Second World War. Reports and Papers of the Symposium Organized by Unesco at Benghazi, Libyan Arab Jamahiriya, 10.-13. November 1980. S. 85.

Quelle 2
Alle Mittel sind recht

Telegramm des italienischen Marschalls und «Vizekönigs» von Äthiopien Rodolfo Graziani vom 15. Dezember 1935 an Kolonialminister Alessandro Lessona in Rom:

«Gegen die barbarischen Horden, die bereit sind, jedes noch so schreckliche Mittel zu ihrem Vorteil einzusetzen, sollten wir uns nicht zurückhalten. Ich verlange die größtmögliche Handlungsfreiheit beim Einsatz von Gasen, die zum Erstickungstod führen, zumal wir kein Risiko eingehen, die Bevölkerung in Mitleidenschaft zu ziehen, da diese bereits in die von uns besetzten Gebiete oder nach Kenia geflohen ist.»

Antworttelegramm des italienischen Diktators Mussolini vom 16. Dezember 1935:

«Der Einsatz von Gas ist zulässig, wenn Eure Exzellenz ihn aus übergeordneten Gründen für die Verteidigung für notwendig erachten.»

Documents of Italian War Crimes submitted to the UN War Crimes Commission by the Imperial Ethiopian Government.
Vol1: Italian Telegrams and Circulars.
Part II: Documentary Evidence.
Section I: Before the occupation of Addis Ababa. Use of Poisonous Gases.

Quelle 3
Giftgasverbot

Genfer Protokoll über das Verbot von erstickenden, giftigen oder ähnlichen Gasen vom 17. Juni 1925, unterzeichnet von Italien im April 1928:*

«In der Erwägung, dass der Gebrauch von erstickenden, giftigen oder ähnlichen Gasen sowie von allen derartigen Flüssigkeiten, Stoffen oder Verfahrensarten im Kriege mit Recht in der allgemeinen Meinung der zivilisierten Welt verurteilt worden ist,

in der Erwägung, dass das Verbot eines solchen Gebrauches in den Verträgen ausgesprochen worden ist, an denen die meisten Mächte der Welt beteiligt sind,

in der Absicht, in der ganzen Welt zur Anerkennung zu bringen, dass dieses Verbot, das sich dem Gewissen und dem Handeln der Nationen gleichermaßen aufdrängt, dem Völkerrecht einverleibt ist,

erklären die unterzeichneten Bevollmächtigten im Namen ihrer Regierungen:

Die hohen vertragschließenden Teile anerkennen dieses Verbot, soweit sie nicht schon Verträge geschlossen haben, die diesen Gebrauch untersagen. Sie sind damit einverstanden, dass dieses Verbot auch auf die bakteriologischen Kriegsmittel ausgedehnt werde, und kommen überein, sich untereinander gemäss dem Wortlaute dieser Erklärung als gebunden zu erachten.

Die hohen vertragschließenden Teile werden sich nach besten Kräften bemühen, die andern Staaten zum Beitritte zu dem vorliegenden Protokolle zu veranlassen. Dieser Beitritt wird der Regierung der Französischen Republik und sodann durch diese allen Signatar- und beitretenden Mächten angezeigt werden. Er erlangt mit dem Tage Wirksamkeit, an dem er durch die Regierung der Französischen Republik angezeigt wird. […]

Zu Urkund dessen haben die Bevollmächtigten das vorliegende Protokoll unterzeichnet.

Geschehen zu Genf, in einer einzigen Ausfertigung, am siebzehnten Juni eintausendneunhundertfünfundzwanzig.»

(Es folgen die Unterschriften)

(Stand 1931: 27 Staaten, darunter u.a.: Deutschland, Italien, Frankreich, Großbritannien, Niederlande, Russland, Ägypten, Indien und China)

Die Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft (Stand vom 8. März 2005). www.admin.ch/ch/d/sr/0_515_105/index.html

* Die Genfer Konventionen sind zwischenstaatliche Abkommen und eine wichtige Komponente des Humanitären Völkerrechts. Sie enthalten für den Fall eines Kriegs, eines internationalen oder eines nicht-internationalen bewaffneten Konflikts Regeln für den Schutz von Personen, die nicht an den Kampfhandlungen teilnehmen.

Italienische Kriegsverbrechen in Äthiopien

Quelle 4
Giftgasangriffe

Der Führer der äthiopischen Guerilla Ras Immirù über einen Giftgasangriff der Italienischen Truppen:
«Diesen Morgen jedoch warfen sie keine Bomben ab, sondern merkwürdige Fässer, die, sobald sie auf den Erdboden aufschlugen oder die Wasseroberfläche des Flusses berührten, zerborsten und eine farblose Flüssigkeit in der Umgebung freisetzten. Bevor ich mir bewusst machen konnte, was da geschah, waren einige meiner Männer durch die mysteriöse Flüssigkeit kontaminiert und schrieen vor Schmerz, während sich ihre bloßen Füße, Hände und Gesichter mit Blasen bedeckten. Andere, die aus dem Fluss getrunken hatten, wanden sich in einem Todeskampf, der Stunden dauerte, am Boden. Unter den Opfern befanden sich auch Bauern, die ihre Herden am Fluss getränkt hatten, und Leute aus den benachbarten Dörfern. Meine Unterführer hatten sich um mich geschart und fragten mich um Rat; aber ich war wie betäubt, so dass ich nicht wusste, was ich antworten sollte; ich hatte keine Ahnung, wie man diesen Regen, der die Brandverletzungen verursachte und tötete, bekämpfen konnte.»

Interview mit dem italienischen Historiker Angelo Del Boca 1965. In: Mattioli, Aram: Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935 – 1941. Zürich 2005. S. 106.

Quelle 5
«Hyäne von Libyen»

Rodolfo Graziani hatte durch seinen grausamen Regierungsstil bereits in der Kolonie Libyen von sich Reden gemacht, wo er von 1922 bis 1932 amtierte, 6500 Menschen töten und über 40 000 in Gefangenenlager pferchen ließ, in denen Tausende verhungerten. So hatten ihm Afrikaner den Beinamen «Hyäne von Libyen» gegeben. 1950 in Rom wegen seiner Kriegsverbrechen zu 19 Jahren Haft verurteilt, wurde er noch im selben Jahr amnestiert und konnte danach unbehelligt in Führungspositionen bei den italienischen Neofaschisten aufsteigen.

In: Le Houérou, Fabienne: Portrait of a Fascist: Marshall Graziani. In: New Trends in Ethiopien Studies. Papers on the 12th International Conference of Ethiopian Studies. 1994. S. 822-829

Quelle 6
Appell an das Gewissen der internationalen Gemeinschaft

Auszug aus der Rede Kaiser Haile Selassies vom 30. Juni 1936 vor dem Völkerbund in Genf:
«Es existiert mit Sicherheit kein Präzedenzfall dafür, dass ein Volk Opfer solcher Gräueltaten wurde und Gefahr läuft, seinem Aggressor völlig preisgegeben zu werden. Noch hat es je zuvor ein Beispiel für eine Regierung gegeben, die durch barbarische Mittel zur systematischen Ausrottung einer Nation schritt, unter Bruch der feierlichsten Versprechungen, die allen Nationen dieser Welt gemacht wurden, dass Eroberungskriege illegitim seien und dass die schreckliche Giftgaswaffe gegenüber unschuldigen Menschen nicht angewendet werden dürfe. […] Meine Herren, Gott und die Geschichte werden sich Ihres Urteils erinnern! Katastrophen sind unausweichlich, wenn die großen Staaten die Vergewaltigung eines kleinen Landes dulden.»

Mattioli, a.a.O., 128f.

Quelle 7
«Heil dem Duce»

Äthiopier mussten vor dem Konterfei des italienischen «Duce» Mussolini salutieren.

Quelle 8
Terrorbefehl

Telegramm Mussolinis vom 8. Juli 1936 an seinen Statthalter Rodolfo Graziani in Addis Abeba:
«Ich autorisiere Ihre Exzellenz noch einmal, systematisch mit einer Politik des Terrors und der Ausrottung gegen die Rebellen und die mitschuldige Bevölkerung zu beginnen und eine solche zu führen. Ohne das Gesetz der zehnfachen Wiedervergeltung kann man die Plage nicht in nützlicher Frist heilen.»

Mattioli, a.a.O., S. 141.

Quelle 9
Graziani Massaker

Der ungarische Arzt Dr. Ladislav Sava über das italienische Massaker in Addis Abeba im Februar 1937:
«Während dieser schrecklichen Nacht wurden Äthiopier auf Lastwagen geworfen, die bewaffnete Schwarzhemden scharf bewachten. Gänzlich unbewaffnete Schwarze jeden Geschlechts und Alters wurden mit Revolvern, Knüppeln und Dolchen ermordet. […] Äthiopische Häuser und Hütten wurden durchsucht und dann mit ihren Bewohnern darin in Brand gesetzt. Mit Mengen von Öl und Benzin beschleunigten sie die Flammen. Die Schießerei hörte die ganze Nacht nicht auf und die meisten Morde begingen sie mit Dolchen und sie schlugen den Opfern mit Knüppeln die Köpfe ein. Ganze Straßen wurden angezündet, und wenn Opfer dann aus den Häusern flohen, mähte man sie mit Maschinengewehren nieder oder erstach sie. Und die Soldaten schrien ‹Duce, Duce, Duce!› Aus den LKW mit den Gefangenen, die man an der Universität umbrachte, floss das Blut auf die Straßen und wieder hörten wir von den LKW die Rufe: ‹Duce, Duce, Duce!›»

Pankhurst, Richard: History of the Ethiopian Patriots 1936 – 1940. Addis Tribune, 19.06.1998.

Der äthiopische Widerstand

Quelle 10
Zeitzeugnisse äthiopischer Partisanen (Patriots)

Like Tiguhan Astatke Abate, *Vizepräsident des Verbandes der Patriots, hat schon im Alter von sieben Jahren äthiopische Widerstandskämpfer unterstützt:*
«Wir Kinder waren sehr mutig. Wir hatten keine Angst, wir haben einfach gekämpft. [...] Kinder waren als Kuriere sehr schnell und machten genau das, was man ihnen aufgetragen hatte. Sie waren sehr wichtig für die Kommunikation. [...] Wir haben die Feinde überrascht. Zum Beispiel haben wir schwere Felsbrocken von Berghängen ins Tal hinabstürzen lassen, wenn Italiener vorbeikamen.»

Auf der beiliegenden CD im Original (amharisch) mit deutscher Übersetzung zu hören (Take 1).

Interview am 18.03.2002, Addis Abeba, Äthiopien.

Assefa Bayu, *Präsident der Veteranen - organisation:*
«Häufig kamen die italienischen Faschisten mit mehr als 50 Flugzeugen auf einmal und wir haben uns nicht mehr verstecken können. Wir haben uns auf den Boden geworfen und nicht gerührt. Dann sahen wir aus wie Steine. Auch in Wäldern haben wir uns verborgen. Aber immer wieder mussten wir die Bombardements ertragen. Das war sehr grausam. Sie haben tatsächlich Nervengas auf uns abgeworfen. Die Getroffenen wurden erst blind und dann starben sie. Die Italienischen Soldaten haben *Patriots* getötet, die schon kapituliert oder die sie gefangen genommen hatten und sie haben Zivilisten ermordet, darunter viele Bauern. Bekannte Anführer der *Patriots* haben sie erst umgebracht und dann ihre Leichen geschändet. Sie haben ihnen das Genick gebrochen und mit ihnen vor aller Augen wie mit Puppen gespielt. Sie waren wirklich bestialisch.»

Auf der beiliegenden CD im Original (amharisch) mit deutscher Übersetzung zu hören (Take 2).

Interview am 18.03.2002, Addis Abeba, Äthiopien.

Adamu Asseghan, *Jahrgang 1930, war ebenfalls noch ein Kind, als der Krieg begann:*
«Mein Vater fiel im Zweiten Weltkrieg in einer Schlacht bei Adua. Mein Bruder ist sechs Jahre älter als ich und kämpfte damals gegen die Italiener. Die Partisanen ließen mir Informationen zukommen, wenn sie in eine Schlacht zogen und meine Aufgabe bestand darin, nicht nur die Kühe und Ziegen, sondern auch die alten Frauen unseres Dorfes, darunter auch meine Mutter, im Wald zu verstecken. Jeden Morgen schickten die italienischen Faschisten ihre Flugzeuge. Sie wagten es nicht, mit Bodentruppen bis zu uns vorzustoßen. Unser Dorf lag 15 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt und sie hatten Angst, weil sie die Region nicht unter Kontrolle hatten. Die *Patriots* lauerten in der Nähe und erwarteten sie, sobald sie sich vom Fleck rührten. Ich habe die Frauen und Kinder sowie das Vieh zu einer Höhle geführt, um sie in Sicherheit zu bringen. Ich trug die gesamte Verantwortung für sie und hatte auch schon ein eigenes Gewehr. Die Flugzeuge kamen morgens um sechs Uhr und warfen Senfgas und Bomben ab. Sie griffen die Kirche an und das Haus, in dem wir lebten. Sie brannten das Heu nieder, das wir für die Kühe und Ziegen geerntet hatten. Wenn es zu Kämpfen gegen die Faschisten kam, dauerte es meist drei oder vier Tage, bis sich eine der beiden Seiten, die Italiener oder die *Patriots*, geschlagen geben musste.»

Auf der beiliegenden CD im englischen Original mit deutscher Übersetzung zu hören (Take 3).

Interview am 18.03.2002, Addis Abeba, Äthiopien.

Te Mikael Kidanemariam, *Jahrgang 1924, unterstützte schon als Zehnjähriger die Befreiungskämpfer:*
«Mein Vater war ein enger Berater des Kaisers Haile Selassie. Er kämpfte zusammen mit dem Kaiser in der Schlacht von Mai Ceu. Als er nach Hause zurück kehrte, war er verwundet, aber er hatte sein Gewehr und eine Menge Kugeln mitgebracht. Er rief seine Söhne zu sich, so auch mich, und sagte: ‹Der Kaiser hat die Äthiopier aufgerufen, nicht aufzugeben. Sie sollten den italienischen Angreifern widerstehen, und auch er werde bald wieder dazu stoßen.› Ich war damals gerade zehn Jahre alt und meine älteren Brüder fragten: ‹Was, Du willst kämpfen?› Aber meine Entscheidung stand fest, mein Vater gab mir sein Gewehr und ich schloss mich meinen Verwandten an, die in den Untergrund gingen, um in den Bergen gegen die Italiener zu kämpfen.
Unsere Strategie war wie folgt: Wenn die Italiener in großer Zahl angriffen, ließen wir sie bis tief ins Landesinnere hinein vorstoßen. Dort kreisten wir sie ein und besiegten sie. Dann zogen wir uns wieder zurück. Dabei versuchten wir jeweils, so viele Waffen und Kugeln zu erbeuten wie möglich, bevor wir uns erneut versteckten.»

Auf der beiliegenden CD im englischen Original (Take 4) und mit deutscher Übersetzung (Take 5) zu hören.

Interview am 18.03.2002, Addis Abeba, Äthiopien.

Ehemalige Patriots *in Addis Abeba: Te Mikael Kidanemariam, Adamu Asseghan.*

Truppen zweiter Klasse

Die britische Kolonialarmee im Zweiten Weltkrieg

1933 umfasste das britische Empire einschließlich der Commonwealth-Staaten ein Viertel der Weltbevölkerung und fast ein Viertel der Erde. Als die britische Regierung zwei Tage nach dem deutschen Überfall auf Polen am 3. September 1939 Deutschland den Krieg erklärte, befanden sich auch die britischen Kolonien ungefragt im Kriegszustand. Nur die Regierungen der «Dominions» (ehemals britische Kolonien wie Australien, Neuseeland, Kanada, Neufundland, die Südafrikanische Union und Irland) entschieden selbständig, auf Seiten der Briten gegen die Achsenmächte zu kämpfen. Insgesamt kamen elf Millionen Menschen unter britischer Flagge zum Einsatz, sechs Millionen von den britischen Inseln und fünf Millionen aus den Kolonien. In Afrika rekrutierte die britische Armee rund eine Million Männer.[1]

Die Namen der britischen Kolonialtruppen richteten sich nach ihrer Herkunftsregion: Aus Ostafrika zogen 323 000 *King's African Rifles* (KAR) in den Zweiten Weltkrieg, unterstützt von den *Somaliland Scouts*, dem *Northern Rhodesia Regiment* und den *Rhodesian African Rifles*. In den westafrikanischen Kolonien zog die britische Regierung 250 000 Soldaten zur *Royal West African Frontier Force* (RWAFF) ein. Und am Kap standen 333 000 Männer der südafrikanischen *Union Defence Force* (UDF) bereit, davon 37 Prozent Schwarze.

Afrikaner aus diesen Einheiten fochten 1940/41 gegen italienische Kolonialtruppen in Britisch-Somaliland und Äthiopien, 1940 bis 1943 gegen die deutschen Panzerverbände unter General Rommel und gegen italienische Verbände im libysch-ägyptischen Grenzgebiet, 1942 gegen das Vichy-Regime in Madagaskar und nach dem Vormarsch japanischer Truppen durch Südostasien auch im Fernen Osten, in den Dschungeln der britischen Kolonie Burma. Dort sollten sie den Durchbruch der Japaner in die Kronkolonie Indien verhindern.

Rekrutierungsmethoden

Die britischen Militärs rekrutierten in Afrika vorzugsweise Angehörige so genannter «kriegerischer Rassen». Diese Stereotype hatten nichts mit den angeblichen «Charaktereigenschaften» der Betroffenen zu tun, sondern entsprangen der rassistischen Haltung der Kolonialherren.

Tatsächlich waren die Kategorien auch ökonomisch begründet, wie britische Historiker heute feststellen: Je weniger eine Bevölkerungsgruppe in die koloniale Wirtschaft des Landes integriert war, als desto «kriegerischer» galt sie. So hatten die britischen Siedler etwa den Bauern aus dem Osten Kenias ihr Land genommen und sie als abhängige Plantagenarbeiter in die

Das Empire ruft und die Kolonien folgen: «Mit Hilfe der jungen Löwen besiegt der alte Löwe seine Feinde.» (Britisches Propagandaplakat)

Armut getrieben. Die britische Armee machte aus diesen unterernährten Arbeitssklaven folgsame Infanteristen. Bis heute hält sich in Großbritannien der Mythos, die Kolonialsoldaten hätten «freiwillig» für ihr «Mutterland» gekämpft **(Quelle 1)**.

Tatsächlich hatten einige afrikanische Fachkräfte wie Techniker, Sanitäter, Funker und Fahrer ein vergleichbar gutes Auskommen beim Militär gefunden. Aber selbst diese «Freiwilligen» gingen nicht als loyale Untertanen in die Armee, sondern um Geld zu verdienen. Auch Ungelernte verdienten beim Militär mehr als das Doppelte als in anderen Jobs. Die meisten «Freiwilligen» kamen vom Land. Sie waren Analphabeten und ungelernte Wanderarbeiter, die sich ein festes Einkommen und soziale Anerkennung erhofften.

Außerdem setzte die Kolonialmacht auch Zwangsmaßnahmen bei den Rekrutierungen ein **(Quelle 3)**. Dabei stützten sich die Militärs meist auf die Dorfvorsteher, die eine vorgeschriebene Zahl junger Männer stellen mussten. In der Goldküste (heute: Ghana) führten die Briten zudem die allgemeine Wehr-

pflicht ein. In Ostafrika überließen sie Rekrutierungen den örtlichen Gouverneuren. Die zogen vor allem Männer für die Hilfstruppen ein, die *African Auxiliary Pioneer Corps*. Diese Pioniere mussten als Packer und auf Baustellen arbeiten. Sie trugen die Ausrüstung und brachten Verwundete in Sicherheit. In der militärischen Hierarchie standen sie ganz unten. In Tanganjika waren über die Hälfte der Zwangsrekrutierten ungelernte Arbeitskräfte, von denen viele wegen Unterernährung als untauglich eingestuft werden mussten.

Truppen zweiter Klasse

Der Sold der afrikanische Soldaten entsprach mit einem Schilling pro Tag dem eines britischen Soldaten im Ersten Weltkrieg; im Zweiten Weltkrieg verdienten Briten das Doppelte. Diese Ungleichbehandlung existierte in allen Verbänden der britischen Streitkräfte, auch wenn die Besoldung je nach Einsatzort differierte. Für ihre Einsätze gegen die Japaner im Fernen Osten bekamen britische Soldaten 50 Prozent mehr Sold, ostafrikanische *Askaris* dagegen nur zwei Schilling mehr pro Monat, eine Zulage von etwa sieben Prozent **(Quelle 2)**.

Afrikanische Soldaten hatten auch nicht die gleichen Aufstiegschancen wie europäische. Bei den *King's African Rifles* zum Beispiel konnten Afrikaner allenfalls Oberfeldwebel werden. Noch der jüngste einfache Soldat ais Europa hatte bei der Beförderung Vorrang vor erfahrenen afrikanischen Soldaten und jeder Brite konnte im Zweifelsfall einem Afrikaner Befehle erteilen.

Afrikaner dienten in gesonderten Einheiten, obwohl die Rassentrennung in den Streitkräften offiziell nicht mehr existierte. Aber der britische Premierminister Winston Churchill hatte sie persönlich wieder angeordnet. In Telegrammen forderte er die britischen Botschafter und Hohen Kommissare in den Kolonien auf, schwarzen Freiwilligen aus verwaltungstechnischen Gründen die Aufnahme in die offizielle britische Armee, Marine oder Luftwaffe zu verweigern.[2]

Weiße in den afrikanischen Truppen waren meist Offiziere. Viele von ihnen behandelten ihre Untergebenen durchaus freundlich, aber dennoch mit paternalistischer Überheblichkeit. So sprachen sie oft von «ihren» Afrikanern oder von «chocolates». In einer Broschüre des britischen Oberkommandos in Westafrika für Offiziere hieß es, diese hätten Männer zu befehligen, die in vielerlei Hinsicht «den Geisteszustand von Kindern» hätten.[3]

Fahrschule für das East African Army Service Corps *in Nairobi.*

Kolonialsoldaten bekamen schlechtere Verpflegung als Briten. Ihre Essensrationen waren um ein Drittel billiger als die britischer Soldaten. Auch die Uniformen waren schlechter, die der *King's African Rifles* etwa hatten keine Kragen, Taschen und Hosenschlitze. So mussten die Männer beim Urinieren die Hosen herunterlassen – eine besondere Erniedrigung. Stiefel erhielten die ostafrikanischen Soldaten erst nach den Giftgasangriffen der italienischen Invasoren in Äthiopien; bis dahin hatten die britischen Offiziere Afrikaner mit Sandalen an die Front geschickt.

Afrikanische Hilfsarbeiter in der britischen Armee

Am Ende der Rangordnung standen die afrikanischen Pioniere der britischen Truppen. In Ostafrika waren sie in Arbeitsbataillonen unter dem Namen *East African Military Labour Service* (EAMLS) zusammengefasst. 1942 setzte die britische Armee allein hinter der Front im Nahen Osten 135 000 afrikanische Hilfsarbeiter ein. Sie begleiteten die kämpfenden Truppen und sorgten für den Aufbau der militärischen Infrastruktur. Sie arbeiteten in Häfen und Steinbrüchen, setzten zerstörte Eisenbahnlinien instand, reparierten Straßen und Wasserleitungen, bewachten Kriegsgefangene. Fast alle Pioniere wurden gegen ihren Willen zum Dienst eingezogen, und sie verdienten deutlich weniger als die Soldaten. An der Front war die Arbeit der Hilfskräfte besonders gefährlich und hart. Immer wieder klagten die Männer über mangelnde militärische Ausbildung.
Die ostafrikanischen *Askaris* mussten japanischen Truppen im Dschungel von Burma nur mit Macheten bewaffnet entgegentreten **(Quellen 4 und 5)**.

Proteste, Meutereien und Repressionen

Immer wieder gab es Proteste der Kolonialsoldaten gegen ihre Diskriminierung. Übergriffe auf Offiziere, Aufstände und Streiks entwickelten sich zwar meistens spontan. Aber der Historiker Timothy Parsons schreibt: «Die Proteste waren der sichtbare Ausdruck antikolonialen Widerstandes von Männern, denen die Mittel fehlten, das koloniale Regime direkt anzugreifen.» Auch die alltäglichen Misshandlungen der Afrikaner durch ihre Kommandeure riefen Widerstand hervor. Körperliche Züchtigung war zwar offiziell abgeschafft, dennoch waren Prügelstrafen und Auspeitschungen weit verbreitet. Rekruten aus Uganda erzählten, dass einige Soldaten nach Auspeitschungen an ihren Verletzungen gestorben seien. Ein Strafmaß für westafrikanische Soldaten hieß «Six for Arse» und bedeutete: sechs Schläge mit dem Rohrstock aufs Gesäß. Auspeitschungen wurden in der Regel vor versammelter Mannschaft vorgenommen, während der Delinquent mit dem Gesicht auf dem Boden im Staub liegen musste. Auch die britischen Kriegsgerichte verhängten körperliche Strafen. Viele Veteranen haben diese Art der Disziplinierung als demütigend und rassistisch beschrieben. In Einzelfällen wehrten sie sich dagegen: So drohte etwa ein Afrikaner in Burma seinem Offizier, ihn mit einer Granate in

die Luft zu sprengen. Andere griffen zu heimlicher Sabotage: Sie fälschten ihre Soldbücher und verkauften während des Heimaturlaubs Gewehre, Stiefel und Armeemäntel. Andere kehrten erst gar nicht auf ihre Posten zurück. Allein in Ostafrika desertierten 1944 fast 12 000 Männer, ein Jahr später weitere 14 000. Das Ausmaß der gewaltsamen Rebellionen ist schwer einzuschätzen, weil jeder Hinweis darauf von offizieller Seite stets unterdrückt wurde. Parsons kommt zu dem Schluss: «Im Gegensatz zur offiziellen Geschichtsschreibung zeigen sie, dass afrikanische Soldaten willens und fähig waren, Gewalt anzuwenden, um die militärische Disziplin zu durchbrechen. […] Britische Offiziere zogen es vor, solche Vorkommnisse als Verirrungen einzelner abzutun.»[4] **(Quelle 6)**

Spätes Gedenken

Die britische Zeitgeschichte behandelte den Zweiten Weltkrieg lange als «people's war», einen «Krieg des ganzen Volkes», bei dem alle Klassen der Gesellschaft (Adel, Oberschicht und Arbeiter) gemeinsam gegen die Angriffe der deutschen Luftwaffe durchgehalten hätten. Außerdem beschäftigte die Historiker in Bezug auf das Empire besonders die Frage: Warum verlor Großbritannien sein Empire und wurde durch die Großmacht USA abgelöst? Hier wurde der Zweite Weltkrieg als entscheidende Wende ausgemacht, auch wenn Großbritannien zur siegreichen Allianz gehörte.

Die Rolle der Kolonien und insbesondere auch die Bedeutung der Kolonialsoldaten blieben dagegen weitgehend ausgespart. Über die englischsprachige Literatur zum Thema schreibt David Killingray in seinem Standardwerk «Khaki and Blue»: «Die verfügbaren Geschichtsbücher kann man in vier Gruppen aufteilen: Skizzen über einzelne Regimenter, Zeugnisse einzelner Kampagnen und Schlachten, Studien über besondere Aspekte der Militärgeschichte und eine endlose Reihe von Studien über die modernen westafrikanischen Armeen in den unabhängigen Staaten.»[5]

Erst 1998 entstand mit dem «Memorial Gates Trust» eine Stiftung, die Geld sammelte, um mit einem Denkmal an die 2,4 Millionen «Freiwilligen» aus Indien, Afrika und der Karibik zu erinnern. Am 6. November 2002 eröffnete Queen Elizabeth dieses Mahnmal im Herzen von London. Die zentrale Allee ist über einige Meter mit indischem Granit verziert. Dort säumen vier wuchtige weiße Steinsäulen den Weg, jede gekrönt von einer Urne, auf denen die Herkunftsregionen der Kolonialsoldaten stehen: Indien, Pakistan, Bangladesch, Sri Lanka, Afrika, Karibik und Nepal. In einem kleinen Pavillon sind die Namen von Kolonialsoldaten ins Steindach eingraviert, die mit britischen Orden ausgezeichnet wurden. Am Ende des Weges folgt ein mächtiger Triumphbogen mit Quadriga, der eigentliche Blickfang der Anlage. Doch der ist dem Herzog von Wellington gewidmet, der im 19. Jahrhundert Napoleon bei Waterloo besiegte.

Denkmal für die britischen Kolonialsoldaten in London.

Hinweise für den Unterricht

Deutlich werden soll, dass das Empire auf die Kolonialsoldaten angewiesen war, um die faschistischen Achsenmächte zu besiegen, Afrikaner aber auch in der Armee als Menschen zweiter Klasse behandelte: bei der Rekrutierung **(Quellen 1 und 3)**, bei der Besoldung **(Quelle 2)**, bei Kampfeinsätzen **(Quellen 4 und 5)** und auch in der Geschichtsschreibung. Es gilt herauszuarbeiten, dass die Diskriminierungen systematischer Art waren und mit rassistischen Argumenten wie der angeblichen Minderwertigkeit von Afrikanern legitimiert wurden. Aber es sollte auch vermittelt werden, dass Afrikaner sich dagegen gewehrt haben, wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg **(Quelle 6)**.

S. 223 (1 und 4)

Fragestellungen:

- Listen Sie anhand der Quellen die Diskriminierungen afrikanischer Kolonialsoldaten in den britischen Streitkräften auf und beschreiben Sie, wie diese Behandlung auf die Betroffenen gewirkt hat.
- In welcher Form protestierten Kolonialsoldaten gegen ihre Behandlung und welche Erfolgsaussichten hatten ihre Proteste?
- Beziehen Sie Stellung zu der Art des Gedenkens in Großbritannien an die Opfer unter den Kolonialsoldaten im Zweiten Weltkrieg und vergleichen Sie diese mit dem Gedenken Frankreichs an seine Kolonialsoldaten (siehe folgendes Kapitel).
- Welches ideologische Ziel verfolgte die britische Kolonialmacht mit der Behauptung, die afrikanischen Soldaten seien «freiwillig» in den Krieg gezogen? **(vgl. Quelle 1)**

Fußnoten

1 Parsons, Timothy: The African Rank and File. Social Implications of Colonial Military Service in the King's African Rifles, 1902-1964. Portsmouth, Oxford, Cape Town, Nairobi, Kampala 1999. S. 35; Clayton, Anthony: The British Military Presence in East and Central Africa. In: Clayton, Anthony; Killingray, David: Khaki and Blue. Military Police in British Colonial Africa. Athens, Ohio 1989. S. 204.

2 Sherwood, Marika: Colonies, Colonials and World War Two. (www.bbc.co.uk/history/worldwars/wwtwo/colonies_colonials_02.shtml)

3 Clayton, a.a.O., S. 154.

4 Parsons, a.a.O., S. 204.

5 Killingray, a.a.O., S. 147

Rekrutierung und Diskriminierung von Kolonialsoldaten in den britischen Streitkräften

Quelle 1
«Freiwilliger» Kriegsdienst

Aus der Website der «Royal Commonwealth Ex-Services League», der britischen Wohlfahrtsorganisation für Kolonialsoldaten:

«Was brachte fünf Millionen Menschen aus den Commonwealth-Staaten dazu, freiwillig im Zweiten Weltkrieg zusammen mit sechs Millionen britischen Soldaten zu kämpfen? Wer waren diese Leute und welche Motive hatten sie? Es waren Menschen, die an die Freiheit glaubten und die glücklich waren, an der Seite ihres Mutterlandes zu kämpfen, um diese Welt zu einem sichereren Ort zu machen. Sie wurden nicht einberufen. Sie mussten sich uns nicht anschließen. Sie haben aus freien Stücken dieses Los gewählt. Sie kamen aus allen Ländern des Commonwealth, eine Million aus Kanada, 2,5 Millionen aus dem indischen Subkontinent, aus Südafrika, Australien, Neuseeland, der Karibik, aus dem Fernen Osten und aus ganz Afrika.»

www.commonwealthveterans.org.uk

Quelle 3
Zwangsrekrutierung

Jackson Mulinge, der nach der Unabhängigkeit Kenias die Armee seines Landes befehligen sollte, ging als 15-Jähriger auf dem Markt seines Dorfes «Hühner und eine Schuluniform» einkaufen, als dort gerade rekrutiert wurde.

«Ich hatte noch nie zuvor Weiße getroffen und drängte mich vor, um besser sehen zu können. Da befahlen sie mir vorzutreten. Wenig später warfen sie mich auf einen LKW und brachten mich in ein Trainingszentrum in Uganda.»

Parsons, Timothy: The African Rank and File. Social Implications of Colonial Military Service in the King's African Rifles, 1902-1964. Portsmouth, Oxford, Cape Town, Nairobi, Kampala 1999. S. 85.

Quelle 2
«Die Sklavenhalterei abschaffen!»

Im April 1943 ging bei den britischen Kommandeuren der Ostafrikaner eine Petition der Motortransportkompanie aus der Levante (heute: Syrien/Libanon) ein:

«Es gibt ein paar Dinge, die uns Sorgen machen und uns von unserer eigentlichen Aufgabe, die Freiheit zu verteidigen, ablenken. […] Seit wir Ostafrika verlassen haben, sind wir nicht glücklich geworden. […] Wir dienen jetzt in fremden Ländern. Kommt ein Europäer oder Inder in unser Land, um zu arbeiten, dann bekommt er einen Lohn, der doppelt so hoch ist wie der eines Einheimischen. […] Wenn einer zu Hause 20 Schilling verdient, sollte er in der Fremde 40 Schilling erhalten, als Ausgleich für die schwierigen Lebensumstände so fern von zu Hause. Ein Soldat des Großen Empires sollte demgegenüber nicht diskriminiert werden. […] Ist es richtig, einen Soldaten Seiner Majestät, der bereit ist, wenn nötig zu sterben, wie einen Sklaven zu behandeln? […] Wenn diese Rassenschranke nicht fällt, wäre es besser, in unser Land zurück zu kehren und auf einen Krieg in Afrika zu warten, statt uns in die Fremde schicken zu lassen.»

Der Appell endete mit der Forderung, «diese Sklavenhalterei abzuschaffen». Stattgeben mochten die Vertreter der Kolonialmacht diesen Forderungen nicht.

Nach: Parsons, a.a.O., S.193; Shiroya, O.J.E.: Kenya and World War II. African Soldiers in the European War. Nairobi 1985.

Quelle 4
Afrikanische Soldaten im Einsatz

Der Dschungel von Burma, so sagen viele der 65000 Westafrikaner, die dort zum Einsatz kamen, sei einer der grausamsten Schauplätze des Zweiten Weltkriegs gewesen. Kofi Genfi II., Soldat von der Goldküste in britischen Diensten, erlebte dort im April 1944 den Beginn des Monsuns.

«Der Dschungel in Burma war die Hölle. Es war so heiß! Sie gaben uns Salzrationen und zum Trinken Wasser. Nach einem 25-Kilometer-Marsch, klatschnass und völlig entkräftet, sollten wir sofort Position einnehmen und uns auch noch eingraben. […] Das war wahnsinnig anstrengend. Malariamücken waren ein großes Problem. Wenn wir Pech hatten, schüttete es heftig, und wir mussten im Regen schlafen wie die Frösche. […] Monsunregen bedeutet, dass es regnet und regnet und regnet, bis man völlig durchgeweicht ist. Man kann drei Wochen lang seine Kleider und Schuhe nicht wechseln und trocknet nur, wenn der Regen mal aufhört.»

Somerville, Christopher: Our War. How the British Commonwealth fought the Second World War. London 1998. S. 222.

Verwundeter nach einer Schlacht in Burma.

Einsätze und Proteste von Kolonialsoldaten in den britischen Streitkräften

«Jeeper Creeper» hießen Soldaten, die Militärjeeps aus dem Schlamm ziehen mussten.

Quelle 5
Afrikanische Träger ersetzen LKW

John Hamilton war im Krieg Fernmeldeoffizier in der 81. westafrikanischen Division. Weil er sich über das geringe Interesse britischer Historiker an den Kriegserlebnissen afrikanischer Soldaten ärgerte, verfasste er ein Buch über die Geschichte der «Forgotten Army», der «vergessenen Armee». Darin erklärt er, dass die Träger der Royal West African Frontier Force *in Einheiten aus je drei Kompanien mit je 630 Trägern dienten, die ein europäischer Offizier befehligte. Jede dieser Einheiten schleppte im Schnitt täglich 36 Tonnen Material 15 Meilen weit durch den Dschungel: Vorräte, schwere Waffen und Ausrüstungen für die kämpfende Truppe. Den Schutz der Träger übernahmen bewaffnete Eskorten. Ein Träger schleppte in der Regel rund 20 Kilogramm, z.B. zwei Wasser- oder zwei Benzinkanister oder zehn Spaten und sechs Äxte. John Hamilton hat ausgerechnet, dass eine Gruppe des* African Auxiliary Pioneer Corps *zehn Dreitonner ersetzte:*

«Die Träger hatten vor allem Angst zu stolpern und darum fixierten sie den Boden vor ihren Füssen. Gleichzeitig mussten sie ihre Köpfe gerade halten. Sie schauten durch fast geschlossene Lider nach unten und sahen aus wie Schlafwandler oder Blinde. Dieser Eindruck verstärkte sich noch durch die langen Bambusstöcke, mit denen sie sich abstützten.»

Hamilton, John A.L.: War Bush. 81 (West African) Division in Burma 1943–1945. Norwich 2001. S. 338.

Quelle 6
Proteste von Kolonialsoldaten

Die größte Widerstandsaktion britischer Kolonialsoldaten organisierten ostafrikanische Askaris *im Februar 1942. Einige Tausend Mann weigerten sich, an Bord eines Schiffes nach Ceylon (heute: Sri Lanka) zu gehen. Die meisten hatten bereits zwei Jahre ohne Heimaturlaub in Äthiopien gekämpft und den Kontakt zu ihren Familien verloren. Tatsächlich hatte man ihnen «eine kurze Ruhepause vor weiteren Kämpfen» versprochen. Aber während die britischen Offiziere zum Kurzurlaub nach Nairobi flogen, saßen die* Askaris *im eritreischen Hafen Massawa fest. Ohnehin hatte man den Heimaturlaub für ostafrikanische Soldaten während des Kriegs von drei Monaten auf 20 Tage jährlich gekürzt. Am 19. Januar 1942 erreichte ein anonymer Brief das britische Offizierskorps:*

«Eure Regierung will uns in einen Krieg in weiter Ferne schicken, mit dem wir nichts zu tun haben. Unser Krieg in Ostafrika ist vorbei. Unser Sold ist sehr niedrig, beträgt nur 28 Schilling. Das ist extrem wenig, um dafür in ein Land zu ziehen, das so weit weg liegt. Eure Herren glauben anscheinend, uns Schwarze wie Hunde behandeln zu können. Aber wir alle, Schwarze und Weiße, sind Geschöpfe Gottes. Wir können Ihre Befehle nicht verweigern, und wenn Sie uns zwingen, werden wir gehen, aber wir werden uns dem Feind ergeben, sobald wir ihn treffen, denn auch hier leben wir wie Gefangene.»

Die Verfasser monierten außerdem, man habe ihnen verschwiegen, dass sie aus Afrika verlegt werden sollten. Die Unruhe unter den Soldaten im Camp in Massawa nahm zu; einige *Askaris* verließen unerlaubt die Baracken; andere verweigerten offen die Befehle, und es gab erste Übergriffe auf Offiziere. Ein *Askari* erklärte:

«Ihr Europäer behauptet, uns zu helfen. Tut ihr das wirklich? Tatsächlich sind wir es doch, die Schwarzen, die euch helfen, obwohl wir kein Empire haben, das wir verteidigen müssten.»

Weil die britischen Offiziere nicht ein paar tausend Mann entwaffnen und inhaftieren konnten und den Imageschaden im Falle einer gewaltsamen Niederschlagung des Aufstandes fürchteten, hatte die Meuterei der *Askaris* Erfolg.

Ab März 1942 fuhren die ersten Lastwagen von der eritreischen Küste aus nach Süden, in die Heimat. Die Afrikaner konnten einen Erfolg verbuchen. Allerdings identifizierte der militärische Geheimdienst später einige «Rädelsführer» und stellte sie vor ein Kriegsgericht.

Parsons, a.a.O., S. 204 ff; Rheinisches JournalistInnenbüro, Recherche International e.V. (Hg.): »Unsere Opfer zählen nicht« Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 76f.

Auf wechselnden Seiten der Front

Afrikanische Kriegsteilnehmer aus den französischen Kolonien

Im Zweiten Weltkrieg kamen etwa eine Million afrikanischer Soldaten unter französischem Kommando zum Einsatz – auf wechselnden Seiten der Front. Zunächst kämpften etwa 500 000 afrikanische Soldaten zusammen mit den Truppen der Französischen Republik gegen die deutsche Wehrmacht, die im Mai 1940 Nordfrankreich überfiel. Frankreich erlitt einen Niederlage und schloss einen Waffenstillstand mit Nazideutschland. Die französische Regierung mit Sitz in Vichy kollaborierte mit dem NS-Regime und schickte Afrikaner aus den Kolonien an der Seite der faschistischen Mächte in den Krieg. Französische Antifaschisten riefen dagegen zum Widerstand auf und formierten unter General Charles de Gaulle eine Streitmacht des «Freien Frankreich», die zu großen Teilen aus Kolonialsoldaten bestand. Die ersten Einheiten stammten aus Äquatorialafrika, dessen Gouverneur sich schon 1940 auf die Seite der Alliierten gestellt hatte. Als die Vichyherrschaft 1943 zusammenbrach, kamen Hunderttausende weitere Kolonialsoldaten aus West- und Nordafrika hinzu, die einen wichtigen Beitrag zur Befreiung Europas von der Naziherrschaft leisteten. Eine Erfahrung teilten alle afrikanischen Kriegsteilnehmer in französischen Diensten gleichermaßen: ihre Diskriminierung als Schwarze gegenüber weißen Soldaten.

Mit dem deutschen Überfall auf Polen (am 1. September 1939) begann der Zweite Weltkrieg in Europa. Neben Großbritannien erklärte auch Frankreich daraufhin Nazideutschland den Krieg (am 3. September 1939) und befahl eine Generalmobilmachung, auch in den französischen Kolonien. Dazu gehörten neben Inseln in Ozeanien (s.S.170ff.) und Ländern in Indochina (s.S.119f.) vor allem Nord-, West- und Äquatorialafrika sowie Madagaskar. Nach Kriegsbeginn rekrutierten die französischen Kolonialbehörden in Afrika eiligst rund eine halbe Million Soldaten für Einsätze in Europa **(Quellen 1 und 2)**. Viele der afrikanischen Rekruten erfuhren erst auf der zwei- bis dreiwöchigen strapaziösen Schiffsreise, was ihnen bevorstand. In Frankreich angekommen, wurden die *Tirailleurs Sénégalais* (so die französische Sammelbezeichnung für Kolonialsoldaten aus Westafrika) in gesonderten Kasernen für schwarze Soldaten untergebracht. Sie erhielten zwar Uniformen, aber zunächst keine Waffen.

Für Frankreich gegen die Faschisten

Als die deutschen Truppen im Mai 1940 über Holland, Belgien und Luxemburg in den Norden Frankreichs vorstießen, verfügten die meisten afrikanischen Kolonialsoldaten noch über keinerlei militärische Ausbildung. Erst jetzt erhielten sie einfache Gewehre, mit denen sie an vorderster Front den deutschen Panzerverbänden entgegentreten sollten **(Quelle 4)**. Mehr als einhunderttausend Afrikaner kamen bei diesen Todeskommandos ums Leben, fast noch einmal so viele gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft. (s.S.63f.)

Am 22. Juni 1940 vereinbarte Marschall Philippe Pétain mit dem faschistischen Deutschland einen Waffenstillstand. Danach blieb der Norden Frankreichs mit der Hauptstadt Paris unter deutscher Besatzung, während der Süden von der französischen Kollaborationsregierung in der Kleinstadt Vichy regiert wurde. Ihr «Führer» Pétain ersetzte die Prinzipien der französischen Revolution von 1789 «Liberté, Égalité, Fraternité» («Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit») durch die Parole «Travail, Famille, Patrie» («Arbeit, Familie, Vaterland»). Seine «nationale Revolution» brachte eine scharfe Pressezensur, die Unterdrückung jeglicher Opposition und antisemitische Gesetze zur Verfolgung von Juden mit sich.

Das Vichy-Regime versuchte zudem, die Kontrolle über die französischen Kolonien in Afrika zu gewinnen **(Quelle 5)**, und auch die Nationalsozialisten sollten – laut Waffenstillstandsvertrag – von deren Ausplünderung profitieren **(Quelle 6)**.

Aber nicht alle Franzosen waren zur Kollaboration mit Nazideutschland bereit. Im Juni 1940 rief der französische General Charles de Gaulle aus dem Londoner Exil zum Widerstand gegen die deutschen Besatzer und die Vichy-Herrschaft auf und baute dabei seinerseits auf Unterstützung aus den Kolonien. So sagte er in einer Rede im November 1940: «Auch wenn die, die unser Land derzeit regieren, kapituliert haben, bleibt Frankreich doch noch ein Reich mit 60 Millionen Menschen und 500 000 Soldaten.»[1] **(Quelle 7)**.

Die französischen Gouverneure der Kolonien mussten sich entscheiden – für die Nazi-Kollaborateure von Vichy oder für den Widerstand des Freien Frankreich. Während sich die Kolonialbehörden in Französisch-Westafrika (Afrique Occidentale Française, AOF), Madagaskar und Nordafrika auf die Seite Pétains stellten, konnte er sich in Äquatorialafrika (Afrique Équatoriale Française, AEF) und Kamerun nicht durchsetzen.

Mit den Faschisten gegen das Freie Frankreich

Auch Westafrika wurde danach zum Kriegsschauplatz: Als die britische Flotte, unterstützt von Truppen des Freien Frankreich, am 25. September 1940 in Dakar auftauchte, schickte die Vichy-Administration Zwangsrekrutierte aus Westafrika an die Front, um den Angriff abzuwehren **(Quelle 3)**. Bei diesen Kämpfen an der senegalesischen Küste standen sich erstmals Afrikaner unter französischem Kommando auf beiden Seiten der Front gegenüber. Danach verstärkten die Vichy-Behörden ihre Streitkräfte in Westafrika mit deutscher Billigung von 25 000 auf 100 000 Mann und sie führten die Todesstrafe wieder ein, um den wachsenden Widerstand der afrikanischen Bevölkerung zu ersticken **(Quelle 8)**. Zahlreiche traditionelle Dorf-Chefs landeten im Gefängnis, weil sie sich weigerten, in ihren Orten die ge-

Afrikanische Kolonialsoldaten marschieren 1939 in den Norden Frankreichs, um das Land ihrer Kolonialherren gegen Nazideutschland zu verteidigen.

forderten Kriegsabgaben einzutreiben und die verordnete Zahl von Zwangsarbeitern zu stellen. In den westafrikanischen Kolonien zogen die Vichy-Verwaltungen zwischen 1940 und 1942 jährlich 7000 bis 8000 Afrikaner zum Arbeitsdienst auf Plantagen der Franzosen, in Bergwerken und Häfen sowie bei größeren öffentlichen Projekten wie dem Bau von Staudämmen ein. Die Männer mussten in der Regel zu Fuß zu ihren jeweiligen Einsatzorten laufen und wurden, wie der Malier Bilali Diallo bezeugt, bis zur völligen Erschöpfung zu Schwerstarbeit angetrieben: «Wer starb, starb. Wer es schaffte zu überleben, überlebte. Wir schaufelten Erde in Eisenbahnwaggons. […] Es gab sechs Lokomotiven und jede zog zehn Waggons. […] Täglich mussten wir sie vierzehn Mal beladen.»[2] Mit Sondergesetzen für «Eingeborene» wie dem «Code de l'indegénat» von 1881 hatten die französischen Kolonialbehörden Afrikaner schon in Friedenszeiten zu kaum entlohnten Arbeitsdiensten gezwungen. In den Kriegsjahren wurden die bestehenden Verordnungen lediglich exzessiver als zuvor genutzt, und auch die Vertreter des Freien Frankreich hielten bis Kriegsende an dieser Praxis fest. (Erst 1946 schaffte Frankreich die Zwangsarbeit in den Kolonien ab.)

Am 8. November 1942 ging mit der Landung britischer und US-amerikanischer Truppen an der maghrebinischen Küste die Vichy-Herrschaft in Afrika zu Ende. Zwar setzte die Pétain-Regierung (in Algerien) erneut Kolonialsoldaten ein, um die alliierten Landetruppen aufzuhalten. Aber gegen die Bombardements der alliierten Kriegsschiffe hatten sie keine Chance und viele ließen in diesen ungleichen Kämpfen ihr Leben.

Schon zuvor waren die Naziverbündeten Vichys in Afrika immer stärker unter Druck geraten: Seit 1940 hatte die britische Kriegsmarine von ihren Häfen in Sierra Leone aus weite Teile der afrikanischen Atlantikküste kontrolliert und den Handelsverkehr zwischen Frankreich und Westafrika unterbunden. Auch hatten die Proteste, Aufstände und Sabotageakte der einheimischen Bevölkerung gegen die repressive Vichy-Verwaltung stetig zugenommen. Und viele Westafrikaner waren in benachbarte britische Kolonien an der Goldküste oder nach Zentralafrika geflohen, um sich den Widerstandstruppen des Freien Frankreich unter General de Gaulle anzuschließen.

Für das Freie Frankreich und gegen den Faschismus

Der Gouverneur Französisch-Zentralafrikas, Félix Eboué, war der erste und einzige Schwarze im französischen Kolonialdienst in einer führenden Funktion. In der Kolonie Guayana in Südamerika geboren, hatte er als treuer Diener des Kolonialsystems Karriere gemacht und 1938 das Gouverneursamt in Zentralafrika übernommen. Er führte dort mildere Formen der Kolonialherrschaft unter Einbeziehung afrikanischer Honoratioren ein und folgte als erster Gouverneur dem Aufruf de Gaulles zum Widerstand. 1940 stellte er den Truppen des Freien Frankreich mit dem Fort-Lamy (heute: im Tschad) einen ersten Stützpunkt zur Verfügung und die Stadt Brazzaville, den Sitz seiner Kolonialverwaltung, beschrieb ein Journalist damals als «Zentrum der ‹freien› und zivilisierten Welt.»[3] Aber auch die Vertreter des Freien Frankreich rekrutierten Afrikaner mit Zwangsmaßnahmen und ließen sie im Unklaren über Ziele und Orte ihrer Einsätze **(Quelle 9)**. Im Frühjahr 1941 kamen die ersten von de Gaulle ausgehobenen afrikanischen Truppen in Eritrea gegen die italienischen Invasoren zum Einsatz (s.S.47f.). Wenig später vertrieben sie die Vichy-Administration und deren deutsche Militärberater aus Syrien und dem Libanon. Danach wurden sie über Djibuti in die nordafrikanische Wüste verlegt, um mit britischen Streitkräften und Kolonialsoldaten aus aller Welt den deutsch-italienischen Angriff auf Ägypten aufzuhalten. Für die 1943 anstehenden Landeoperationen in Europa rekrutierte de Gaulle innerhalb kürzester Zeit noch einmal 100 000 Mann aus Westafrika und 300 000 aus Nordafrika. Sie gehörten zur Vor-

Afrikaner beim Winterfeldzug 1944 an einer europäischen Front.

Französisches Propagandaplakat von 1941 zur Rekrutierung von Soldaten in den Kolonien: «Drei Farben, eine Fahne, ein Weltreich».

hut der alliierten Truppen bei der Einnahme der italienischen Insel Elba und bei der Landung an der südfranzösischen Mittelmeerküste. Im November 1944 stießen afrikanische Soldaten bis ins Elsass und nach Lothringen vor. Nach Aussagen des Kriegsveterans Tafolotien Soro wurden sie dort vom Wintereinbruch überrascht, ihnen «froren die Füße ab» und «viel zu viele Schwarze sind an der Kälte gestorben.»[4]

Auch in den Einheiten des Freien Frankreich sahen sich die afrikanischen Soldaten zahlreichen Diskriminierungen ausgesetzt. Sie erhielten einen geringeren Sold und billigeres Essen als ihre französischen Kameraden, waren in schlechteren Unterkünften einquartiert und mussten Schikanen ihrer weißen Vorgesetzten über sich ergehen lassen **(Quelle 3)**. Wie Ditiemba Silué aus der Elfenbeinküste erzählt, zwangen französische Offiziere *Tirailleurs* dazu, «in ihren Mützen Wasser herbeizuschleppen» und prügelten mit Peitschen auf sie ein, wenn sie nicht schnell genug marschierten.[5] Nur wenn es darum ging, «ins offene Feuer zu laufen und treu seine Brust hinzuhalten», überließen die Franzosen den Afrikanern den Vortritt, zumindest bis kurz vor Paris.Denn als im Sommer 1944 die Befreiung der französischen Hauptstadt anstand, erteilte General de Gaulle den Befehl zum «Blanchissement» seiner Streitkräfte: Er ließ die schwarzen Soldaten, die bis kurz vor Paris für das Freie Frankreich gekämpft hatten, durch weiße ersetzen.

Der Historiker Myron Echenberg schreibt dazu: «Junge Franzosen sollten sich an der Seite der Alliierten als Sieger fühlen können und damit Frankreichs Scham und Erniedrigung vergessen lassen. Ebenso wichtig war de Gaulle, die französischen Partisanen, deren Führer zumeist Kommunisten waren, in seine regulären Streitkräfte einzugliedern und damit der militärischen Disziplin zu unterwerfen. Er hoffte, sie so besser kontrollieren und von ihren politischen Anführern trennen zu können.»[6] Als die Verbände des Freien Frankreich in Paris unter dem Triumphbogen durchmarschierten und sich als Befreier feiern ließen, warteten die meisten *Tirailleurs* in erbärmlichen Durchgangslagern in Mittelfrankreich auf ihren Rücktransport nach Afrika. Der Senegalese Yoro Ba musste dort bis 1947 ausharren: «Vier lange Jahre hatte ich keinen Kontakt zu meiner Familie. Wie viele afrikanische Eltern haben auch meine geglaubt, dass sie ihren Sohn nie mehr lebend wiedersehen würden. Sie glaubten, ich sei tot.»[7]

Hinweise für den Unterricht:
Die Quellen dokumentieren die Bedeutung der französischen Kolonien im Zweiten Weltkrieg sowohl für die mit Nazideutschland kollaborierende Vichy-Regierung **(Quelle 5)** als auch für die auf Seiten der Alliierten kämpfenden Truppen des Freien Frankreich unter de Gaulle **(Quelle 7)**. Bei der Rekrutierung afrikanischer Soldaten wandten beide Seiten Zwangsmaßnahmen an **(Quellen 1, 2, 3 und 9)** und beide Seiten behandelten sie schlechter als französische Soldaten **(Quellen 3 und 9)**. Während das Vichy-Regime die Unterdrückung in den Kolonien verschärfte **(Quelle 8)**, erließ de Gaulle vor der Befreiung von Paris den Befehl zum «Blanchissement» seiner Truppen und ließ schwarze Soldaten «nur bis zur Mitte Frankreichs» mit vorrücken. Anhand der Karikatur **(Quelle 6)** lässt sich die Rolle des Vichy-Regimes für den Zugriff Nazideutschlands auf die afrikanischen Kolonien diskutieren.

S. 208 S. 215ff. S. 223 (1 und 4)
S. 61 (Take 6), S. 62 (Take 7 und 8)

Fragestellungen:

- Auf welchen Kriegsschauplätzen kämpften afrikanische Soldaten unter französischem Kommando im Zweiten Weltkrieg?
- Welche politischen Unterschiede gab es zwischen den verschiedenen französischen Regimes, für die afrikanische Kolonialsoldaten in den Krieg ziehen mussten.
- Welchen Formen von Diskriminierung waren afrikanische Kolonialsoldaten in französischen Diensten ausgesetzt? Vergleichen Sie diese mit der Behandlung von Kolonialsoldaten in den britischen Streitkräften (s. vorheriges Kapitel).
- Beschreiben Sie die ökonomische und militärstrategische Bedeutung der französischen Kolonien für das NS-Regime.

Fußnoten
1 Stanislas, Adotevi: De Gaulle et les Africains. Paris 1990. S. 88.
2 Fall, Babacar: Le travail forcé en Afrique Occidentale Française (1900-1945). Khartala 1993. S. 176.
3 N'djehoya, Blaise: Ce qui sont partis tirer ailleurs. In: Africultures 25. 2000. S. 16.
4 Lawler, Nancy: Soldats d'Infortune. Les Tirailleurs Ivoiriens de la IIe guerre mondiale. Paris 1996. S. 180.
5 Ebd. S. 63.
6 Echenberg, Myron: Colonial Conscripts. The Tirailleurs Sénégalais in French West Africa 1857-1960. Portsmouth, London 1991. S. 99.
7 Ba, Yoro: Interview im März 1997, Dakar, Senegal.

Westafrikanische Soldaten auf wechselnden Seiten der Front

Quelle 1
Kamerun: Razzien

Ateba Yene, ein Augenzeuge aus Jaunde in Kamerun, berichtet, dass die französischen Kolonialbehörden nach Kriegsbeginn regelrechte «Razzien» auf wehrfähige afrikanische Männer durchführten:
«Es war empörend, wie die mobilen Rekrutierungskommandos in die Dörfer eindrangen und mit Gewalt Soldaten rekrutierten. Sie trieben alle Eingeborenen mit athletischem Körperbau zusammen, legten ihnen Seile um die Hüften und fesselten sie aneinander. Als Bestimmungsort wurde das ‹Land ihrer Väter› genannt; es war der Schlachthof der Nazis.»

Yene, Ateba: Interview im Januar 1997, Dakar, Senegal.

Quelle 2
Elfenbeinküste: Familien bedroht

Sama Koné, ein Veteran aus der Elfenbeinküste, erinnert sich:
«Wir sind in den Krieg gezogen, um unseren Familien keine Scherereien zu bereiten. Wenn jemand flüchtete, sperrten [die Franzosen] seine ganze Familie ins Gefängnis. Ein Verwandter von mir, Mori Bay, hat es erlebt. Er wurde zur Arbeit in den Süden geschickt und ist desertiert. Da holten sie seine beiden Brüder, Soungli und Gbala. Seinen Vater warfen sie ins Gefängnis. Das war 1940.»

Lawler, Nancy: Soldats d'Infortune. Les Tirailleurs Ivoiriens de la IIe guerre mondiale. Paris 1996. S. 41.

Quelle 3
Senegal: «Wir mussten einrücken!»

Der Senegalese Yoro Ba wurde 1940 vom Vichy-Regime zwangsrekrutiert, um einen Angriff der Alliierten auf Dakar abzuwehren. Ab 1943 stand er unter alliiertem Kommando und kämpfte für die Befreiung Frankreichs von deutscher Besatzung:
«Ich bin 1919 in Kew Djiby im Bezirk Sine Saloum im Senegal geboren. Die Franzosen sind 1940 auf der Suche nach Soldaten über die Dörfer gezogen. Sie haben sich dabei direkt an die Dorfchefs gewandt oder an die Chefs der Kantone und sich Namenslisten von jungen Männern geben lassen. Uns hat niemand gefragt. Wir mussten einrücken. Wären wir zu Hause geblieben, hätten sie uns vor Gericht gestellt und vielleicht erschossen.

Ich erinnere mich noch an den Donner der Geschütze im September 1940. Damals drohte die Bombardierung der Stadt Dakar, aber niemand hatte uns erklärt, worum es bei diesen Kämpfen eigentlich ging. Wir wachten eines Tages auf, und die Vichy-Franzosen befahlen uns, an die Front zu gehen. Das war alles […]

Bevor wir Dakar 1943 verließen, haben die Franzosen uns eine Spritze gegeben. Danach brauchten sie uns 24 Stunden lang kein Essen zu geben. Denn wir spürten keinen Hunger. Wir fühlten gar nichts. Bei Toulon lagen neun deutsche Divisionen und wir haben von morgens um sieben Uhr bis abends um sechs gekämpft, um sie zum Rückzug zu zwingen. Wir haben nicht wenige von ihnen aus ihren Schützengräben geholt und gefangen genommen. Viele von uns ließen dabei ihr Leben. Nach einer Schlacht gab es so viele Tote, dass Bulldozer und Bagger kamen, um ein Massengrab für all die gefallenen Senegalschützen auszuheben.

Weiße und afrikanische Soldaten waren schon in der Ausbildung strikt voneinander getrennt. In der Armee kochten französische Köche für die Franzosen und Schwarze für die *Tirailleurs*. Die Toubabs, die Weißen, erhielten französisches Essen, alle anderen Maniok und Maisbrei mit Erdnusssoße. Noch auf dem Schlachtfeld waren wir Afrikaner benachteiligt. Ich weiß nicht mehr genau, wie hoch der Sold der europäischen Soldaten war, unserer war in jedem Falle geringer. Und manchmal haben sie nicht einmal das ausgezahlt, was sie versprochen hatten.»

Ba, Yoro: Interview im März 1997, Dakar, Senegal.

Auf der beiliegenden CD im Original (Wolof) mit deutscher Übersetzung zu hören (Take 6).

Quelle 4
Von deutschen Panzern überrollt

Joseph Issoufou Conombo, später Premierminister seines Landes Obervolta, kämpfte mit den französischen Streitkräften in den ersten Kriegsmonaten an der Westfront:
«Von ‹geordneten› Kampfformationen wie im Ersten Weltkrieg konnte keine Rede sein. Der Feind setzte sich einfach über alle traditionellen militärischen Regeln hinweg und löste mit seinem Vormarsch eine regelrechte Panik unter den Kolonialtruppen aus. Weitgehend ihrem Schicksal überlassen, ohne jede Ortskenntnis, war ihnen kein geordneter Rückzug möglich. Viele der Unsrigen zahlten die Verteidigung ihres ‹Mutterlandes› [Frankreich] mit dem Leben, weil sie von anrückenden Panzern einfach überrollt wurden oder als Verletzte nicht die nötige Hilfe erhielten.»

Conombo, Joseph Issoufou: Souvenirs de Guerre d'un ‹Tirailleur Sénégalais›. Paris 1989. S. 24f.

Yoro Ba, Veteran aus dem Senegal, war an der Front in Europa.

Der Kampf um die französischen Kolonien in Westafrika

Quelle 5
Pétain: Afrikakarte stets zur Hand

Der Kabinettschef der französischen Kollaborationsregierung von Vichy, Henri du Moulin de Labarthète, schrieb in seinen Memoiren:

«Pétain hatte stets eine Karte von Afrika zur Hand. […] Und es verging kein Tag, an dem er nicht das französische Kolonialreich erwähnte.»

In: Rheinisches JournalistInnenbüro/ Recherche International e.V. (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg Berlin/Hamburg 2005. S. 97.

Quelle 6
Afrikanische Kolonien für Nazideutschland

Karikatur zur Rolle der französischen Kollaborationsregierung von Vichy in den afrikanischen Kolonien: Ein deutscher Wehrmachtssoldat schiebt den greisen französischen Marschall Pétain Richtung Dakar, der Hauptstadt Französisch-Westafrikas.

Quelle 7
De Gaulle: «Ausgangsbasis Afrika»

General Charles de Gaulle, Oberkommandierender der Widerstandstruppen des Freien Frankreich, schrieb in seinen Memoiren:

«In den ausgedehnten Weiten Afrikas konnte Frankreich tatsächlich eine neue Armee zur Verteidigung seiner Souveränität aufstellen […] und damit die Kräfteverhältnisse an der Front umkehren. Afrika, in Reichweite der Halbinseln Italien, Balkan und Spanien gelegen, bot eine ausgezeichnete Ausgangsbasis für die Rückeroberung Europas.»

Zit. nach Onana, Charles: La France et ses tirailleurs. Enquête sur les combattants de la République. Paris 2003. S. 38.

Quelle 8
Für de Gaulle-Foto zu Tode geschunden

Am 16. Dezember 1943 berichtete die Zeitung «Liberté» über den Fall von Langassane Kanaté aus der Elfenbeinküste, bei dem Polizisten des Vichy-Regimes Propaganda-Material für das Freie Frankreich und eine Fotografie von de Gaulle gefunden hatten:

«Sie banden ihm die Arme auf den Rücken und peitschten ihn mit einem Ochsenziemer aus. […] Dann hefteten sie ihm das Foto von de Gaulle auf den Bauch und trieben ihn durch die Stadt. Wenn er zu Boden fiel, trieb ihn der Ortsvorsteher höchstpersönlich mit Schlägen wieder hoch. […]

Zum Schluss, als der Geschundene nicht mehr weiter konnte, bohrten sie ihm ein Loch durch die Achillessehne, zogen ein Seil hindurch und schleppten ihn mit den Füßen voraus zum Gefängnis. Als sie dort ankamen, war er tot.»

Akpo-Vaché, Cathérine: L'AOF et la seconde guerre mondiale (septembre 39 – octobre 45). Khartala 1996. S. 144.

De Gaulle vor afrikanischen Soldaten im Sudan.

Quelle 9
Für de Gaulle an die Front

Baby Sy, 1979 Verteidigungsminister Obervoltas, gehörte im Zweiten Weltkrieg zu den westafrikanischen Truppen des Freien Frankreich, den Tirailleurs Sénégalais*:*

«Bei uns wussten die Leute damals nicht, worum es ging, wenn von Faschismus die Rede war. Nur die Europäer hatten eine Vorstellung davon. Uns erzählten sie lediglich, dass die Deutschen angegriffen hätten und uns Afrikaner für Affen hielten. Als Soldaten könnten wir ihnen beweisen, dass wir Menschen wären. Das war's. Mehr politische Erläuterungen gab es zu der Zeit nicht. Es hieß, wir müssten in den Krieg ziehen, aber niemand hat uns erklärt warum.

Ich habe an der Landung in Toulon und an den Kämpfen bis nach Straßburg teilgenommen. Dort standen wir bei Kriegsende. Wir Schwarzen hatten gekämpft, um die Deutschen zurückzuschlagen.»

Auf der beiligenden CD im französischen Original (Take 7) und mit deutscher Übersetzung (Take 8) zu hören.

«Alle Schwarzen sind auf der Stelle zu töten»

Afrikaner in deutscher Kriegsgefangenschaft

Millionen Schwarze kämpften im Zweiten Weltkrieg unter französischem, britischem und US-amerikanischem Kommando für die Befreiung Europas vom Faschismus. Viele von ihnen ließen dafür ihr Leben, mehr als Hunderttausend gerieten in deutsche Gefangenschaft. Die deutsche Wehrmacht verübte unmittelbar nach dem Ende des «Frankreichfeldzugs» im Frühsommer 1940 zahlreiche Massaker an schwarzen Soldaten. Die Überlebenden wurden in langen Fußmärschen nach Deutschland in die dortigen Lager getrieben. Auf dem Weg wurden sie von deutschen Zivilisten häufig beschimpft oder sogar tätlich angegriffen. In den Lagern mussten die Gefangenen Zwangsarbeit u.a. für die Rüstungsproduktion leisten. Aufgearbeitet wurden die deutschen Kriegsverbrechen an Schwarzen nie.

Als die französische Armee im Juni 1940 kapitulierte, gerieten fast 100 000 afrikanische Kolonialsoldaten in deutsche Gefangenschaft.[1] Die deutsche Wehrmacht ermordete zahlreiche Afrikaner, nachdem sie sich ergeben hatten. Der einzige Grund: ihre Hautfarbe.[2] Dass es sich dabei nicht nur um Übergriffe einzelner Offiziere gehandelt hat, belegen Akten des NS-Regimes. So ordnete etwa der Gauleiter für Belgien, Karl Holz, ausdrücklich an, «keine Gefangenen zu machen», und der ihm unterstellte Kommandeur des Volkssturms befahl, «alle farbigen Gefangenen auf der Stelle zu töten, da sie stinken».[3] Diese Diktion war typisch für die rassistische Propaganda der Nationalsozialisten gegen schwarze Soldaten, die auf Seiten der Alliierten kämpften **(Quelle 1)**.

Kriegsverbrechen

Kein einziges der bisher bekannt gewordenen Massaker an schwarzen Soldaten durch die Wehrmacht ist in Deutschland gerichtlich verfolgt worden (anders als z.B. Kriegsverbrechen der Wehrmacht in Polen, der Sowjetunion, Griechenland oder Italien, die zumindest – wenn auch nicht unbedingt mit eindeutigem Willen zur Verurteilung der Täter – in Gerichtsverfahren zur Sprache gebracht wurden). 2005 haben Historiker der 1958 in Ludwigsburg gegründeten «Zentralen Stelle der Landesjustizanstalten zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen»[4] Dokumente über Massaker an schwarzen Soldaten der französischen Armee vorgelegt, die zu ersten Ermittlungen geführt haben **(Quelle 2)**.

Die Mehrheit der Kolonialsoldaten wurde, wie die weißen auch, in Kriegsgefangenenlager eingewiesen. Seit 1941 gab es in Deutschland 80 dieser so genannten Stalags (Mannschafts-Stammlager im Unterschied zu den Offizierslagern) und Hunderte weitere in den besetzten Ländern Europas und Nordafrikas.[5] Zusätzlich zu den Kriegsgefangenen (allein fünf Millionen sowjetische) waren in den deutschen Lagern etwa 18 Millionen Menschen inhaftiert. Zehn bis zwölf Millionen davon waren als Zwangsarbeiter aus von der Wehrmacht besetzten Ländern verschleppt worden. Elf Millionen Lagerinsassen wurden ermordet oder gingen an den grausamen Haft- und Lebensbedingungen zugrunde.[6]

Schwarze Soldaten in deutscher Kriegsgefangenschaft.

Besondere Brutalität

Die Wehrmacht internierte die Häftlinge unter unmenschlichen hygienischen Verhältnissen und ließ sie hungern und dursten. Schwarze Kriegsgefangene wurden auf Anweisung hoher NS-Funktionäre systematisch schlechter behandelt als weiße. So erteilte General Heinz Guderian aus dem Generalstab des Heeres im Mai 1940 den Befehl: «Gegenüber den eingeborenen Soldaten wäre jegliche Nachsicht ein Fehler. Es ist strikt verboten, diese Soldaten ohne Wachen zu lassen. Sie sind mit der größtmöglichen Härte zu behandeln.»[7]

Wärter folgten dieser Order und behandelten Schwarze besonders gewalttätig. Gleichzeitig bediente sich die nationalsozialistische Wirtschaft der Lagerinsassen – neben denen aus Konzentrations- und Zwangsarbeiterlagern – als billige Arbeitskräfte. Sowohl Kriegsgefangene als auch zivile Häftlinge mussten Zwangsarbeit leisten und wurden dazu häufig in kleinere Barackenlager in der Nähe von Industrie- oder Landwirtschaftsbetrieben verlegt **(Quelle 4)**.

Fe Lia aus der Elfenbeinküste, der in einem Frontlager die Gefangenennummer 3322 trug, erinnert sich: «Jeden Morgen haben sie einige von uns umgebracht. Eines Tages haben sie ein Pferd im Galopp über uns hinweg gejagt, als wir auf der Erde lagen und schliefen. Dabei starben viele Gefangene. Ihre Füße und Schädel waren zerschmettert.»[8]

Französische Augenzeugen haben bestätigt, dass ihre afrikanischen Mitgefangenen von den deutschen Wärtern besonders brutal misshandelt wurden: «Wir waren Zeugen von Szenen, in denen Senegalesen, die beim Essenstransport gestürzt waren,

100 000 schwarze Soldaten gerieten 1940 in Frankreich in deutsche Gefangenschaft.

mit Kolbenhieben aufgefordert wurden aufzustehen.»[9] Im Sommer 1940 deportierte die deutsche Wehrmacht drei Viertel der 100 000 schwarzen Kriegsgefangenen aus Stalags in Deutschland in Kriegsgefangenenlager im Norden des besetzten Frankreich, weil das NS-Regime keine Schwarzen im eigenen Land duldete. Dort verzeichnete der nationalsozialistische Sicherheitsdienst insgesamt 300 000 schwarze Kriegsgefangene.[10] In Deutschland waren im Juli 1940 noch 28 722 schwarze Soldaten gefangen.[11] Wenige Monate später waren alle bis auf etwa 1000 abtransportiert.

Statisten und Opfer

300 schwarze Kriegsgefangene wurden im Herbst 1941 als Statisten für einen UFA-Film abkommandiert. Er hieß «Germanin» (Uraufführung: 1943) und propagierte die kolonialen Ambitionen Deutschlands in Afrika. Luis Trenker spielte die Hauptrolle[12]. Die Filmstudios in Babelsberg waren allerdings nicht der eigentliche Grund, weshalb diese Gefangenen noch in Deutschland zurückgehalten wurden. Vielmehr wollte das Oberkommando der Wehrmacht an ihnen tropenmedizinische Experimente durchführen.

Die Wehrmacht stellte dem Bakteriologen Paul Uhlenhuth 1944 an der Universität Freiburg 150 schwarze Gefangene zur Verfügung, an denen er neue Impfstoffe gegen Tropenkrankheiten erproben wollte. Es ist bis heute nicht bekannt, ob und mit welchen Folgen für die Betroffenen diese Experimente stattgefunden haben. Andernorts, z.B. im Krankenhaus Saint-Mérard bei Bordeaux und im Stalag bei Stargard/Pommern, haben solche Experimente nachweisbar stattgefunden. Erkenntnisse über die Auswirkungen dieser Misshandlungen liegen nicht vor[13].

Um die außenpolitischen Kolonialinteressen nicht zu gefährden, sollten die Schwarzen im deutschen Einflussbereich nicht «ausgelöscht» werden. Deshalb gab es keine den Völkermorden an den Juden sowie den Roma und Sinti vergleichbare Politik der systematischen Massenvernichtung von Afrikanern. Dennoch besteht kein Zweifel, dass die deutsche Wehrmacht Zehntausende Kolonialsoldaten vorsätzlich ermordet hat. Sie waren Opfer von Massakern und Hinrichtungen, Misshandlungen und Folter, von Hunger und Zwangsarbeit. Nach Schätzungen von Historikern kam etwa die Hälfte der afrikanischen Kriegsgefangenen in den deutschen Lagern ums Leben; ihre Todesrate lag damit deutlich über der von weißen Kriegsgefangenen.[14]

Politischer Widerstand

Einige Afrikaner gerieten auch in deutsche Konzentrationslager. Darunter waren Schwarze, die sich in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten den Partisanen und der Résistance angeschlossen hatten. Wie viele von ihnen gefasst und in KZs deportiert wurden, ist unklar. Die Nazis unterschieden die politischen Häftlinge in den KZ-Akten nicht nach der Hautfarbe. Einige Schicksale sind allerdings bekannt geworden: Der afro-französische Sänger John William war im KZ Neuengamme inhaftiert. Carlos Grevkey aus Äquatorialguinea, der als Mitglied der In-

ternationalen Brigaden in Spanien gegen die Putschisten unter General Franco gekämpft hatte, wurde 1942 nach Mauthausen deportiert. Erika N'gando aus Kamerun starb im KZ Ravensbrück[15].

Kontinuität?

Nach dem Ende des Kriegs wurde die rassistische Politik der Nationalsozialisten gegenüber Schwarzen nicht thematisiert **(Quelle 3)**. Stattdessen ereiferten sich viele Deutsche – wie schon nach dem Ersten Weltkrieg – über schwarze Besatzungssoldaten in den Reihen der Alliierten.

Mit Unwillen registrierten bundesdeutsche Behörden, dass bis 1955 etwa 4600 uneheliche afrodeutsche Kinder aus Beziehungen zwischen afroamerikanischen Besatzungssoldaten und deutschen Frauen geboren worden waren.[16]

Schon 1950, ein Jahr nach Gründung der Bundesrepublik, hatte das Bundesinnenministerium den Plan diskutiert, diese Kinder baldmöglichst außer Landes zu schaffen, «nach Afrika oder Amerika». Bundesweit wurden die Jugendämter zu diesem Vorschlag befragt, der – so der zuständige Ministerialrat Dr. Rothe – nicht auf «einer Gegeneinstellung gegen die schwarze Rasse, sondern nur auf der Sorge für das einzelne Kind» beruhe.[17] Die meisten Ämter und Wohlfahrtsverbände befürworteten den Plan, die Kinder aus Deutschland fort zu schaffen. Tatsächlich adoptierten weiße Amerikaner einige Hundert dieser Kinder – den schwarzen Vätern der Kinder untersagten die US-Behörden die Adoption; die meisten Kinder allerdings blieben – obwohl von den Behörden unerwünscht – in Deutschland.

Hinweise für den Unterricht:

Quelle 1 ist ein Beispiel für die Nazi-Propaganda gegen schwarze Soldaten und verweist mit dem polemischen Begriff der «farbigen ‹Kulturbringer›» auf die rassistische Hetze in Deutschland gegen die Besetzung des Rheinlands nach dem Ersten Weltkrieg, an der auch französische Soldaten aus Nord- und Westafrika teilgenommen hatten. Besonders wütend agierten damals deutsche Nationalisten gegen Kinder dieser Soldaten aus ihren Beziehungen mit deutschen Frauen. **Quelle 2** steht für die Kriegsverbrechen der Wehrmacht an Afrikanern, **Quelle 4** für ihre Behandlung in deutscher Gefangenschaft. Das Foto oben rechts zeigt, dass die «vermessende» Anthropologie und die darwinistische Soziallehre die pseudowissenschaftliche Begründung für den nationalsozialistischen Rassismus waren. Mit **Quelle 3** lässt sich beispielhaft diskutieren, wie der deutsche Rassismus nach Ende des Nationalsozialismus fortdauerte.

S. 208f. S. 218f.

Schwarze Kriegsgefangene wurden von deutschen Ärzten «vermessen».

Fragestellungen:

- Welche Ideologie lag dem Rassismus der Wehrmacht und der deutschen Bevölkerung zugrunde?
- Recherchieren Sie, was sich im Internet zu den Begriffen «Rheinlandbastarde» und «Rassenkunde» finden lässt und bewerten sie die Ergebnisse kritisch.
- Recherchieren Sie im Internet zu Massakern der deutschen Wehrmacht an schwarzen Kolonialsoldaten. (vgl.: www.zeit.de/2006/03/A-Gefangene?page=all mit: www.bundesarchiv.de/aufgaben_organisation/abteilungen/zentralstelle/01372/index.html)
- Kriegsverbrechen an schwarzen Soldaten sind hierzulande bis heute kaum bekannt, anders als die Verbrechen der deutschen Wehrmacht in Osteuropa (Siehe hierzu: www.verbrechen-der-wehrmacht.de). Nennen Sie mögliche Gründe dafür.
- Gibt es eine Kontinuität des Rassismus in Deutschland von der Kolonialzeit bis heute?

Fußnoten

1 Killingray, David: Africans and African Americans in Enemy Hands. In: Moore, Bob, Fedorowich, Kent (Hg.): Prisoners of War and their Captors in World War II. Oxford 1996. S. 181-204.

2 Scheck, Raffael: Hitler's African Victims: The German Massacres of Black French Soldiers in 1940. New York 2006. (Erscheint 2008 im Verlag Assoziation A in deutscher Übersetzung, s. Literaturliste im Anhang); Killingray, a.a.O., S. 186ff; Martin, Peter: «…auf jeden Fall zu erschießen». Schwarze Kriegsgefangene in den Lagern der Nazis. In: Mittelweg 36, Heft 5/99. Hamburg 1999. S. 76-91. Fargettas, Julien: Der andere Feldzug von 1940: Das Massaker an den schwarzen Soldaten. In: Martin, Peter; Alonzo, Christiane (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. Hamburg, München 2004. S. 567-582.

3 Kesting, Robert W.: Nazi Germany and People of African Decent, unveröffentlichtes Manuskript, o. O. u. J. Zit. in Martin (1999). S. 77.

4 www.bundesarchiv.de/aufgaben_organisation/abteilungen/zentralstelle/01372/index.html.

5 Mai, Uwe: Kriegsgefangen in Brandenburg. Stalag IIIA in Luckenwalde 1939-1945. Berlin 1999. S. 147ff.

6 Weinmann, Martin (Hg.): Das nationalsozialistische Lagersystem. Frankfurt/Main 1990. S. CXXXVII (137) ff.

7 Dietrich, Robert; Rives, Maurice: Héros méconnus 1914-1918 / 1939-1945. Mémorial des combattants d'Afrique noire et de Madagascar. Paris 1993. S. 166.

8 Lawler, Nancy; Soldats D'Infortune. Les Tirailleurs Ivoiriens de la IIe. Guerre Mondiale. Paris 1996. S. 102.

9 Kassé, Maguéye: Afrikaner im nationalsozialistischen Deutschland. In: Utopie kreativ. Heft 115/116. Berlin 2000. S. 501ff.

10 Ebd.

11 Mai, a.a.O., S. 148.

12 Martin/Alonzo (2004), a.a.O., S. 81f.

13 Mai, a.a.O., S. 86; Martin (1999), a.a.O., S. 84f.

14 Killingray, a.a.O., S. 181

15 Kassé, a.a.O., S. 501ff.

16 Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette: Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche «Besatzungskinder» im Nachkriegsdeutschland. Berlin 2002. S. 202f.

17 Ebd., S. 74.

Afrikaner in deutscher Kriegsgefangenschaft

Quelle 1
Deutsches Flugblatt

Auf Flugblättern an die «deutschen Volksgenossen» warnten die Nazi-Behörden vor jeglichem Kontakt mit «farbigen Franzosen» unter den Kriegsgefangenen:
«Ein neues Moment tritt aber nun hinzu: Farbige Franzosen! Wenn diese auch vorläufig nicht zur Arbeit eingesetzt werden, so ist doch ihre Berührung mit der Zivilbevölkerung möglich, bei eventuellem späteren Einsatz ist sie sicher.

Als Nachrichtenträger werden die Farbigen mangels Intelligenz kaum in Erscheinung treten, aber ihre bekannten tierischen Instinkte dürfen in keiner wie immer gearteten Form zum Ausbruch kommen. Der gesunde Instinkt des deutschen Volkes wird jeden Verkehr mit den farbigen ‹Kulturbringern› von sich aus ablehnen, Ausnahmen bestätigen aber oft die Regel!

Wer sich mit Farbigen irgendwie einlässt, ohne zu ihrer Aufsicht dienstlich verpflichtet zu sein, wird außer aus dem Gesetz zum Schutz der Wehrkraft des deutschen Volkes obendrein noch aus den Rassegesetzen zur Verantwortung gezogen. Darauf steht unweigerlich und ohne Berufungsrecht Zuchthaus und unter Umständen sogar Todesstrafe für beide Teile!»

Flugblatt der Schweriner NS-Behörden kurz nach Kriegsbeginn an die Bevölkerung; Stadtarchiv Schwerin MB699. In: Höpp, Gerhard: Arabische Opfer des Nationalsozialismus. In: Höpp, Gerhard u.a. (Hg.): Blind für die Geschichte? Arabische Begegnungen mit dem Nationalsozialismus. Berlin 2004.

Quelle 2
Massaker der Wehrmacht

Augenzeugenbericht vom 10. Juli 1940 über die Kapitulation der 4. Infanteriedivision der französischen Armee, zu der mehrere Regimenter Tirailleurs Sénégalais *(«Senegalschützen») gehörten:*
«Nach ihrer Entwaffnung werden die Soldaten rasch auseinander getrieben: die Weißen auf die eine Seite, die Schwarzen auf die andere. Während die Deutschen Erstere zunächst nicht weiter beachten, müssen sich alle *Tirailleurs*, die noch dazu in der Lage sind, also auch Verletzte, sofern sie noch gehen können, am Straßenrand aufstellen. Dort werden sie mit Maschinengewehren niedergemäht. Wer zu fliehen versucht, wird zur Zielscheibe deutscher Scharfschützen, die mit Karabinern bewaffnet sind.

Auf Befehl eines deutschen Offiziers wird eine Gruppe von verletzten Senegalesen auf die Straße geschleppt. Der Offizier zieht seine Pistole und jagt den Schwarzen, die auf der Erde liegen, unter wüsten Beschimpfungen einem nach dem anderen eine Kugel in den Kopf. Dann brüllt er den gefangenen weißen Soldaten zu: ‹Erzählt das in Frankreich!›»

Lawler, Nancy: Soldats D'Infortune. Les Tirailleurs Ivoiriens de la IIe. Guerre Mondiale. Paris 1996, S. 100.

Quelle 3
Schwarze Deutsche

Aus der Biographie von Fasia Jansen, einer schwarzen Deutschen, geboren 1929 als Tochter des Kindermädchens Elli Jansen und des liberianischen Generalkonsuls in Hamburg, Momulu Massaquoi:
«Im Sommer 1944 musste ich zum Arbeitsamt, meine Großmutter ging mit mir dahin. Eine freundliche Dame guckte mich erstaunt an und verschwand. Nach einiger Zeit tauchte sie wieder auf, und lächelnd sagte sie uns, dass ich vom Arbeitsamt Hamburg nicht vermittelt werde, denn da könnten manche an meinem Aussehen Anstoß nehmen. ‹Tänzerin soll sie werden›, sagte Oma und legte eine Bescheinigung der Tanzschule Sauer aus Hamburg vor, an der ich anderthalb Jahre ausgebildet wurde. Die Dame blätterte in meiner Akte, ihre Finger wurden immer länger, dann sagte sie: ‹Von dort musste sie ja schon runter, weil sie Negerin ist.› Da wussten sie das auch schon, ich schämte mich so und heulte los. ‹Sie ist Hamburgerin, hier geboren›, sagte Oma. ‹Sie kriegen noch einen Bescheid›, antwortete die Dame. Ein paar Tage später kam eine Karte von der Staatssicherheitspolizei. Ich sollte zur Arbeit in die unterirdische Munitionsfabrik Düneburg, wo ich in einer Baracke für verschleppte Fremdarbeiter untergebracht worden wäre, die dort zu Tausenden malochten. Nach langen Verhandlungen kam ich statt dessen in eine Küche.»
Fasia Jansens Antrag auf Wiedergutmachung wurde 1960 abgelehnt. Die Begründung lautete:
«Eine Entschädigung kann nur geleistet werden, wenn die Antragstellerin durch nationalsozialistische Gewaltmaßnahmen aus rassischen Gründen zwangsweise zur Arbeit eingesetzt und hierdurch Schaden erlitten hätte. Diese Voraussetzungen treffen auf die Antragstellerin nicht zu. Es mag sein, dass sie gegen ihren Willen zur Arbeit verpflichtet wurde und hierdurch Schaden an ihrer Gesundheit nahm. Das ist jedoch weder im Wege nationalsozialistischer Gewaltmaßnahmen noch aus Verfolgungsgründen geschehen. […] Verfolgungsmaßnahmen gegen Einwohner dunkler Hautfarbe sind nicht bekannt geworden.»

Achenbach, Marina: Fasia, geliebte Rebellin. Oberhausen 2004. S. 28; S. 47.

Quelle 4
Schwarze Häftlinge

Yeo Porio, Kriegsgefangener in einem deutschen Lager:
«Die Deutschen haben uns eines Tages abgeholt und nach Berlin gebracht. Dort mussten wir für sie arbeiten. Zu essen gab es fast nichts, nur irgendetwas, das in heißem Wasser herumschwamm. […]

Ich weiß nicht mehr, wie viele von uns dort verhungert sind. […]

Die französischen Arbeiter durften dagegen Zivilkleidung tragen. Auch sie arbeiteten für die Deutschen. Aber sie wurden bezahlt. Die Deutschen ließen sie in Ruhe. […] Uns haben sie verrotten lassen.»

Lawler, a.a.O., S. 107.

Arabische Täter und arabische Retter

Deutsche Kriegsziele und Judenverfolgung in Nordafrika und im Nahen Osten

Nirgendwo außerhalb Europas werden die Verbrechen der Nazis und die Judenverfolgung so hartnäckig bestritten wie in Nordafrika und im Nahen Osten. Diese Verfälschung der Geschichte dient zum einen dazu, Israel die Existenzberechtigung als Zufluchtsort für verfolgte Juden abzusprechen. Zum anderen verhindert sie die historische Auseinandersetzung mit der Beteiligung von Arabern an den Kriegsverbrechen und der Judenverfolgung der faschistischen Mächte in Nordafrika und im Nahen Osten. So gab es während des Zweiten Weltkriegs in Ägypten, Tunesien und im Irak Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung, für die Araber verantwortlich waren. In arabischen Ländern entstanden autoritäre Massenorganisationen, die sich an Vorbildern aus Nazideutschland orientierten. Arabische Eliten sympathisierten mit faschistischen Ideologien, Kollaborateure unterstützten den Vormarsch der deutschen Wehrmacht nach Ägypten, Nazi-Sympathisanten im Irak organisierten einen Staatsstreich und der palästinensische Großmufti von Jerusalem, Hadj Amin el-Husseini, trägt sogar persönliche Mitverantwortung für die Vernichtung von Juden in den Todeslagern der Nazis. Es gab allerdings auch Araber, die jede Zusammenarbeit mit den Nazis ablehnten, den antifaschistischen Widerstand unterstützten und verfolgten Juden Hilfe gewährten.

Die anhaltende Leugnung der Geschichte

Im September 2003 erklärte der einflussreiche muslimische Theologe Kamul Abdul Magd in einer Rede an der Amerikanischen Universität in Kairo, Antisemitismus sei zwar in Europa und den Vereinigten Staaten «weit verbreitet», aber Araber seien nicht anfällig dafür. Sein Fazit lautete: «Wir haben mit dem Holocaust nichts zu tun. Wir haben niemals Juden verfolgt.»[1] Haltungen wie diese sind in der arabischen Welt bis heute weit verbreitet **(Quelle 1)**. Während antisemitische Hetzschriften wie die «Protokolle der Weisen von Zion» in Ägypten, Syrien und dem Libanon als Grundlage für populäre Fernsehsendungen dienen, die palästinensische Regierungspartei Hamas sich in ihrer Charta darauf beruft, und Hitlers «Mein Kampf» Massenauflagen erreicht, findet eine Auseinandersetzung mit den Verbrechen der Nationalsozialisten und der Judenverfolgung sowie der Beteiligung und Mitverantwortung von Arabern daran nicht statt.[2]

Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bestanden in vielen arabischen Ländern Sympathien für die deutschen Nationalsozialisten weiter **(Quellen 2 und 3)**.

1964 gab der damalige Staatspräsident Ägyptens, Gamal Abdul Nasser, der neonazistischen deutschen «National Zeitung» ein Interview, in dem er erklärte: «Niemand, nicht einmal

Der Palästinenserführer Hadj Amin el-Husseini nach seiner Flucht ins deutsche Exil am 28. November 1941 bei Adolf Hitler.

der Einfältigste, glaubt ernsthaft an die Lüge, dass sechs Millionen Juden ermordet wurden.»[3] In den achtziger Jahren schrieb Mahmoud Abbas, Nachfolger Jassir Arafats als Präsident der palästinensischen Autonomiebehörde, seine Dissertation über «Die geheimen Beziehungen zwischen dem Nazismus und der Führung der zionistischen Bewegung». Darin vertrat er die These, dass die Zahl von sechs Millionen jüdischen Opfern stark übertrieben sei und lediglich den Regierenden in Israel dazu diene, ihre politischen Ziele zu erreichen: «Fakt ist, dass niemand diese Zahl belegen oder widerlegen kann.»[4]

Politiker der radikal-islamischen Terrororganisation Hamas, die im März 2007 erstmals Regierungsgewalt in Palästina übernahm, bezeichneten den Holocaust als «größte aller Lügen». Und im Grundsatzprogramm der Hamas werden «die Juden» sogar für die beiden Weltkriege verantwortlich gemacht: «Sie zettelten den Ersten Weltkrieg an.» Und «sie waren für den Zweiten Weltkrieg verantwortlich, in dem sie durch Waffenhandel riesige finanzielle Gewinne scheffelten und den Weg zur Errichtung ihres Staates ebneten. […] Bis heute gibt es keinen Krieg, in dem sie nicht ihre Finger drin stecken hätten.»[5] Dass die überwiegende Mehrheit in der arabischen Welt das ungeheuerliche Verbrechen der Judenvernichtung im Nationalsozialismus nicht zur Kenntnis nimmt, zeigt eine Umfrage des arabischen Fernsehsenders al-Jazeera. Danach hielten fünf von sechs Befragten «den Zionismus» (gemeint ist: die Politik Israels) für schlimmer als den Nationalsozialismus[6] **(Quelle 4)**.

Im Iran gehört die Verharmlosung der nationalsozialistischen Verbrechen und die Leugnung des Holocaust seit der Übernahme des Präsidentenamtes durch Mahmoud Ahmadinejad im August 2005 zur offiziellen Staatsdoktrin. Im Dezember 2006 begrüßte Ahmadinejad Holocaust-Leugner aus aller Welt zu einer Konferenz in Teheran. Seine Rede verdeutlichte, dass

die Leugnung des Völkermords an den Juden dazu dient, Israel das Existenzrecht zu verweigern **(Quelle 5)**. Auf einem Treffen der Islamischen Konferenz in Mekka Anfang Dezember 2005 hatte Ahmadinejad auch jede Mitverantwortung von Muslimen für die Verbrechen des Zweiten Weltkriegs bestritten und – an die Europäer gewandt – erklärt: «Wenn ihr glaubt, dass ihr den Juden gegenüber Unrecht getan habt, warum müssen die Muslime und Palästinenser den Preis dafür bezahlen? Wenn ihr denn tatsächlich Juden unterdrückt habt, dann stellt doch dem zionistischen Regime einen Teil Europas zur Verfügung.»[7]

Tatsächlich jedoch war die Judenvernichtung keineswegs eine «rein europäische Geschichte». Der «lange Schatten des Holocaust» reichte vielmehr bis in die arabische Welt, wie der Leiter des Instituts für Nahost-Politik in Washington, Robert Satloff, nachwies: «Von Anfang an erstreckten sich die deutschen Pläne zur Verfolgung und letztendlichen Ausrottung der Juden auf alle Länder, die Deutschland und seine Alliierten zu erobern hofften, einschließlich eines riesigen arabischen Gebietes, das von Casablanca über Tripolis bis nach Kairo reichte.»[8] In dieser Region lebten mehr als eine halbe Million Juden, die sich ab 1940 ausgegrenzt, verfolgt und mit dem Tode bedroht sahen, auch weil sich Araber an der Judenverfolgung beteiligten: «Manchmal machten sie deren Durchführung sogar erst möglich. Bei anderen Gelegenheiten standen sie passiv dabei, was ebenso kritikwürdig ist. In einigen Situationen taten Araber auch weit mehr als nur zu kollaborieren und machten damit die unangenehme Lage [der Juden] vollends unerträglich.»[9]

Die Judenverfolgung in Nordafrika

Am 3. September 1939, zwei Tage nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen, erklärte Frankreich Nazideutschland den Krieg und als im Mai 1940 deutsche Truppen Holland, Belgien und Luxemburg überrollten und in den Norden Frankreichs eindrangen, kämpften auch viele arabische Soldaten an vorderster Front unter französischem Kommando (s.S.58ff.). Doch nach dem Waffenstillstand, den die französische Regierung unter Marschall Phillippe Pétain am 22. Juni 1940 mit dem faschistischen Deutschland vereinbarte, kontrollierte sie auch die französischen Kolonien in Nordafrika und erklärte sich bereit, die Nationalsozialisten an deren Ausplünderung teilhaben zu lassen.

Nordafrika war für das Nazi-Regime strategisch besonders bedeutsam. Die lange Mittelmeerküste ermöglichte die militärische Kontrolle Südeuropas, und die Region lieferte lebenswichtige Rohstoffe für die deutsche Rüstungsindustrie sowie Nahrungsmittel für die Wehrmacht. Hitlers Regierung schickte deshalb Hunderte deutsche Offiziere nach Nordafrika, um die Einhaltung der von den Franzosen versprochenen Lieferungen zu überwachen.[10] Während Marokko und Tunesien als französische Protektorate über beschränkte Selbstverwaltungsrechte verfügten, stellten in Algerien französische Siedler und Beamte die Regierung. Seit der Kolonisierung des Landes im 19. Jahrhundert hatte sich fast eine Million Franzosen in dem nordafrikanischen Land niedergelassen und den Einheimischen drei Viertel des fruchtbaren Bodens geraubt, um darauf Getreide, Wein und Früchte für den Export nach Frankreich anzubauen. Auch in Kriegszeiten war Algerien die wichtigste französische Kolonie. Die Vichy-Administration setzte hier ihre antisemitischen Gesetze, mit denen sie Juden überall in ihrem Einflussbereich ausgrenzen und verfolgen ließ, besonders rigide durch. Mit 110000 Mitgliedern war die jüdische Gemeinde Algeriens eine der größten Afrikas und schon 1870 hatte der sozialistische französische Innenminister Adolphe Crémieux den algerischen Juden die französische Staatsbürgerschaft zugestanden – anders als der muslimischen Bevölkerungsmehrheit.

Im Mai 1940 hatten auch Juden aus Algerien für Frankreich gekämpft und 1353 waren gefallen. Doch als die Regierung unter Marschall Pétain Mitte 1940 die Macht übernahm, gehörte die Aufhebung des Gesetzes von Crémieux zu ihren ersten Maßnahmen. Die algerischen Juden verloren damit über Nacht ihre französische Staatsbürgerschaft. Mit dem «Judenstatut» folgte im Oktober 1940 ihre Ausgrenzung aus sämtlichen öffentlichen Funktionen: sie durften nicht mehr in der Verwaltung und im Militär tätig sein und zahlreiche Berufe (vom Journalismus bis zu Lehrtätigkeiten) wurden ihnen verboten. Ab Juni 1941 durften Juden – nach einem verschärften Gesetz – auch nicht mehr als Anwälte, Händler, Versicherungsvertreter und Unternehmer arbeiten und nur noch einen Bruchteil aller Ärzte und Hebammen stellen, wodurch zahllose Algerier ihre Gesundheitsversorgung verloren. Die französischen Kolonialbeamten zwangen Juden, ihre Geschäfte und Wohnhäuser zu Spottpreisen zu verkaufen und verbannten jüdische Kinder aus Schulen und Universitäten[11] **(Quelle 6)**.

Auch die formal unabhängigen, aber von Frankreich kontrollierten Regierungen Marokkos und Tunesiens sowie die italienische Kolonialverwaltung in Libyen erließen ähnliche antijüdische Gesetze. Insgesamt unterhielten die deutschen, französischen und italienischen Faschisten in Nordafrika mehr als einhundert Arbeitslager, in die neben politischen Oppositionellen und Deportierten aus Europa auch Tausende Juden verschleppt wurden. Allein im Lager von Giado, südlich von Tripolis, kamen 562 Inhaftierte um. (Auf die Hauptverantwortung des

Der Chef der französischen Kollaborationsregierungvon Vichy, Marschall Philippe Pétain, 1940 bei Adolf Hitler.

Nordafrika und der Nahe Osten in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs.

NS-Regimes für diese Lager verweist die Tatsache, dass die Bundesregierung im Rahmen der Verhandlungen über Entschädigungen von Zwangsarbeitern bis zum Jahr 2002 insgesamt 93 Lager in Marokko, Tunesien und Algerien und sechs weitere in Libyen offiziell anerkennen musste.)[12]

In einem «Handbuch zum Entschädigungsverfahren» waren schon 1958 zahlreiche deutsche Arbeitslager in Nordafrika verzeichnet.[13]

Im Osten Marokkos mussten 7000 Zwangsarbeiter Schienenstränge für eine geplante Trans-Sahara-Eisenbahn verlegen, die bis nach Niger reichen sollte. Die algerischen und tunesischen Lager befanden sich meist in abgelegenen Wüstenregionen, in denen Zehntausende Gefangene schutzlos den brütend heißen Sommertagen und den eisigen Winternächten ausgesetzt waren. Der französische Partisan Claudio Moreno beschrieb das Lager von Hadjerat M'Guil deshalb als «französisches Buchenwald in Nordafrika».[14] «Es war lediglich einer Laune des Schicksals zu verdanken», schreibt Robert Satloff, «dass nur vergleichsweise wenige Juden während der faschistischen Herrschaft in den arabischen Ländern umkamen. Schätzungen sprechen von 4000 bis 5000 Opfern. Einige […] wurden von Deutschen und Italienern nach Europa in ihren sicheren Tod deportiert. Etwa 1200 nordafrikanische Juden, die in der Metropole Frankreich festsaßen, ließ das Vichy-Regime in die Todeslager der Nazis in Polen und anderswo transportieren. […] Manche wurden einfach kaltblütig umgelegt, andere starben aufgrund von Hunger, Folter oder Krankheiten in den Wüsten-Straflagern in der Sahara.» An diesen Verbrechen haben auch Araber mitgewirkt: «Willfährige Helfershelfer fanden sich überall und sie übernahmen alle Arbeiten, die notwendig waren, damit sich das Rad der Judenverfolgung weiter drehen konnte. Zahlreiche Berichte von Augenzeugen belegen, dass arabische Soldaten, Polizisten und Arbeiter zu allem bereit waren – manchmal in wesentlichem, manchmal in geringerem Maße – um nach dem Vorbild der Judenverfolgung in Europa auch gegen das nordafrikanische Judentum vorzugehen: das reichte von der Durchsetzung anti-jüdischer Sondergesetze über die Zwangsverpflichtung jüdischer Arbeiter bis zur Verwaltung von Arbeitslagern. Von den Außenbezirken Casablancas bis in die Wüstengegenden südlich von Tripolis dienten Araber überall als Wächter und Aufseher in den Arbeitslagern. Und von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren sie bei den jüdischen (und anderen) Gefangenen als willige und loyale Diener der Nazis, Vichys und der [italienischen] Faschisten gefürchtet.»[15] **(Quellen 7 und 8)**

Araber leisteten jedoch auch Widerstand gegen die faschistischen Besatzer: «In jeder Phase der Judenverfolgung durch Nazis, Vichy und Faschisten in den arabischen Ländern, und überall, wo sie stattfand, gab es auch Araber, die Juden halfen. Einige Araber sprachen sich gegen die Verfolgung von Juden aus und stellten sich öffentlich an ihre Seite. Andere verweigerten ihre Unterstützung und Beihilfe und verhinderten damit, dass die Räder der anti-jüdischen Kampagne noch effektiver laufen konnten. Einige Araber teilten das Schicksal von Juden und entwickelten durch diese Erfahrung ein starkes Gefühl von Kameradschaft zu ihnen. In manchen Situationen entschlossen sich Araber dazu, Juden mehr als nur moralische Unterstützung anzubieten: Sie retteten Juden das Leben in einer Zeit, in dem sie dadurch ihr eigenes riskierten. Diese Araber waren wahre Helden.»[16]

Einer dieser arabischen Helden, auf die Robert Satloff bei seinen Recherchen in Nordafrika stieß, war der Tunesier Khaled Abdelwahhab. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen trieb der Sohn eines reichen Grundbesitzers Handel mit den Besatzern und nutzte die Informationen, die er dabei erwarb, um jüdische Landsleute zu warnen und in Sicherheit zu bringen. Wie die Jüdin Anny Boukris bezeugte, versteckte Abdelwahhab ihre Großfamilie auf einer Farm, nachdem er erfahren hatte, dass ein deutscher Offizier ihre Mutter in ein Militärbordell verschleppen wollte **(Quelle 9)**. Aufgrund der Zeugenaussage von Anny Boukris schlug der Wissenschaftler Robert Satloff Anfang 2007

vor, ihren tunesischen Retter in der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem als «Gerechten unter den Völkern» zu ehren, damit unter den mehr als 21 300 Namen von Menschen aus aller Welt, die Juden vor dem Holocaust gerettet haben, endlich auch ein arabischer Name auftauche: der von Khaled Abdelwahhab.

Satloff hofft, dass auch Araber dies zum Anlass nähmen, die Auseinandersetzung mit dem Holocaust nicht länger zu scheuen. Schließlich hätte es in dieser düsteren Epoche der Geschichte Menschen wie Abdelwahhab gegeben, auf die sie stolz sein könnten. Und nicht nur im jüdischen Talmud, sondern auch im Koran stehe der Satz: «Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt.»[17]

Die deutschen Kriegsziele in Nordafrika

Im Juni 1940 erklärte auch Italien Frankreich und Großbritannien den Krieg, im August 1940 eroberten italienische Truppen Britisch-Somaliland und im September marschierten sie mit 150 000 Soldaten von Libyen aus über die ägyptische Grenze mit dem Ziel, erst den Suez-Kanal und dann den gesamten Nahen Osten zu erobern. Ägypten war zwar seit 1926 formell unabhängig, stand jedoch – wie weite Teile der Region – unter britischer Kontrolle. Seit dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches im Ersten Weltkrieg teilten sich die Siegermächte Großbritannien und Frankreich die Macht im Nahen Osten. Um sowohl Juden als auch Araber auf ihre Seite zu ziehen, hatte die britische Regierung den beiden Kontrahenten während des Ersten Weltkriegs weitreichende politische Zusagen gemacht: Dem Emir von Mekka, Sherif Hussein, hatte sie «ein unabhängiges arabisches Reich» versprochen, der britischen Zionistenvereinigung «die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina».[18] (Die zionistische Bewegung, die für die Gründung eines jüdischen Staates in Palästina eintrat, war Ende des 19. Jahrhunderts in Folge des wachsenden Antisemitismus in Ost- und Westeuropa entstanden.)

Aber schon 1916 hatten sich der britische und der französische Außenminister insgeheim darüber verständigt, den Nahen Osten nach Kriegsende untereinander aufzuteilen. Frankreich erhielt die Levante (Syrien und Libanon). Damit geriet auch diese Region – wie Nordafrika – 1940 unter die Kontrolle des französischen Kollaborationsregimes von Vichy, dem Militärberater aus Nazideutschland zur Seite standen. Um den weiteren Vorstoß der Faschisten in den Nahen Osten zu stoppen, marschierten im Juni 1941 alliierte Truppen in den Libanon und nach Syrien ein. Darunter waren Tausende Kolonialsoldaten aus Ostafrika und Indien, die unter britischem Kommando standen, sowie Einheiten, die de Gaulle für seine Streitkräfte des Freien Frankreich in West- und Zentralafrika rekrutiert hatte.

Das britische Empire beherrschte damals den Rest des Nahen und Mittleren Ostens. Vom Irak über Jordanien bis nach Ägypten sicherten die Briten ihre Interessen mit Hilfe einheimischer Politiker und Würdenträger sowie eigener Truppen. Nur in Palästina, das der Völkerbund Großbritannien als «Mandatsgebiet» übertragen hatte, regierten britische Beamte, die weder jüdische noch arabische Ansprüche auf das Land anerkannten.

Am 21. Juni 1941 marschieren Truppen des Freien Frankreich in Damaskus ein.

Als Stützpunkt ihres Nahost-Oberkommandos war Ägypten für Großbritannien besonders bedeutsam. Deshalb setzten sie 1940 alles daran, den von Libyen ausgehenden Angriff der italienischen Truppen zurück zu schlagen, was ihnen aufgrund des aufopferungsvollen Einsatzes Zehntausender (Kolonial-)Soldaten aus Ost- und Westafrika, Südafrika und Indien, Australien und Neuseeland auch gelang. Um die drohende Niederlage der italienischen Verbündeten zu verhindern, griff das NS-Regime Anfang 1941 auch in den Krieg in Nordafrika ein und Panzer-Verbände unter dem Kommando von Generalleutnant Erwin Rommel marschierten im libyschen Tripolis ein. Zwar hatten die Nazis ihre Kolonialpläne in Afrika (s. S. 43 ff.) vorläufig zurückgestellt, weil sie den Überfall auf die Sowjetunion vorbereiteten und zunächst die Unterwerfung Osteuropas planten. Doch die Vertreibung der Italiener aus Libyen hätte das Ziel des NS-Regimes torpediert, von Nordafrika aus zu den Ölquellen des Nahen Ostens vorzustoßen und den Landweg der Briten nach Indien zu unterbrechen **(Quelle 10)**.

Tatsächlich drängten die Truppen der faschistischen Achsenmächte die Allliierten bis über die ägyptische Grenze zurück und da auch die in die Sowjetunion eingefallenen Verbände der deutschen Wehrmacht bereits bis an den Rand des Kaukasus vorgedrungen waren, schien den Nazis die Eroberung des Nahen Ostens aus zwei Richtungen nur noch eine Frage der Zeit: die Panzerverbände unter Rommel sollten von Westen über

Ägypten in Palästina einfallen, die deutschen Truppen aus dem Kaukasus von Osten über den Iran in den Irak, um die dortigen Ölfelder einzunehmen **(Quelle 11)**. Im Reichsfinanzministerium und bei der Reichsbank fanden bereits Verhandlungen über die Finanzierung der «erforderlichen Geräte, insbesondere Bohrgeräte» statt und die «Kontinentale Öl-AG» bezog Einnahmen aus der anvisierten Erdölförderung im Nahen Osten 1942 schon fest in ihre Geschäftskalkulationen ein.[19]

Als die faschistischen Truppen im Juni 1942 die ägyptische Grenze überschritten, schien es zunächst, als könnten sie tatsächlich die arabische Halbinsel erreichen. Jedenfalls ließ sich der italienische Diktator Mussolini bereits mit einem weißen Schimmel nach Nordafrika einfliegen, um die geplante Siegerparade in Kairo persönlich anzuführen. Aber dann hielt die Rote Armee in Stalingrad den Vormarsch der deutschen Wehrmacht im Kaukasus auf und auch in der ägyptischen Wüste konnten die Alliierten die Truppen der Achsenmächte bei El Alamain stoppen. Im November 1942 landeten zudem erste US-amerikanische und britische Verbände in Marokko und Algerien. Nazideutschland verlegte daraufhin zwar weitere Einheiten nach Tunesien, doch nach heftigen Kämpfen zwangen die Alliierten die in Nordafrika verbliebenen Truppen der Achsenmächte am 13. Mai 1943 zur Kapitulation und nahmen 250 000 Soldaten, die unter deutschem und italienischem Kommando gestanden hatten, gefangen. Damit war auch der Krieg um den Nahen Osten entschieden.

Das SS-Kommando zur Judenvernichtung in Tunesien

Der Sieg der Alliierten in Nordafrika verhinderte, dass die Deutschen ihre Pläne zur Vernichtung der Juden auch in den arabischen Ländern umsetzen konnten.[20] Das Kommando der SS, das sie durchführen sollte, stand seit Mitte 1942 in Athen auf Abruf bereit. Die Truppe – mit «sieben SS-Führern, 17 Unterführern und Mannschaften» – sollte «zunächst in Ägypten und nach dessen Eroberung im angrenzenden Palästina zum Einsatz kommen und dort zweifellos in erster Linie beim Massenmord an der jüdischen Bevölkerung aktiv werden.»[21] Sie stand unter dem Befehl des SS-Obersturmbannführers Walther Rauff, der schon an Massenmorden in Polen beteiligt gewesen war und 1941 Lastwagen so hatte umbauen lassen, dass darin Menschen durch Abgase ermordet werden konnten. Die «Vertrautheit mit dem Prozess der rationalisierten Vernichtung der Juden» prädestinierte Rauff «für den neuen Posten als Chef einer mobilen Todesschwadron für den Nahen Osten».[22] Rauffs Truppe bestand nur aus 24 Personen, aber man vertraute darauf, ähnlich wie in Osteuropa genügend einheimische «Freiwillige» für die Vernichtung der Juden zu finden: «Wie sich schon seit langem in zahlreichen Stimmungsberichten andeutete, bot sich […] im Nahen Osten eine unübersehbare und teilweise bereits wohlorganisierte Zahl von Arabern aus der dortigen Bevölkerung als willige Helfershelfer der Deutschen an. Das zentrale Betätigungsfeld von Rauffs Kommando, die Realisierung der Shoah in Palästina, wäre mit Hilfe jener Kollaborateure unmittelbar nach Erscheinen der Panzerarmee Afrika schnell in die Tat umgesetzt worden.»[23]

Mitte 1942 flog Rauff nach Libyen, um dort Kontakt zu den deutschen Panzer-Verbänden aufzunehmen. Der Sieg der Alliierten in El Alamein vereitelte jedoch die Vernichtungspläne der deutschen Todesschwadron in Ägypten und Palästina. Dafür wurde sie, auf fast 100 Mann aufgestockt, im November 1942 nach Tunesien beordert, wo damals etwa 85 000 Juden lebten.[24] Unmittelbar nach seiner Landung nahm das Kommando führende Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Haft und erteilte ihnen den Befehl, bis zum nächsten Tag 2000 jüdische Zwangsarbeiter zum Ausbau der deutschen Frontlinien aufzubieten. Bei Nichtbefolgung drohte Rauff «mit der soforti-

Landung der Alliierten im November 1942 in Algier – der Anfang vom Ende der deutschen Pläne zur Eroberung des Nahen Ostens.

gen Verhaftung von 10 000 Juden».[25] Als wegen der Kürze der Zeit nur 128 Juden zur Zwangsarbeit antraten, drohte Rauff, «alle Anwesenden zu erschießen». Dann eilte er mit seinen Männern in die Hauptsynagoge und andere jüdische Gemeindeeinrichtungen, um alle, die er dort antraf, festzunehmen. Die SS verschleppte die Gefangenen in ein Lager 65 Kilometer südlich von Tunis. «Auf dem Weg dorthin ermordete ein Deutscher des Begleitkommandos einen behinderten Jungen.»[26] Das SS-Kommando konnte wegen der Vorbehalte der italienischen Verbündeten sowie einiger Repräsentanten der Vichy-Administration vor Ort die Judenvernichtung nicht wie beabsichtigt organisieren. Dank einer alliierten Seeblockade im Mittelmeer konnten auch nur wenige Juden in die europäischen Todeslager deportiert werden. Dennoch errichtete die SS-Einheit in den fünf Monaten ihrer Tätigkeit in Tunesien «ein wahres Schreckensregime». Die Deutschen ließen «30 Arbeitslager» bauen und zwangen Juden, auch bei alliierten Bombenangriffen weiter in Häfen und an Eisenbahnstrecken zu arbeiten. Darüber hinaus mussten sie Abgaben in Millionenhöhe leisten, mit denen die arabische Bevölkerung nach alliierten Angriffen entschädigt wurde, weil das «internationale Judentum» angeblich dafür verantwortlich gewesen sei.[27] In der tunesischen Küstenstadt Sfax planten die deutschen Besatzer auch den Bau eines Konzentrationslagers, der nur aufgrund des alliierten Vormarsches nicht realisiert werden konnte. Der Hauptverantwortliche für die Judenverfolgung in Tunesien, Walter Rauff, geriet nach dem Krieg in Italien zwar in alliierte Gefangenschaft. Doch «mit Hilfe der katholischen Kirche» konnte er 1948 nach Syrien fliehen, von wo er sich nach Südamerika absetzte.[28]

Einer von 1200 arabischen Freiwilligen der deutschen Wehrmacht: Sie trugen das Emblem «Freies Arabien» an der Uniformjacke und wurden 1943 in Tunesien eingesetzt.

Arabische Nazi-Sympathisanten

In den dreißiger Jahren entstanden auch im Nahen Osten Organisationen, die nicht lediglich antibritisch oder «deutschfreundlich» waren, sondern explizit faschistische Strukturen und Ideologien aufwiesen. Dazu gehörten die «Syrische Volkspartei» (1932), das «Junge Ägypten» (1933), die irakische (1935) und palästinensische «Futuwwa» (1936) sowie die «Libanesische Falange» (1936).[29] Vertreter dieser Organisationen nahmen an Reichsparteitagen der NSDAP in Nürnberg teil und kopierten deren Führerkult, autoritäre Befehlsstrukturen und antidemokratische Zielsetzungen. Einige lud Baldur von Schirach, Führer der Hitler-Jugend, persönlich ein, als er 1937 mit einer Delegation den Nahen Osten von Damaskus über Bagdad bis Teheran bereiste.[30] Als die faschistischen Truppen 1942 von Libyen aus in Ägypten einfielen, feierten viele Araber die Siege der deutschen Panzerverbände über die Armee der britischen Kolonialmacht **(Quellen 12, 13 und 14)**. Obwohl die rassistische Ideologie der Nationalsozialisten auch Araber als Menschen zweiter Klasse einstufte und Adolf Hitler lediglich «Unruhe in Fernost und in Arabien» gegen die Kolonialmacht Großbritannien schüren wollte, jedoch keinerlei Sympathien für Unabhängigkeitsbestrebungen in der arabischen Welt hegte **(Quelle 15)**, waren zahlreiche arabische Politiker und Militärs bereit, mit Nazideutschland zu kollaborieren. Manche hofften, sich mit Hilfe der deutschen Faschisten von ihren britischen und französischen Kolonialherren befreien zu können, andere sympathisierten mit der antisemitischen Ideologie und der diktatorischen Herrschaftsform der Nationalsozialisten.

Die ägyptische Regierung hatte sich zwar 1936 in einem Vertrag mit Großbritannien verpflichtet, den Briten im Kriegsfall beizustehen. Als die Achsenmächte in Ägypten einfielen, zögerte das britische Oberkommando jedoch, die 40 000 Soldaten der ägyptischen Armee an der Front einzusetzen, weil sie deren Loyalität bezweifelten. So erklärten die «Freien Offiziere», eine Gruppe von Militärs, zu der auch die späteren ägyptischen Präsidenten Gamal Abdel Nasser und Anwar as-Sadat gehörten, «eine ganze Armee aufbieten» und an der Seite der Deutschen kämpfen zu wollen, wenn diese Ägypten die Unabhängigkeit zusagten. Sie nahmen deshalb heimlich Kontakt mit Rommel auf und im September 1942 traf sich Sadat in Kairo mit zwei deutschen Geheimagenten, die ihm gefälschte Papiere, Funkgeräte und 20 000 britische Pfund für seinen Versuch überreichten, den deutschen Truppen in Ägypten den Weg zu ebnen. Doch der britische Geheimdienst kam dem zuvor und nahm Sadat und die beiden Deutschen fest. Auch der Chef des ägyptischen Generalstabs, Aziz Akli el-Masri, gehörte zum Kreis der Verschwörer und landete in Haft.[31] Ägyptens König Faruk pflegte derweil über seinen Schwiegervater Jusuf Zulficar, den ägyptischen Botschafter in Teheran, Kontakte zu Nazideutsch-

land und verriet britische Militärgeheimnisse an die Deutschen. Demonstranten in den Straßen von Kairo skandierten in dieser Zeit «Vorwärts Rommel!», und die Muslimbrüder, deren Anhängerschaft innerhalb weniger Jahre von 8000 auf 200 000 angewachsen war, riefen zum Boykott jüdischer Geschäfte auf und forderten «Juden raus aus Ägypten und Palästina!». Sprengstoffanschläge auf eine Synagoge und jüdische Häuser in Kairo waren die Folge.

In Palästina gratulierte das «Oberhaupt der Muslime», Hadj Amil el-Husseini, dem deutschen Generalkonsul in Jerusalem, Heinrich Wolff, schon 1933 zur Machtübernahme der NSDAP in Deutschland **(Quelle 16)**. Für den von ihm angeführten bewaffneten Aufstand gegen die britische Mandatsverwaltung und die Juden in Palästina erhielt Husseini schon 1936 nicht nur propagandistische, sondern auch materielle Unterstützung aus Nazideutschland und dem faschistischen Italien.[32] Von der britischen Polizei gesucht, floh Husseini 1937 in den Libanon und von dort weiter in den Irak, wo er im April 1941 an einem Staatsstreich gegen die von den Briten eingesetzte Regierung beteiligt war. Dabei arbeitete er eng mit vier hohen irakischen Offizieren zusammen, die für eine Kollaboration mit den europäischen Faschisten eintraten und von diesen mit Geld und Waffen unterstützt wurden. Obwohl sie über 60 000 Soldaten der irakischen Armee verfügten und ihnen deutsche Kampfflieger sowie italienische Militärs zur Seite standen, mussten sich die Putschisten Ende Mai den britischen Truppen geschlagen geben. Ihre Anhänger übten in der Nacht vom 1. auf den 2. Juni 1941 blutige Rache für ihre Niederlage. Ins Visier der marodierenden Menge gerieten britische Einrichtungen und die jüdischen Viertel der Hauptstadt. Bagdad erlebte ein antisemitisches Pogrom (unter dem Namen «Farhud» in die irakische Geschichte eingegangen), bei dem irakische Soldaten und Anhänger der faschistischen Jugendbewegung Futuwwa Hunderte Juden ermordeten, Tausende verletzten und zahlreiche jüdische Häuser und Geschäfte plünderten.[33] Doch es gab auch Hilfeleistungen: Manche Juden überlebten nur deshalb, weil sie von ihren arabischen Nachbarn versteckt wurden.

Gemeinsam mit den Putsch-Generälen floh Husseini derweil weiter nach Teheran und von dort – wie der Regierungschef der irakischen Putschisten, Rachid Ali al-Ghailani – über die Türkei nach Nazideutschland ins Exil. Am 28. November 1941 wurde Husseini von Hitler empfangen, den er als «genialen Führer» bewunderte und dem er versprach, «das arabische Volk» werde «bis zum siegreichen Ende» an der Seite Nazideutschlands kämpfen **(Quelle 17)**.

Von Heinrich Himmler, dem «Reichsführer SS», im Dezember 1941 zum SS-Gruppenführer ernannt, richtete Husseini Anfang 1942 in Berlin ein «Arabisches Büro» ein, von wo aus er und andere arabische Kollaborateure die Propaganda des NS-Regimes über Rundfunk im Nahen Osten verbreiteten. Dabei forderte Husseini seine Zuhörer ausdrücklich auf, dem Vorbild der Nationalsozialisten zur «endgültige(n) Lösung der Judengefahr» zu folgen und «alle Juden aus den arabischen und mohammedanischen Ländern zu vertreiben» **(Quelle 19)**. Um dieses Ziel zu erreichen, warb Husseini unter arabischen Kriegsgefangenen Überläufer für eine *Arabische Legion* der deutschen Wehrmacht an, die – nach ihrer Ausbildung in einer *Deutsch-Arabischen Lehrabteilung* in Griechenland – im Januar 1943 unter deutschem Kommando auch in Tunesien zum Einsatz kam.

In Bosnien und Kroatien rekrutierte Husseini unter den Muslimen 20 000 Freiwillige für die Terrorkommandos der Waffen-SS und in den besetzten muslimischen Provinzen der Sowjetunion warb er Freiwillige für die *Orientlegion* der deutschen Wehrmacht, deren Stärke 1944 immerhin 200 000 Mann erreichte.

Der oberste religiöse und politische Repräsentant der Araber in Palästina, Hadj Amin el-Husseini, beteiligte sich auch aktiv am Holocaust. So setzte er alle Hebel in Bewegung, um die Ausreise von Juden aus den von der Wehrmacht besetzten Ländern Bulgarien, Rumänien und Ungarn nach Palästina zu verhindern. Tausende Juden hätten noch 1943 gerettet werden können, wenn nicht Husseini – durch seine Proteste bei Nazi-Regierungsstellen und der SS – dafür gesorgt hätte, dass sie in Vernichtungslager in Polen deportiert wurden[34] **(Quelle 18)**.

Am 7. Mai 1945, einen Tag vor der deutschen Kapitulation, setzte sich Husseini über die Schweiz nach Frankreich ab, wo er nicht als Kriegsverbrecher angeklagt, sondern in einer komfortablen Villa lediglich unter Hausarrest gestellt wurde. Im Mai 1946 gelang ihm unter falschem Namen die Flucht nach Kairo, wo der ägyptische Ministerpräsident Sidky es als «Ehre» bezeichnete, ihm Asyl gewähren zu dürfen. Dabei stand Husseini wegen seiner Tätigkeiten für die Waffen-SS in Bosnien und Kroatien auf der Liste der Kriegsverbrecher, in Großbritannien lag ein Haftbefehl gegen ihn vor und Simon Wiesenthal publizierte schon kurz nach Kriegsende einen detaillierten «Tatsachenbericht» über die Kollaboration des Palästinenserführers mit dem NS-Regime und dessen Mitverantwortung für die Verschleppung tausender Juden in die Vernichtungslager in Polen **(Quelle 20)**.

Obwohl seine Kriegsverbrechen bekannt waren, ernannte die Arabische Liga Husseini Ende 1945 erneut zum obersten Repräsentanten der Araber aus Palästina und der Palästinensische Nationalrat wählte ihn 1948 zu seinem Präsidenten. Die westlichen Siegermächte des Zweiten Weltkriegs verzichteten darauf, ihn vor Gericht zu stellen. Sie wollten in ihrem Wettkampf mit der Sowjetunion um die Vormachtstellung im Nahen Osten nicht die Sympathien der Araber verlieren.

Als die Vollversammlung der Vereinten Nationen am 29. November 1947 den Plan zur Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat beschloss, der zur Gründung Israels führte, rief der Nazi-Kollaborateur Husseini erneut zum «Vernichtungskrieg» gegen die Juden auf.[35] In diesem ersten Krieg gegen Israel übertrug die Arabische Liga das Kommando über ihre «Errettungsarmee» Fawzi al-Kaukji, einem Gefolgsmann Husseinis, der sein militärisches Handwerk von 1941 bis 1945 ebenfalls in Nazideutschland gelernt hatte. Unter seinen «Kämpfern» war auch Jassir Arafat, der 1964 die Palästinensischen Befreiungsorganisation (Palestine Liberation Organisation, PLO) gründete. Noch 2002 bezeichnete Arafat Husseini als «Helden» der Palästinenser **(Quelle 21)**.[36]

Hinweise für den Unterricht:
Anhand der ausgewählten Quellen lässt sich die bis heute in arabischen Ländern verbreitete Meinung, Araber hätten mit den Verbrechen der Nationalsozialisten und der Judenverfolgung nichts zu tun **(Quelle 1)** diskutieren und widerlegen. Sie dokumentieren die Beteiligung von Arabern an der Verfolgung von Juden in Nordafrika **(Quellen 7 und 8)**, die Sympathiekundgebungen vieler Araber für den Krieg der Achsenmächte **(Quellen 12, 13 und 14)** und die Kollaboration hoher arabischer Funktionsträger mit dem NS-Regime bis hin zur Judenvernichtung **(Quellen 16, 17, 18 und 19)**. Weitere Quellen zeigen, dass die Nationalsozialisten in ihrer rassistischen Ideologie auch Araber als Menschen zweiter Klasse ansahen **(Quelle 15)** und im Nahen Osten vor allem eigene Interessen verfolgten **(Quellen 10 und 11)**. Dennoch fand der radikale Antisemitismus der Nazis auch nach Kriegsende noch zahlreiche und prominente Bewunderer in der arabischen Welt **(Quellen 2, 3 und 4)**. Welche politische Funktion die Leugnung des Holocaust in den aktuellen Auseinandersetzungen um Palästina hat, lässt sich am Beispiel der iranischen Regierung unter Präsident Mahmoud Ahmadinejad darstellen **(Quelle 5)**.
Als positives Gegenbeispiel kann auf den ersten Araber verwiesen werden, der 2007 vorgeschlagen wurde, als «Gerechter unter den Völkern» in der israelische Gedenkstätte Yad Vashem geehrt zu werden, weil er verfolgten tunesischen Juden das Leben rettete **(Quelle 9)**. Anhand seiner Haltung lässt sich die von dem US-amerikanischen Wissenschaftler Robert Satloff aufgeworfene Frage erörtern, ob nicht auch Araber sich schon deshalb intensiver mit der Geschichte des Holocaust beschäftigen sollten, weil sie herausragende Menschen wie den Tunesier Khaled Abdelwahhab hervor gebracht habe.
S. 209ff. S. 223 (8) S. 76 (Takes 9 und 10)

Fragestellungen:
- Welche politische Funktion hat die Leugnung des Holocaust im Nahen und Mittleren Osten bei den aktuellen politischen Auseinandersetzungen in der Region?
- Recherchieren Sie aktuelle Beispiele für Antisemitismus im Nahen und Mittleren Osten über die Internetseite des Middle East Media Research Institute (www.memri.org).
- Vergleichen Sie die antisemitischen Gesetzte des Vichy-Regimes und ihre Folgen für die Juden Nordafrikas mit den Maßnahmen zur Judenverfolgung in Nazideutschland.
- Welche Ziele verfolgten die Nationalsozialisten in Nordafrika und im Nahen Osten?
- Welche Motive hatten arabische Politiker und Religionsführer (wie z.B. der palästinensische Mufti von Jerusalem, Hadj Amin el-Husseini), mit dem Naziregime zu sympathisieren?
- Nehmen Sie Stellung zu dem Satz «Der Feind meines Feindes ist mein Freund» und nennen Sie – vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs und des Holocausts – politische und ethische Gründe, die gegen diese Haltung sprechen.
- Diskutieren Sie im selben historischen Kontext die These «Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt.»

Muslimische Freiwillige der Wehrmacht 1943 am Atlantikwall beim Gebet.

Fußnoten
1 Satloff, Robert: Among the Righteous. Lost Stories from the Holocaust's long reach into Arab Lands. New York 2006. S. 173 f.
2 vgl. ebd., S. 163ff.; und: Mallmann, Klaus-Michael; Cüppers, Martin: Halbmond und Hakenkreuz. Das Dritte Reich, die Araber und Palästina. Darmstadt 2006. S. 253.
3 Satloff, Robert, a.a.O., S. 163.
4 Middle East Media Research Institute (MEMRI), Inquiry and Analysis Series No. 95 [Archives], May 30, 2002, no. 95. In: Satloff, Robert, a.a.O., S. 164.
5 The Covenant of the Islamic Resistance Movement (Hamas), englische Übersetzung: Avalon Project der Yale Law School, www.omedia.org.
6 Satloff, Robert, a.a.O., S. 166.
7 Carmon, Yigal: The Role of Holocaust Denial in the Ideology and Strategy of the Iranian Regime. In: MEMRI, Inquiry and Analysis Series – No. 307, December 15, 2006. www.memri.org/german/index.html
8 Satloff, Robert, a.a.O., S. 18.
9 Ebd. S. 73.
10 Satloff, Robert, a.a.O., S. 17.
11 Ebd., S. 28ff. Vgl. hierzu auch: Cantier, Jacques: L'Algerie sous le Régime de Vichy, Paris 2002.
12 Satloff, Robert, a.a.O., S. 197.
13 Kossoy, Edward: Handbuch zum Entschädigungsverfahren. München 1958.
14 Cantier, Jacques: L'Algérie sous le Régime de Vichy. Paris 2002. S. 348.
15 Satloff, Robert, a.a.O., S. 79.
16 Ebd., S. 99.
17 Ebd.
18 Zeev, Schiff; Rothstein, Raphael: A History of the Israeli Army (1870-1974). San Francisco 1974. S. 75.
19 Eichholtz, Dietrich: Zum Kaukasus, zum Ural und weiter … In: Junge Welt, 22.6.2001.
20 Vgl. zum Folgenden: Mallmann, Klaus-Michael; Cüppers, Martin, a.a.O., S. 137ff.
21 Ebd. S. 138f.
22 Ebd. S. 141.
23 Ebd. S. 147.
24 Ebd. S. 203.
25 Ebd. S. 205.
26 Ebd.
27 Ebd. S. 207.
28 Ebd. S. 243.
29 Odermann, Heinz: Taktik gewinnt Schlachten – Strategie des Kriegs. Zu einigen Aspekten der deutschen Nahost- und Nordafrikapolitik und -propaganda (1940-1942). In: Schwanitz, Wolfgang (Hg): Jenseits der Legenden. Araber, Juden, Deutsche. Berlin 1994. S. 105.
30 Abdel-Malek, Anouar: Ägypten: Militärgesellschaft. Das Armeeregime, die Linke und der soziale Wandel unter Nasser. Frankfurt/Main 1971. S. 65; Hirszowicz, Lukasz: The Third Reich and the Arab East. London, Toronto 1966. S. 18.
31 Hirszowics, a.a.O., S. 66, 69 und S. 152.
32 Morris, Benny: Righteous Victims. A History of the Zionist-Arab Conflict, 1881-2001. New York 2001. S. 151ff.
33 Fürtig, Henner: Kleine Geschichte des Irak. Von der Gründung 1921 bis zur Gegenwart. München 2003. S. 38f.
34 Gensike, Klaus: Der Mufti von Jersusalem, Amin el-Husseini, und die Nationalsozialisten. Frankfurt am Main 1988. S. 159ff.
35 Morris, a.a.O., S. 219.
36 Mallmann/Cüppers, a.a.O. S. 249.

Die anhaltende Leugnung der Geschichte

Quelle 1
2001: Araber unbeteiligt

Im April 2001 schrieb der ägyptische Schriftsteller und Herausgeber der Zeitung Akhbar al-Adab. Gamal al-Guitani:
«Kein Araber hat etwas mit den Verbrechen an den Juden unter den europäischen Nazis zu tun.»

Nordbruch, Götz: Der Nationalsozialismus als Thema aktueller Debatten in Ägypten. In: Höpp, Gerhard; Wien, Peter; Wildangel, René (Hg.): Blind für die Geschichte? Arabische Begegnungen mit dem Nationalsozialismus. Zentrum Moderner Orient, Studien 19, Berlin 2004. S. 281.

Quelle 2
1956: Hohe Achtung für Hitler

In einer von den Muslimbrüdern in der syrischen Hauptstadt Damaskus herausgegebenen Zeitung hieß es 1956:
«Man darf nicht vergessen, dass Hitler, anders als in Europa, in der arabischen Welt hohe Achtung genießt. Sein Name erweckt in den Herzen unserer Bewegung Sympathie und Begeisterung.»

Mallmann, Klaus-Michael; Cüppers, Martin: Halbmond und Hakenkreuz. Das Dritte Reich, die Araber und Palästina. Darmstadt 2006. S. 251.

Quelle 3
1961: Sympathien für Eichmann

Hannah Arendt schrieb über die Reaktionen der arabischen Bevölkerung auf den 1961 in Israel geführten Prozess gegen Adolf Eichmann:
«Die Zeitungen in Damaskus und Beirut, in Kairo und Jordanien verhehlten weder ihre Sympathie für Eichmann noch ihr Bedauern, dass er ‹sein Geschäft nicht zu Ende geführt› habe; eine Rundfunksendung aus Kairo am Tag des Prozessbeginns enthielt sogar einen kleinen Seitenhieb auf die Deutschen, denen jetzt noch vorgeworfen wurde, dass ‹im letzten Krieg nicht ein deutsches Flugzeug je eine jüdische Siedlung überflogen und bombardiert› hätte.»

Arendt, Hannah: Eichmann in Jerusalem, München 1986. S. 81.

Quelle 4
Al-Jazeera-Umfrage: «Zionisten schlimmer als Nazis»

Anlässlich der Feierlichkeiten zum Unabhängigkeitstag Israels im Dezember 2001 veranstaltete der arabische Fernsehsender al-Jazeera eine Umfrage per Internet zu der Frage: «Was ist schlimmer: Zionismus oder Nazismus?» Von 12 374 Befragten antworteten 84,6 Prozent, der Zionismus sei schlimmer als der Nationalsozialismus, 11,1 Prozent hielten beide für gleich schlimm und nur 2,7 erklärten, Nazismus sei schlimmer als Zionismus. Faisal al-Qasim, einer der prominentesten Moderatoren des Senders, kommentierte diese Ergebnisse mit dem Satz: «Da bleibt mir nur noch, den Zionisten zu diesem schmerzhaften Ergebnis zu gratulieren. […] Tatsächlich haben sie es geschafft, die Nazis noch zu übertreffen.»

Satloff, Robert: Among the Righteous. Lost Stories from the Holocaust's long reach into Arab Lands. New York, 2006. S. 167.

Quelle 5
Zur politischen Funktion der Holocaust-Leugnung

Der Präsident des «Middle East Media Research Institute» (MEMRI), Yigal Carmon, warnt davor, die Leugung des Holocaust durch das iranische Regime als «Ausdruck irrationaler Hassgefühle» zu verharmlosen.
Vielmehr setze Mahmoud Ahmadinejad die Fälschung der Geschichte «wohl überlegt» und «kaltblütig» ein, um bestimmte Ziele zu erreichen, wie seine im Dezember 2006 vor Holocaust-Leugnern in Teheran gehaltene Rede offenbare:
«Das erste dieser Ziele ist der Versuch, der Entstehung und Existenz des Staates Israel als eines Zufluchtsortes für Juden nach dem Holocaust die Legitimation zu entziehen. Um dieses Ziel zu erreichen, behauptet er, dass gar kein Holocaust stattgefunden habe. […] Das zweite, von Ahmadinejad schon oft proklamierte Ziel lautet, ‹Israel zu vernichten›. […] Er weiß, dass die Welt, solange sie sich an den Holocaust erinnert, jedem neuen Versuch, einen Völkermord an den Juden zu verüben, entgegentreten wird. Die Erinnerung [an den Holocaust] auszulöschen, ist deshalb Voraussetzung dafür, dieses Ziel zu erreichen. […]
Die Rede, die Ahmadinejad auf der Konferenz der Holocaust-Leugner hielt, illustriert am deutlichsten die Rolle, die diese Leugnung in der Ideologie und Strategie des iranischen Regimes spielt. Zu Beginn wandte er sich direkt an die Holocaust-Leugner, die an dieser Konferenz teilnahmen, und sagte: ‹Der Iran ist Euer Zuhause und hier könnt Ihr Eure Meinungen frei äußern, in einer freundschaftlich gesinnten und offenen Atmosphäre.› Ohne mit der Wimper zu zucken folgte direkt danach der Satz: ‹Die Lebenslinie des zionistischen Regimes neigt sich nach unten. Es folgt einer abschüssigen Bahn bis zu seinem Zusammenbruch […] Ich kann Euch versichern, das zionistische Regime wird ausgelöscht und die Menschheit endlich davon befreit werden.›»

Carmon, Yigal: The Role of Holocaust Denial in the Ideology and Strategy of the Iranian Regime. In: MEMRI, Inquiry and Analysis Series – No. 307, December 15, 2006. www.memri.org/german/index.html

Der iranische Präsident Mahmud Ahmadinejad.

Die Judenverfolgung in Nordafrika

Quelle 6
Keine Schule für jüdische Kinder

Alice Cherki erlebte als Kind in Algier, wie die antisemitischen Sondergesetze der französischen Vichy-Administration umgesetzt wurden:

«Als das Vichy-Regime 1940 die Macht übernahm, sympathisierte ein bedeutender Teil der europäischen Siedler in Algerien mit Pétain. Sie setzten schnellstmöglich die Gesetze der Kollaborationsregierung von Vichy um, wozu es in Algerien keinerlei Notwendigkeit gab. Juden wurden aus öffentlichen Ämtern entlassen, ihr Hab und Gut beschlagnahmt und jüdische Kinder durften nicht mehr zur Schule gehen. Auch rechtschaffene jüdische Händler, die sich nie mit Politik befasst hatten, wurden in Lager eingewiesen. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, auch wenn ich damals gerade erst drei Jahre alt war. Eines Tages schickte mich eine Erzieherin aus dem Kindergarten nach Hause – weil ich Jüdin sei. Ich habe sie gefragt: ‹Madame, was bedeutet es, eine Jüdin zu sein?› Denn mit drei Jahren verstand wirklich noch nichts von alledem. Sie antwortete: ‹Jüdin zu sein heißt, große Augen zu haben, einen großen Mund und große Ohren – so wie Du!›»

Cherki, Alice: Interview am 30.10.2002. Frankfurt/Main.

Auf der beiliegenden CD im französischen Original (Take 9) und mit deutscher Übersetzung (Take 10) zu hören.

Quelle 7
Arabische Täter in Marokko

Nach ihrer Befreiung aus einem Arbeitslager in Marokko beschrieben fünf polnische Juden eine Foltermethode, die «das Grab» genannt wurde:

«Typisch für die Art von Vergehen, für die ein Häftling mit dem Grab bestraft wurde, war das des deutschen Juden Selgo. Im Januar 1942 hatte sich Selgo eine Verletzung am Bein zugezogen und einen Verband darum gewickelt. Weil der Verband rutschte, musste er seine Arbeit beim Bau einer Straße von Zeit zu Zeit unterbrechen, um ihn wieder hochzuziehen. Dafür verurteilte ihn der Fremdenlegionär Gayer zu 15 Tagen im Grab. Wie alle anderen musste er Tag und Nacht in einem Erdloch liegen. Er durfte sich nicht bewegen und seine Position im Grab nicht verändern. Araber wachten über die Gräber und sorgten dafür, dass die Gefolterten still lagen. Es gab 24 Gräber in einer Reihe. Wenn sich einer der Männer darin bewegte, erhielt er von dem arabischen Wärter einen Hieb mit dem Kolben seines Gewehrs. Stand der Araber weiter entfernt, warf er einen Stein nach seinem Opfer.»

Satloff, Robert, a.a.O., S. 82.

Quelle 8
Arabische Täter in Tunesien

Bericht über ein antisemitisches Pogrom 1941 in der Küstenstadt Gabès:

«Was mit einem Angriff von 30 Arabern auf die Synagoge begann, möglicherweise ausgelöst durch die Nachricht vom Fall des kurzlebigen Pro-Nazi-Regimes im Irak, entwickelte sich zu einer massenhaften gewalttätigen Raserei, bei der acht Juden ermordet und zwanzig verletzt wurden. […] Yosef Huri schilderte, wie es seiner Nachbarin, Afila Rakach, erging. Rakach war in ihrer kleinen Küche und kochte gerade das Abendessen für die Familie, als eine Horde von Arabern aus dem Ort in ihr Haus eindrang. Nach Aussage von Huri nahmen sie den Topf und schütteten ihr die kochende Suppe über den Kopf. Dann folterten und steinigten sie die Frau bis sie tot war. Youssef Mimoun berichtete, dass sich arabische und jüdische Nachbarn noch einen Tag vor Ausbruch der Gewalttätigkeiten zu einer gemeinsamen Feier getroffen und zusammen gegessen und getrunken hatten. Aber dieselben Leute, die mit den Juden das Brot gebrochen hatten, seien am nächsten Tag über sie hergefallen.»

Satloff, Robert, a.a.O., S. 85.

Quelle 9
Ein arabischer Retter

Wie die jüdische Familie Anny Boukris' 1942 von dem Araber Khaled Abdelwahhab vor den deutschen Besatzern gerettet wurde:

»Khaled hatte erfahren, dass die Deutschen ein Haus eingerichtet hatten, in dem sie sich regelmäßig an Mädchen und jungen Frauen vergingen. […] Eines Nachts erfuhr Khaled, dass ein deutscher Offizier ein Auge auf eine besonders schöne jüdische Frau geworfen hatte. Er wollte sie am nächsten Tag dorthin verschleppen, um seine Gelüste zu befriedigen. […] Als der Deutsche von einer attraktiven, blonden, blauäugigen Frau eines Gasverkäufers sprach, wusste Khaled, dass es sich nur um Annys Mutter Odette handeln konnte. […]

An diesem Abend gab Khaled dem Deutschen besonders großzügig Wein aus in der Hoffnung, ihn – nach Annys Worten – ‹todbesoffen zu machen›. Als der Offizier endlich eingeschlafen war, fuhr Khaled auf direktem Weg zu der Ölfabrik, in der die Familie Boukri Unterschlupf gefunden hatte. Er erzählte Anny's Eltern, was er gehört hatte, und schaffte alle sofort auf seine Farm. ‹Wir ließen alles stehen und liegen›, erzählte Anny.

Jacob und Odette Boukris blieben Khaled Abdelwahhab für immer dankbar für die selbstlose Hilfe, die er ihnen und ihrer Familie gewährt hatte. […] Sie wussten, dass Khaled selbst hätte umkommen können, hätte der Deutsche herausgefunden, dass er ihn betrogen hatte, um eine jüdische Frau zu retten.»

Satloff, Robert, a.a.O., S. 125f.

Das deutsche Kriesgziel: Nahost

Quelle 10
«Deutsche Ansprüche»

Aus einem Rundschreiben des Auswärtigen Amtes vom 20. August 1940:
«Deutschland verfolgt im Mittelmeerraum, dessen südlicher und östlicher Teil von der arabischen Welt gebildet wird, keine politischen Interessen. Es wird daher Italien bei der Neugestaltung auch des arabischen Raums die Vorhand lassen […]. Dieses politische Desinteressement bedeutet indessen keineswegs einen Verzicht Deutschlands auf die Verfolgung wirtschaftlicher, verkehrspolitischer und kulturpolitischer Interessen. Vor allem wird Deutschland seine Ansprüche auf die Beteiligung an der Ausbeutung von Ölquellen […] geltend machen. Diese Richtlinien werden jedoch vertraulich zu behandeln sein […]. Insbesondere dürfen sie nicht arabischen Persönlichkeiten mitgeteilt werden.»

ADAP/D/10/425f. In: Schröder, Josef: Die Beziehungen der Achsenmächte zur arabischen Welt.
In: Zeitschrift für Politik. München. Heft 18, 1971. S. 90.

Quelle 11
«Übernahme der Erdölanlagen»

Fritz Grobba, bis 1941 Gesandter des NS-Regimes im Irak, beschrieb im Auftrag des Außenministeriums in Berlin Anfang 1942 die deutschen Kriegsziele im Nahen Osten so:
«Das Ziel unseres Vormarsches im arabischen Raum wird neben der Besetzung der Länder Irak, Syrien und Palästina der Suez-Kanal und der Persische Golf sein. […] Vorbereitet werden muss die Übernahme der Erdölanlagen in den verschiedenen Gebieten Arabiens und Irans (Kerkuk, Khanekin, Abadan, Koweit, Bahrein).»

Eichholtz, Dietrich: Zum Kaukasus, zum Ural und weiter… In: Junge Welt. Berlin. 22.06.2001.

Quelle 12
Araber bejubeln Rommels Siege

Während des Vormarschs der faschistischen Truppen in Nordafrika notierte der palästinensische Lehrer Khalil Sakakini in sein Tagebuch:
«Die Araber in Palästina jubelten, als die britische Bastion Tobruk den Deutschen in die Hände fiel. […] Nicht nur die Palästinenser jubelten, sondern die gesamte arabische Welt, in Ägypten, Palästina, dem Irak, Syrien und im Libanon, nicht weil sie die Deutschen liebten, sondern weil sie die Engländer wegen ihrer Politik in Palästina nicht mochten.»

Morris, Benny: Righteous Victims.
A History of the Zionist-Arab Conflict, 1881-2001.
New York 2001. S. 162.

Quelle 13
Im Himmel Allah, auf Erden Hitler

Die Historiker Martin Cüppers und Klaus-Michael Mallmann über Sympathiekundgebungen für das Naziregime in den arabischen Ländern:
«Als das Deutsche Reich 1940 Frankreich bezwungen hatte, wurde bei Massendemonstrationen in Damaskus, Homs und Alleppo ein neues Lied gesungen, in dem es hieß: ‹Nie mehr Monsieur, nie mehr Mister/ Im Himmel Allah, auf Erden Hitler.› […] Im Jemen wurde damals nur italienischer Rundfunk gehört, und König Ibn Saud von Saudi-Arabien ließ Hitler mitteilen: ‹Für Deutschlands Führer habe er die größte Hochachtung und Bewunderung.› Ägyptens König Faruk sandte ihm im Frühjahr 1941 die Botschaft, ‹er sei von starker Bewunderung für [den] Führer und Hochachtung vor dem deutschen Volk erfüllt, dessen Sieg über England er sehnlichst herbeiwünsche. Er sei mit seinem Volk in dem Wunsch vereint, deutsche Truppen möglichst bald siegreich in Ägypten als Befreier von unerträglichem brutalen englischen Joch zu sehen.› Zu dieser Zeit waren in den Schaufenstern von Bagdad Hitler-Bilder ausgestellt…»

Mallmann, Klaus-Michael; Cüppers, Martin:
Halbmond und Hakenkreuz.
Das Dritte Reich, die Araber und Palästina.
Darmstadt 2006. S. 43.

Quelle 14
«Nazisiege gefeiert»

Pierre von Paassen, Kanadier holländischer Abstammung und als Korrespondent für US-amerikanische Zeitungen im Nahen Osten, berichtete 1943:
«Vierundzwanzig Stunden täglich schrieen die Radiostationen von Bari, Palermo und Berlin die Versprechungen Mussolinis – des ‹Schwertes des Islam› – in arabischer Sprache heraus: ‹Unermessliche Beute, Tod den Engländern und Juden!› […] Im Rücken der britischen Armee [herrschte] eine unheilvolle Stille. Der junge König Faruk von Ägypten und seine Minister hatten sich geweigert, auch nur den kleinen Finger zur Verteidigung ihres angegriffenen Landes zu rühren. Wir wissen von Diplomaten, die damals in Kairo waren, dass die Nazisiege in den Palästen am Nil mit hoffnungsvollem Lächeln und bedeutungsvollem Blickeaustausch kommentiert wurden. In Palästina sagten die Effendis (Landaristokraten) den Fellachen (Bauern): ‹Jetzt geht hin und verkauft den Juden euer Land und zwar schnell, denn in einem Monat wird Hitler in Jerusalem sein, und ihr werdet nicht nur euer Land wiederhaben, sondern dazu alles, was die Juden besitzen! Lasst die Messer schärfen! Der große Tag wird bald anbrechen! Der Schutzherr der Juden ist geschlagen!›»

Van Paasen, Pierre: Der vergessene Alliierte.
Buenos Aires 1945. S. 187.

Quelle 15
Hitler über Araber

In einer Erklärung gegenüber dem Oberkommando der Wehrmacht offenbarte Hitler schon 1938 seine rassistische Verachtung gegenüber Arabern:
«Denken wir als Herren und sehen wir in diesen Völkern bestenfalls lackierte Halbaffen, die die Knute spüren sollen.»

ADAP 1918-1945, Serie D, Vol. 7, S. 172.
In: Wild, Stefan: National Socialism in the Arab East between 1933 and 1939.
In: Die Welt des Islam. 25, 1985. S. 140.

Palästinenserführer und Kriegsverbrecher

Quelle 16
«Mohammedaner begrüßen Faschismus»

Am 31. März 1933 telegrafierte der deutsche Generalkonsul in Jerusalem, Heinrich Wolff, nach einem Treffen mit Hadj Amin el-Husseini (als Großmufti von Jerusalem oberster religiöser und politischer Funktionsträger der Araber in Palästina) nach Berlin:

«Mufti macht mir heute eingehende Ausführungen, dass Mohammedaner innerhalb und außerhalb Palästinas neues Regime Deutschlands begrüßen und Ausbreitung faschistischer anti-demokratischer Staatsführung auf andere Länder erhoffen. Jetziger jüdischer Einfluss auf Wirtschaft und Politik sei überall schädlich und zu bekämpfen. Mohammedaner, um Juden in ihrem Wohlstand zu treffen, auf Erklärung Boykotts in Deutschland hoffen, dem sie dann in der ganzen mohammedanischen Welt mit Begeisterung beitreten würden.»

Gensicke, Klaus: Der Mufti von Jerusalem, Amin el-Husseini, und die Nationalsozialisten. Frankfurt/Main 1988. S. 45f.

Quelle 17
«Bundesgenosse mit Blut und Eisen»

Der Palästinenserführer Hadj Amin el-Husseini am 13.2.1942 aus seinem Berliner Exil an Adolf Hitler:

«Wenn auch das arabische Volk noch nicht kräftiger mitkämpfen konnte als bis jetzt, so wird doch der Tag der großen Schlacht sehr bald kommen, an dem sich das arabische Volk der Ehre, des Deutschen Reiches Freund und Bundesgenosse mit Blut und Eisen zu sein, würdig erweisen wird.»

PArchAAB, Botschaft Rom (Q.), Geheim, Bd. 160, Bl. E260691,
In: Höpp, Gerhard (Hg.):
Mufti-Papiere. Briefe, Memoranden, Reden und Aufrufe Amin al-Husainis aus dem Exil, 1940-1945.
Zentrum Moderner Orient, Studien 16, Berlin 2004. S. 32.

Quelle 18
Vernichtung statt Ausreise

Der Palästinenserführer Hadj Amin el-Husseini forderte am 27.7.1944 in einem Brief «an den Reichsführer SS und Reichsinnenminister», Heinrich Himmler, den Austausch von Juden gegen deutsche Kriegsgefangene in Ägypten zu verhindern:

«Ich bat Sie, Reichsführer, alle Maßnahmen zu veranlassen, damit die Juden an dieser Fahrt verhindert werden. Diese Maßnahmen würden auch mit der deutschen Politik in Einklang stehen, dass die Reichsregierung […] am 2. November 1943 erklärte, daß ‹die Vernichtung des sogenannten jüdischen National Heims in Palästina ein unabänderlicher Bestandteil der Politik des Grossdeutschen Reichs ist›, und dass ‹die National-Sozialistische Bewegung seit ihrer Entstehung den Kampf gegen das Weltjudentum an ihre Fahne geschrieben hat› wie Sie, Reichsführer, es in ihrem Telegramm aus demselben Anlass geschrieben haben. […]

Deshalb bitte ich Sie, Reichsführer, das Nötigste zu veranlassen die Auswanderung von Juden nach Palästina zu unterbinden, womit Sie ein neues praktisches Beispiel der Politik, des natürlich verbündeten und befreundeten Deutschlands den Arabern und Muslimen gegenüber, geben.»

Nation Associates, Le Haut Comité Arabe. Ses origines, ses membres, ses buts. New York 1947. S. 86.
Englische Übersetzung in:
Schechtman, Joseph B.: The Mufti and the Fuehrer. The Rise and Fall auf Haj Amin el-Husseini.
New York-London 1965. Anlage 4.
In: Höpp, Gerhard (Hg.): Mufti-Papiere, a.a.O., S. 216.

Quelle 19
Endlösung auf palästinensisch

Der Palästinenserführer Hadj Amin el-Husseini rief seine Anhänger am 2.11.1943 in einer Rede im «Islamischen Zentral-Institut zu Berlin» dazu auf, dem Vorbild der Nationalsozialisten zu folgen und die Juden auch in der muslimischen Welt zu vernichten:

«Der übermäßige Egoismus, der im Charakter der Juden liegt, ihr nichtswürdiger Glaube, daß sie das auserwählte Volk Gottes seien, und ihre Behauptung, daß alles ihretwegen erschaffen und die anderen Menschen Tiere seien, die sie für ihr eigenes Interesse gebrauchen können, sowie ihre Art, die Menschen nach diesem Glauben zu behandeln – dies alles verursachte ihnen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Durch diese Charaktereigenschaften sind sie nicht fähig, jemandem die Treue zu halten, und können sich nicht mit irgendeiner anderen Nation vermischen, sondern leben wie Schmarotzer unter den Völkern, saugen ihr Blut aus, unterschlagen ihre Güter, verderben ihre Sitten. […]

Extreme können nur durch Extreme beseitigt werden. Kann etwa Eisen durch etwas anderes als Eisen schartig gemacht werden? Den Arabern im besonderen und den Mohammedanern im allgemeinen obliegt es, sich ein Ziel vorzunehmen, von dem sie nicht abweichen und das sie mit allen ihren Kräften erlangen müssen. Es ist die Vertreibung aller Juden aus allen arabischen und mohammedanischen Ländern. […] Das nationalsozialistische Deutschland wusste, wie es sich von dem Unheil der Juden erretten konnte. […] Es hat die Juden genau erkannt und sich entschlossen, für die jüdische Gefahr eine endgültige Lösung zu finden, die ihr Unheil in der Welt beilegen wird. […] Araber und Mohammedaner, hütet Euch, diese Gelegenheit zu verlieren, und achtet darauf, daß Euch der Betrug der Alliierten nicht davor zurückhält, das heilige Palästina von der Kolonisation und Verjudung zu befreien.»

PArchAAB, R27327, Bl. 297878-297886; BarchB, NS 19/2637, Bl. 24-28.
In: Höpp, Gerhard (Hg.): Mufti-Papiere, a.a.O., S. 192ff.

Palästinenserführer und Kriegsverbrecher

Quelle 20
«Verbrechen blieben ungerächt»

In seinem Tatsachenbericht «Großmufti – Großagent der Achse» dokumentierte Simon Wiesenthal bereits 1947 die Kriegsverbrechen des palästinensischen Nazi-Kollaborateurs Hadj Amin el-Husseini und veröffentlichte Fotos, die ihn bei seinen Treffen mit Hitler, Goebbels und Eichmann sowie bei der Rekrutierung muslimischer Totenkopfverbände für die Waffen-SS in Bosnien und Kroatien zeigen. Wiesenthals Kommentar dazu:

«Hadj Amin el Husseini…, dessen Verbrechen an der Menschheit, an den Alliierten, insbesondere an England, Rußland, Jugoslawien und Ungarn usw., zum Himmel schreien, ist scheinbar tabu. Seine Verbrechen blieben nicht nur ungerächt, sondern er hat die volle Möglichkeit neue hinzuzufügen und seine Rolle weiter zu spielen.

Es fehlt nicht an unantastbarem Beweismaterial, dass mehr als Bände gegen ihn spricht. Die vielfältigen Dokumente, Tatsachenberichte, Protokolle und Photographien sind unwiderlegbare Zeugen gegen ihn. […]

Er befindet sich in Ägypten, welches als Alliiertes Land betrachtet wird und steht unter dem Schutze der Regierung. Das diplomatische Ränkespiel der Gegenwart erlaubt es dem schlauen Priester Allahs die brennende Lunte am Pulverfass der panislamischen Bewegung der Zukunft zu sein.»

Wiesenthal, Simon: Großmufti – Großagent der Achse. Tatsachenbericht mit 24 Fotografien. Salzburg/Wien 1947. S. 61f.

Quelle 21
«Unser Held»

Im August 2002 bezeichnete Jassir Arafat den Nazi-Kollaborateur Amin el-Husseini in einem Interview als «Helden», der dem Druck seitens der USA ebenso widerstanden habe wie die palästinensische Autonomiebehörde es noch immer tue:

«Wir sind nicht Afghanistan […] Wir sind ein mächtiges Volk. Haben sie es etwa geschafft, unseren Helden Hadj Amin el-Husseini abzusetzen?[…]Es gab eine Reihe von Versuchen, Hadj Amin, in dem sie einen Verbündeten der Nazis sahen, loszuwerden. Trotz allem lebte er in Kairo und beteiligte sich 1948 am Krieg [gegen Israel], und ich war einer seiner Gefolgsleute.»

Al Quds, palästinensische Tageszeitung, vom 2.8.2002. In: Palestinian Media Watch (www.pmw.org.il/bulletins-050802.html)

Hadj Amin el-Husseini nimmt im November 1943 die Parade einer Einheit bosnischer SS-Angehöriger ab, für deren Aufbau er unter den Muslimen vor Ort geworben hatte.

Almosen statt Renten

Die Diskriminierung afrikanischer Veteranen nach Kriegsende

Gegen Ende des Kriegs begann die allgemeine Demobilisierung. Die Kolonialsoldaten mussten in Übergangslagern oft lange auf den Rücktransport in ihre Heimatländer warten. Zu Hause angekommen, erhielten die meisten ihren restlichen Sold und manche auch Abfindungen, z.B. für Zeiten der Kriegsgefangenschaft. Dann wurden sie entlassen. Nur ein Bruchteil von ihnen erhielt Eingliederungsbeihilfen und Renten wie europäische Kriegsteilnehmer. Nach dem Willen der Kolonialherren sollten die afrikanischen Soldaten in ihre Städte und Dörfer zurückkehren und wieder als billige Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Nicht alle nahmen das ohne Widerspruch hin.

Die Herabsetzung der afrikanischen Ex-Soldaten, *Askaris* genannt, durch die britischen Kolonialmacht zeigt das Beispiel Ostafrika. Rund 320 000 Männer aus Kenia, Tanganjika (heute: Tansania), Uganda, Nyassaland (heute: Malawi) und Nordrhodesien (heute: Simbabwe) hatten im Zweiten Weltkrieg gekämpft. Nach ihrer Rückkehr zahlte die Kolonialverwaltung zum Beispiel den Kenianern im Schnitt einmalige Vergütungen zwischen 500 und 1000 Schilling für Verwundungen sowie 350 Schilling als einmalige Abfindung für den Kriegsdienst. Europäische Soldaten erhielten ein Vielfaches davon: 10 bis 55 Schilling pro Monat Kriegsdienst und einen Kleiderzuschuss von 600 Schilling.

Nur wenige Handwerker unter den Afrikanern fanden wieder Arbeit. Ungelernte, Fahrer und vor allem Frontsoldaten standen oft vor dem Nichts: Ohne Arbeit, ohne Kredite, ohne Gewerbeerlaubnis blieb vielen nur der Weg zurück in die Armee. 1947 machten Veteranen zum Beispiel in Kenia 40 Prozent der Nachkriegsarmee aus.

Bauern kehrten in ihre Dörfer zurück und mussten dort mit großem Aufwand ihre kargen Felder wieder fruchtbar machen. Europäische Farmer in Ostafrika hatten dagegen auch im Krieg gute Gewinne mit dem Export von Nahrungsmitteln machen können.

Die Veteranen mussten erkennen, dass die während des Kriegs versprochenen Verbesserungen ihrer Lebensumstände – etwa politische und ökonomische Freiheiten, Land, Berufsausbildung, Arbeitsplätze oder gar Renten – leere Versprechungen waren. Statt Renten erhielten sie allenfalls Zuschüsse von einer Wohlfahrtsorganisation **(Quellen 1 und 3)** und selbst das nur nach mühsamen bürokratischen Verfahren und in Ausnahmefällen **(Quelle 2)**.

Proteste

Viele Kriegsheimkehrer warfen den Briten vor, ihre früheren Zusagen schmählich gebrochen zu haben. Das ist in einem amtlichen «Zwischenbericht zur Demobilisierung der Afrikaner» aus Kenia von 1946 nachzulesen, für den 10 000 Ex-*Askaris* befragt wurden. Eine typische Rückmeldung lautete: «Ihr Europäer scheint in zwei Gruppen gespalten zu sein. Auf der einen Seite die Militärs, die uns viele Dinge versprochen haben, und auf der anderen Seite die Zivilisten, die jetzt das Gegenteil behaupten. Bei der Armee haben wir in einem Fragebogen angegeben, welche Arbeit oder Ausbildung wir nach unserer Entlassung gerne aufnehmen würden. Was ist daraus geworden? Plötzlich heißt es: Wo soll das Geld herkommen? Dabei gab es doch so viel Geld für den Krieg – warum nicht für den Frieden? Wir Ex-Soldaten haben den Ruf, ausdauernd und gut gedient zu haben – warum kann uns die Regierung jetzt nicht mehr brauchen? […] Wir haben viele Fragen, aber man stopft uns das Maul. Wenn wir unsere Rechte vor Gericht einklagen wollen, heißt es, wir wären überheblich. […] Wir fordern mehr Krankenhäuser und Schulen.»[1] Im gleichen Bericht steht auch die Antwort der britischen Kolonialverwaltung auf die Beschwerden: «Es waren nicht nur *Askaris*, die dazu beigetragen haben, den Krieg zu gewinnen. Hinter ihnen standen Zivilisten, die Nahrungsmittel angebaut haben. Im Vergleich standen sich die Soldaten besser.»[2]

Anfang 1946 machten einige Veteranen in Nairobi ihrem Ärger Luft: Sie plünderten Geschäfte und stahlen das, was ih-

Wohlfahrt statt Renten

Die «Royal Commonwealth Ex-Services League» (RCEL) ist die wichtigste britische Wohlfahrtsorganisation für afrikanische Veteranen und wurde 1921 gegründet. Der durch private Spenden finanzierte Dachverband will «sicherstellen, dass kein notleidender ehemaliger Soldat des Commonwealth ohne Hilfe bleibt». Dafür sollen heute Mitgliedsverbände in 48 Ländern auf allen Kontinenten sorgen. Hilfsbedürftige müssen sich an ihren jeweiligen Landesverband wenden. Dieser macht Vorschläge über die Höhe der Beihilfen und leitet nach der Bewilligung in London den gewährten Zuschuss an die Betroffenen weiter. Aber Alter, Krankheit oder Invalidität allein berechtigen nicht automatisch zu einem Zuschuss; nur «Bedürftige» mit nachweislich geringem Einkommen werden bedacht und auch dies nur für ein Jahr. Maximal werden pro Kopf 312 Pfund (470 Euro) jeweils für ein Jahr vergeben. Dann muss ein neuer Antrag gestellt werden, der oft erst wieder Jahre nach dem letzten bewilligt wird. Die RCEL zahlt also keine regelmäßigen Renten. Im Jahr 2001 unterstützte die Liga weltweit 35 000 Not leidende Ex-Soldaten in den ehemaligen britischen Kolonien. 2006 waren es nur noch 20 000, die sich 2,2 Millionen Euro teilen mussten.

nen auf legalem Weg verweigert wurde. Daraufhin gliederten die Kolonialbehörden gebildete Ex-*Askaris*, die weitere politische Proteste hätten anführen können, in ihre Verwaltung ein, zum Beispiel als Dorfvorsteher, um sie unter Kontrolle zu haben. Die Strategie ging auf: Anfang 1947 waren fast alle ehemaligen *Askaris* ins zivile Leben zurückgekehrt, ohne weitere Leistungen für ihren Kriegseinsatz durchgesetzt zu haben.

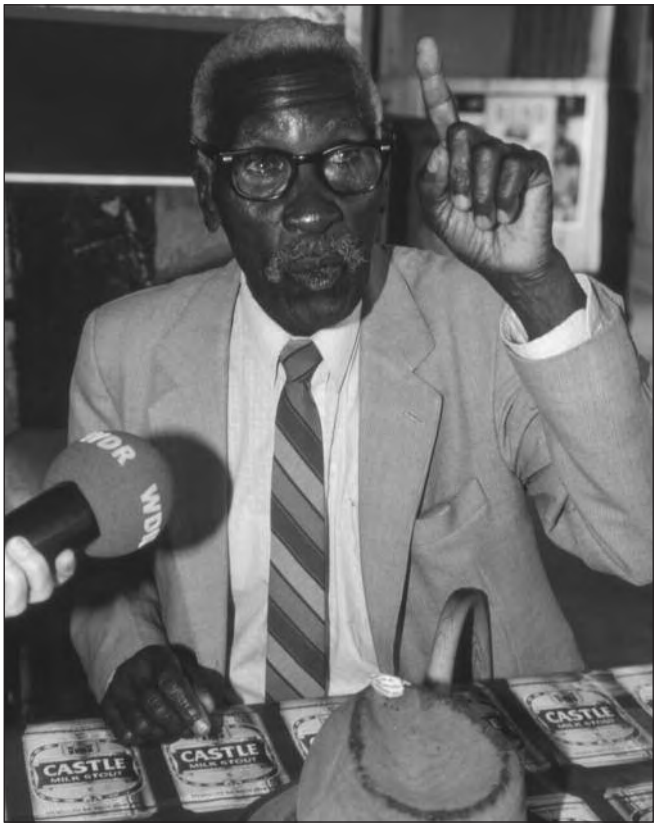
«Gleiche Opfer – gleiche Rechte!»

Auch in den französischen Kolonien mussten die afrikanischen *Tirailleurs Sénégalais* schnell erkennen, dass sich Hilfszusagen ihrer militärischen Vorgesetzten als bloße Hinhaltetaktik erwiesen, auch wenn während des Krieges viele Versprechungen gemacht worden waren. Der Historiker Myron Echenberg schreibt: «Posten als ‹chefs›, frei gehaltene Arbeitsplätze, Landwirtschaftshilfen, Pensionen, Vorschüsse in bar, zinsfreie Kredite, Wohnungssubventionen – die Liste war beeindruckend. Bei genauer Betrachtung zeigt sich aber, dass jeder Zuschuss an Bedingungen geknüpft war. Konkret: Nur einmal wurde ein Hausbauprogramm wirklich realisiert, Vorschüsse in bar wurden in den Kolonien nie gewährt; nur sehr wenige Afrikaner qualifizierten sich für Kredite, die Zuschüsse für den Ackerbau waren minimal und Jobs gab es nur für wenige Ausgebildete. Deshalb waren die Veteranen zu Recht unzufrieden.»[3]

Viele afrikanische Kolonialsoldaten gingen nach dem Krieg völlig leer aus, weil sie die nötigen Dokumente nicht beibringen konnten. Das Vichy-Regime hatte zahlreiche Unterlagen vernichtet und die Deutschen hatten die Papiere afrikanischer Gefangener beschlagnahmt. Außerdem waren mindestens 90 Tage Fronteinsatz nachzuweisen. Diese Bestimmung schloss Zehntausende Hilfsarbeiter aus, die etwa als Träger und Köche oder beim Bau von Kasernen und Flughäfen in der Etappe gearbeitet hatten.

Vom ersten Erlass zur Regelung von Kriegsrenten aus dem Jahr 1947 an erhielten die Kolonialsoldaten geringere Renten als ihre französischen «Kameraden» **(Quelle 4)**. 1985 legten deshalb 700 der damals noch lebenden 6000 *Tirailleurs Sénégalais* bei der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen gemeinsam Beschwerde gegen ihre Diskriminierung ein. Die UNO-Kommission gab den senegalesischen Veteranen 1989 Recht und erklärte, die französische Regierung verstoße u.a. gegen Artikel 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention, der jede Ungleichbehandlung von Kriegsveteranen «nach ihrer Herkunft» untersagt. Dennoch änderte sich danach nichts: Im Jahre 2002 bezogen französische Veteranen im Schnitt jährlich 420,10 Euro Rente, Senegalesen erhielten rund ein Drittel davon und Algerier nicht einmal fünf Euro im Monat. Dabei hatte Ende 2001 auch der oberste Gerichtshof Frankreichs dem senegalesischen Veteranen Amadou Diop gleiche Pensionsansprüche wie den französischen Veteranen zugesprochen **(Quelle 5)**.

2002 klagten mehr als 300 afrikanische Veteranen mit Bezug auf den Fall Diop in Frankreich angemessene Renten ein. Sogar im Wahlkampf desselben Jahres spielten die Kriegsrenten für Afrikaner eine Rolle, weil auch französische Veteranenverbände endlich dafür eintraten. Und nach der Wahl erhöhte die Regierung Jaques Chirac die Pensionen der Kolonialsoldaten



Samuel Masila Mwanthi, Jahrgang 1919, hat in Äthiopien und Burma als Funker in den britischen Streitkräften gekämpft. Seine Rückkehr nach Kenia war ernüchternd: «Man gab uns ein farbloses Hemd ohne Knöpfe, eine Decke, ein Paar Stiefel und Socken. Die Armee zahlte uns den restlichen Sold und gab uns Fahrgeld und Reiseproviant für den Weg nach Hause. Wir waren als Ex-Soldaten daran zu erkennen, dass wir gerade mal zehn Cent für einen Tee hatten!»

um 20 Prozent, womit sie allerdings immer noch nicht denen von Franzosen entsprachen. Ein Rechtsanwalt der Veteranen kommentierte: «Offenkundig geht der französische Staat davon aus, die alten Kämpfer aus Übersee so lange in juristische Verfahren verwickeln zu können, bis sie einer nach dem anderen gestorben sind.»[4] Wegen anhaltender Kritik hob die Regierung unter Jean-Pierre Raffarin im Jahr darauf die Pensionen erneut an, diesmal auf die Höhe der Lebenshaltungskosten in den jeweiligen Ex-Kolonien. Französisches Niveau erreichten sie auch damit nicht.

Am 60. Jahrestag der Landung der Befreiungstruppen des Freien Frankreich in der Provence, am 15. August 2004, empfing Präsident Chirac erstmals afrikanische Staatschefs in Toulon und nahm 20 «ancien combattants» (alte Kämpfer) demonstrativ in die französische Ehrenlegion auf **(Quelle 6)**. Zwei Tage zuvor hatte die Regierung in Paris eine 20 bis 100-prozentige Erhöhung der Renten für Afrikaner beschlossen und insgesamt 120 Millionen Euro dafür angekündigt – erneut eine Besserstellung, aber keine Gleichstellung.[5]

Im September 2006 kam der Film «Indigènes» des algerischen Regisseurs Rachid Bouchareb in die französischen Kinos (s. S. 217). Er erzählt die Geschichte von vier nordafrikanischen Kolonialsoldaten, von ihrem Kriegseinsatz bei der Befreiung

Nordfrankreichs bis zum gegenwärtigen Elend eines Überlebenden in einem französischen Immigrantenwohnheim. Der Film fand viel Beachtung, unter anderem beim Festival in Cannes, wo die Hauptdarsteller den Preis für die besten Schauspieler erhielten. Auch Staatspräsident Jaques Chirac zeigte sich beeindruckt: «Der Film ‹Indigènes›, den ich vor seinem offiziellen Erscheinen sehen durfte, hat mich sehr berührt durch das, was er ausdrückt, und wie er es ausdrückt. Das hat mich dazu gebracht, bestimmte Anpassungen, die legitim sind und die von vielen – insbesondere von den Soldatenverbänden und von den Veteranen selbst – zu Recht gefordert werden, zu beschleunigen und ihre Umsetzung anzukündigen.»[6] Zu diesem Zeitpunkt lebten von den ehemals rund eine Million französischen Kolonialsoldaten noch 80 000 Veteranen aus 23 Ländern, davon zirka 40 000 aus Algerien und Marokko sowie 15 000 aus Ländern südlich der Sahara. Doch trotz Chiracs Versprechen lagen die Renten französischer Veteranen auch 2007 mit 430 Euro jährlich noch immer um ein Vielfaches höher als die der *Tirailleurs* zum Beispiel in Zentralafrika (170 Euro), Mali (80 Euro), oder Algerien (57 Euro). Die Invalidenrenten betrugen 690 Euro monatlich für Franzosen, 230 Euro für Senegalesen und 61 Euro für Tunesier.[7]

Karikatur aus der Zeitschrift «Jambo», 1945:
Die Briten fürchteten, dass die Afrikaner nach dem Krieg ihre politische und soziale Gleichstellung fordern könnten.

Veteranen und Befreiungsbewegungen

Während des Kriegs hatten die Kolonialsoldaten erlebt, wie sich die angeblich «zivilisierten» Weißen grausam und brutal gegenseitig abschlachteten **(Quelle 7)** und dass sie genauso qualvoll starben wie schwarze Soldaten. Sie hatten erfahren, wie der Mythos vom überlegenen und unantastbaren Kolonialherren ins Wanken geriet: so etwa als Frankreich innerhalb weniger Wochen kapitulieren musste und als das scheinbar unbesiegbare britische Empire in Südostasien von japanischen Truppen überrollt wurde (s. S. 119ff.). Die Kolonisierten hatten die Atlantik-Charta diskutiert, in der die britische und die US-amerikanische Regierung im August 1941 in Artikel drei versprochen hatten, dass nach Kriegsende das «Recht aller Völker, ihre Regierung zu wählen, unter der sie leben wollen» gelten solle.

Das hatte zwar den britischen Premierminister Winston Churchill nicht davon abgehalten, seinem Parlament im selben Jahr zu erläutern, dieses Selbstbestimmungsrecht der Völker gelte nicht für die Kolonien, sondern nur für Europa. Nach dem Krieg herrschte in Afrika dennoch Aufbruchsstimmung. Forderungen nach Freiheit von kolonialer Tyrannei wurden immer lauter und viele Veteranen trugen mit ihren Erfahrungen zum Erstarken der Unabhängigkeitsbewegungen bei.

Ein Ereignis in Westafrika zeigt beispielhaft das wachsende politische Selbstbewusstsein vieler Afrikaner und die ungebrochene Arroganz der europäischen Kolonialherren: das Massaker im Kriegsheimkehrer-Lager von Thiaroye. Es gewann historische Bedeutung auf dem gesamten Kontinent. In Europa dagegen ist es weitgehend vergessen. Im Dezember 1944 kehrten 1300 *Tirailleurs Sénégalais*, die meisten ehemalige deutsche Kriegsgefangene, aus Europa nach Westafrika zurück. In Thiaroye, einem provisorischen Übergangslager vor den Toren der senegalesischen Hafenstadt Dakar, warteten sie auf die Auszahlung ihres restlichen Solds für die Zeit ihrer Gefangenschaft sowie auf Demobilisierungsprämien in Höhe von 500 Franc. Außerdem forderten sie Haftentschädigungen von 5000 Franc pro Person, wie sie ehemaligen französischen Kriegsgefangenen zustanden. Die Kolonialoffiziere vor Ort verweigerten diese Zahlungen und wollten zudem beim Umtausch französischer Francs nur die Hälfte des offiziellen Wechselkurses in der Kolonialwährung CFA zahlen. Daraufhin kam es zur Revolte. Die Afrikaner nahmen einen französischen Offizier als Geisel und ließen ihn erst frei, nachdem er ihnen zugesichert hatte, all ihre Forderungen zu erfüllen. Aber in der Nacht zum 1. Dezember 1944 umstellten Panzer das Lager und eröffnen um fünf Uhr morgens das Feuer. Als die *Tirailleurs* schlaftrunken aus ihren Baracken stürzten, erteilten die französischen Kommandeure den Befehl «Feuer frei» und die Veteranen wurden gnadenlos erschossen. Die Zahl der Opfer wird je nach Quelle mit 35 bis 300 angegeben. Französische Militärgerichte verurteilten 34 sogenannte Rädelsführer der Revolte im März 45 wegen Meuterei zu Haftstrafen von bis zu 10 Jahren – fünf starben im Gefängnis, die restlichen wurden im Juni 1947 auf politischen Druck hin amnestiert. Das Massaker wurde zum Symbol für die Willkür der Kolonialmacht. Es gab den Unabhängigkeitsbewegungen Auftrieb und ein Spielfilm des senegalesischen Regisseurs Ousmane Sembène erinnert daran (s. S. 215).

Auf dem Friedhof von Thiaroye liegen die Opfer des französischen Massakers von 1944 an afrikanischen Kolonialsoldaten begraben.

Frankreich versuchte, die Freiheitsbestrebungen der Afrikaner durch kleine Zugeständnisse zu beschwichtigen. So erhielten Veteranen und ausgewählte Repräsentanten der afrikanischen Elite (darunter Geschäftsleute und Hochschulabsolventen, Angestellte der Kolonialverwaltung und traditionelle Würdenträger) das Privileg des Wahlrechts. 1946 durften sieben Prozent der westafrikanischen Bevölkerung die Nationalversammlung in Paris mitwählen. Man erlaubte auch ein paar zusätzlichen afrikanischen Abgeordneten, in der Nationalversammlung mitzudebattieren. Langfristig sollten – so ein weiteres Versprechen – alle Afrikaner in den Kolonien die französische Staatsbürgerschaft und dadurch Einfluss auf die französische Politik erhalten.

Doch der Weg der afrikanischen Kolonien in die Unabhängigkeit war damit nur noch wenige Jahre aufzuhalten. Historiker gehen davon aus, dass die meisten afrikanischen Veteranen in den Befreiungskämpfen der Nachkriegszeit eine eher indirekte Rolle spielten und nur wenige führende Positionen übernahmen. Für die britischen Ex-*Askaris* stellt der Historiker Timothy Parsons fest, dass ihnen Arbeitsplätze, berufliche Perspektiven, Beförderung, Lohn, Bildung und Sozialfürsorge wichtiger waren als aktives Eintreten für politische Freiheit. Er stimmt im Prinzip mit seinem afrikanischen Kollegen O.J.E. Shiroya überein, der schreibt: «Das Wertvollste, das sie ihren Brüdern in Zivil mitbrachten, waren die Ideen, die sie während des Kriegsdienstes erworben hatten. […] Nach der Rückkehr ins zivile Leben hatten sie ihren Freunden und Verwandten viel zu erzählen. Die Diskussionen drehten sich um militärische Operationen, fremde Länder, die sie besucht, und Leute, die sie kennen gelernt hatten. Aber das populärste Thema war ihre Beziehung zu den Europäern, die ihnen nach dem Krieg in einem neuen Licht erschien.»[8]

Einige wenige Ex-Veteranen standen nach der Unabhängigkeit an der Spitze ihrer Länder: Léopold Senghor im Senegal, Félix Houphouët-Boigny in der Elfenbeinküste, Seyni Kountché im Niger und François Tombalbaye, der erste Präsident des Tschad. Sie erwiesen sich jedoch alle als Statthalter Frankreichs.
Als Sprecher der algerischen Befreiungsbewegung und international anerkannter Theoretiker der antikolonialen Revolution war Frantz Fanon die Ausnahme von dieser Regel **(Quelle 8)**.

Hinweise für den Unterricht

Zentrales Erkenntnisinteresse dieses Kapitels ist, dass die Kolonialsoldaten nach ihren Opfern im Krieg nicht nur nicht angemessen behandelt wurden **(Quellen 1, 2, 3 und 4)**, sondern sich im Gegenteil wieder bruchlos in die koloniale Hierarchie einfügen sollten. Die Veteranen trugen mit ihren Kriegserfahrungen maßgeblich dazu bei, den Forderungen nach Selbstbestimmung Nachdruck zu verleihen **(Quellen 7 und 8)**. Interessant wäre es, dazu einzelne Biographien afrikanischer Veteranen mit Informationen aus dem Internet zu vervollständigen: z.B. von Frantz Fanon (Sprecher der algerischen Befreiungsbewegung), Ousmane Sembène (senegalesischer Schriftsteller und Filmregisseur, der auch einen Spielfilm über das Massaker im «Camp de Thiaroye» gedreht hat) und Léopold Senghor (von 1960 bis 1980 Präsident des Senegal) etc. Die **Quellen 5 und 6** machen deutlich, wie systematisch und hartnäckig die Kolonialmächte an der Diskriminierung ihrer Kolonialsoldaten festhielten und -halten.

S. 215 ff. S. 223 (1 und 4)

Fragestellungen:

- Beschreiben Sie die Lage der Kolonialsoldaten nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg in ihren Heimatländer.
- Welche Auswirkungen hatte das Massaker von Thiaroye auf die politische Haltung der Bevölkerung in Westafrika gegenüber der Kolonialmacht Frankreich?
- Analysieren Sie – unter Berücksichtigung des Textes von Frantz Fanon **(Quelle 8)** – den Einfluss, den die Erfahrungen afrikanischer Kriegsteilnehmer auf die Unabhängigkeitsbestrebungen in ihren Heimatländern hatten.
- Nennen Sie Beispiele für afrikanische Kriegsteilnehmer, die später als Politiker Karriere machten und zu Präsidenten ihrer Länder aufstiegen. Diskutieren Sie an diesen Beispielen die folgende These:
  Afrikanische Kriegsteilnehmer, die nach der Unabhängigkeit politische Führungsfunktionen in ihren Ländern übernahmen, erwiesen sich als treue Statthalter und Interessenvertreter der ehemaligen Kolonialmächte – trotz bzw. wegen ihrer Teilnahme am Zweiten Weltkrieg auf deren Seite.

Fußnoten
1 Shiroya, O.J.E.: Kenya and World War II. African Soldiers in the European War. Nairobi 1985. S. 75 ff.
2 Ebd., S. 124.
3 Echenberg, Myron: Colonial Conscripts. The Tirailleurs Sénégalais in French West Africa 1857-1960. Portsmouth, London 1991. S. 138.
4 Onana, Charles: La France et ses tirailleurs. Enquête sur les combattants de la République. Paris 2003. S. 145 und 193.
5 Bochareb, Rachid; Olivier Lorelle: Indigènes. Frankreich 2006. S.192 f.
6 website des Elyseepalastes: www.elysee.fr
7 Libération, 25. und 26. September 2006.
8 Shiroya, a.a.O., S. 154.

Almosen statt Renten für afrikanische Veteranen der britischen Streitkräfte

Quelle 1
Kenianische Veteranen klagen an

Auf einer Versammlung der kenianischen Veteranenverbandes «Kenya Armed Forces Comrades Association», KAFOCA, in der Kleinstadt Machakos im Südosten Kenias im Dezember 2000 meldete sich ein ehemaliger Askari *mit folgendem Redebeitrag zu Wort:*

«Herr Vorsitzender, ich möchte die Gelegenheit nutzen und erzählen, dass ich wie viele Afrikaner in Burma gekämpft habe. Als wir zurückkamen, glaubten wir, es würde Hilfen für uns geben, eine Organisation, die uns unterstützt. Aber die britische Kolonialmacht hat nichts für uns getan.

Auch die Deutschen sollen wissen, dass wir in diesem Krieg unseren Teil geleistet haben, und sie sollen prüfen, ob sie nicht Möglichkeiten haben, uns ehemaligen Soldaten zu helfen. In Deutschland muss es doch Leute geben, die sich vorstellen können, was wir im Krieg durchgemacht haben.»

Aufgezeichnet bei einer Versammlung der «Kenya Armed Forces Comrades Association» im Dezember 2000 in Machakos, Kenia.

Quelle 2
Freiheitsversprechen gebrochen

1945 schrieb der Kenianer Mwaniki Mugweru einen Leserbrief an die Zeitung der «Kenya African Union», damals die bedeutendste politische Organisation der Schwarzen in der britischen Kolonie:

«Afrikanische Soldaten haben für ihren königlichen Herrscher viele Schlachten geschlagen und ihr Leben geopfert. […] Dieser Krieg hat dem Afrikaner die Lektion erteilt, dass alle Menschen auf der Welt gleichberechtigt sind, unabhängig von der Hautfarbe oder Rasse. […] Doch jetzt zu Hause stehen die Soldaten vor einer äußerst unsicheren Zukunft. Man hat ihnen nahegelegt, sich wieder als billige Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt anzubieten. Das ist der Dank dafür, dass sie unter Einsatz ihres Lebens das Land verteidigt haben. Dabei hatte seine Exzellenz, der Gouverneur, verkündet, dass dieser Krieg nicht ein Kampf unter den Weißen, sondern ein Krieg gegen die Sklaverei sei. Afrikaner haben also für die Freiheit der gesamten Menschheit gekämpft. Aber sie selbst spüren von dieser Freiheit nichts.»

Shiroya, O.J.E.: Kenya and World War II. African Soldiers in the European War. Nairobi 1985, S. 169.

Quelle 3
Britische Wohlfahrt

Auf der Veteranenversammlung in Machakos erzählte der lokale Vorsitzende von einem Besuch im Hauptbüro der «Royal Commonwealth Ex-Services League» (RCEL) in der Hauptstadt Nairobi. Dort habe er den britischen Generalsekretär der Organisation persönlich getroffen. Der Herr aus England habe erklärt, dass die Anträge der Veteranen direkt Prinz Phillip, dem Präsidenten der RCEL, vorgelegt würden. Unter seiner Leitung berate ein Komitee, wie viel Geld für ehemalige Soldaten in die einzelnen Commonwealthstaaten geschickt werde. Im Jahr 2000 erhielten nur 330 Weltkriegskämpfer aus Kenia je 5400 Kenianische Schillinge Unterstützung, das waren rund 73 Euro. Dann las der Vorsitzende einen Brief des Britischen Hochkommissars in Nairobi, Abteilung für Verteidigung, vor. Betreff: «Unterstützungsleistungen und Abfindungen für Veteranen des Zweiten Weltkriegs.» Darin heißt es:

«Ich verweise auf die Regelungen für unser ostafrikanisches Personal am Ende des Kriegs.

Alle Soldaten wurden als Freigestellte nach Klasse A entlassen, als ihre Dienste nicht länger erforderlich waren. Ihre Dienstzeit qualifizierte diese Männer und Frauen lediglich für eine einmalige Abfindung. Das waren eine Lebensmittelzuteilung und Reisegeld. Alle Soldaten haben diese Zahlungen mit ihrer Unterschrift quittiert.

Darum sieht die Regierung des Vereinigten Königreiches keine Veranlassung mehr, Renten oder andere Versorgungsleistungen an die afrikanischen Ex-Soldaten zu zahlen.»

Brief des British High Commissioner Nairobi Defence Section an KAFOCA, November 2000.

Ex-Soldaten und Witwen in Kenia fordern Renten für Kriegsdienste.

Almosen statt Renten für afrikanische Veteranen der französischen Streitkräfte

Quelle 4
134 Euro im Monat

Yoro Ba aus dem Senegal besitzt einen Ausweis mit der Nummer 71.233, «ausgestellt vom Nationalen Büro der alten Kämpfer und Kriegsopfer». Die Höhe seiner Kriegsrente ist darin mit 552 Francs und 4 Centimes festgelegt, auszuzahlen zweimal jährlich, am 15. Mai und am 15. November. Das sind umgerechnet 13 Euro im Monat. Yoro Ba meint:

«Ich habe den Zweiten Weltkrieg mitgemacht, war vier Jahre lang in Frankreich und als Besatzungssoldat in Deutschland. Für all das zahlen sie mir eine Pension, die nicht einmal ausreicht, um eine Woche lang zu frühstücken. Und das bisschen Geld müssen wir uns auch noch persönlich bei der Kasse der französischen Botschaft in Dakar abholen. Nur wer krank ist, kann jemand anderen mit einer Vollmacht dorthin schicken. Die Kasse liegt gleich neben dem Leichenschauhaus des Zentralkrankenhauses.»

Ba, Yoro: Interview im März 1997, Dakar, Senegal.

Quelle 5
Der Fall Amadou Diop

Unter Berufung auf die Entscheidung der UNO-Menschenrechtskommission gegen die Ungleichbehandlung afrikanischer Kriegsteilnehmer klagte 1994 der senegalesische Veteran Amadou Diop vor dem Verwaltungsgericht in Paris eine Kriegsrente ein, die dem Niveau eines französischen Veteranen entsprechen sollte. Als ihn die erste Instanz abwies, ging er in die Revision. Als am 7. Juli 1999 endlich ein Urteil zu seinen Gunsten gefällt wurde, war Amadou Diop im Alter von 79 Jahren bereits verstorben. Aber seine Nachkommen hätten von seiner Pension profitieren und andere Ex-Soldaten seinem Beispiel folgen können. Darum legte die französische Regierung in diesem Präzedenzfall Widerspruch vor dem obersten französischen Gericht ein mit dem Argument, die *Tirailleurs* wären keine französischen Staatsbürger und die Lebenshaltungskosten in Afrika seien niedriger als in Frankreich. Aber der Widerspruch wurde abgewiesen. Am 30. November 2001 sprach auch das Kassationsgericht Amadou Diop posthum dieselben Pensionsansprüche wie einem französischen Staatsbürger zu.

Außerdem forderte das Gericht den französischen Gesetzgeber auf, die Verordnung aufzuheben, wonach die Renten der afrikanischen Veteranen 1959 «eingefroren» worden waren: Während die Pensionen der französischen Kriegsteilnehmer kontinuierlich den steigenden Lebenshaltungskosten angepasst wurden, waren die der Afrikaner auf unverändert niedrigem Niveau geblieben. Die Regierung hatte das Ende der 50er Jahre damit begründet, dass die afrikanischen Staaten nach ihrer Unabhängigkeit auch für die soziale Sicherung der Kriegsrentner zuständig seien – offenkundig ein Versuch, die Veteranen gegen die Befreiungsbewegungen in ihren Ländern aufzuwiegeln.

Rheinisches JournalistInnenbüro / Recherche International e.V. (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht.» Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S.122.

Quelle 6
Jacques Chirac: «…gemeinsam für die Freiheit»

Rede des damaligen französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac zum 60. Jahrestag der Landung der Alliierten in Toulon (Provence) am 15. August 2004:

«Nach Nordafrika, Sizilien, Korsika und der Normandie begann hier in der Provence am 15. August 1944 eine neue Etappe in dem unerbittlichen Kampf, der das Schicksal unserer Völker entscheiden sollte. […]

All diese mutigen Soldaten kamen aus Frankreich selbst und aus allen Teilen von Übersee-Frankreich. […] und sie alle haben sich durch die Kämpfe um unsere Freiheit in hervorragender Weise ausgezeichnet. Sie sollten dem Sieg einen sehr hohen Tribut zollen. […]

Majestät, meine Herren Präsidenten und Regierungsvertreter aus Algerien, Marokko, Tunesien, Mauretanien, Senegal, Mali, Niger, Tschad, Burkina Faso, Guinea, Côte d'Ivoire, Togo, Benin, Kamerun, Gabun, Kongo, Zentralafrikanische Republik, Madagaskar, Komoren, Djibouti, die Söhne ihrer Nationen sind mit der militärischen Legende Frankreichs verbunden. Sie haben ihr Blut für immer mit dem unseren vermischt. […]

Wir sind heute hier versammelt, um allen Kämpfern dieses heldenhaften Epos Ehre zu erweisen. Den hier anwesenden ehemaligen Kämpfern möchte ich im Namen Frankreichs, im Namen jeder Französin und jedes Franzosen, unseren unendlichen Dank aussprechen. […]

In dem Kampf, den wir gemeinsam für die Freiheit geführt haben, kam eine Vorstellung vom Menschen und von der Welt zum Ausdruck, die wir teilen. Eine Vorstellung, die auf allgemeinen Werten und Grundsätzen fußt, in deren Namen wir Seite an Seite gekämpft haben. […]

Eine Vorstellung, die anerkennt, dass jeder und jedem das gleiche Recht auf Würde zusteht.»

Website des französischen Präsidenten: www.elysee.fr

Afrikanische Intellektuelle über politische Folgen des Zweiten Weltkriegs

Quelle 7
Joseph Ki-Zerbo: «Der Zweite Weltkrieg markierte das erwachen Afrikas»

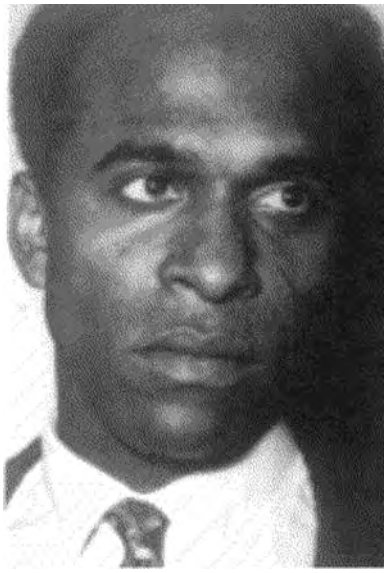
Der Historiker Joseph Ki-Zerbo aus Burkina Faso (bis 1984: Obervolta) schrieb Anfang der 1960er Jahre als erster die Geschichte seines Kontinentes aus afrikanischer Sicht. Für ihn markierte der Zweite Weltkrieg das «Erwachen Afrikas». Denn die Erfahrungen der afrikanischen Soldaten auf den Schlachtfeldern Europas hätten den «afrikanischen Nationalismus» belebt und zu einem «Neubeginn in der afrikanischen Geschichte» geführt:

«Hunderttausenden von Schwarzen bot dieser Krieg die Gelegenheit, das wahre Gesicht des weißen Mannes schonungslos aufzudecken, ohne imperialistische Maske, ohne prokonsularisches Beiwerk. […] Die Weißen, die in Afrika gleichermaßen um Herrschaft und koloniale Gewalt rangen, offenbarten sich untereinander nicht selten als reißende Wölfe. In der rohen Verachtung, in der Hitler die anderen Weißen und die Schwarzen umfasste, entdeckten die Schwarzen auf einmal ihren eigenen Wert […]

Hier zeigte sich die wahre Unterscheidung zwischen den Menschen: die menschliche Würde. Die afrikanischen Soldaten waren die Begründer der afrikanischen Emanzipation.»

Ki-Zerbo, Joseph: Die Geschichte Schwarz-Afrikas. Frankfurt a.M. 1981. S. 517.

Quelle 8
Frantz Fanon: «Der Antisemitismus trifft mich mitten ins Fleisch»



Frantz Fanon kämpfte für das Freie Frankreich und wurde in den 50er Jahren internationaler Sprecher der algerischen Befreiungsbewegung FLN. Er stammte aus Martinique und hatte sich früh mit den Auswirkungen des Rassismus und mit dem Völkermord der Deutschen an den Juden beschäftigt – für ihn ein wesentlicher Grund, als Freiwilliger gegen den Faschismus zu kämpfen:

«Der koloniale Rassismus unterscheidet sich in nichts von den anderen Rassismen. Der Antisemitismus trifft mich mitten ins Fleisch, ich errege mich, eine entsetzliche Aberkennung zapft mir das Blut ab, man verweigert mir die Möglichkeit, ein Mensch zu sein. Ich kann mich von dem Schicksal nicht lossagen, das meinem Bruder bereitet wird.»

Fanon, Frantz: Schwarze Haut, Weiße Masken. Frankfurt a.M. 1985. S. 66.

Im Krieg bekam Fanon zu spüren, wie es unterdrückten Minderheiten in den französischen Kolonialtruppen erging, wobei Soldaten aus der Karibik wie er immer noch besser behandelt wurden als die aus den afrikanischen Kolonien. Diese Erlebnisse haben nicht nur Fanons Analyse des Rassismus und seine Theorie der antikolonialen Revolution geprägt, sondern auch seine Bewertung der Nachkriegszeit:

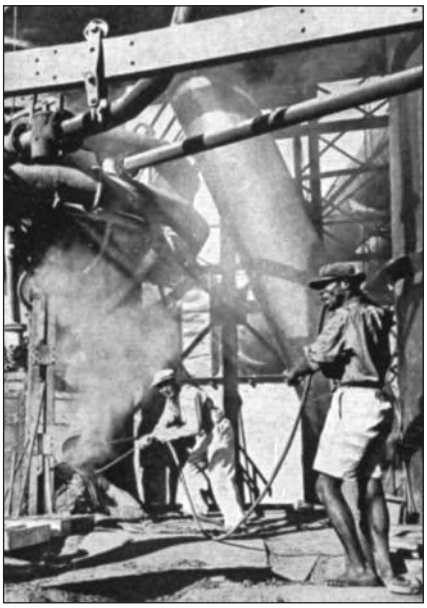
«Die der besiegten Nation auferlegten Reparationen sind nur zum Teil eingetrieben worden, denn die betroffenen Nationen haben Deutschland in ihr antikommunistisches Verteidigungssystem einbezogen – aus derselben steten Besorgtheit, die die Kolonialmächte auch veranlasst, ihre alten Kolonien in das westliche System einzuspannen oder, wenn das nicht gelingt, ihnen Militärbasen abzuringen und sie in Knechtschaft zu halten. Sie sind übereingekommen, ihre Forderungen im Namen der NATO-Strategie, im Namen der freien Welt zu vergessen. Und man konnte förmlich sehen, wie ein Regen von Dollars und Maschinen über Deutschland niederging. Ein erstarktes und mächtiges Deutschland war eine Notwendigkeit für das westliche Lager. Das richtig verstandene Interesse des so genannten freien Europa forderte ein wiederaufgebautes, prosperierendes Deutschland, das fähig wäre, als erstes Bollwerk gegen die roten Horden zu dienen. Und Deutschland hat sich die europäische Krise wunderbar zunutze gemacht. Die Vereinigten Staaten und die anderen europäischen Länder empfinden nun mit Recht Bitterkeit angesichts dieses Landes, das gestern noch auf den Knien lag und ihnen heute auf dem internationalen Markt eine unversöhnliche Konkurrenz liefert.»

Fanon, Frantz: Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt a.M. 1981. S.91. (Erstausgabe 1961)

Billige Bodenschätze und Zwangsarbeiter

Die Kriegswirtschaft in Afrika und ihre Folgen

«Vom Kap bis nach Kairo gab es kaum einen Lebensbereich, der nicht durch den Zweiten Weltkrieg in materieller Hinsicht sowie in anderen Bereichen in seinen Grundfesten erschüttert wurde», schreibt der englische Historiker David Killingray in seinem Buch «Africa and the Second World War».[1] Der Krieg markierte einen tiefen Einschnitt in der ökonomischen Entwicklung des Kontinents: Ab 1939 schrumpften der afrikanische Handel und die Arbeitsmärkte. Die Einkommen der Lohnarbeiter in den Städten und der Landarbeiter auf den Plantagen, die für den Export produzierten, sanken dramatisch.[2] Und das, obwohl die afrikanischen Kolonien Rohstoffe und Ressourcen für die Rüstungsindustrien sowie für die Versorgung der Truppen der kriegführenden Länder lieferten und ihnen daher im Krieg eine strategisch wichtige Rolle zukam.[3]



Arbeiter in einer Kupfermine im südlichen Afrika – die britische Kolonie Nordrhodesien lieferte Kupfer für die Alliierten.

Ägypten zum Beispiel stellte das Hauptquartier des britischen Kommandos für den Nahen Osten und musste Nahrungsmittel und Ausrüstungen für die Armee liefern. Während des Kriegs kam der regionale Handel fast zum Erliegen. Die Häfen von Freetown in Sierra Leone, Kapstadt in Südafrika und Mombasa in Kenia lagen auf den Hauptrouten des militärischen Nachschubs der Alliierten nach Nordafrika, in den Mittleren und Fernen Osten und nach Südeuropa. Die US-Luftwaffe nutzte Flughäfen in Westafrika, etwa in Takoradi (Goldküste) und im nigerianischen Kano als Zwischenstopps beim Transport militärischer Güter an die Fronten im Nahen Osten und in Nordafrika. Überall in Afrika waren Produktion sowie Ein- und Ausfuhr der Kriegswirtschaft unterworfen.

Rohstoffe für den Krieg

Alle afrikanischen Kolonien lieferten nicht nur Soldaten und billige Hilfskräfte, sondern auch unentbehrliche Bodenschätze, Nahrungsmittel und Geld für den Krieg der Alliierten gegen die Achsenmächte **(Quelle 1)**. In der afrikanischen Erde lagerten u.a. Industriediamanten, Kobalt, Gold und Uran. Für die während des Kriegs von den Rüstungsindustrien neu entwickelten Werkstoffe, die hohe Geschwindigkeiten, hohe Temperaturen und starke Belastungen aushalten mussten, waren auch Chrom, Mangan, Vanadium, Platin und Kupfer aus Afrika erforderlich. Die Alliierten orderten ihren Bedarf per Dekret in den Kolonien «und konnten mit einer zuverlässigeren und direkteren Erfüllung ihrer Aufträge (meist zu festen Preisen) rechnen, als wenn sie es mit unabhängigen Ländern zu tun gehabt hätten», analysiert der US-amerikanische Historiker Raymond Dumett.[4]

Die Südafrikanische Union, die sich als ehemalige Kolonie und Mitglied des Commonwealth aus eigenem Entschluss an die Seite Großbritanniens gestellt hatte, lieferte zum Beispiel an führender Stelle Gold. Zudem wurde sie zum weltweit größten Produzenten von Platin, das für die elektronische und chemische Industrie unverzichtbar war, verdoppelte ihre Kohleförderung, diversifizierte ihre Stahlindustrie, baute in Durban das größte Trockendock zwischen Singapur und Gibraltar und versorgte 400 Schiffskonvois der Alliierten, die mit sechs Millionen Soldaten an Bord Häfen am Kap passierten, als das Mittelmeer versperrt war.

Die extrem niedrig entlohnte, überwiegend schwarze Arbeiterschaft in den Industrien Südafrikas wuchs während des Kriegs um 50 Prozent. Sie produzierte in den neuen Rüstungsfabriken Waffen, Munition und Ersatzteile für die Alliierten ebenso wie 32 000 Kraftwagen, zwölf Millionen Paar Stiefel und über fünf Millionen Decken. Sisal (Grundstoff für Taue, Seile und Stricke) lieferte das britische Mandatsgebiet Tanganjika (heute: Tansania), das die Hälfte des Bedarfs der alliierten Seestreitkräfte deckte.

Kriegswichtige Mineralien kamen größtenteils aus dem Kongo, Rhodesien, der Goldküste, Nigeria, Angola, Sierra Leone, Marokko und Südwestafrika. Dazu gehörte auch das Uran für die Atombomben, die auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen wurden **(Quelle 4)**.

Die französischen Kolonien in Westafrika versorgten erst das Vichy-Regime und später die Truppen des Freien Frankreich mit Sisal und Baumwolle. Die zentralafrikanischen Kolonien führten Lebensmittel wie Öl, Kakao, Zucker und Kaffee aus, allein 1943 zwölf Mal so viel wie noch 1920. Kamerun leistete den wichtigsten Beitrag für das Freie Frankreich und lieferte Rohstoffe wie Gold, Titan und Kautschuk neben Nahrungsmitteln aller Art.

Südafrikanische Wanderarbeiter auf dem Heimweg von den Gold- und Kohlebergwerken.

Die Kriegskabinette in London und Paris ließen die Kolonien zwangsweise bewirtschaften. Sie bedienten sich mit staatlichen Großeinkäufen, bildeten Monopole, legten Preise und rigide Devisenkontrollen fest, lizensierten den Im- und Export, rationierten den Konsum und zentralisierten das Transportmanagement, etwa beim Schiffsverkehr. Die britischen Kolonien durften mit Nicht-Sterling-Ländern nur begrenzt Handel treiben. Die Preise für Rohstoffe stiegen zwar an, weil diese nach der Besetzung britischer Kolonien in Asien durch die Japaner knapp wurden. Aber in vielen Kolonien führte dies nach 1942 zur Inflation. Nur eine kleine vermögende Elite profitierte vom Rohstoffhandel und konnte sich mehr Konsumgüter leisten. Die breite Bevölkerung musste für diese Zwangsbewirtschaftung bezahlen: die Lebensmittel wurden um 75 bis 100 Prozent teurer.

Die Gewinne aus der staatlich gelenkten Kriegswirtschaft wurden nicht in die afrikanische Industrie investiert, sondern flossen in die Taschen europäischer Siedler, Farmer und Exportfirmen. Viele afrikanische Kleinbauern konnten derweil nicht einmal mehr Nahrungsmittel für den eigenen Bedarf anbauen, weil sie auf Großplantagen so genannte «Cash Crops» für den Export anpflanzen mussten.

Zwangsarbeit: Die moderne Form der Sklaverei

1930 hatte die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) eine Konvention über das Verbot der Zwangsarbeit von Zivilisten verabschiedet **(Quelle 2)**. Die Kolonialmächte aber ignorierten das Abkommen. Im gleichen Jahr klagte die IAO Frankreich wegen seiner Verstöße an, doch die französische Regierung wies die Vorhaltungen zurück. Statt von «Zwangsarbeit» sprach sie von einer «Arbeitspflicht», die darauf abziele, «die Eingeborenen aus ihrer Apathie und aus der Barbarei herauszuführen».[5] Tatsächlich hatte schon das «Gesetz für Eingeborene» («Code de l'indigénat») von 1881 Zwangsarbeit in den französischen Kolonien erlaubt, die in den Kriegsjahren ein bis dahin unbekanntes Ausmaß erreichte.

So wurden Zehntausende Afrikaner zu öffentlichen Bauvorhaben herangezogen, z. B. zur Verlegung einer Straßentrasse aus dem zentralafrikanischen Kongo bis zum Atlantischen Ozean, die im Krieg für den Export von Rohstoffen sehr wichtig wurde. Außerdem mussten Zwangsarbeiter auf Sisalplantagen schuften, Staudämme bauen, Kanäle ausheben sowie Baumwolle anpflanzen **(Quelle 3)**. Die Franzosen wollten das gesamte Tal des Niger «in ein riesiges Baumwollfeld verwandeln. Es soll unserer Textilindustrie zu Gute kommen und sie in einigen Jahren von englischen und amerikanischen Lieferungen unabhängig machen.»[6] (Erst 1946 wurde das Gesetz über die Zwangsarbeit auf Initiative afrikanischer Abgeordneter in der französischen Nationalversammlung offiziell aufgehoben.)

Mitte 1942 verabschiedete auch die britische Regierung ein Gesetz, das «in ungewöhnlichen Umständen…, die keinerlei Aufschub dulden», Zwangsarbeit in den Kolonien erlaubte. Entscheidungen über größere Einsätze fällte das Kriegskabinett in London.[7] Afrikanern, die den Einsatz verweigerten, drohten Geldbußen, körperliche Züchtigung oder gar Gefängnis. Allein in Kenia mussten sich über 20 000 Zwangsarbeiter in Sisal, Zucker, Gummi und Flachs verarbeitenden Betrieben plagen. 1943 zwang man in Nordnigeria 100 000 Afrikaner zu Schwerstarbeit in Zinnminen, die jeder Zehnte nicht überlebte.[8]

In Südrhodesien bauten über 33 000 Zwangsarbeiter Flugplätze. Ihr «Lohn» lag noch unter dem Hungerlohn für Farmarbeiter, weshalb Tausende Männer in die Nachbarländer flohen. Weite Teile der afrikanischen Landwirtschaft lagen schon während des Kriegs brach und die Subsistenzwirtschaft (d.h. die re-

gionale und lokale Produktion zum Zweck der Selbstversorgung und des Lebensunterhaltes) wurde zerstört. In Nordrhodesien versorgten die Kolonialbehörden die weißen Farmer mit Zwangsarbeitern. Außerdem rekrutierten sie ein afrikanisches Arbeitskorps, bei dem Farmer für einen Schilling pro Tag Arbeiter ausleihen konnten, die unter brutalen Aufsehern litten. An dieser Form direkter Subvention weißer Siedler hielten die Briten auch nach dem Krieg fest, um weitere Kolonisten anzulocken.

Darüber hinaus unterstützten die Afrikaner in den Kolonien den Krieg der Alliierten auch mit Bargeld, zum Beispiel zur Finanzierung des britischen Jagdflugzeugs Spitfire. Ab 1940 ließen die Alliierten dafür in allen Kolonien weltweit Geld sammeln. Für 5000 englische Pfund konnten Großspender, häufig Städte oder ganze Staaten, ihre Namen auf eines der 12000 Pfund teuren Flugzeuge setzen lassen.

Insgesamt kamen die Kolonien für 1000 Spitfire auf, die darum Namen trugen wie «Mombasa», «Kamba Meru» und «Kalahari», zwei Mal «Sierra Leone» und drei mal «Zansibar». Allein in der Goldküste kamen 1941 über 340000 Pfund zusammen. Auch Salz, Kleidung und Altmetall sammelten britische Rekruteure von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte bei den Armen ein. In Kamerun spendeten Afrikaner ihre letzten Betttücher, Teller, Gläser, Messer und Gabeln für die Truppen der Briten. Insgesamt sollen Afrikaner während des Zweiten Weltkriegs Güter im Wert von sechs Millionen Pfund Sterling für ihre Kolonialherren gesammelt haben.

Im November 1987 gab der Pater und Historiker Engelbert Mveng aus Kamerun bei einer Anhörung zum Thema vor der französischen Nationalversammlung zu Protokoll: «Alle, mit denen ich über die Zeit des Kriegs gesprochen habe, erwähnen die Last der Steuern und Abgaben, die damals erhoben und von denen Waffen gekauft wurden. Mehrmals im Jahr mussten die lokalen ‹chefs› vor den regionalen ‹chefs› erscheinen, um gesammeltes Geld abzuliefern. Es hieß, davon würden Flugzeuge, Waffen und Munition für General de Gaulle beschafft. In den Dörfern wurde mit Transparenten dafür geworben. Sie zeigten ein Flugzeug, wie von Kinderhand gezeichnet, und daneben stand: ‹Das ist das Flugzeug, das Ihr für General de Gaulle kaufen werdet›.»[9]

In der ganzen Welt – von Lateinamerika bis Indonesien – sammelten Menschen Geld zum Bau des Kampfflugzeugs «Spitfire». Das «Spitfire-Spenden-Thermometer» in der ghanaischen Hauptstadt Accra stand 1940 auf 35000 Pfund, wie das Foto aus der Zeitung «West Africa» vom 19. Oktober 1940 zeigt.

1938 betrug Afrikas Anteil an der Weltproduktion:

- bei Industrie-Diamanten (z.B. für extrem harte Bohrer und Schleifmaschinen zur Bearbeitung neuer Edelstähle) 99 Prozent,
- bei Kobalt (als Legierungsmetall für Schneidestähle in der Rüstung) 94 Prozent,
- bei Uran (für den Bau von Atombomben) 80 Prozent,
- bei Gold und Silber 40 Prozent,
- bei Vanadium, Chrom und Mangan zwischen 20 und 30 Prozent,
- bei Phosphat 44 Prozent,
- bei Kupfer 18 Prozent und bei Zinn 9,3 Prozent (nach dem Verlust der britischen Kolonie Malaya und des niederländisch kontrollierten Indonesien an Japan stieg der afrikanische Anteil bis 1943 auf 22 Prozent).

Nachschub für die Nazis

Auch die Nazis machten sich die unter dem französischen Vichy-Regime stehenden Kolonien zunutze. 1941 vereinbarten sie mit der französischen Kollaborationsregierung, in Westafrika Geld einzutreiben, um damit die Verpflegung afrikanischer Kriegsgefangener in deutschen Frontlagern im besetzten Nordfrankreich zu finanzieren. In der Elfenbeinküste mussten Bauern einem «Komitee zur Versorgung der Kriegsgefangenen» Kolanüsse, Mais, Mehl, Honig und Geld liefern. In Nordafrika wurden 1941 die Lebensmittel knapp, als Kolonialbeamte diktierten, noch mehr landwirtschaftliche Produkte als zuvor nach Frankreich zu exportieren, von denen ein Teil nach Deutschland ging. Dazu sagte ein Beamter des Landwirtschaftsministeriums: «Es kommt nicht in Frage, dass Tunesien und Algerien ihre Grundbedürfnisse zu hundert Prozent decken, wenn das Mutterland selbst nur unzureichend versorgt ist. Die landwirtschaftliche Produktion Nordafrikas dient bekanntlich der Versorgung aller und ihre Verteilung ist deshalb auch der Zentralverwaltung unterstellt. Zweifellos wäre es nicht legitim, wenn die produzierenden Länder alles an die Zentrale abtreten müssten. Aber die Bedürfnisse dieser Länder sollten sich auch mit 25 bis 30 Prozent ihrer Erzeugnisse befriedigen lassen.» Dies bedeutete, dass 1941 allein Algerien 450000 Doppelzentner Getreide, 220000 Schafe und 4,8 Millionen Hektoliter Wein an das Vichy-Regime abtreten musste.[10] Die Algerier litten derweil an Unterernährung, Tuberkulose und Typhus. Schon bei der Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages zwischen Vichy-Frankreich und Deutschland im Juni 1940 hatten die Sieger verlangt, dass die französischen Kolonien Proviant und Fahrzeuge für die deutsche Wehrmacht zu liefern hätten. (s.S.68f.) Ab 1941 kam noch die Versorgung der deutschen Panzerverbände in Nordafrika dazu. Insgesamt belieferte die Vichy-Administration die Achsenmächte mit mehr als 900000 Tonnen Phosphat, 350000 Tonnen Eisen, 25 Tonnen Molybdän (ein bleiähnliches Mineral), 93 Tonnen Antimon (ein Rohstoff, aus dem Schutzhüllen für Kabel gefertigt werden) und 300 Tonnen Kobalt – allesamt wichtige Ressourcen für die Rüstungsproduktion.

Die zweite koloniale Besetzung

Nach dem Krieg warteten die Afrikaner vergeblich auf die von den Alliierten versprochene Freiheit und Demokratisierung ihrer Länder (s.S.82f.). Großbritannien und Frankreich waren ökonomisch in großen Schwierigkeiten und mussten zudem ihre vom Krieg zerstörten Länder wieder aufbauen. Beide Kolonialmächte hofften, mit dem Verkauf von Rohstoffen aus den Kolonien Devisen einnehmen und damit ihre Dollarschulden bei den USA begleichen zu können, die den Krieg zu großen Teilen mitfinanziert hatten. Die USA und die Sowjetunion waren die neuen Supermächte, die bald in einem «Kalten Krieg» um Rohstoffquellen und politische Macht in aller Welt konkurrierten.[11]

Frankreich und Großbritannien machten, um ihre Kolonien halten zu können, unbedeutende Zugeständnisse bei der politischen Vertretung der Einheimischen in den kolonialen Parlamenten. Außerdem versuchten sie, die Elite der gut ausgebildeten Afrikaner mit niederen Posten in der Kolonialverwaltung zu kooptieren. Großbritannien verbesserte die Bildungs- und Gesundheitspolitik für die Einheimischen, verschärfte aber das dirigistische ökonomische Regime der Kriegszeit noch weiter. Die Produktion in den Kolonien sollte angekurbelt, der Output bei Rohstoffen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen erhöht werden. Der britische Historiker David Killingray fasst zusammen: «Der Krieg hatte zur Folge, dass der koloniale Staat große Sektoren der Wirtschaft managte, neue Quellen für Steuern suchte, die Arbeitskräfte, Investitionen, Bergbau und Landwirtschaft sowie die Exporte und Preise dirigierte.»[12] Auch die französische Regierung dachte nach 1945 keinesfalls daran, ihren Kolonien die Unabhängigkeit zu gewähren. Schließlich hatte de Gaulle schon im August 1940, zwei Monate nach seinem Aufruf zum Widerstand gegen das Vichy-Regime, verbreiten lassen: «Wir informieren hiermit alle Franzosen darüber, dass das Ziel der Regierung des Freien Frankreich in Zentralafrika und in Kamerun darin besteht, die Kolonien vollständig zu erhalten, um sie in ein unabhängiges Frankreich eingliedern und alle ihre Ressourcen zur Befreiung unseres Vaterlandes einsetzen zu können.»[13] Auch nach der Befreiung Frankreichs blieb es bei den kolonialen Verhältnissen und die Regierung de Gaulle nutzte ihre militärischen Ressourcen, um Befreiungskämpfe in Afrika auch gewaltsam nieder zu schlagen, das erste Mal bereits am 8. Mai 1945 in Algerien, als französische Truppen Tausende algerische Zivilisten ermordeten, die bei Demonstrationen ihre Unabhängigkeit gefordert hatten.

Der Zweite Weltkrieg führte also nicht zur Überwindung des Kolonialismus, sondern stellte, so der kenianische Historiker Ali Mazrui, «ein wichtiges Stadium im Prozess der Eingliederung Afrikas in das weltweite kapitalistische System dar». Wie eh und je exportierte der Kontinent Rohstoffe und importierte Anlagen und Konsumgüter. Diese Tendenzen, so Ali Mazrui, haben dazu beigetragen, dass Afrika vom Boom der Nachkriegszeit weitgehend abgekoppelt blieb, kaum wettbewerbsfähige Industrien aufbauen konnte und weiterhin an «fragmentierten» Ökonomien herumlaborierte. Der bis in die Gegenwart andauernde Teufelskreis von Abhängigkeit, Verschuldung und weiterer Verarmung nahm seinen Lauf.

Hinweise für den Unterricht

Deutlich werden soll, dass sich der Zwangscharakter der Bewirtschaftung in Afrika während des Kriegs gegenüber Friedenszeiten noch weiter verschärfte. Die Imperien nutzten ihre Kolonien rein instrumentell, wodurch in manchen Fällen die Wirtschaftsstruktur völlig umgekrempelt wurde.

Quelle 1 und 4 zeigen, mit welch harten Bandagen die starken Industrienationen schon während des Kriegs die Konkurrenz um wichtige Rohstoffe austrugen, z.B. um Uran aus dem Kongo.

Quellen 2 und 3 machen deutlich, dass die skrupellose Ausbeutung von Zwangsarbeitern auch durch Konventionen der «Internationalen Arbeitsorganisation» (IAO) nicht eingeschränkt werden konnte. Alles war im Namen des Kriegs erlaubt. Leidtragend war die afrikanische Bevölkerung.

Fragestellungen:

- In welcher Form waren die afrikanischen Kolonien in die Kriegswirtschaften Großbritanniens und Frankreichs eingebunden?
- Mit welchen Mitteln kontrollierten die Kolonialmächte die Wirtschaft ihrer Kolonien?
- Analysieren Sie die Auswirkungen der Zwangsbewirtschaftung für die Bevölkerung in den Kolonien im und nach dem Zweiten Weltkrieg und benennen Sie Parallelen bzw. Unterschiede zur Stellung Afrikas in der Weltwirtschaft heute.
  Vgl. hierzu z.B.:
  www.jubileesouth.org (englisch)
  www.weltwirtschaft-und-entwicklung.org (deutsch)

Fußnoten

1 Killingray, David; Rathbone, Richard: Africa and the Second World War. New York 1986. S. 2.

2 Milewski, J.J.: The Second World War. In: Volume VIII of the General History of Africa. In: Africa in the Second World War. Reports and Papers of the Symposium Organized by Unesco at Benghazi, Libyan Arab Jamahiriya, 10.-13. November 1980. S. 123-132.

3 Afrika war allerdings für Großbritannien ökonomisch nie so bedeutend wie Indien. Zwischen 1942 und 1944 ging die Hälfte der britischen Militärausgaben in der Sterlingzone nach Indien. Nur sechs Prozent gingen nach Ostafrika, fünf Prozent nach Südafrika und 2,5 Prozent nach Australien und Neuseeland.

4 Dumett, Raymond: Africa's Strategic Minerals during the Second World War. In: Journal of African History. 26, 1985. S. 405.

5 Fall, Babacar: Le Travail forcé en AOF, 1940-45. Paris 1993. S. 18.

6 Ebd., S. 61f.

7 Killingray, a.a.O. S. 83f.

8 Kilingray, a.a.O., S. 89.

9 Onana, Charles: La France et ses tirailleurs. Enqûete sur les combattants de la République. Paris 2003. S. 80.

10 Cantier, Jaques: L'Algérie sous le Regime de Vichy. Paris 2002. S. 108.

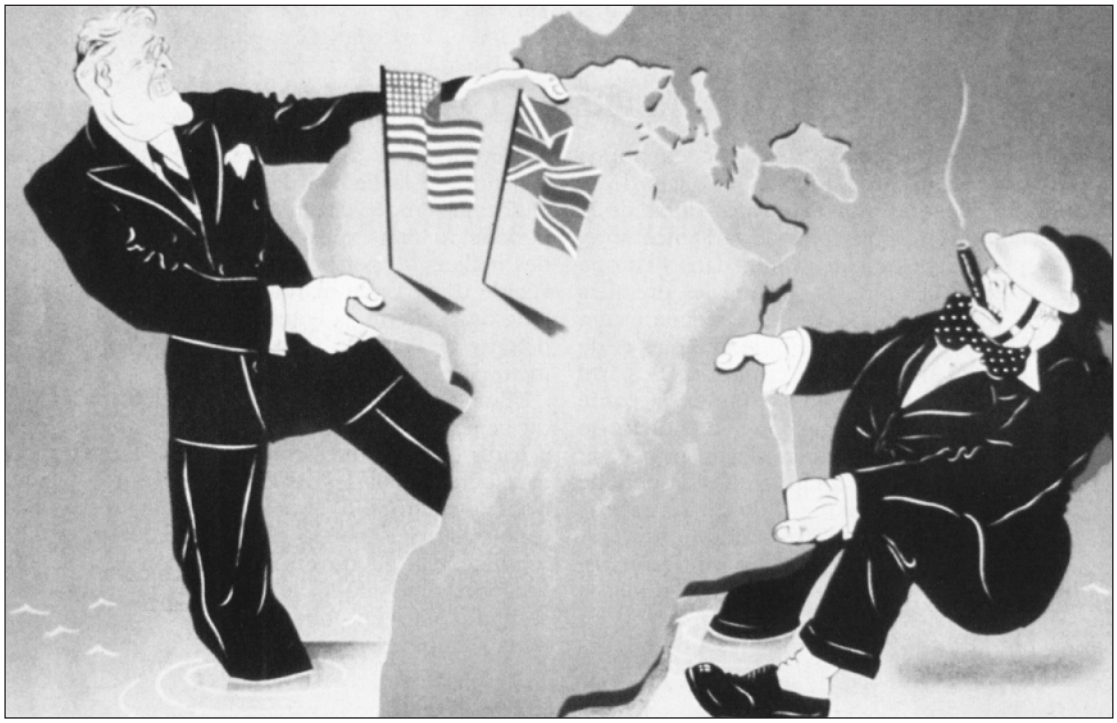
11 Großbritannien behielt seine Sterling-Zone bei. (Die gemeinsame Währungszone mit 55 Ländern von Australien bis Südafrika war Ausdruck der kolonialen Macht Großbritanniens seit Beginn des 20. Jahrhunderts.) Die Kolonien mussten sehr viel länger auf ihre mit Sterling bezahlten Importgüter aus England warten als andere Länder. Auch wurde ihnen der Zugang zu US-Märkten untersagt, so dass sie ihre Rohstoffe unter Preis in Sterling an England verkaufen mussten.

12 Killingray, a.a.O., New York 1986. S. 11.

13 Stanislas, Adotevi: De Gaulle et les Africains. Paris 1990. S. 58f.

Billige Bodenschätze und Zwangsarbeiter

Quelle 1
Konkurrenzkampf um Afrikas Reichtümer



Der US-amerikanische Präsident Roosevelt und der britische Premier Churchill stritten schon während des Kriegs um die Ressourcen Afrikas.

Quelle 2
Konvention gegen Zwangsarbeit

Übereinkommen der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO) über Zwangs- oder Pflichtarbeit vom 10. Juni 1930:

Artikel 1:
1. Jedes Mitglied der Internationalen Arbeitsorganisation, das dieses Übereinkommen ratifiziert, verpflichtet sich, den Gebrauch der Zwangs- oder Pflichtarbeit in allen ihren Formen möglichst bald zu beseitigen.
2. Bis zur völligen Beseitigung darf Zwangs- oder Pflichtarbeit während einer Übergangszeit ausschließlich für öffentliche Zwecke und auch dann nur ausnahmsweise angewandt werden; dabei sind die in den nachstehenden Artikeln vorgesehenen Bedingungen und Sicherungen einzuhalten. […]

Artikel 4
1. Die zuständige Stelle darf Zwangs- oder Pflichtarbeit zum Vorteile von Einzelpersonen oder privaten Gesellschaften und Vereinigungen weder auferlegen noch zulassen. […]

Artikel 6
Beamte der Verwaltung dürfen, auch wenn es ihre Aufgabe ist, die ihrer Verantwortung unterstellte Bevölkerung zur Annahme von Arbeit irgendeiner Form zu ermuntern, weder auf die Gesamtbevölkerung noch auf einzelne Personen einen Druck ausüben, um sie zur Arbeitsleistung für Einzelpersonen oder private Gesellschaften und Vereinigungen zu veranlassen.

Dieses Überreinkommen ist am 1. Mai 1932 in Kraft getreten.

www.ilo.org/ilolex/german/docs/gc029.htm

Quelle 3
Zwangsarbeit in Kamerun

In Kamerun, so der Historiker Engelbert Mveng, sicherten afrikanische Zwangsarbeiter die Versorgung der Truppen des Freien Frankreich und bauten Rohstoffe für die Rüstungsproduktion ab:

«Dafür bedurfte es großer Opfer. […] Vor allem die Methoden, mit denen damals zwei (kriegswichtige) Metalle gewonnen wurden, haben sich unauslöschlich in das Gedächtnis der Bevölkerung eingegraben. Rutil (ein Mineral, das aus Titaniumdioxid besteht) und Gold wurden ausschließlich in Handarbeit abgebaut. Ganze Tage standen Arbeiter dabei barfuß in kaltem Wasser im Unterholz. Viele von ihnen wurden krank, litten unter Lungenentzündungen, Malaria, absterbenden Füßen und halbseitigen Lähmungen.»

Onana, Charles: La France et ses tirailleurs. Enqûete sur les combattants de la Republique. Paris 2003. S. 81f.

Afrikanische Rohstoffe für Atombomben

Quelle 4
Uran aus dem Kongo für die Atombomben in Hiroshima und Nagasaki

Von der Besetzung Belgiens durch die deutsche Wehrmacht im Mai 1940 blieb die belgische Kolonie Kongo weitgehend unberührt. An der Bergbaugesellschaft im Kongo, der «Union Minière du Haut-Katanga», (UMHK), waren der belgische Staat und die Briten beteiligt. Die UMHK baute unter anderem Uran ab.
Im Kongo stritten nach 1940 drei Fraktionen um die Macht: der Gouverneur, der die Alliierten unterstützte, die belgische Exilregierung in London, die den Kongo der britischen Kriegführung unterstellen wollte, sowie belgische Geschäftsleute, die Neutralität wahren wollten. Ende 1939 entdeckte Otto Hahn die Kernspaltung und Uran erhielt ungeahnte militärstrategische Bedeutung. Im Oktober 1940 exportierte der Direktor der Union Minière, Edgar Sengier, rund 1000 Tonnen gehortetes Uran aus der Provinz Katanga nach New York.

Damit begann der Konkurrenzkampf zwischen den zukünftigen Atommächten Großbritannien und USA. Im Januar 1941 schlossen die belgische Exilregierung und die britische Regierung ein Abkommen, das den Kongo in die britische Währungszone einbezog und die Ein- und Ausfuhr von Gold und Devisen verbot. Die Briten garantierten im Gegenzug, festgelegte Mengen von Rohstoffen abzunehmen und den Kongo mit Konsumgütern zu beliefern. Damit stand die belgische Kolonie faktisch auf Seiten der Briten und lieferte einen wichtigen finanziellen Kriegsbeitrag, gedeckt mit den Bodenschätzen des Kongo.

Aber einige belgische Funktionäre und Manager der Minengesellschaft verkauften weiterhin Rohstoffe direkt an US-amerikanische Firmen, die bis zu 200 Prozent höhere Preise bezahlten. Der US-amerikanische Anteil an den Exporten Belgisch-Kongos stieg von 3,5 Prozent vor dem Krieg auf 30 Prozent während des Kriegs.

Die Importeure kauften die gesamte Produktion an Mangan, Tantalerzen und Zinn auf, 70 Prozent des Kobalts und die Hälfte der Kupfererzeugung. Im September 1941 erwarb die US-Regierung – ohne Verhandlungen mit Belgiern oder Briten – auch das in New York gelagerte kongolesische Uran und im Mai 1943 weitere kanadische Vorräte, ohne die Verbündeten zu unterrichten.

Im September 1944 befreiten die Alliierten das besetzte Belgien. Kurz danach unterzeichnete die belgische Kolonialmacht ein Abkommen mit den USA: Danach lieferte der Kongo kurzfristig weitere 1500 Tonnen Uranoxyde und räumte der US- und der britischen Regierung für zehn Jahre Vorkaufsrechte ein. Mit dem Uran aus dem Kongo bauten die USA die Atombomben, die am 6. und 9. August 1945 Hiroshima und Nagasaki zerstörten.

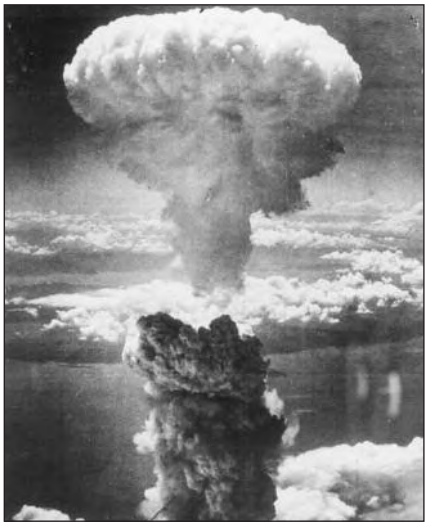
Im Oktober 1946 schlossen die USA weitere Kaufverträge mit den kongolesischen Uranproduzenten ab und hatten damit den Uranhandel erfolgreich monopolisiert.

Die kongolesischen Arbeiter in den Minen erlebten den Krieg «als Zeit der Verknappung, des Kaufkraftverlustes und der Repression. Allein als Folge der Teuerung zu Kriegsbeginn verloren die afrikanischen Einkommen zwischen 25 und 35 Prozent an Kaufkraft.»

1941 streikten nicht nur die ungelernten, sondern auch die Facharbeiter in den Minen Katangas. «Was als einzelne Widerstandsaktion begann, mündete in einen Generalstreik und erzwang zumindest eine bescheidene Reallohnerhöhung. Die brutale Niederschlagung der Proteste aber kostete allein in Elizabethville an die hundert Menschen das Leben.»

Vgl: Rheinisches JournalistInnenbüro Recherche International e.V. (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht.» Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S.135f.

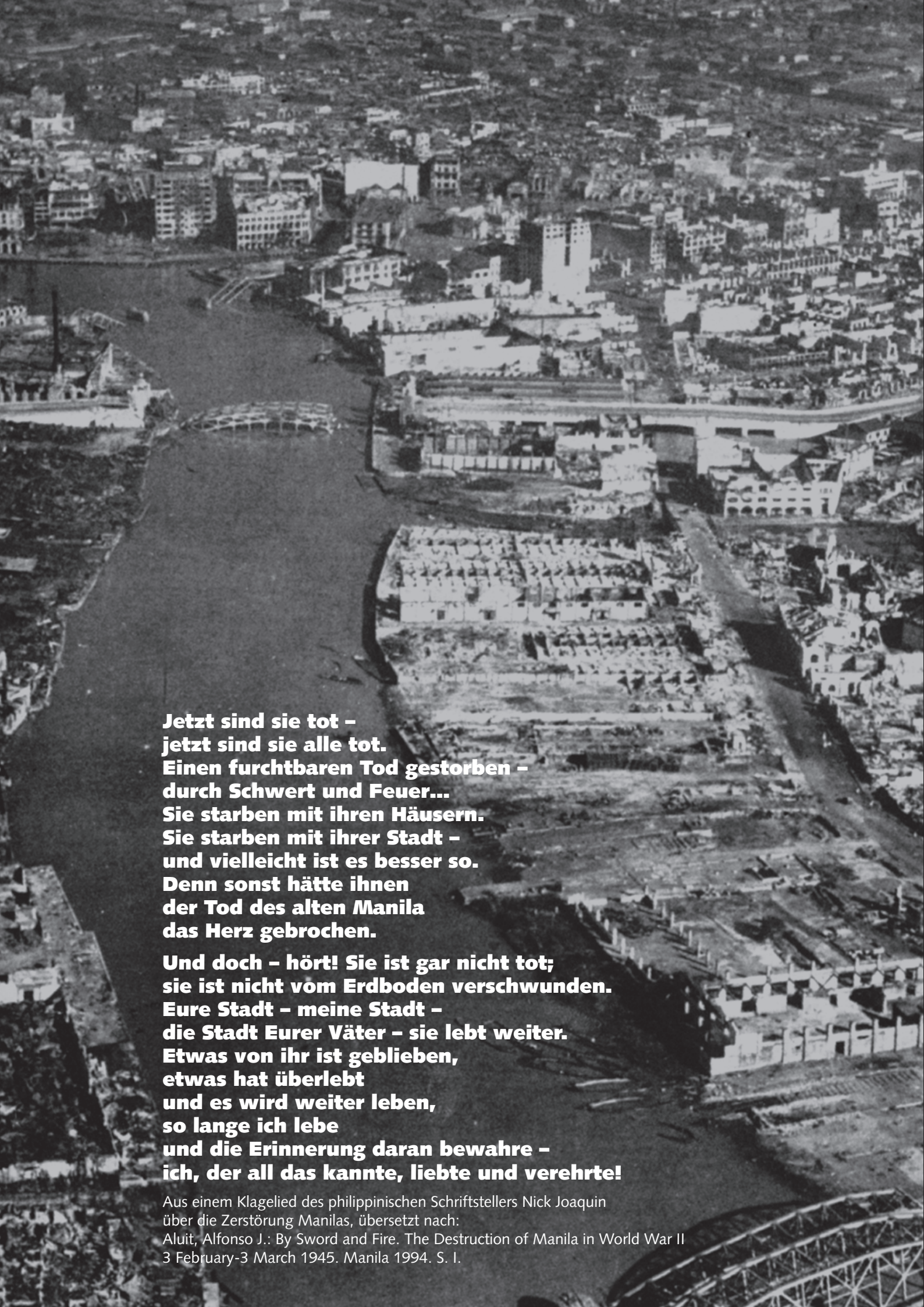
Eine Uranmine im Kongo.



Der Atompilz über Nagasaki.

Zurück um Inhaltsverzeichnis

ASIEN



Jetzt sind sie tot –
jetzt sind sie alle tot.
Einen furchtbaren Tod gestorben –
durch Schwert und Feuer...
Sie starben mit ihren Häusern.
Sie starben mit ihrer Stadt –
und vielleicht ist es besser so.
Denn sonst hätte ihnen
der Tod des alten Manila
das Herz gebrochen.

Und doch – hört! Sie ist gar nicht tot;
sie ist nicht vom Erdboden verschwunden.
Eure Stadt – meine Stadt –
die Stadt Eurer Väter – sie lebt weiter.
Etwas von ihr ist geblieben,
etwas hat überlebt
und es wird weiter leben,
so lange ich lebe
und die Erinnerung daran bewahre –
ich, der all das kannte, liebte und verehrte!

Aus einem Klagelied des philippinischen Schriftstellers Nick Joaquin über die Zerstörung Manilas, übersetzt nach:
Aluit, Alfonso J.: By Sword and Fire. The Destruction of Manila in World War II 3 February-3 March 1945. Manila 1994. S. I.

Asien in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs

Japanische Kolonien (J): Korea, Mandschurei (heute: Teil Chinas), Formosa (heute: Taiwan).
Britische Kolonien (GB): Indien, Burma, Malaya (heute: Malaysia, Singapur), Nord-Borneo (heute: Teil Indonesiens), Hongkong (heute: Teil Chinas).
Französische Kolonien (F): Indochina (heute: Vietnam, Kambodscha, Laos).
Niederländische Kolonien (NL): Niederländisch Indien mit Süd-Borneo (heute: Indonesien).
Portugiesische Kolonien (P): Osttimor, Macao (heute: Teil Chinas).
US-amerikanische Kolonien (USA): Philippinen, Guam.

Asien im Zweiten Weltkrieg

1938: In China führen die japanischen Truppen einen Vernichtungskrieg. Allein in der Stadt Nanking massakrieren sie innerhalb weniger Wochen nach Schätzungen 300 000 bis 400 000 Menschen. Insgesamt fordert der Zweite Weltkrieg in China 21 Millionen Tote – mehr als in den für den Krieg verantwortlichen Ländern Deutschland, Italien und Japan zusammen.

1939: Im Zweiten Weltkrieg verfügt Großbritannien mit der *Royal Indian Army* über die größte Kolonialarmee aller Zeiten. 2,5 Millionen indische Soldaten, darunter auch Offiziere und Piloten, kämpfen auf Seiten der Alliierten an Kriegsfronten von Südostasien über Nordafrika bis nach Europa.
60 000 Inder sterben, 80 000 geraten in deutsche, italienische und japanische Kriegsgefangenschaft.

1941: Nach dem japanischen Überfall auf die Philippinen geraten 60 000 philippinische und US-amerikanische Soldaten in Kriegsgefangenschaft. Während die restlichen US-Truppen danach fluchtartig das Land verlassen, leistet die Bevölkerung des Inselstaates drei Jahre lang erbitterten Widerstand gegen die japanischen Besatzer. Mehr als eine Million Menschen kommen dabei ums Leben – jede(r) Sechzehnte.

1942: Die Thailand-Burma-Bahn ist das größte Bauprojekt der japanischen Militärs im Zweiten Weltkrieg. Sie soll den Nachschub der japanischen Truppen bei ihrem Angriff auf Indien sichern. 200 000 Zwangsarbeiter aus den besetzten Ländern Asiens müssen die Schienen durch den Dschungel verlegen. Fast 100 000 von ihnen werden dabei zu Tode geschunden.

1944: Nach der Besetzung Niederländisch-Indiens (heute: Indonesien) lassen die Japaner auf Sumatra eine 215 Kilometer lange Bahnstrecke von Zwangsarbeitern verlegen. Viele, die sich gegen den Terror der japanischen Besatzer wehren, landen – wie hier in Batavia – hinter Gittern. Indonesische Historiker schätzen, dass insgesamt vier Millionen ihrer Landsleute in japanischen Arbeitslagern umgekommen sind.

1945: Allierte Soldaten befreien Zwangsprostituierte der japanischen Armee. Insgesamt verschleppten die japanischen Militärs während des Zweiten Weltkriegs 200 000 Frauen aus Korea, China, Malaya, Burma, portugiesisch Timor (heute: Osttimor), Niederländisch Indien (heute: Indonesien) und den Philippinen in ihre Frontbordelle. Die meisten erhielten von der japanische Regierung keinerlei Entschädigungen.

1894/95
Im ersten Krieg gegen China erlangt Japan die Kontrolle über die koreanische Halbinsel und erhält die Insel Formosa (heute: Taiwan) als Kriegsbeute.

1904/05
Das koreanische Königshaus versucht, den russischen Zaren als Verbündeten zu gewinnen. Japan zieht daraufhin in den Krieg gegen Russland – mit Erfolg: Korea gerät unter japanische Protektoratsverwaltung. Fünf Jahre später erklärt Japan Korea zu seiner Kolonie.

1914 –1918
Im Ersten Weltkrieg setzen die europäischen Mächte Millionen Kolonialsoldaten ein, darunter auch viele Asiaten.

1931
Japanische Truppen besetzen die chinesische Mandschurei und installieren dort den Vasallenstaat Mandschukuo.

1937
7. Juli: Ein fingierter Überfall auf eine japanische Einheit in Wanping bei Peking dient Japan als Vorwand für seine Invasion in China.
DAMIT BEGINNT DER ZWEITE WELTKRIEG IN ASIEN.
Dezember: Japanische Truppen erobern Nanking und verüben in der damaligen chinesischen Hauptstadt ein Massaker, dem schätzungsweise 300 000 bis 400 000 Menschen zum Opfer fallen.

1939
September: Nach dem Kriegsbeginn in Europa rekrutiert Großbritannien auch in seiner größten Kolonie Indien Soldaten. Insgesamt kämpfen 2, 5 Millionen Inder sowie 120 000 Soldaten aus dem benachbarten Nepal (*Gurkhas*) auf Seiten des britischen Empires.

1940
1. August: Die Regierung in Tokio verkündet ihren Plan, ein großasiatisches Reich unter Führung des japanischen Kaisers Hirohito errichten zu wollen.
29. August: Japan schließt mit der französischen Kollaborationsregierung von Vichy einen Vertrag, der den japanischen Truppen freien Durchmarsch durch die französische Kolonie Indochina gewährt.
27. September: Deutschland, Italien und Japan unterzeichnen den Dreimächtepakt.
Oktober bis Dezember: Die mit Japan verbündete Regierung Thailands unter ihrem «Führer» Phibun Songkram lässt ihre Soldaten in die französische Kolonie Indochina einmarschieren, um Teile von Laos und Kambodscha zu erobern.

1941
2. April: Der indische Kollaborateur Subhas Chandra Bose erhält Exil in Nazideutschland. Unter seiner Leitung entsteht eine *Indische Legion* der deutschen Wehrmacht.
26. Juli: Japanische Truppen besetzen den Süden Indochinas.
7. Dezember: Angriff der japanischen Luftwaffe auf die US-amerikanische Flotte in Pearl Harbor (Hawaii).
8. Dezember: Angriff der japanischen Luftwaffe auf die US-amerikanischen Marine- und Luftwaffenbasen auf den Philippinen sowie auf die britischen Stützpunkte in Singapur und Hongkong. Vormarsch japanischer Truppen durch Thailand Richtung Malaya im Süden und Burma im Norden. Kriegserklärungen der USA und Großbritanniens an Japan.
21. Dezember: Militärabkommen zwischen Thailand und Japan. Danach kann die japanische Luftwaffe von Bangkok aus Bombenangriffe auf Ziele in Burma fliegen.

1942
2. Januar: Japanische Truppen erobern die philippinische Hauptstadt Manila.
15. Februar: Nach der Eroberung Malayas fällt das südasiatische Hauptquartier der britischen Streitkräfte in Singapur an Japan.
9. März: Die niederländischen Kolonialtruppen auf den indonesischen Inseln kapitulieren.
9. April: Die auf den Philippinen stationierten US-Truppen kapitulieren. Auf der nördlich der Hauptstadt Manila gelegenen Halbinsel Bataan geraten 60 000 philippinische und US-amerikanische Soldaten in japanische Kriegsgefangenschaft.
17. Mai: Japanische Truppen besetzen Burma.
Juni: Die japanischen Streitkräfte beginnen unter Einsatz von 200 000 Zwangsarbeitern ihr größtes Bauprojekt während des Zweiten Weltkriegs: die Verlegung einer 415 Kilometer langen Eisenbahnstrecke von Thailand nach Burma.

1943

21. Oktober: Aus seinem Exil in Nazideutschland nach Asien zurückgekehrt, ruft der indische Kollaborateur Subhas Chandra Bose in Singapur eine «Indische Nationalregierung» aus und rekrutiert in Malaya, Thailand und Burma Zehntausende Freiwillige für seine *Indische Nationalarmee*.

1944

April: Japanische Truppen und Einheiten der *Indischen Nationalarmee* marschieren von Burma aus in Indien ein. Nach verlustreichen Niederlagen gegen britisch-indische Verbände müssen sie sich wieder zurück ziehen.
Juli: Alliierte Truppen, darunter Einheiten aus Indien, 100 000 Kolonialsoldaten aus Ost- und Westafrika sowie 45 000 Soldaten aus China, stoppen den japanischen Vormarsch in Burma.
20. Oktober: US-Einheiten landen (auf der Insel Leyte) in den Philippinen, wo die Bevölkerung den 500 000 japanischen Besatzungssoldaten fast drei Jahre lang – weitgehend auf sich selbst gestellt – hartnäckig Widerstand geleistet hat.

1945

Januar: Alliierte Truppen unter britischem Kommando vertreiben die japanischen Besatzer aus Burma.
Februar: Bei den Kämpfen um die philippinische Hauptstadt kommen 100 000 Zivilisten ums Leben.
9. März: Japanische Militärs übernehmen die Verwaltung in Indochina, der letzten europäischen Kolonie in Südostasien.
Die vietnamesischen Kommunisten leisten bewaffneten Widerstand gegen die neuen Kolonialherren.
7. Juli: Die japanischen Besatzer müssen Indochina räumen.
26. Juli: Nach schweren Bombardements auf Tokio stellen die Alliierten Japan das Ultimatum, die Kampfhandlungen einzustellen. Die japanischen Streitkräfte kämpfen unvermindert weiter.
6. August: Die erste Atombombe, abgeworfen von einem Spezialflugzeug der US-Luftwaffe, macht die japanische Stadt Hiroshima dem Erdboden gleich. 200 000 Menschen sterben.
9. August: Beim Abwurf der zweiten Atombombe auf Nagasaki kommen auch 20 000 koreanische Zwangsarbeiter ums Leben, die in den Rüstungsfirmen der Stadt Waffen für Japan produzieren mussten. Die japanischen Truppen in China kapitulieren.
14. August: Japans Kaiser Hirohito erklärt den Krieg für beendet. Freundschaftsvertrag zwischen China und der Sowjetunion.
17. August: Unterstützt von japanischen Militärs rufen Achmed Sukarno und Mohammad Hatta die «Freie Republik Indonesien» aus. Die Niederlande entsenden Truppen, um ihre Kolonie zurück zu erobern. (Der Unabhängigkeitskrieg dauert vier Jahre.)
2. September: Bedingungslose Kapitulation Japans. Ho Tschi Min, Anführer der vietnamesischen Befreiungsbewegung *Vietminh*, ruft in Hanoi die Unabhängigkeit seines Landes aus. Frankreich und die USA versuchen, sie mit militärischen Mitteln rückgängig zu machen. (Ein 30-jähriger Krieg, der ganz Indochina in Mitleidenschaft zieht, ist die Folge.)
3. September: Truppen unter britischem Kommando, darunter mehrheitlich Inder und nepalesische *Gurkhas*, landen in Thailand und entwaffnen die 100 000 japanischen Soldaten vor Ort.

1946

12. Juli: Die Philippinen werden formal unabhängig, müssen ihrer ehemaligen Kolonialmacht USA allerdings zahlreiche Sonderrechte einräumen, darunter die Nutzung der größten Militärbasen außerhalb der Vereinigten Staaten.

1947

August: Indien wird unabhängig, aber der Subkontinent wird in zwei, nach Religionszugehörigkeit getrennte Staaten aufgeteilt: das mehrheitlich von Hindus bewohnte Indien und das muslimische Pakistan, die noch im selben Jahr Krieg gegeneinander führen.

1949

1. Oktober: Gründung der Volksrepublik China nach dem Sieg der kommunistischen Truppen Mao Tse-Tungs über die nationalchinesischen Streitkräfte Chiang Kai-sheks.

1950

25. Juni: Die Teilung Koreas in zwei Besatzungszonen nach Ende des Zweiten Weltkriegs sowie die Proklamation einer von den USA eingesetzten Republik im Süden und einer von der Sowjetunion unterstützten Volksrepublik im Norden führen zum Krieg. (Er dauert drei Jahre lang und kostet zwei Millionen Zivilisten und mehr als einer Million Soldaten das Leben.)

1951

8. September: In einem Friedensvertrag mit den alliierten Siegermächten erhält Japan seine politische Souveränität zurück.

«Wir hatten nur die Pistole meines Vaters»

Wie Remedios Gomez-Paraisa aus den Philippinen gegen die Japaner kämpfte

Als die japanischen Streitkräfte 1942 die Philippinen überrollten, standen den Truppen der Kolonialmacht USA Zehntausende philippinische Soldaten zur Seite, um den Angriff abzuwehren – vergeblich. Die Japaner übernahmen die Kontrolle des südostasiatischen Landes, und der US-amerikanische Kommandant Douglas MacArthur floh mit seinen Soldaten nach Australien. Die philippinische Bevölkerung sah sich dem Besatzungsterror Hunderttausender japanischer Soldaten ausgesetzt. Remedios Gomez-Paraisa, die im Jahre 2000 ihren achtzigsten Geburtstag feierte, lebte damals in Anao, einem kleinen Ort in der philippinischen Provinz Pampanga. Ihr Vater war dort Bürgermeister.

«Er wollte den Japanern nicht dienen und versteckte sich. Aber er wurde verraten und geriet den Feinden in die Hände. Weil er es konsequent ablehnte, mit ihnen zu kollaborieren, folterten die Japaner ihn zu Tode. Deshalb ging ich zusammen mit meinem Bruder in den Untergrund.» Remedios Gomez-Paraisa war damals noch ein Teenager. Sie wanderte mit ihrem Bruder in die Gegend des Berges Arayat und warb Bauern für die philippinische Widerstandsbewegung: «Es gelang uns, eine Schwadron aufzustellen. Aber anfangs hatten wir nur eine einzige Waffe – die Pistole meines Vaters. So begann unser Kampf in der *Hukbalahap*.»

Hukbalahap ist die Abkürzung für *Hukbo ng Bayan laban sa Hapon* und bedeutet «Antijapanische Volksbefreiungsarmee». So hieß die größte Widerstandsbewegung auf den Philippinen im Zweiten Weltkrieg, die – nach eigenen Angaben – über etwa 30 000 bewaffnete Kämpfer und 70 000 Reservisten verfügte. Remedios Gomez-Paraisa, im Jahre 2000 eine elegante ältere Dame mit langen, schwarzen Locken, gepflegter Kleidung, Goldbrosche und Ohrringen, kommandierte damals eine Einheit der philippinischen Partisanen. Sie war eine der wenigen Anführerinnen der Guerilla. Ihre militärische Ausbildung erhielt sie in der GOMA, der Guerilla Officers Military Academy. «Wir lernten Hinterhalte zu legen, unsere Soldaten in gute Schusspositionen zu bringen und Waffen sowie Lebensmittel vom Feind zu erbeuten. Mehr als einmal brachten wir Versorgungszüge der Japaner auf ihrem Weg von Norden nach Süden zum Entgleisen. Wir haben viele japanische Soldaten unschädlich gemacht und ihnen Nahrungsmittel, die für die Besatzungstruppen in Manila bestimmt waren, abgenommen.»

Mit ihrer Partisaneneinheit zog Remedios Gomez-Paraisa «von Dorf zu Dorf, um Sympathisanten anzuwerben, Waffen zu sammeln sowie Einheiten und Einrichtungen der Japaner zu attackieren». Nach solchen Überfällen zog sich ihre Guerillatruppe meist in die unwegsamen Berge im Norden der philippinischen Hauptinsel Luzon zurück. «Dort mussten wir manchmal zwei, drei Tage oder gar eine ganze Woche von Pflanzen leben, die wir an Flussufern sammelten. Das war sehr hart, und viele unserer Mitstreiter kamen vor Hunger um.» Andere verloren ihr Leben, weil es keine Medikamente für die Verwundeten gab. Wer den Befreiungskampf gegen die Japaner überlebte, hatte «einfach nur Glück». Trotzdem kannten die Partisanen damals keine Furcht: «Wir fühlten uns verpflichtet, unser Land zu verteidigen, als es in Not geriet.»

Erst im Oktober 1944, zweieinhalb Jahre nach ihrem Abzug, kehrten US-Truppen unter dem Kommando von Douglas MacArthur in die Philippinen zurück. «Als sie landeten, hatten wir ihnen den Weg längst freigekämpft», sagt Remedios Gomez-Paraisa. «Ich war selbst dabei, als wir die alliierten Soldaten nach Tarlac führten und nach heftigen Gefechten zusammen mit ihnen die Stadt einnahmen. So war es auch in San Miguel und Herminia. Dort haben wir nach drei langen Tagen und Nächten des Kampfes die philippinische und die US-amerikanische Flagge nebeneinander gehisst.»

Seite an Seite mit den US-Truppen rückten philippinische Guerillaeinheiten auch in die Hauptstadt Manila ein, in der sich die Japaner verschanzt hatten. «Unsere Einheiten haben US-amerikanische Gefangene aus der Universität Santo Tomas befreit und an vielen Stellen der Stadt mit US-Soldaten gegen die Japaner gekämpft.»

Aber linksgerichtete Partisanengruppen wie die *Hukbalahap* waren den US-Militärs suspekt, weil sie für ein Ende der US-amerikanischen Kolonialherrschaft und die Unabhängigkeit der Philippinen eintraten. Der Krieg gegen die Japaner war noch nicht zu Ende, als US-General Douglas MacArthur die Kämpfer der *Hukbalahap* aufforderte, ihre Waffen bei der US-Armee abzuliefern. Andernfalls würden sie wie «Umstürzler» und «herumstreunende Banditen» verfolgt und behandelt. Remedios Gomez-Paraisa und andere Anführer der *Hukbalahap* waren darüber sehr verärgert. «Einige unserer Leute lehnten es strikt ab, sich den US-Militärs zu stellen und sich auch noch von diesen zurück in ihre Heimatprovinz Bulacan transportieren zu lassen. Sie gingen lieber zu Fuß. Dort angekommen, wurden sie von US-Soldaten festgenommen und viele von ihnen wurden ermordet.»

Remedios Gomez-Paraisa erinnert sich, dass US-Truppen Anfang 1945 etwa 200 Mitglieder der *Hukbalahap* niedermetzelten. Viele dieser Männer und Frauen hätten kurz zuvor noch mit der US-Armee Manila befreit. «Wir wollten dauerhaften Frieden, wahre Demokratie und Gerechtigkeit. Aber schon nach wenigen Monaten mussten wir erkennen, dass sich unsere

Remedios Gomez-Paraisa war eine der wenigen Frauen, die in der antijapanischen Volksbefreiungsarmee Hukbalahap *der Philippinen eine Kommandofunktion innehatte. Hier steht sie zusammen mit Luis Taruc, dem Begründer und Anführer dieses größten phillippinischen Partisanenverbandes, vor dem Veteranenbüro in Quezon-City, in dem sie ehemalige Mitstreiter der* Hukbalahap *bei der Beantragung ihrer Kriegsrenten berät.*

Hoffnungen nicht erfüllten. Deshalb kehrten wir in die Berge zurück, um den Kampf für die Befreiung unseres Landes fortzusetzen.»

Grund genug für die alte und neue Kolonialmacht USA, die Partisanen, die im Krieg auf ihrer Seite gestanden hatten, mit allen Mitteln zu bekämpfen. 1946 gestanden die Vereinigten Staaten den Philippinen zwar formal die Unabhängigkeit zu, installierten dort aber eine Regierung, die den USA weiterhin die wirtschaftliche und militärische Nutzung des Inselstaates gewährte. Die *Hukbalahap* wehrte sich dagegen, wurde deshalb systematisch verfolgt, und viele ihrer Mitglieder landeten im Gefängnis. Erst 1990, unter der Präsidentin Corazon Aquino, erkannte die philippinische Regierung die *Hukbalahap* als Widerstandsbewegung im Zweiten Weltkrieg an und bewilligte ihren Mitgliedern eine Rente. Ein Jahrzehnt später warteten viele ehemalige Partisanen jedoch noch immer vergeblich auf ihre Pension, weil sie die von den Behörden verlangten formellen Nachweise über ihren Kriegsdienst nicht vorlegen konnten. Veteranen des Widerstands eröffneten deshalb in Quezon City, einem Teil der Metropole Manila, ein Büro, um ehemalige Kämpfer der *Hukbalahap* und deren Angehörige zu beraten und ihnen beglaubigte Zeugnisse auszustellen.

Manche ehemalige Widerstandskämpfer, die kaum das Nötigste zum Leben haben, besuchen die engen, dunklen Räume an einer großen Ausfallstraße, weil sie hier stets eine Tasse Kaffee oder eine Portion Süßkartoffeln erhalten. Anfang 2000 stand auch Remedios Gomez-Paraisa im Büro der *Hukbalahap* ehemaligen Mitstreitern mit Rat und Tat zur Seite und half ihnen beim Ausfüllen ihrer Rentenanträge. Sie selbst bezog damals 2000 Pesos im Monat. Das waren umgerechnet etwa 60 Euro. Zwei Euro am Tag für vier Jahre Kriegsdienst zur Befreiung ihres Landes.

Das Portrait beruht auf einem Interview mit Remedios Gomez-Paraisa, das im Januar 2000 in der philippinischen Hauptstadt Manila geführt wurde.

Ausschnitte aus dem Interview mit Remedios Gomez-Paraisa sind auf der beiliegenden CD im englischen Original (Take 11) und mit deutscher Übersetzung (Take 12) zu hören.

«Wir sind das Kind zu vieler Eltern»

Kolonialinteressen und Kolonialsoldaten in Asien

Mehr als vier Jahrhunderte lang konkurrierten die Kolonialmächte um Macht, Einfluss und profitable Geschäfte in Asien. Dabei setzten sie von Anfang an auch Kolonialsoldaten ein: zur Eroberung neuer Gebiete und in Kriegen, die sie untereinander führten.

«Die Filipinos», so der bekannteste zeitgenössische Schriftsteller der Philippinen, Francisco Sionil José, «lebten mehr als 350 Jahre in einem spanischen Kloster, danach fast ein halbes Jahrhundert unter der US-amerikanischen Herrschaft Hollywoods, unterbrochen von einem dreijährigen japanischen Intermezzo. Unser Dilemma ist: Wir sind das Kind zu vieler Eltern.»[1]

Die Kolonialisierung Asiens begann, als der Portugiese Vasco da Gama das Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas umschiffte und 1498 den Seeweg nach Indien fand.[2] Im 16. Jahrhundert segelten auch Spanier, Briten und Holländer nach Asien. Seitdem konkurrierten die europäischen Mächte dort wirtschaftlich und militärisch um Rohstoffe wie Gewürze, Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Reis und Kokosnüsse, später auch um Edelhölzer, Zinn, Kautschuk und Erdöl.

Die europäischen Eroberer legten zunächst nur kleine Flotten- und Handelsstützpunkte an, eroberten von dort aus jedoch bald Kolonialreiche, die um ein Vielfaches größer waren als ihre eigenen Länder. Als erste unterwarfen die Spanier im 16. Jahrhundert die Philippinen.

Portugal setzte sich in Timor fest. Die «Holländische Ostindien-Kompagnie» plünderte die indonesischen Inseln aus und begründete auf dem 5000 Kilometer weiten Archipel die Kolonie Niederländisch-Indien.

Großbritannien dehnte seine Herrschaft erst über den indischen Subkontinent aus und dann weiter nach Ceylon, Burma, Borneo, auf die malaiische Halbinsel mit der Hafenstadt Singapur und an die Südküste Chinas mit der Kronkolonie Hongkong.

Russland drang im 19. Jahrhundert von Norden her nach Südasien vor, und Frankreich eroberte Vietnam, Laos sowie Kambodscha und nannte sein Kolonialgebiet Indochina.

Selbst China war politisch zu schwach, um Übergriffe von außen abzuwehren, und so konkurrierten die Kolonialmächte um Macht und Pfründe im «Reich der Mitte» und okkupierten die wichtigsten Häfen an der chinesischen Ostküste. Dort eroberten auch die Deutschen 1897 einen Militärstützpunkt in der Bucht von Kiautschou sowie Kohlegruben bei der Stadt Tsingtau. Als Vorwand diente ihnen die Ermordung zweier deutscher Missionare, tatsächlich waren sie seit langem auf der Suche nach einem Ausgangspunkt «für die Begründung eines deutschen Kolonialgebietes» in Asien **(Quellen 1, 2 und 3)**.[3]

Francisco Sionil José, philippinischer Schriftsteller, beteiligte sich im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der US-amerikanischen Truppen an der Befreiung seines Landes von der japanischen Besatzung.

Im Ersten Weltkrieg nutzte die deutsche Marine den Hafen Kiautschou als Stützpunkt für ihre Operationen im asiatisch-pazifischen Raum.

Asiatische Soldaten im Ersten Weltkrieg

Überall in Asien rekrutierten die Kolonisatoren einheimische Hilfstruppen, nicht nur Führer, Träger, Wächter und Kundschafter, sondern auch Zwangsarbeiter, Polizisten und Soldaten. Bei den Eroberungsfeldzügen der europäischen Invasoren mussten sie auch gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen und sie wurden in Kriegen gegen konkurrierende Kolonialmächte eingesetzt, etwa unter den Franzosen in Indochina und unter den Holländern in Indonesien. Als die US-Amerikaner die Spanier Ende des 19. Jahrhunderts von den Philippinen vertrieben und die Filipinos den Abzug der spanischen Truppen nutzten, um am 12. Juni 1898 die Unabhängigkeit ihres Landes zu proklamieren, überzogen die USA den Inselstaat mit einem Krieg, der zum bis dahin größten kolonialen Massaker in Asien wurde. Dabei griffen sie auch auf einheimische Kollaborateure zurück. Bei dem Gemetzel starben etwa eine Million Menschen – ein Sechstel der philippinischen Bevölkerung.

Großbritannien herrschte in Asien über das größte Kolonialreich und rekrutierte die meisten Kolonialsoldaten. Als die Briten 1815 in das Himalaya-Königreich Nepal einmarschierten, leisteten die *Gurkhas* (nepalesische Krieger) entschlossene Gegenwehr. Nach ihrer Unterwerfung mussten sie als Gebirgsjäger und Elitetruppen für die Streitkräfte des Empire dienen. Damit begann die bis in die Gegenwart reichende Tradition der *Gurkha*-Regimenter in der britischen Armee.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs lebten auf dem indischen Subkontinent (zu dem neben Indien auch die heutigen Staaten Pakistan, Bangladesch sowie Sri Lanka gehörten) etwa 315 Millionen Menschen und die britische Regierung sah in ihrer größten Kolonie «das Juwel der Krone und das höchste Symbol der Macht und des Stolzes ihres Imperiums».[4] 1914 rekrutierten die britischen Kolonialbehörden 1679 000 Inder sowie 59 000 *Gurkhas* aus Nepal, die zusammen ein Fünftel der fast neun Millionen Mann zählenden britischen Streitkräfte im Ersten Weltkrieg stellten.

Insgesamt kamen 140 000 indische Soldaten an französischen und belgischen Fronten gegen deutsche Truppen zum Einsatz, davon 90 000 Mann in Kampfverbänden. Etwa 900 000 Inder kämpften in Ost- und Westafrika, in Ägypten und Palästina, in Aden und am Persischen Golf sowie in China. Das britische Oberkommando setzte indische Einheiten zudem gegen die Truppen des Osmanischen Reiches ein.[5]

Britische Offiziere schätzten den Einsatz und die Tapferkeit der indischen Soldaten. Dennoch begegneten sie den Indern mit rassistischem Hochmut und Misstrauen. Weil Unabhängigkeitsbewegungen in Indien damals an Stärke gewannen und antibritische Unruhen auslösten, ließen die britischen Behörden indische Soldaten, die sie «revolutionärer Umtriebe» verdächtigten, streng überwachen. Im französischen Boulogne kontrollierte eine Zensurbehörde die Feldpost der Inder und fing auch Briefe verwundeter indischer Soldaten aus englischen Lazaretten ab. In einem davon schrieb ein indischer Soldat am 2. Dezember 1915 aus dem York Place Hospital an seine Familie: «Wir Inder werden hier wie Gefangene behandelt. […] Niemals zuvor in meinem Leben musste ich so viel Leid ertragen. Gewiss, wir werden ausreichend versorgt und erhalten angemessene Kleidung. Doch das Wesentliche – die Freiheit – wird uns vorenthalten.»[6]

461 400 Inder starben im Ersten Weltkrieg, 71 000 wurden verwundet und 11 100 gefangen genommen.

Indische Kavallerie kämpfte im Ersten Weltkrieg unter britischem Kommando auch an der «Westfront» in Europa.

Vor Beginn des Zweiten Weltkriegs hatten östlich von Persien und Afghanistan nur zwei asiatische Länder ihre Unabhängigkeit bewahren können: das Königreich Siam (heute: Thailand), das seine geographische Lage als Puffer zwischen dem britischen und französischen Kolonialreich zu nutzen wusste, und das Kaiserreich Japan, das seit Ende des 19. Jahrhunderts den Plan verfolgte, zur mächtigsten Kolonialmacht Asiens aufzusteigen.

Hinweise für den Unterricht:
Das Kapitel dokumentiert, dass die Rekrutierung von Kolonialsoldaten durch die europäischen Mächte auch in Asien schon vor dem Zweiten Weltkrieg eine lange Tradition hatte. Die große Zahl der Inder, die im Ersten Weltkrieg auf Seiten der Briten kämpften, belegt dies beispielhaft.
Auch das deutsche Reich beteiligte sich an der Kolonialisierung Asiens. Da meist nur von den afrikanischen Kolonien die Rede ist, wenn es um den deutschen Kolonialismus geht, sind hier Quellen angeführt, die das Vorgehen der Deutschen in Asien illustrieren. Am Beispiel der Eroberung des chinesischen Hafens Kiautschou durch die deutsche Kriegsmarine lässt sich zeigen, wie die Kolonialmächte Vorwände für die militärische Eroberung von Land suchten **(Quelle 1)**, schufen **(Quelle 2)** und nutzten **(Quelle 3)**.

Fragestellungen:
- Interpretieren Sie den Satz des philippinischen Schriftstellers Fancisco Sionil José: «Wir sind das Kind zu vieler Eltern.»
- Beschreiben Sie die britischen Interessen in Indien und den Einsatz indischer Soldaten im Ersten Weltkrieg.
- Analysieren Sie die Interessen des deutschen Reichs in Asien vor dem Hintergrund des Konkurrenzkampfs der europäischen Staaten um die koloniale Aufteilung der Welt.
- Welche Funktionen übernahmen christliche Missionare bei der kolonialen Eroberung in China?

Fußnoten
1 José, Francisco Sionil: Interview im Januar 2000. Manila, Philippinen.
2 Auch Christoph Kolumbus war 1492, als er in Amerika landete, auf der Suche nach einer Schiffsroute nach China und Indien gewesen. Darum hatte er in der Karibik geglaubt, auf westindische Inseln gestoßen zu sein und die Bewohner des amerikanischen Kontinents «Indianer» genannt.
3 Gründer, Horst (Hg.): «…da und dort ein junges Deutschland gründen» – Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. München 1999. S. 197ff.
4 Somerville, Christopher: Our War. How the British Commonwealth fought the Second World War. London 1998. S. 9.
5 Smurthwaite, David: The Indian Army in the Era of Two World Wars. In: Guy, Alan J.; Boyden, Peter B. (Hg.): Soldiers of the Raj. The Indian Army 1600-1947. London 1997. S. 162ff.
6 www.bl.uk/collections/britasian/britasiasoldiers.html

Deutsche Kolonialpolitik in China

Quelle 1
Gelegenheit gesucht

Aus einer Denkschrift des Auswärtigen Amtes vom 19. März 1897 über die Bedeutung des Hafenstützpunktes Kiautschou für die deutschen Kolonialinteressen in China :

«Es darf hierbei ein Rückblick auf die Entwicklung geworfen werden, welche die Stationsfrage im Laufe der Erörterungen genommen hat. Angeregt wurde dieselbe vor zwei Jahren durch ein Schreiben des Auswärtigen Amtes an das Reichsmarineamt, worin darauf hingewiesen wurde, daß es infolge des damals noch nicht beendeten chinesisch-japanischen Kriegs möglicherweise zu Territorialerwerbungen europäischer Mächte kommen könne und wir damit vielleicht Gelegenheit hätten, auch unsererseits eine Kohlenstation für unsere Marine zu erwerben. Aus der Kohlenstation wurde unter den Händen der Marine allmählich eine Flottenstation, dann ein Stützpunkt für unseren Handel. Der Gesichtspunkt des kommerziellen Stützpunktes wurde von der Marine immer mehr in den Vordergrund geschoben, hauptsächlich vermutlich aus Rücksichten der Gestaltung des Marinebudgets. Schließlich ist man dabei angelangt, einen Platz zu fordern, der als Ausgangspunkt für die Begründung eines deutschen Kolonialgebiets geeignet sei.»

In: Gründer, Horst (Hg.): «…da und dort ein junges Deutschland gründen» – Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. München 1999. S. 164.

Quelle 2
Gelegenheit geschaffen

Der Missionar Richard Wilhelm über die Gründe für Angriffe auf deutsche Prediger in China:

«Es ist klar, daß, wenn ein noch so wohlmeinender Mann von beschränktem Gesichtskreis in ein hochkultiviertes Land wie China kommt und damit beginnt, die ganze, Jahrtausende alte Kultur in Frage zu stellen und als Teufelswerk zu bezeichnen, er keinen Anhang unter den geistig hochstehenden Schichten finden wird. So waren es denn zunächst meist Menschen, die innerhalb des chinesischen Kulturzusammenhangs zu den Ausgestoßenen gehörten, die sich der Mission anschlossen. Die Mission bot finanzielle Vorteile, sie gewährte freie Verpflegung und Unterricht an ihre Zöglinge, oft bekamen die Eltern sogar noch eine Entschädigung, wenn sie ihre Kinder in die Missionsanstalten schickten. […] Man kaufte kleine Mädchen auf, die von heruntergekommenen Eltern verstoßen waren. Man richtete Findelhäuser ein, in denen die kleinen Mädchen ernährt, gekleidet, erzogen und verheiratet wurden, und bald wurden diese Findelhäuser zu einem beliebten Versorgungsmittel für die Mädchen mittelloser Eltern. Als Prediger oder Evangelisten fanden Gelehrte oft zweifelhafter Güte eine, wenn auch recht dürftig bezahlte Anstellung. – Diese ‹Lehrer› bekamen in der Regel geringere Gehälter als ein Koch oder eine Kinderfrau. – Ferner mischte sich die Mission – oft im besten Glauben – in die Prozeßangelegenheiten ihrer Konvertiten ein. Diese wußten oft als Christenverfolgungen hinzustellen, was in Wirklichkeit Erpressungsversuche ihrer Seite waren. Der Missionar aber benutzte in der Unkenntnis des Tatbestandes seine Stellung als Fremder, hinter dem die Macht der fremden Kanonenboote stand, um die Lokalbeamten zu zwingen, gegen ihr besseres Wissen dem christlichen Teil recht zu geben. Das alles wirkte anziehend auf zweifelhafte Elemente in der Bevölkerung. […] Natürlich kam auf diese Weise weder das chinesische Volk noch die Mission zur Ruhe. Es war ein Circulus vitiosus. Der Missionar bedrängte den Beamten zugunsten seiner Christen und drohte mit Kanonenbooten oder sonstigen diplomatischen Eingriffen. Der Beamte gab nach und drückte auf die Bevölkerung, daß die Christen recht behielten. Die Bevölkerung endlich brach, wenn sich die Mißhandlungen gehäuft hatten, in irgendeinem lokalen Aufstand los, brannte die Missionsstationen nieder und schlug wohl auch einen Missionar tot. Dann griffen die fremden Mächte ein, entsandten Kanonenboote, führten Sanktionen durch – die Besetzung Tsingtaus war z.B. eine solche Sanktion –, und die Dinge begannen wieder von vorne.»

Wilhelm, Richard: Die Seele Chinas.
Berlin 1926. S. 221ff.
In: Gründer, Horst (Hg.), a.a.O., S. 165 f.

Quelle 3
Gelegenheit ergriffen

Telegramm Kaiser Wilhelms II. an das Auswärtige Amt vom 6. November 1897:

«Ich lese soeben in der Presse die Nachricht von dem Überfall auf die unter meinem Protektorat stehende deutsch-katholische Mission in Schantung. Hierfür muss ausgiebige Sühne durch energisches Eingreifen der Flotte geschaffen werden. Das Geschwader muss augenblicklich nach Kiautschou fahren, dort befindliche chinesische Ortschaft besetzen und mit schwersten Repressalien drohen, wenn nicht augenblicklich seitens der chinesischen Regierung ein in Geld zu bemessender hoher Schadenersatz geleistet sowie Verfolgung und Bestrafung der Verbrecher wirklich effektuiert wird. Ich bin fest entschlossen, unsere hypervorsichtige, in ganz Ostasien bereits als schwach angesehene Politik nunmehr aufzugeben und mit voller Strenge und wenn nötig mit brutalster Rücksichtslosigkeit den Chinesen gegenüber endlich zu zeigen, daß der Deutsche Kaiser nicht mit sich spaßen läßt und es übel ist, denselben zum Feind zu haben.»

Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871-1914. Sammlung der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes.
Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Friedrich Thimme, Berlin 1927,
Band 14, erster Halbband, Nr. 3686.
In: Gründer, Horst (Hg.), a.a.O., S. 166 f.

«Ein reiches Land braucht eine starke Armee»

Japans Aufstieg zur Kolonialmacht

Die Allmacht des Kaisers (Tenno genannt) und der Einfluss des Militärs auf die Politik führten in Japan seit Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem imperialen Großmachtwahn, dessen Ziel die Unterwerfung ganz Asiens war. Kriege gegen China und Russland um die Kontrolle der koreanischen Halbinsel und der Mandschurei waren nur der Auftakt für Japans Eroberungen im Zweiten Weltkrieg, der in Asien bereits 1937 mit dem japanischen Überfall auf China begann.

Als «Nachfahre der Sonnengöttin Amaterasu» zumindest symbolisch Japans uneingeschränkter Herrscher: Kaiser Hirohito, 1928.

Nachdem Japan sich mehr als 200 Jahre von der Außenwelt isoliert hatte, drohte die US-amerikanische Regierung 1854 mit Krieg, sollte sich das Inselreich nicht für den Außenhandel öffnen.[1] Japan war den USA militärisch weit unterlegen und innenpolitisch von Unruhen zerrüttet. Nach Missernten und erhöhten Tributzahlungen revoltierten verarmte Bauern und brachten schließlich das erstarrte japanische Feudalsystem mit seiner rigiden Etikette zu Fall. Um sich künftig besser behaupten zu können, plädierten junge, reformorientierte Samurai (Ritter) dafür, moderne Technologien aus dem Ausland einzuführen und anstelle der regierenden Feudalherren wieder dem Tenno (Kaiser) die höchste Macht im Staate anzuvertrauen. 1868 bestieg Kaiser Mutsuhito den Thron, verlegte die Hauptstadt von Kioto nach Tokio und forcierte die Modernisierung von Wirtschaft, Politik und Technik mit Hilfe ausländischer Experten. Bis 1890 holte die japanische Regierung rund 3000 europäische und US-amerikanische Fachleute ins Land. Diese Öffnung und die gleichzeitige Industrialisierung sollten Japan gegenüber den Kolonialmächten in der Region wirtschaftlich und militärisch konkurrenzfähig machen. Der Staat baute Schiffswerften, Stahlwerke und Rüstungsbetriebe, führte die allgemeine Wehrpflicht ein und stellte ein modern ausgerüstetes stehendes Heer auf. Träger dieser gesellschaftlichen Veränderungen waren jedoch nicht aufgeklärte Bürger und Unternehmer, sondern der dem Kaiser ergebene Adel sowie reiche Händler. Das Regierungssystem blieb entsprechend feudal und undemokratisch. In der 1890 verabschiedeten Verfassung hieß es: «Der Kaiser ist heilig und unverletzlich.» Er galt als «direkter Nachfahre der Sonnengöttin Amaterasu», verfügte theoretisch über mythisch begründete uneingeschränkte Macht und war formal auch Oberbefehlshaber der «Kaiserlichen Japanischen Armee». Tatsächlich jedoch entschieden seine Berater am Hof, seine Regierung und Offiziere meist über wichtige politische Angelegenheiten.

Der Wahlspruch der vom Kaiser eingesetzten Regierung lautete: Ein «reiches Land» braucht eine «starke Armee», was den Militärs eine dominante Stellung in der japanischen Gesellschaft verschaffte. Das gewähltes Parlament hatte keinen Einfluss auf das Budget der Streitkräfte und der Kriegsminister sowie der Minister für die Marine waren nur dem Kaiser Rechenschaft schuldig. Japans Militärs nutzten diese Macht. 1894/95 führten sie den ersten Krieg gegen China, um unter anderem die koreanische Halbinsel zu erobern. Korea hatte lange dem chinesischen Kaiserhaus Tribut gezahlt, und China hatte von den Bodenschätzen im Norden und von den fruchtbaren Reisfeldern im Süden des Landes profitiert. Japan gewann den Krieg, die Kontrolle über Korea und als Kriegsbeute Formosa (heute: Taiwan). Der erste Schritt auf Japans Weg zur Großmacht Asiens war getan. Gesandte des schwachen koreanischen Königshauses versuchten 1904, das zaristische Russland als Verbündeten gegen Japan zu gewinnen, um die Kolonialisierung Koreas zu verhindern. Japanische Streitkräfte zogen daraufhin 1904/05 in den Krieg gegen Russland. Wieder kehrten sie als Sieger zurück und der koreanische König musste einem Protektoratsvertrag mit Japan zustimmen. 1910 zwang die japanische Regierung Koreas Machthaber, einen Annexionsvertrag zu unterzeichnen, mit dem die japanische Kolonialherrschaft besiegelt war. Danach regierten japanische Generäle das Land.

Japan im Ersten Weltkrieg

Im Ersten Weltkrieg stellte sich Japan auf die Seite Frankreichs und Großbritanniens und vertrieb die deutschen Siedler und Militärs bereits 1914 aus ihrem Stützpunkt Kiautschou an der chinesischen Küste sowie aus ihren Kolonien im nordpazifischen Mikronesien. Nach Kriegsende übertrug der Völkerbund Japan die Mandatsverwaltung der Inseln mit der ausdrücklichen Auflage, die neu erworbenen Gebiete nicht militärisch zu nutzen und die territoriale Integrität Chinas zu respektieren.

Aber Japan rüstete sein neu erworbenes Kolonialreich weiter auf und bereitete sich darauf vor, ganz Asien einzunehmen. In den zwanziger Jahren stärkten Gewerkschaften, Arbeiterparteien und Bauernbewegungen in Japan zwar kurzzeitig die Position ziviler Politiker, doch wachsende Arbeitslosigkeit und Armut infolge der Weltwirtschaftskrise ließen Anfang der dreißiger Jahre auch in Japan faschistische und chauvinistische Kräfte erstarken. Damit wuchs auch der Einfluss des Militärs. Ohne sich mit der Regierung in Tokio abzustimmen, erteilten die Kommandanten der japanischen Kwantung-Armee, die im Nordosten Chinas stationiert war, im September 1931 den Befehl, in die Mandschurei einzufallen. Sie ließen mehrere Großstädte besetzen und erhoben anschließend Anspruch auf das ganze Land mit seinen reichen Kohle- und Gasvorkommen. Die Offiziere schufen mit ihrer Invasion vollendete Tatsachen. Die Regierung in Tokio installierte daraufhin den Vasallenstaat Mandschukuo und setzte dort eine Marionettenregierung ein. Als diese gewaltsame Expansion im Völkerbund auf Kritik stieß, verließ Japan 1933 die Staatengemeinschaft.

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Asien

Im Februar 1936 putschte eine Gruppe junger Heeresoffiziere und hievte eine armeefreundliche Regierung an die Macht. Diese trieb den Ausbau der Schwer- und Rüstungsindustrie voran und verkündete, Japan autark machen zu wollen. Dafür waren strategisch wichtige Rohstoffe wie Kautschuk, Kohle und Erdöl nötig, die vor allem in China, Niederländisch-Indien (heute: Indonesien), Französisch-Indochina (heute: Vietnam, Laos, Kambodscha) und im britischen Malaya (heute: Malaysia) zu finden waren. Auch diese Ressourcen waren nur durch Krieg zu erlangen. Rückendeckung gab das Bündnis mit Nazideutschland, welches im November 1936 mit dem Anti-Komintern-Pakt gegen die Sowjetunion besiegelt wurde und dem 1937 auch das faschistische Italien beitrat.

Als Vorwand für den japanischen Angriff auf China diente ein vorgetäuschter Überfall auf eine japanische Militäreinheit in der Nähe von Peking. Am 7. Juli 1937 rückten japanische Truppen von Korea aus in den Osten Chinas ein. Damit begann der Zweite Weltkrieg in Asien, zwei Jahre und zwei Monate vor dem deutschen Überfall auf Polen. 1938 verwendete die japanische Regierung bereits drei Viertel ihres Etats für Militärausgaben.[2] Sie baute die Kriegsmarine zur stärksten in der Region aus und verdoppelte die Zahl der Wehrpflichtigen. Über sechs Millionen gut ausgerüstete Soldaten standen bereit, für ihren Kaiser die halbe Welt zu erobern. Japan versprach, «Asien den Asiaten» zurückzugeben **(Quelle 1)**, die europäischen Kolonialmächte zu vertreiben **(Quelle 2)** und eine «Groß-Ostasiatische Wohlstandsphäre» zu schaffen. Tatsächlich jedoch wollten der Tenno und seine Militärführung ein Großreich unter japanischer Herrschaft etablieren, in dem Asiaten aus anderen Ländern als Menschen zweiter Klasse diskriminiert und zu millionenfacher Zwangsarbeit angehalten werden sollten **(Quelle 3)**.

Mehr als sechs Millionen japanische Soldaten zogen in den Zweiten Weltkrieg, um für ihren Kaiser ganz Asien und Ozeanien zu unterwerfen – die Hälfte der Welt.

Hinweise für den Unterricht:

Imperialer Großmachtwahn, diktatorische Herrschaftsverhältnisse und der Einfluss des Militärs auf die Politik – das waren die wesentlichen Voraussetzungen, die Japan zum wichtigsten Bündnispartner Nazideutschlands im Zweiten Weltkrieg werden ließen, wie in diesem Kapitel herausgearbeitet werden sollte. Ohne die historische Schuld Deutschlands zu relativieren, soll deutlich werden, dass der Zweite Weltkrieg in Asien schon im Juli 1937 mit dem japanischen Überfall auf China begann und damit wie in Afrika (s.S.47ff.) früher als in Europa.

Die Quellen verdeutlichen beispielhaft den Unterschied zwischen Kriegspropaganda und realen Kriegszielen. Japans Herrscher (die Militärführer und die politische Elite in der Regierung und am Hof des Kaisers) versuchten zwar, antikoloniale Stimmungen in Asien für ihre Zwecke auszunutzen **(Quelle 1)** und ihre Soldaten für einen Krieg «gegen die Weißen» zu begeistern **(Quelle 2)**. In Wahrheit jedoch verfolgten sie, von rassistischem Überlegenheitsdünkel getrieben, das Ziel, ein Großreich unter japanischer Herrschaft zu erobern **(Quelle 3)**.

S. 219 und S. 222 S. 223 (2)

Fragestellungen:

- Beschreiben Sie die Entwicklung der japanischen Gesellschaft nach Aufgabe ihrer 200-jährigen Isolation.
- Wie verlief die Ausdehnung des japanischen Herrschaftsbereichs in Asien vor dem Zweiten Weltkrieg?
- Warum datieren Asiaten den Beginn des Zweiten Weltkriegs auf das Jahr 1937?
- Analysieren Sie – unter Berücksichtigung der Quellen – Inhalt und Adressaten der japanischen Kriegspropaganda.
- Vergleichen Sie die japanischer Propagandaformel «Asien den Asiaten» mit dem Verhalten der japanischen Besatzer in Korea (s.S.108ff.), China (s.S.112ff.), Indonesien (s.S.122f.) und den Philippinen (s.S.132ff.).
- Recherchieren sie nach Beispielen aus der jüngeren Vergangenheit, in denen sich regierungsoffizielle Begründungen für Kriege als falsch heraus gestellt haben (Stichworte: Serbien/Hufeisenplan, Irak/Massenvernichtungswaffen…).

Fußnoten

1 Eine gute Zusammenfassung der japanischen Geschichte findet sich in: Chang, Iris. Die Vergewaltigung von Nanking. Zürich 1999.

2 Cohen, Jerome B.: Japan's Economy in War and Reconstruction. Minneapolis 1949. S. 5ff.

Kriegspropaganda und Kriegsziele Japans

Quelle 1
«Asien den Asiaten»

Das japanische Propagandaplakat aus dem Zweiten Weltkrieg beschwört die «Auferstehung Asiens».

Mit Hilfe japanischer Soldaten schüttelt Asien die Ketten der britischen, niederländischen, französischen und US-amerikanischen Kolonialherrschaft ab.

Rheinisches JournalistInnenbüro / Recherche International (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 215.

Quelle 2
Gegen den weißen Mann

Aus einem Handbuch des japanischen Oberst Masanobu Tsuji für japanische Soldaten:

«Sobald ihr in die Gebiete des Feindes kommt, wird euch bewusst werden, was die Unterdrückung durch den weißen Mann bedeutet. Imposante, prächtige Gebäude blicken von Bergeshöhen oder Hügeln auf die winzigen Hütten der Eingeborenen herab.

Finanziert wird der luxuriöse Lebensstil der Weißen mit dem Geld, das diese kleine Minderheit durch blutige Unterdrückung aus den Asiaten herauspresst. Infolge der Jahrhunderte langen Unterdrückung durch europäische Kolonialmächte sind die Eingeborenen unterwürfige Sklaven geworden. Unser Wunsch, aus ihnen baldmöglichst wieder Männer zu machen, dürfte zunächst auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen. […]

Wenn du nach erfolgter Landung auf den Feind triffst, so sieh in dir einen Rächer, dem es endlich gelungen ist, den Mörder seines Vaters zu stellen.

Hier stößt du auf den, dessen Tod dein Herz von dem in ihm brennenden Zorn zu entlasten vermag. Erst wenn du ihn völlig vernichtet hast, wirst du wieder zur Ruhe kommen.»

Zich, Arthur: Die aufgehende Sonne. Der Zweite Weltkrieg. Time-Life-Books. Niederlande 1980. S. 123.

Quelle 3
«Der Wolf geht, der Tiger kommt.»

«Nach außen benutzten die japanischen Ideologen antikoloniale und antiimperialistische Rhetorik, um Widerstand gegen die westlichen Kolonialmächte zu schüren und Verbündete zu gewinnen – die Losung hieß ‹Asien den Asiaten›. Dabei dachten die japanischen Herrscher keinesfalls daran, allen asiatischen Kolonien die Unabhängigkeit zu gewähren. Nur wo es militärstrategisch unumgänglich oder aus taktischen Gründen notwendig war, wollten sie in den eroberten Ländern politische Zugeständnisse machen. Die Japaner verachteten Geschichte, Kultur und Sprache anderer Asiaten, und ihr Überlegenheitswahn glich dem der westlichen Kolonisatoren. Japans Kaiser sollte zum ‹Führer der asiatischen Rassen› werden. Dafür wollten die Japaner sich die Rohstoffe und das ‹Menschenmaterial› ganz Asiens einverleiben. Bei den Eroberungsfeldzügen sollten ihre Truppen stets zuerst, dann erst die einheimische Bevölkerung versorgt werden. In Japan stieß dieses faschistische Konzept nur vereinzelt auf Protest oder Widerstand. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung identifizierte sich mit dem Großmachtstreben ihrer Regierung und sonnte sich in dem Gefühl vermeintlicher ‹rassischer› Überlegenheit. Die japanischen Medien rührten die Propagandatrommel und erklärten die Raubzüge der kaiserlichen Truppen zum ‹großen ostasiatischen Krieg zur Befreiung Asiens vom Joch des europäischen und US-amerikanischen Kolonialismus›. In vielen asiatischen Ländern, vor allem in Thailand und Burma, Indochina und Indonesien, hatten sie Erfolg. Sie fanden nicht nur Mitläufer, sondern auch freiwillige Hilfsarbeiter und Soldaten für ihren Krieg. Den indonesischen Journalisten Sunapati dagegen erinnerte das Vorgehen der Japaner, die sich als ‹Licht, Beschützer und Befreier Asiens› ausgaben, an das Sprichwort: ‹Der Wolf geht aus der Hintertür heraus, der Tiger kommt durch die Vordertür herein.› Anders ausgedrückt: ‹Die europäischen Kolonialisten liefen davon, die japanischen Faschisten kamen!›»

Rheinisches JournalistInnenbüro / Recherche International (Hg.), a.a.O., S. 215

Zwangsrekrutierte, Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierte

Koreas Bedeutung für die japanische Kriegführung

Die japanische Kolonie Korea war im Zweiten Weltkrieg von herausragender strategischer Bedeutung. Das Land diente den japanischen Streitkräften als Aufmarsch-, Rückzugs- und Nachschubbasis. Millionen Koreaner leisteten Arbeitsdienste für die japanische Rüstungsindustrie, Zehntausende Koreanerinnen wurden in japanische Militärbordelle verschleppt und selbst koreanische Schulkinder zum Kriegsdienst gezwungen. Noch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende leugnet die japanische Regierung das Ausmaß dieser Kriegsverbrechen und verweigert den koreanischen Opfern jede Entschädigung.

Bei den von den Nazis 1936 organisierten XI. Olympischen Sommerspielen in Berlin gewann ein Läufer den Marathon, der zur japanischen Mannschaft gehörte. Er war als «Kitei Son» angetreten. Tatsächlich stammte der Sportler aus Korea und hieß Sohn Kee-Chung, hatte aber unter japanischem Namen antreten müssen.

Von 1910 bis 1945 stand Korea unter Fremdherrschaft. Japanische Militärs regierten das Land und japanische Unternehmen plünderten es aus. Die Rohstoffe, die koreanische Bergarbeiter förderten, gingen überwiegend nach Japan ebenso wie der Reis, den die Bauern anbauten. In Korea waren Versorgungsengpässe, wachsende Armut und Hungersnöte die Folgen.

Schon 1919 formierte sich Widerstand gegen die japanische Kolonialherrschaft. Überall auf der koreanischen Halbinsel gingen Menschen für die Unabhängigkeit ihres Landes auf die Straße. Die japanischen Kolonialbehörden registrierten innerhalb von drei Monaten in 217 Städten 1491 Großdemonstrationen, an denen sich zwei Millionen Menschen beteiligten, ein Zehntel der damaligen Bevölkerung Koreas.

Die japanischen Besatzungstruppen benötigten ein Jahr, um diese breite Unabhängigkeitsbewegung zu zerschlagen. Dabei ermordeten sie 7500 Menschen und warfen 46 000 ins Gefängnis. Danach verdreifachte Japan die Zahl seiner Polizisten in Korea und umwarb gleichzeitig die koreanische Elite, vor allem Grundbesitzer, religiöse Führer und Intellektuelle, um sie in die Kolonialverwaltung einzubeziehen. Kollaborateure durften ihre Kinder auf japanische Eliteuniversitäten und Militärakademien schicken, womit zugleich einheimische Kader für die Besatzungsbehörden herangezogen wurden. Die große Mehrheit der Bevölkerung dagegen litt unter der japanischen Herrschaft. Bauern mussten sich auf ihrem eigenen Land als Tagelöhner verdingen oder Pacht zahlen. Wer diese nicht pünktlich entrichten konnte, wurde nach Japan deportiert und musste dort in Kohlegruben, Eisenerzminen oder Rüstungsfabriken, in Werften, beim Straßenbau oder in Häfen Schwerstarbeit leisten.

Kriegsdienst

Als mit dem japanischen Überfall auf China 1937 der Zweite Weltkrieg in Asien begann, meldeten sich trotzdem etliche koreanische Männer freiwillig zum Kriegsdienst. Die Oberschicht, die mit der Besatzungsmacht paktierte, empfand es als Ehre, dass ihre an japanischen Militärakademien ausgebildeten Sprösslinge als Offiziere mit nach China einmarschierten. Und Koreaner, die im Elend hausten, ließen sich mit dem versprochenen Sold locken.

Mit Kriegsbeginn verschärften die Japaner ihr Besatzungsregime. 1938 strichen sie die koreanische Sprache und Geschichte aus den Lehrplänen der Schulen und ließen nur noch Unterricht in Japanisch zu. Sie untersagten Koreanern, in der Öffentlichkeit ihre Sprache zu sprechen, und alle mussten sich japanische Namen zulegen. Aus Protest gegen diese entwürdigende Anordnung verübten viele traditionsbewusste alte Menschen Selbstmord.

Arbeitsdienst

Im April 1938 verkündete die japanische Regierung das «Gesetz zur Allgemeinen Mobilmachung des Volkes für den vaterländischen Arbeitsdienst». Danach zwangen die japanischen Kolonialherren bis 1945 insgesamt 4,5 Millionen Koreaner und Koreanerinnen zum Kriegsdienst und zur Arbeit für die Kriegsproduktion. 1,5 Millionen davon deportierten sie nach Japan, wo sie in Rüstungsbetrieben, Bergwerken und Häfen arbeiten mussten **(Quelle 1)**. Nachdem die japanischen Behörden die meisten Erwachsenen in Korea zwangsrekrutiert hatten, zogen sie 1944 auch Studenten, Schüler und Kinder ein. 155 000 koreanische Jungen im Alter von 13 oder 14 Jahren mussten für die japanischen Militärs Waffen und Ausrüstung schleppen,

Schiffe und Züge beladen, in Kantinen arbeiten und Kasernen putzen. Außerdem schickte Japan 10 000 koreanische Kindersoldaten an die Front **(Quelle 2)**. Insgesamt kamen im Zweiten Weltkrieg etwa eine Viertelmillion koreanische Zwangsarbeiter und Soldaten ums Leben.

Zwangsprostitution

Nach Schätzungen asiatischer Nichtregierungsorganisationen verschleppte die kaiserlich-japanische Armee zwischen 1932 und 1945 insgesamt etwa 200 000 Mädchen und Frauen in ihre Militärbordelle. Neben 80 000 bis 120 000 Koreanerinnen gehörten dazu Frauen aus China, den Philippinen, Malaya, Burma, Portugiesisch-Timor (heute: Osttimor) und Niederländisch-Indien (heute: Indonesien), wo auch Holländerinnen betroffen waren.

Die japanische Generalität hatte die Militärbordelle eingerichtet, um – so die zynische Begründung – Massenvergewaltigungen japanischer Soldaten in den besetzten Ländern zu verhindern. Außerdem wollte sie ihre Soldaten vor Geschlechtskrankheiten bewahren, um ihre Kampfkraft zu erhalten.

Dass die japanischen Kriegsverbrechen an asiatischen Frauen an die Öffentlichkeit gelangten, ist den Betroffenen selbst zu verdanken **(Quelle 3)**. 1991 entstand der «Koreanische Rat der für den sexuellen Missbrauch durch japanische Militärs zwangsrekrutierten Frauen». Anfang 1992, beim Staatsbesuch des damaligen japanischen Premierministers Miyazawa Kiichi in Südkorea, forderte der Rat erstmals öffentlich, «dass die japanische Regierung die Wahrheit enthüllt, die Verantwortlichen zur Rechenschaft zieht, sich offiziell für diese Verbrechen entschuldigt, die Opfer gemäß internationalen Rechtsnormen entschädigt, die Geschichtsbücher korrigiert und ein Mahnmal errichtet.» Aufgrund des öffentlichen Drucks sah sich die japanische Regierung 1993 zwar zu einer Entschuldigung bei den Opfern veranlasst, die sie – wie schon zu Kriegszeiten – weiterhin verharmlosend als «Trostfrauen» (englisch: «comfort women») titulierte. Entschädigungszahlungen jedoch lehnte sie weiterhin ab.

Auch in anderen asiatischen Ländern entstanden in den neunziger Jahren Selbstorganisationen von Betroffenen, so zum Beispiel in den Philippinen, in Indonesien und in Osttimor. Im Dezember 2000 veranstalteten sie in Tokio ein «Internationales Kriegsverbrechertribunal über sexuelle Versklavung durch die japanische Armee 1932 bis 1945». Dieses «Frauentribunal 2000» verfügte zwar über keine juristischen Vollmachten, erzielte aber dennoch international einige Aufmerksamkeit. Nach bewegenden Aussagen von Zeuginnen aus mehreren asiatischen Ländern sprachen die Juristinnen, die als Richterinnen dieses Tribunals fungierten, den japanischen Kaiser Hirohito, seine Regierung und seine Streitkräfte schuldig, für die institutionalisierte Vergewaltigung und sexuelle Versklavung Zehntausender Frauen verantwortlich zu sein und damit «Verbrechen gegen die Menschheit» begangen zu haben. Das Tribunal bewertete das System der Zwangsprostitution als integralen Bestandteil der Kriegsstrategie des japanischen Staates, weshalb auch die nachfolgenden Regierungen dafür Rechenschaft abzulegen und Entschädigungen zu zahlen hätten.[1]

Ehemalige chinesische, koreanische und philippinische Zwangsprostituierte auf dem «Frauentribunal» im Dezember 2000 in Tokio.

Die japanische Regierung versuchte, den Forderungen der Betroffenen zu begegnen, indem sie einen so genannten Wohltätigkeitsfonds für ehemalige Zwangsprostituierte einrichtete. Dieser war auf private Spenden angewiesen und vergab nur in Einzelfällen Geld an «bedürftige» Frauen. Die Opfer zogen deshalb in Japan vor Gericht, um Entschädigungen für alle einzuklagen – vergeblich. Noch im März 2007 behauptete der japanische Premierminister Shinzo Abe erneut, «dass es keineswegs erwiesen sei, dass die ‹Trostfrauen› von der japanischen Armee gewaltsam verschleppt wurden» **(Quelle 4)**.[2]

Hinweise für den Unterricht

Die Quellen dokumentieren das Ausmaß der japanischen Kriegsverbrechen in Korea aus Sicht der Opfer, darunter ein Studentensoldat **(Quelle 1)**, ein Zwangsarbeiter in einer japanischen Rüstungsfabrik **(Quelle 2)** und eine Koreanerin, die zur Zwangsprostitution in ein japanisches Militärbordell verschleppt wurde **(Quelle 3)**. **Quelle 4** zeigt, dass die japanische Regierung auch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende noch immer das Ausmaß dieser Verbrechen leugnet.

S. 211 S. 219 S. 223 (2) S. 111 (Take 13)

Fragestellungen:

- Schildern Sie die Auswirkungen, die das japanische Besatzungsregime in Korea für die dortige Bevölkerung hatte.
- Benennen Sie Folgen des Zweiten Weltkriegs, von denen Frauen in Korea betroffen waren.
- Recherchieren Sie im Internet, inwieweit auch Frauen aus anderen asiatischen Ländern im Zweiten Weltkrieg von den japanischen Streitkräften zur Zwangsprostitution gezwungen wurden. Vgl. hierzu z.B.: www.terre-des-femmes.de/ (deutsch) und www.womenandwar.net/english (englisch).
- Recherchieren Sie im Internet, welchen Formen von Gewalt Frauen in Kriegen der Gegenwart ausgesetzt sind.

Fußnoten

1 Klute, Marianne: Sexuelle Versklavung muss geahndet werden. Das Frauentribunal 2000 in Tokio. In: Indonesien-Information 1, 2001. S. 30f.

2 Süddeutsche Zeitung, 23.3.2007.

Japanische Kriegsverbrechen in Korea

Quelle 1
Von der Schulbank in die Stahlhütte

Kim Geung-Sok wurde im Oktober 1942 als 16-jähriger aus Korea nach Japan deportiert und musste in der Kawasaki-Stahlhütte des Großkonzerns «NKK Corporation» Schwerstarbeit leisten. Ein halbes Jahrhundert später verklagte er das Unternehmen vor einem japanischen Gericht auf Entschädigungszahlungen. Die japanischen Richter lehnten die Klage des Koreaners ab.
Ein Auszug aus seiner Aussage:
«In der Kawasaki-Stahlhütte musste ich als Kranführer arbeiten – 12 Stunden am Tag, an Wochenenden auch schon mal bis zu 18 Stunden, inklusive einer Nachtschicht. Zu essen bekamen wir Reis, Weizen und Gerste, die in großen Töpfen mit Schaufeln zusammengerührt wurden. Als Suppe gab es aufgekochtes Salzwasser. Man hatte uns einen Lohn versprochen – immerhin 80 Yen im Monat. Doch davon zog man uns für Kleidung, eine nationale Verteidigungsabgabe und die Zwangsmitgliedschaft in einer Hilfsorganisation auf Gegenseitigkeit so viel ab, dass am Ende des Monats höchstens 25 Yen übrig blieben, meistens sogar nur zehn. Als im April 1943 koreanische Arbeiter aus Protest gegen die schlechte Behandlung durch das japanische Wachpersonal in den Streik traten, verdächtigten mich die Aufseher, einer der Rädelsführer zu sein. Sie schlugen mich brutal zusammen, brachen mir mehrere Rippen und kugelten meinen rechten Arm aus. Da ich danach nicht mehr arbeitsfähig war, verfrachteten sie mich im Februar 1944 zurück nach Korea.»

Nach Aufzeichnungen des «Center for Research and Documentation on Japan's War Responsibility» (JWRC), Shinjuku-ku, Tokio. In: Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 217.

Quelle 2
Von der Uni an die Front

Chung Ki-Young war Student und bereitete sich gerade auf seine Abschlussprüfung an der koreanischen National-Universität in Seoul vor, als ihn die japanischen Kolonialbehörden am 20. Januar 1944 zum Militär einzogen.
Noch als ergrauter Pensionär in den hohen Achtzigern erinnert er sich genau an diesen Tag:

«Auf einen Schlag machten die Japaner aus etwa 300 koreanischen Studenten Soldaten ihrer kaiserlichen Armee. In der ersten Woche mussten wir mehrere Impfungen über uns ergehen lassen. Dann verfrachteten sie uns nach Taegu, in eine Stadt südlich von Seoul. Dort war die ‹Einheit 80› stationiert, das Regiment, dem wir von nun an angehörten. Wenig später zwangen sie uns, einen Zug zu besteigen. Die Fahrt ging nach Norden, und nach einigen Tagen erkannte ich die ‹Große Mauer›. Wir waren tatsächlich in China!»

Aufgrund seiner eigenen Erlebnisse beschäftigte sich Chung Ki-Young nach dem Krieg mit der Aufarbeitung der koreanischen Geschichte und der japanischen Besatzungszeit. Er veröffentlichte Artikel in koreanischen und japanischen Zeitschriften und gab Bücher heraus. Das Fazit seiner Recherchen:

«Von mindestens 1,6 Millionen koreanischen Zwangsarbeitern hatten die Japaner 360 000 Mann in ihre Armee gepresst. Unter diesen Soldaten befanden sich nach meiner Kenntnis etwa 7000 Studentensoldaten.»

Chung Ki-Youngs berichtete von seinen Kriegserlebnissen in einem Interview am 20.10.2002 in Seoul, der Hauptstadt Südkoreas. In: Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International (Hg.), a.a.O., S. 217f.

Zwangsprostituierte des japanischen Militärs

Quelle 3
Aus der Provinz ins Militärbordell

Hwang Kum-Ju war 19 Jahre alt, als sie in der koreanischen Provinzstadt Hamhung einem Aufruf folgte, in dem der japanische Kaiser «unverheiratete Mädchen und Frauen zu einem dreijährigen Dienst in einer japanischen Rüstungsfabrik» aufrief und dafür «eine Menge Geld» versprach. Tatsächlich landeten sie und zahlreiche weitere Mädchen nach tagelanger Irrfahrt in verdunkelten Bahnwaggons und Lastwagen in einem Militärgelände in der Mandschurei. Selbst da glaubte sie noch, sie werde am nächsten Tag ihre Arbeit in einer japanischen Fabrik antreten. Doch dann trafen die Neuankömmlinge Frauen, die schon länger in dem Lager waren und die sie mit den Worten begrüßten: «Es wäre für euch besser gewesen, unterwegs zu sterben, als hier anzukommen und hier arbeiten zu müssen.» Am nächsten Morgen holten Soldaten die Mädchen einzeln ab. «Mich führten sie in das Zimmer eines Offiziers. Er befahl mir, an sein Bett zu treten und ihn zu umarmen. Ich weigerte mich. Er fragte, warum ich mich ziere, und ich sagte ihm, dass ich lieber putzen und seine Wäsche waschen würde. Aber das kümmerte ihn nicht. Er versuchte, mich zu umarmen, und als ich mich widersetzte, schlug er mir heftig ins Gesicht. Ich schrie vor Schmerzen und bettelte um Mitleid. Das störte ihn nicht, im Gegenteil. Wütend brüllte er: ‹Tu gefälligst, was ich dir sage!› und drohte, mich umzubringen. Er riss mir das Hemd vom Leib und zerschnitt mit seinem Schwert meine Unterwäsche. Ich wurde ohnmächtig. Später kam ein Soldat, um mich zurückzubringen. Weinend wankte ich hinter ihm her. Mit meinen zerfetzten Kleidern versuchte ich, mich notdürftig zu bedecken. Eine Frau, die vor mir dran war, sagte: ‹Hier kommen wir nicht mehr lebend raus.› […] Nach zwei Wochen wurden wir zur comfort station geschickt. Das war eine Holzbaracke mit bis zu sechs abgetrennten Räumen. Als Türen dienten Decken. Vier Gebäude dieser Art standen dicht beieinander. Ich hörte, dass es zahlreiche solcher Stationen in der Umgebung gab. Die Räume waren winzig, auf den Holzböden lagen Tücher und Decken. Ständig gingen Soldaten ein und aus – auch nach Mitternacht. Nach der ‹Arbeit› hätten wir eigentlich in unsere koya zurückgehen sollen. Doch häufig waren wir so erschöpft, dass wir auch nachts in der comfort station schliefen.»

Die Mädchen wurden Tag für Tag von bis zu 40 Männern vergewaltigt. […] Prügelstrafen waren an der Tagesordnung. Selbst wenn die Frauen nur den Mond am Nachthimmel anschauten, berichtet Hwang Kum-Ju, hätten die Soldaten sie geschlagen, um herauszufinden, an was sie gerade dachten. Die Folgen dieser Quälereien spürt die 84-Jährige noch sechs Jahrzehnte später: «Sie haben damals so hart auf mich eingeschlagen, dass ich noch heute manchmal minutenlang nichts hören kann. Meine Knie und Oberschenkel sind bandagiert. Immer, wenn ich diese Verbände vor dem Baden abnehme, treten Schwellungen auf, und ich habe große Schwierigkeiten, aufrecht zu sitzen. […] Die Japaner haben sich benommen wie Tiere, nicht wie Menschen. Möge der Himmel sie bestrafen.»

Hwang Kum-Ju: Aufzeichnungen für den «Koreanischen Rat zur Rehabilitierung der Gewaltopfer des Zweiten Weltkriegs» sowie Interviews am 20.10.2002 und 3.12.2003, Seoul. Südkorea.

Auszüge aus Interviews mit Hwang Kum-Ju sind auf der beiliegenden CD im koreanischen Originalton mit deutscher Übersetzung zu hören (Take 13).

Quelle 4
2007: Mit der Geschichte nicht im Reinen

«Yoshjikazu Yoshimi, Historiker an der Chuo-Universität Tokio, lässt keinen Zweifel daran, dass die Sexsklavinnen, unabhängig davon, wie sie in die Frontbordelle kamen, praktisch Leibeigene des Staates waren und keine Möglichkeit hatten, sich ihrem Schicksal zu entziehen. Sie wurden mit falschen Versprechungen oder Zwang vor allem in Japans Kolonien und besetzten Gebieten rekrutiert, reisten zum Teil mit Militärpässen und mussten in vielen Fällen jahrelang die ihnen täglich angetane Gewalt ertragen. Nachdem Yoshimi 1992 in japanischen Militärarchiven Dokumente gefunden hatte, aus denen die Beteiligung der Armee an der Beschaffung von Frauen für die Frontbordelle hervorging, fühlte sich die Regierung zu einer offiziellen Entschuldigung im Namen des japanischen Staates gezwungen. Das unrühmliche Kapitel der japanischen Kriegsgeschichte fand Eingang in Schulbücher, was freilich die Reaktion auf den Plan rief. Eine Gruppe von rund 130 LDP-Politikern* um den ehemaligen Erziehungsminister Nariaki Nakayama hat die letzten Jahre unermüdlich dafür gearbeitet, dass alle Verweise auf die Sexsklavinnen wieder aus offiziell zugelassenen Schulbüchern getilgt werden, eine Kampagne, die von Erfolg gekrönt war, wie er Anfang dieses Monats vor der Presse stolz erklärte. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass Premierminister Abes Bemerkung, die Beteiligung der Armee an der gewaltsamen Verschleppung der Frauen sei nicht erwiesen, in den asiatischen Nachbarländern Empörung auslöste. […] Japan ist mit seiner Geschichte noch immer nicht im Reinen.»

(*) Die Liberaldemokratischen Partei Japans (LDP) stellte von 1955 bis 2007 fast ununterbrochen die Regierung.

Süddeutsche Zeitung, 26.3.2007.

Massaker und Menschenversuche

Japans Vernichtungskrieg gegen China

Der Zweite Weltkrieg in Asien begann mit dem japanischen Überfall auf China im Juli 1937. Die japanischen Streitkräfte verübten in China zahllose Massaker, setzten biologische Waffen ein und schreckten selbst vor Menschenversuchen nicht zurück. Nach Schätzungen forderte ihr Vernichtungskrieg in China bis zu 21 Millionen Opfer, mehr als in den faschistischen Mächten Deutschland, Japan und Italien zusammen. Die historische Aufarbeitung dieses Kriegsgeschehens begann in China erst in den neunziger Jahren. In Japan leugneten Regierungsvertreter noch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende das Ausmaß der japanischen Kriegsverbrechen.

Mao Tse-tung bei einer Ansprache an seine Truppen.

Im Sommer 1937 fielen japanische Truppen von der Mandschurei aus in China ein. In weniger als einer Woche standen 20 000 Soldaten in der Umgebung von Tianjin und Peking, und am 7. Juli 1937 inszenierten die Japaner an der Marco-Polo-Brücke nahe der Stadt Wanping einen nächtlichen Überfall auf eine ihrer Kompanien, der ihnen als Vorwand für ihren von langer Hand vorbereiteten Krieg gegen China diente.

Die chinesische Gesellschaft befand sich zu diesem Zeitpunkt in einem dramatischen wirtschaftlichen und politischen Wandel. Nach dem Zusammenbruch der letzten Kaiser-Dynastie 1911 hatten seit den zwanziger Jahren kommunistische Gruppierungen zunehmend an Einfluss gewonnen. Anders als marxistisch-leninistische Organisationen in Europa bauten chinesische Kommunisten wie Mao Tse-tung nicht auf das in China zahlenmäßig unbedeutende Proletariat als Subjekt einer revolutionären Umwälzung der Gesellschaft, sondern auf die Millionen verarmten chinesischen Bauern und Landarbeiter. Als die Japaner einmarschierten, hatte die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) auf dem Land bereits erheblichen Einfluss auf die Bevölkerung und übte in so genannten befreiten Gebieten in Zentralchina auch die politische Macht aus.

Die Regierung in der damaligen Hauptstadt Nanking (Nanjing) stellte die nationalchinesische Kuomintang-Partei unter Führung des Generals Chiang Kai-shek, dessen reaktionäres Regime jedoch zunehmend in Misskredit geriet. Während sich Chiang Kai-shek zu der japanischen Provokation bei Peking zunächst nicht äußerte, rief die Kommunistische Partei Chinas bereits einen Tag später zum Widerstand gegen die Invasoren auf[1] **(Quelle 1)**. Militärisch entsprach das Kräfteverhältnis der beiden Kriegsparteien dem zwischen David und Goliath. Während China nur über etwa 100 000 ausgebildete Soldaten verfügte, griff Japan mit 500 000 Elitesoldaten an. Zwar rekrutierte die chinesische Regierung eiligst weitere 200 000 Soldaten, doch waren diese bei weitem nicht so gut ausgerüstet wie die japanischen Angreifer. Den chinesischen Streitkräften fehlten Lastwagen und Panzer, und mit ihrem Waffenarsenal übertrafen die japanischen Truppen sie um das Vierfache.[2] Nach der Eroberung Nordchinas marschierten die Japaner im September 1937 Richtung Süden, um Shanghai und die Hauptstadt Nanking einzunehmen und von dort weiter ins Landesinnere einzudringen. Die Schlacht um Shanghai dauerte bis November 1937 und zerstörte die chinesischen Hoffnungen auf eine Wende im Krieg oder ein Eingreifen der Westmächte zu Gunsten Chinas. Der Völkerbund ließ Japan gewähren, und Chiang Kai-shek konnte im August 1937 lediglich einen Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion schließen. In dieser für China existenzbedrohenden Kriegssituation erklärten Chiang Kai-shek und Mao Tse-tung ihre Bereitschaft, gemeinsam gegen die Invasoren aus Japan vorzugehen.

Mao prophezeite, dass der Krieg mit dem Zusammenbruch des japanischen Imperialismus enden und den Zerfall Chinas aufhalten werde.[3] Chiang Kai-shek befahl den chinesischen Soldaten Mitte 1937, ihre Stellungen bis zum letzten Mann zu halten und «Opfer bis zum Ende zu bringen» **(Quelle 2)**. Die Folge war, das extrem viele Zivilisten umkamen. Um die japanischen Truppen auf ihrem Vormarsch aufzuhalten, ließ Chiang Kai-shek Deiche sprengen und riesige Landstriche überfluten. Nach Schätzungen ertranken in den Fluten 325 000 bis 890 000 Menschen. Elf Städte und 4000 Dörfer waren davon betroffen, und vier Millionen Menschen verloren ihr Hab und Gut. Noch sechs Jahre später war diese Region am Gelben Fluss (Huanghe) unpassierbar. Die japanischen Truppen konnten das überschwemmte Gebiet jedoch südlich und nördlich umgehen. Um der massiven Kritik an seiner Militärtaktik zu begegnen, behauptete Chiang Kai-shek, japanische Militärs hätten die Deiche gesprengt – eine Geschichtsfälschung.[4] Am 9. November 1937 okkupierten die japanischen Streitkräfte Shanghai, das da-

mals zirka 1,6 Millionen Einwohner hatte. Bei der Verteidigung der Stadt verloren die chinesischen Streitkräfte viele Einheiten, die vergleichsweise gut ausgerüstet waren. Der Rest ergriff in Panik die Flucht.[5] Auch Chiang Kai-sheks Regierung musste danach ihren Sitz nach Hankou verlegen, denn der japanische Angriff auf die chinesische Hauptstadt Nanking begann.

Das Massaker von Nanking

Am 8. Dezember 1937 hatten japanische Truppen nahezu alle Stadttore Nankings eingenommen. Einen Tag später besetzten die kaiserlichen Truppen die Stadt. Sie erhielten den Befehl, gnadenlos «Säuberungs- und Ausrottungsaktionen» durchzuführen. Die Soldaten gingen mit brutaler Gewalt und unerhörter Grausamkeit gegen die wehrlose Zivilbevölkerung vor. Chen Guanyu, Leiter einer juristischen Untersuchungskommission des Gerichts von Nanking, fasste nach Kriegsende die Zeugnisse von Überlebenden zusammen, die das Rote Kreuz und andere Wohlfahrtsorganisationen gesammelt hatten. Nach deren Aussagen schnitten die marodierenden japanischen Soldaten Frauen die Brüste ab, nagelten Kinder an Wände oder rösteten sie über offenem Feuer. Sie zwangen Väter ihre eigenen Töchter zu vergewaltigen und kastrierten chinesische Männer. Sie häuteten Gefangene bei lebendigem Leib und hingen Chinesen an ihren Zungen auf.

Die Gesamtzahl der Opfer lässt sich nur schätzen. US-amerikanische und chinesische Historiker gehen übereinstimmend davon aus, dass das Blutbad in Nanking 300 000 bis 400 000 Opfer forderte[6] und dass bis zu 80 000 Frauen vergewaltigt wurden.

Kind im zerstörten Nanking.

Bajonetttraining japanischer Soldaten an einem chinesischen Gefangenen.

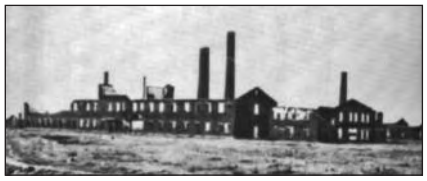
Ein japanischer Soldat präsentiert einen abgeschlagenen Kopf.

Verdrängte Geschichte

Nach dem Krieg blieb das Nanking-Massaker in Japan und China jahrzehntelang tabuisiert. Nicht nur die Japaner verweigerten die Auseinandersetzungen mit ihren Kriegsverbrechen, sondern auch die kommunistische chinesische Regierung unter Mao Tse-tung ließ bis in die achtziger Jahre keine Aufarbeitung der japanischen Gräueltaten zu, um ihre Geschäftsbeziehungen zu Japan nicht zu gefährden.[7] Der japanische Justizminister Nagano Shigeto stritt das Massaker noch 1994 schlichtweg ab.[8] Ein Jahr später holte der chinesische Regisseur Wu Ziniu erstmals Zeitzeugen vor die Kamera. Als er seinen Film «Nanjing 1937: Don't cry Nanjing» im Mai 1998 in Tokio zeigte, erntete er heftige Kritik, nicht nur von Japanern, sondern auch von seinen Landsleuten. Erst damit begann in China eine öffentliche Debatte über die Zeit des Zweiten Weltkriegs und den japanischen Besatzungsterror. Im Dezember 1988 wurde ein «Forschungszentrum zum Nanking-Massaker» an der Universität der Stadt gegründet. Es dokumentiert und publiziert Aussagen der letzten überlebenden Zeitzeugen **(Quelle 5)**. Danach wurden auch andere japanische Kriegsverbrechen in China öffentlich thematisiert. Im April 2005 demonstrierten schließlich Zehntausende Chinesen gegen die Verfälschung der Geschichte durch japanische Politiker und Historiker. Konkreter Anlass dafür war die Herausgabe japanischer Schulbücher, in denen die japanischen Eroberungsfeldzüge in Asien noch immer als «Befreiungskriege» verherrlicht und das Nanking-Massaker als «Vorfall» verharmlost wurden. Schon seit den achtziger Jahren haben Regierungsvertreter aus China und anderen asiatischen Ländern immer wieder gegen die revisionistische Geschichtsschreibung in Japan protestiert. So wurden z.B. kritische Beiträge für Schulbücher aus der Feder des Historikers Ienaga Saburô über japanische Kriegsverbrechen von den Schulbehörden zensiert, was der Autor auch in langjährigen Gerichtsverfahren nicht verhindern konnte.

Die «Sondereinheit 731»

In China verfolgten die japanischen Streitkräfte eine Strategie, die sie «Sanko Seisako» nannten, was so viel heißt wie «dreifache Auslöschung». Die japanischen Soldaten hatten den Befehl, in den besetzten Gebieten im Osten Chinas ein Fanal in drei Stufen setzen («Sanguang»: «das dreifache Leuchten»). Sie sollten alle und alles niedermachen («shaguang», wörtlich übersetzt: «Tötungsleuchten»), alles niederbrennen («shaoguang»: «Brandleuchten») und alles ausplündern («qiang»: «Raub»).[9] Der japa-



Ruinen der Gebäude der «Sondereinheit 731» in Mukden.

Die japanische «Sondereinheit 731» führte in China Menschenversuche durch.

nische Militärarzt Shinozuka Yoshio erinnert sich, dass der Vernichtungsfeldzug vor allem auf drei Personengruppen zielte: Frauen, Kinder und Alte. «Die Kinder, weil sie aufwachsen und zu neuen Feinden Japans werden könnten, die Frauen, weil sie weitere Kinder gebären und die Alten, weil sie sich als Spione erweisen könnten.»[10] In den Jahren 1942 und 1943 ermordeten die japanischen Soldaten, dem «Sanko Seisako»-Befehl folgend, im Osten Chinas nach Schätzungen mehr als drei Millionen Menschen.[11] Aber sie suchten nach noch «effektiveren Tötungsmethoden» und experimentierten mit biologischen Waffen. Zuständig dafür war die berüchtigte «Sondereinheit 731». In Mukden (heute: Shenyang) befand sich ihr Versuchslabor, die so genannte Pingfan Station. Niemand durfte diese streng bewachte Zone ohne Erlaubnis betreten.[12] Hier entwickelten japanische Wissenschaftler biologische und chemische Waffen, die sie auch in Feldversuchen testeten, zum Beispiel in der südchinesischen Provinz Zhejiang, wie chinesische Überlebende berichten.

Die Zeitzeugin Wang Xuan erinnert sich, dass 1942 japanische Kampfflugzeuge im Tiefflug über das Dorf Chong Shan flogen. Kurz darauf brach eine unbekannte, heimtückische Krankheit aus. Ein Drittel der Dorfbevölkerung starb unter großen Qualen an der Pest. Noch sechzig Jahre später leiden Menschen unter den Spätfolgen dieses Angriffs.[13] In mehreren Regionen setzen die Japaner Flöhe und Ratten aus, die mit Pest oder Cholera infiziert waren.[14]

In der Pingfan Station wurden nach 1941 auch Menschenversuche an US-amerikanischen, britischen, russischen und chinesischen Kriegsgefangenen durchgeführt. Etwa 70 Prozent der Opfer waren chinesische Soldaten, Arbeiter und Intellektuelle. Die «Pingfan Station» war die größte Forschungs- und Produktionsstätte für biologische Waffen weltweit und zugleich Tötungsfabrik. Bei ihren grausamen Versuchen hielten die japanischen Militärs akribisch in Tabellen fest, wie lange der Todeskampf der Opfer nach der Injektion von Bakterien, bei Erfrierungsversuchen oder bei systematischer Unterernährung dauerte. Sie testeten auch Anthrax- (Milzbrand), Typhus-, Pest- und Cholera-Bakterien an «lebenden Objekten».

Um mögliche moralische Skrupel der Täter zu zerstreuen, waren die gefangenen Opfer nicht unter ihren Namen, sondern nur unter Nummern registriert. Die qualvollen Tode der Gefolterten hielten japanische Kameraleute auch filmisch fest. Zu den gängigsten Methoden gehörte, Körperteile gezielt erfrieren zu lassen und dann wieder aufzutauen **(Quelle 3)**. Obwohl diese Kriegsverbrechen den Alliierten bekannt waren, wurden die Täter nach 1945 nicht vor Gericht gestellt, weil die US-Regierung die Ergebnisse der japanische Menschenversuche für eigene Forschungen über biologische Waffen auswerten wollte **(Quelle 4)**.

21 Millionen Tote

Der japanische Vernichtungskrieg gegen China dauerte acht Jahre – von 1937 bis 1945 – und damit zwei Jahre länger als der Zweite Weltkrieg in Europa. Zur Verteidigung ihres Landes rekrutierten die Regierung und die Kommunisten in China insgesamt etwa 14 Millionen Soldaten. Die Kommandanten der chinesischen Truppen ließen die japanischen Angreifer tief ins Landesinnere eindringen, um sie dort – weit von ihren Nachschubbasen entfernt – anzugreifen, aufzureiben und schließlich zurück zu schlagen. 95 Millionen Chinesen wurden durch die Kampfhandlungen aus ihrer Heimat vertrieben.[15] Nach Schätzungen chinesischer Historiker kamen im Zweiten Weltkrieg 21 Millionen ihrer Landsleute ums Leben. Auch westliche Quellen sprechen von zwei bis sechs Millionen gefallenen chinesischen Soldaten und vier bis fünfzehn Millionen toten chinesischen Zivilisten.[16]

Das jüdische Ghetto in Shanghai

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahre 1933 flohen viele Juden und andere Verfolgte aus Deutschland per Schiff oder mit der transsibirischen Eisenbahn ins chinesische Shanghai. Denn die Stadt war einer der letzten Orte auf der Welt, an dem Flüchtlinge ohne Visum Unterschlupf fanden. Bis 1938 kamen dort etwa 18 000 europäische Juden an, insgesamt sollen es schließlich bis zu 30 000 gewesen sein. Die meisten von ihnen bezogen winzige Wohnungen ohne Wasser und Toiletten im Shanghaier Stadtteil Hongkou, der im ersten Jahr des japanisch-chinesischen Kriegs 1937 zerbombt worden war.[17]

In Shanghai, Peking, Nanking, Tianjin und Hankou lebten in den dreißiger Jahren auch deutsche Geschäftsleute, die «Orienthandel» und Buchläden betrieben, deutsche Schulen unterhielten und in deutschen Bäckereien «Schwarzbrot» anpriesen. Unter diesen alteingesessenen deutschen Emigranten – in Shanghai waren es etwa 2500 – hatte der Nationalsozialismus früh Fuß gefasst: «Ende 1933 waren bereits über 600 der in China leben-

1942: Chinesische Truppen auf der Burma Road, ihrer einzigen Nachschubroute nach Unterbrechung der Straßenverbindungen nach Nordvietnam durch die japanischen Invasoren.

den Deutschen Mitglieder der NSDAP-AO. Es gab einen Gauleiter, eine HJ und eine Zeitung mit Hakenkreuz namens ‹Ostasiatischer Beobachter› und seit dem Eintreffen der jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland gab es eine massive antisemitische Propaganda, die an die Adresse der Chinesen und Japaner gerichtet war.»[18] **(Quelle 7)**

Nachdem Deutschland, Japan und Italien am 27. September 1940 das Dreimächteabkommen geschlossen und damit ihr Bündnis (die «Achse») vertraglich besiegelt hatten, wuchs die Angst der russischen, österreichischen und deutschen Juden in China, das NS-Regime könne sie auch in Asien verfolgen. In der Tat versuchten Nazifunktionäre über das deutsche Generalkonsulat in Shanghai, die japanischen Besatzer der Stadt zu einer «Endlösung des Problems der jüdischen Flüchtlinge» zu bewegen **(Quelle 8)**. Aber die japanischen Befehlshaber ließen sich für diese Pläne nicht gewinnen. Am 18. Februar 1943 erklärten sie jedoch auf Druck Nazideutschlands das Viertel Hongkou in Shanghai zum Ghetto. Juden aus anderen Stadtteilen mussten zwangsweise dorthin umsiedeln. Ihre Bewegungsfreiheit war eingeschränkt und sie standen dort unter ständiger japanischer Polizeiaufsicht. In einem Telegramm an das Auswärtige Amt in Berlin meldete der deutsche Generalkonsul Martin Fischer am 20. Februar 1943 zufrieden, dass sich die «unerwartete japanische Maßnahme auf alle seit 1937 eingewanderten Juden» bezog und «16 000 Personen» betraf. Dies sei immerhin ein «erster japanischer Schritt gegen die Juden», auch wenn ihr «Erfolg noch nicht abzusehen» sei **(Quelle 6)**. Die japanische Verwaltung Shanghais folgte inzwischen auch dem deutschen Beispiel der «Arisierung» jüdischen Besitzes und zwang Juden «zum Verkauf ihrer Geschäfte an Japaner oder Chinesen».[19]

Das jüdische Ghetto in Shanghai bestand bis zur Befreiung der Stadt durch US-amerikanische Truppen am 3. September 1945. In den engen Wohnungen waren unter katastrophalen sanitären Verhältnissen, mangelernährt und misshandelt von der japanischen Polizei, zahlreiche Menschen ums Leben gekommen. In dem kleinen Viertel gab es vier jüdische Friedhöfe.[20]

Heute erinnern ein Denkmal und ein kleines Museum an das Schicksal der jüdischen Flüchtlinge in Shanghai.

Hinweise für den Unterricht:

Während des Zweiten Weltkriegs kamen in China mehr Menschen ums Leben als in den für den Krieg verantwortlichen Nationen Deutschland, Japan und Italien zusammen. Trotzdem sind diese Fakten hierzulande kaum bekannt, was den Eurozentrismus der hiesigen Geschichtsschreibung zeigt.

Die japanische Kriegführung ließ selbst politische Gegner wie die konserative Regierung unter Chiang Kai-shek und die kommunistische Partei Chinas unter Mao Tse-tung zur Verteidigung des Landes zeitweise zusammenrücken **(Quellen 1 und 2)**. Beispielhaft für den Vorgehen der japanischen Truppen waren das Massaker in Nanking **(Quelle 5)** und die Menschenversuche der «Sondereinheit 731».

Quelle 3 verdeutlicht, dass japanische Täter ähnlich wie viele deutsche zu ihrer Entschuldigung anführten, lediglich Befehlen gehorcht zu haben. Nicht nur in Japan war die Aufarbeitung von (Kriegs-)Geschichte abhängig von politischen Konjunkturen.

So verzichtete die US-Regierung nach 1945 wegen eigener militärischer Interessen auf die Verfolgung der Japaner, die für Menschenversuche verantwortlich waren **(Quelle 4)**. Und die japanische Regierung verharmloste noch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende die Verbrechen ihrer Streitkräfte.

Am Beispiel des jüdischen Ghettos in Shanghai lässt sich zeigen, dass der Vernichtungswahn der Nazis bis in den letzten Winkel der Erde reichte. Selbst im fernen China verfolgten faschistische deutsche Geschäftsleute und Konsularbeamte das Ziel, die japanische Besatzungsmacht zum Völkermord an jüdischen Flüchtlingen anzustiften **(Quellen 6, 7 und 8)**.

Die in deutscher Sprache verfügbaren Bücher jüdischer Zeitzeugen und die Dokumentarfilme über das jüdische Ghetto in Shangai bieten eindrucksvolles Anschauungsmaterial zur Vertiefung dieses Themas sowie zum Schicksal von Flüchtlingen im Exil.

S. 211 S. 220 ff. S. 223 (2)

Fragestellungen:

- Wie war die innenpolitische Lage in China zu Beginn des Zweiten Weltkriegs?
- Japanische Soldaten entschuldigten ihre Beteiligung an Kriegsverbrechen mit der Begründung, sie hätten lediglich «Befehlen gehorcht». Nehmen Sie dazu Stellung.
- Recherchieren Sie, in welchen Ländern es während des Zweiten Weltkriegs Menschenversuche gab, wer dafür verantwortlich war und wie diese Verbrechen gesühnt wurden.
- Beschreiben Sie die Bedingungen, unter denen jüdische Flüchtlinge im chinesischen Shanghai leben mussten.

Fußnoten

1 Kuhn, Dieter: Der Zweite Weltkrieg in China. Berlin 1999. S. 47f.
2 Ebd., S. 63.
3 Ebd., S. 74.
4 Ebd., S. 125ff.
5 Ebd., S. 76.
6 Ebd., S. 91. S. zu dem Massaker und den Opferzahlen auch Chang, Iris: Die Vergewaltigung von Nanking. Zürich 1999.
7 Li, Fei Fei/Sabella, Robert/Liu, David (Hg.): Nangking 1937. Memory and Healing. London/New York 2002. Vorwort, S. XVI.
8 Yoshida, Takashi: Refighting the Nanking Massacre. The Continuing Struggle over Memory. In: Li, Fei Fei u.a., a.a.O., S. 165.
9 Kuhn, a.a.O., S. 202.
10 Shinozuka, Yoshio: Die Einheit 731 als Tötungsfabrik (Zuowei sharen gongchang de 731 budui). In: Huaxia Wenzhai. 152, 1998.
11 Lee, En-Han: The Nanjing Massacre Reassessed. In: Li Fei Fei u.a., a.a.O.S. 48.
12 Williams, Peter; Wallace, David: Unit 731. The Japanese Army's Secret of Secrets. London/Sydney 1989. S. 18.
13 In: Die WochenZeitung (WoZ). Zürich, 1.8.2002.
14 Bork, Henrik: Japanische Sondereinheiten brachten Pest und Cholera über China. Frankfurter Rundschau, 12.8.1997.
15 Kuhn, a.a.O., S. 29.
16 Vgl. Lee, En-Han, a.a.O., S. 48.; Kuhn, a.a.O., S. 29; Und: National Death Tolls for the Second World War. Twentieth Century Atlas. http://users.erols.com/mwhite28/ww2stats.htm
17 Leutner, Mechthild/Merker, Peter/Adolphi, Wolfram: Deutschland und China 1937-1949. Eine Quellensammlung. Berlin 1998. S. 377. S.a. Finkelgruen, Peter: Haus Deutschland oder Die Geschichte eines ungesühnten Mordes. Hamburg 1994. S. 139.
18 Finkelgruen, Peter: Erlkönigs Reich. Die Geschichte einer Täuschung. Hamburg 1999. S. 196.
19 Finkelgruen (1994), a.a.O., S. 160.
20 Finkelgruen (1999), a.a.O., S. 194.

Japanische Kriegführung und chinesischer Widerstand

Quelle 1
Mao Tse-tung: Widerstand

Am 8. Juli 1937, nur einen Tag nach der inszenierten Militärprovokation bei Peking, die den japanischen Truppen als Vorwand für ihren Krieg gegen China diente, rief die Kommunistische Partei Chinas unter der Führung von Mao Tse-tung zum Widerstand gegen die Invasoren auf:

«Landsleute, Peking und Tianjin sind in Gefahr! Nordchina ist in Gefahr! Die chinesische Nation ist in Gefahr! Der Widerstandskrieg der ganzen Nation gegen die japanische Aggression ist unser einziger Ausweg. Wir fordern einen unverzüglichen entschlossenen Widerstand gegen die angreifende japanische Armee und sofortige Vorbereitungen, um neuen großen Wendungen wohl gerüstet entgegenzutreten […]

Unsere Losungen lauten: Verteidigen wir mit der Waffe in der Hand Peking, Tianjin und Nordchina. Wir werden den Heimatboden bis zum letzten Blutstropfen verteidigen […] Verjagt die japanischen Aggressoren aus China.»

In: Kuhn, Dieter: Der Zweite Weltkrieg in China. Berlin 1999. S. 47f.

Quelle 2
Chiang Kai-shek: Erhebung

Ende Juli 1937 ruft Chiang Kai-shek zum Kampf gegen die japanischen Angreifer auf:

«Die ganze Nation muss sich wie ein Mann erheben und diese japanischen Banditen bekämpfen, bis wir sie zerstört haben. […] Wir müssen alle unsere Mittel für diesen Kampf auf Leben und Tod mobilisieren. […] Auch wenn unsere militärische Ausrüstung der des Feindes nicht gleichkommt, so ist die Niederlage [Japans] doch keine Frage, wenn wir unseren revolutionären Geist aufrechterhalten, der uns jedes Opfer bringen lässt.»

Chiang Kai-shek: Resistance and Reconstruction: Messages during China's Six Years of War, 1937-1943. New York 1943. Nachdruck: Freeport, New York 1970. S. 16-17. In: Kuhn, a.a.O., S. 60.

Quelle 3
Japanische Menschenversuche

Der Japaner Furuichi gehörte als medizinischer Assistent zur «Sondereinheit 731», die in China Menschenversuche durchführte. Er hat bezeugt, dass die japanischen Besatzer in ihrer Versuchsstation Pingfan an Gefangenen u.a. «Experimente mit dem Einfrieren menschlicher Körperteile» durchführten:

«Wenn es Nachtfrost gab, führte man die Versuchspersonen gegen 23.00 Uhr ins Freie und zwang sie, ihre Hände in einen Eimer mit kaltem Wasser zu tauchen. Dann mussten sie mit ihren nassen Händen im Frost stehen bleiben. Andere erhielten den Befehl, die Nacht über barfuss im Freien auszuharren. Mit ihren Erfrierungen führte man sie anschließend in einen Raum, in dem sie ihre erfrorenen Körperteile in fünf Grad kaltes Wasser tauchen mussten. Dann wurde die Temperatur langsam erhöht, um zu prüfen, ob sich die Erfrierungen heilen ließen.»

Ein japanischer Soldat namens Uesono, Mitglied der «Sondereinheit 731», gab zu Protokoll:

«Zwei nackte Männer wurden in einen Raum geführt, in dem es 40 bis 50 Grad unter null war, und es wurde gefilmt, wie sie starben. Sie litten solche Qualen, dass sie sich gegenseitig die Nägel ins Fleisch gruben.»

Auf die Frage, warum er sich an diesen grausamen Versuchen beteiligt habe, antwortete Uesono:

«Es entspricht der japanischen Art, Vorgesetzten zu gehorchen. Die Versuchspersonen schrieen zwar unaufhörlich, weil sie keine Betäubungsmittel bekommen hatten, aber wir betrachteten sie nicht als menschliche Wesen. Für uns waren sie nicht mehr als ein Klumpen Fleisch auf einer Schlachtbank.»

Williams, Peter; Wallace, David: Unit 731. The Japanese Army's Secret of Secrets. London/ Sydney 1989. S. 43f.

Quelle 4
Verweigerte Gerechtigkeit

«Noch 2004 weigerte sich die US-Regierung, die von 144 Staaten unterzeichnete Biowaffenkonvention aus dem Jahre 1972 zu unterschreiben. Das hängt nicht zuletzt mit der japanischen ‹Sondereinheit 731› zusammen. Die US-Militärs begannen im Herbst 1943, über biologische Waffen zu forschen. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wollten sie unbedingt die Aufzeichnungen und Labordaten über die japanischen Menschenversuche in China auswerten. Um dies geheim zu halten, wies der Oberkommandierende der US-Besatzungstruppen in Japan, General Douglas MacArthur, den US-amerikanischen Chefankläger des Internationalen Militärtribunals für den Fernen Osten, Joseph B. Keenan, an, die ‹Sondereinheit 731› nicht anzuklagen. Selbst Proteste US-amerikanischer Opfer – in der Forschungsstation Mukden waren etwa 1500 alliierte Kriegsgefangene inhaftiert gewesen, darunter 1174 US-Bürger – fanden im US-Kongress kein Gehör. Die Washingtoner Regierung erstattete den Betroffenen nicht einmal die Kosten für die medizinische Behandlung. Im August 1997 reichten 108 chinesische Opfer der ‹Sondereinheit 731› beim Bezirksgericht in Tokio eine Sammelklage ein. Sie forderten Entschädigungen in Höhe von umgerechnet neun Millionen Euro. Die japanischen Richter konnten aufgrund des vorgelegten Beweismaterials zwar nicht leugnen, dass den Klägern Leid zugefügt worden war. Entschädigungszahlungen erhielten sie jedoch nicht, weil diese nur auf Regierungsebene vereinbart werden könnten. Und da China und Japan bereits vor Jahren einen Friedensvertrag geschlossen hätten, sei individuellen Klagen die Grundlage entzogen.»

In: Rheinisches JournalistInnenbüro Recherche International (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 233.

Das Nanking-Massaker

Quelle 5
«Wir mussten über Leichenberge klettern»

Nanking 1938: Japanische Soldaten begraben chinesische Gefangene bei lebendigem Leib.

Im Dezember 1998 wurde das Forschungszentrum zum Nanking-Massaker an der Universität der ehemaligen chinesischen Hauptstadt gegründet. Historiker und Sozialforscher aus dem In- und Ausland bemühen sich dort um die Aufarbeitung der japanischen Kriegsverbrechen in der Stadt. Grundlage ihrer historischen Forschungen sind Aussagen überlebender Zeitzeugen, wie die folgenden:

Xia Ruirong (*1922)
Aufgezeichnet im August und im September 1999:
«Als die Japaner am 13.12.1937 in Nanking einmarschierten, wohnte unsere Familie in der Nähe des Präsidialamtes. Außer mir lebten dort mein Großvater, meine Eltern, mein älterer Bruder und meine jüngere Schwester. Zusammen waren wir sechs Personen. In jenem Jahr war ich gerade 15 Jahre alt geworden.

Am Tag des japanischen Einmarsches wollte mein Großvater unbedingt die Soldaten sehen. Er wollte hinausgehen und zurückkehren, sobald er sie gesehen hatte. Als er aus der Tür trat, schossen drei japanische Soldaten auf ihn. Er fiel zu Boden und blutete. Ich hatte noch den Namen meines Großvaters auf den Lippen, als die Japaner den noch Lebenden mit ihren Bajonetten erstachen. Unsere gesamte Familie stand auf der Türschwelle und sah es. Vor lauter Angst traute sich niemand, ihm zur Hilfe zu kommen. Sein Leichnam lag noch tagelang vor unserem Haus. Dann hat sich wohl das Rote Kreuz der Leiche angenommen. […]

In der Nähe des Feldlagers von Nanking gab es ein Krankenhaus. In der zweiten Hälfte des Jahres 1938 lieferten die Japaner dort viele Chinesen in Wagen mit abgedunkelten Fenstern ein. Gleichzeitig trugen Japaner in weißen Hosen röhrenförmige Lasten hinein, Schornsteine. Sie erklärten gegenüber Patienten, die Rohre sollten dazu dienen, den Rauch von verbrannten Leichen abzulassen.

Bis heute quälen mich die Erinnerungen an diese grauenhaften Verbrechen, und vor lauter Alpträumen kann ich oft nicht schlafen.»

Herr Kun (*1912)
Aufgezeichnet im November 2000:
«Nach der Besetzung Nankings flüchteten wir, meine Mutter, meine Geschwister und ich, in den Nanmin-Bezirk. Am 14. Dezember 1937 kamen die Japaner mit vier Lastwagen und untersuchten unsere Hände auf Narben und Spuren, die verrieten, wer Waffen benutzt hatte. Sie packten drei Lastwagen voll mit Männern, angeblich um sie ‹in eine Versuchsstation zu schicken›. In jeden Wagen pferchten sie etwa 60 bis 70 Männer.

[Die Japaner fuhren mit den Männern zum Fluss und ließen sie aussteigen.]

Sie feuerten Salven aus ihren Maschinengewehren auf uns ab. Ich suchte Schutz hinter einer Weide und fiel dort zu Tode erschrocken in Ohnmacht. Als die Japaner glaubten, dass es keine Überlebenden mehr gab, zogen sie ab. Dann kamen Leute mit Stirnbinden vom Roten Kreuz, um die Leichen einzusammeln. Sie fanden mich in der Nähe des Flusses bewusstlos unter der Weide, brachten mich zurück zu meiner Mutter und retteten mir damit das Leben. Ansonsten überlebte kaum einer der insgesamt etwa 10000 Männer.»

Frau Ni (*1927)
Aufgezeichnet im Februar 2002:
«Unsere Familie wohnte früher am Chaotian Gong. Bevor die Japaner in Nanking einmarschierten, gab es dort häufig Luftangriffe. Wir flohen vor den Bombardements hinauf nach Xinhe, retteten uns auf eine kleine Sandbank im Fluss und lebten dort in einer Hütte, von Wasser umgeben. Am 12. Dezember 1937 kamen die Japaner auch in diese Gegend. Wir wagten nicht, uns etwas zu kochen, aus Angst, die Japaner auf uns aufmerksam zu machen, und aßen tagelang nichts Richtiges, bis wir es nicht mehr aushielten. Meine Mutter bat meinen Vater, Gemüse und Reis im Fluss zu waschen. Doch als er ans Ufer trat, eröffneten Japaner das Feuer auf ihn. Er knickte nach vorne ein und stürzte zu Boden. Mein armer Vater, dass er auf diese Weise sterben musste! Obwohl meine Mutter sehr ängstlich war, lief sie ihm sofort nach, als sie die Schüsse hörte. Da erschossen die Japaner auch sie. Ich war damals gerade elf Jahre alt, rannte ebenfalls hinaus und sah meinen Vater und meine Mutter auf dem Boden liegen. Die Japaner schossen auch auf mich und trafen mein Schulterblatt. Bis heute ist die Narbe des Einschusses zu sehen. […]

Sieben Menschen aus meiner Familie kamen um, dazu ein ungeborenes Kind. Ich konnte nie zur Schule gehen und werde all diese Peinigungen mein Leben lang nicht vergessen. Der Krieg hat meiner Familie sehr viel Leid eingebracht. Aber die Japaner verschleiern die Geschichte, und einige von ihnen treten sie offen mit Füßen. Ich hasse die Japaner und ihren Militarismus abgrundtief.»

Die Professoren Zhang Xianwen und Prof. Zhang Lianhong vom Forschungszentrum zum Nanking-Massaker haben diese Augenzeugenberichte dankenswerterweise Nora Sausmikat zur Verfügung gestellt, die zum japanischen Vernichtungskrieg in China recherchiert und die Zeugenaussagen aus Nanking übersetzt hat.
Die Berichte erschienen erstmals in deutscher Übersetzung in:
Rheinisches JournalistInnenbüro
Recherche International (Hg.):
«Unsere Opfer zählen nicht»
Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg.
Berlin/Hamburg 2005. S. 228ff.

Das jüdische Ghetto in Shanghai

Quelle 6
«Den Japanern Antisemitismus beibringen»

Peter Finkelgruen beim Besuch des ehemaligen jüdischen Ghettos in Shanghai.

Der Schriftsteller Peter Finkelgruen wurde am 21. März 1942 im jüdischen Ghetto in Shanghai geboren, sein Vater starb dort. Wie viele Juden, die vor den Nazis aus Europa geflohen waren, war auch die Familie Finkelgruen in der chinesischen Hafenstadt gelandet, weil sie sich dort ohne Einreisevisum niederlassen konnte. Doch selbst im fernen China waren Juden vor dem Vernichtungswahn der Nazis nicht sicher, wie Peter Finkelgruen berichtet:

«Die Zahl der Flüchtlinge, die in den letzten Jahren aus Europa hier eingetroffen waren, betrug etwa 30000. […] Wo sie herkamen, herrschte zwar Krieg, aber von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren diese Flüchtlinge nicht kriegführende Partei. Sie wären auch ohne Krieg geflohen. Sie waren bedroht, weil die Deutschen geschworen hatten, das *Judenproblem* zu lösen. […] Die deutschen Beamten, die in Shanghai tätig waren, standen durchaus an der Front. An der Front im Kampf gegen die Juden. Im Kampf auch gegen jene Japaner, die einer Allianz mit Deutschland eine friedliche Koexistenz mit Amerika vorgezogen hätten. Eine Gruppe japanischer Militärs, die einen Krieg mit den USA vermeiden wollte, verfolgte eine projüdische Politik, mit der amerikanische Sympathien für Japan geweckt werden sollten. Diesen Plänen zufolge sollte sogar ein jüdischer Staat in der unter japanischer Besatzung stehenden Mandschurei gegründet werden. Einer der beteiligten japanischen Offiziere war der Mann, der Tausenden von Juden Transitvisa erteilte, die es ihnen ermöglichten, Shanghai zu erreichen. Dies wiederum irritierte den deutschen Generalkonsul in Shanghai, Martin Fischer, der sich ganz intensiv mit dem *Judenproblem* beschäftigte. Beinahe wöchentlich berichtete er minutiös über Vorgänge in der jüdischen Flüchtlingsgemeinschaft in Shanghai. Genau wie sein Kollege Dr. Otto Bräutigam zeigte sich Martin Fischer nicht nur als folgsamer, sondern auch als aktiver und engagierter Diener seiner Berliner Herren. Den Juden, den Feinden des deutschen Volkes, musste zuerst, soweit sie diese noch besaßen, die deutsche Staatsbürgerschaft abgenommen werden. […]

Martin Fischer bemühte sich nun, zusammen mit anderen deutschen Nazis, den Japanern Antisemitismus beizubringen, um auf diese Weise den Juden den letzten Ausweg zu versperren. Man musste die Japaner davon überzeugen, dass Juden aus rassischen Gründen ausgesondert werden mussten. Es waren viele Deutsche in Shanghai, die Martin Fischer dabei halfen.»

Finkelgruen, Peter: Haus Deutschland oder Die Geschichte eines ungesühnten Mordes. Hamburg 1994. S.140 und S. 145f.

Quelle 7
Die «Arier Union» von Shanghai

Während des Zweiten Weltkriegs lebten 2500 deutsche Geschäftsleute mit ihren Familien in Shanghai. Viele von ihnen gehörten faschistischen Organisationen wie der «Arier Union» an, die zum «Boykott jüdischer Geschäfte» aufrief:

«Der große Kampf um die Befreiung der Welt tobt noch immer in Europa, und unser Sieg ist nah, aber die jüdischen Kriegstreiber hoffen noch immer, die Achsenmächte durch finanziellen und wirtschaftlichen Druck erdrosseln zu können. […] Wir müssen uns aller Wirtschaftskontakte mit jedweder jüdischen Geschäftseinrichtung in Shanghai enthalten. Denkt daran, dass jeder Dollar und jeder Cent, den Sie in jüdischen Geschäften, Lokalen oder anderen jüdischen Einrichtungen ausgeben, zu Bomben gegen unser eigenes Volk wird, welches für die Befreiung der Welt vom jüdischen Joch kämpft.»

Zitiert nach: Finkelgruen (1994), a.a.O., S. 147.

Quelle 8
Deutsche Pläne für die «Endlösung» im Fernen Osten

Josef Meisinger war Anfang der 1940er Jahre Polizeiattaché an der deutschen Botschaft in Tokio und trug – wegen früherer Mordkommandos in Polen – den Beinamen «Schlächter von Warschau». Von Japan aus reiste er per Unterseeboot nach Shanghai, um die japanischen Verbündeten vor Ort zur «Endlösung des Problems der jüdischen Flüchtlinge» zu bewegen:

«Den japanischen Militärs und diversen Polizeikommandanten machte Josef Meisinger Vorschläge, wie dieses Problem zu handhaben sei: Die Juden könnten bei auf jeden Fall unzureichenden Hungerrationen zu Zwangsarbeiten herangezogen werden. Das würde ihre Zahl bereits beträchtlich dezimieren. Man könne auch die überlebenden Juden unter einem Vorwand auf ein manövrierunfähiges Schiff verfrachten, es auf hohe See schleppen und dort verlassen oder versenken. Noch einen weiteren Vorschlag hatte der Herr Polizeiattaché zu machen: Auf der Halbinsel Potong könne man mit deutscher Unterstützung eine so genannte Gaskammer bauen. Für welchen Plan man sich auch entscheide, man müsse nur sichergehen, dass man aller Juden in Shanghai habhaft werde. Das könne man am besten anlässlich von Rosh Hashana, dem jüdischen Neujahrsfest. Dann seien die jüdischen Familien beisammen, dann ließe sich ein derartiges Vorhaben am besten in die Tat umsetzen.»

Finkelgruen, Peter: Erlkönigs Reich. Die Geschichte einer Täuschung. Hamburg 1999. S. 195f.

Krieg um Öl

Der japanische Vormarsch nach Südasien

Ein großasiatisches Reich unter japanischer Herrschaft – dieses Ziel verfolgten Japans Kaiser Hirohito und seine Militärs im Zweiten Weltkrieg. Nach der Kolonisierung Koreas und dem Überfall auf China stießen japanische Streitkräfte über Indochina, Thailand, Malaya und Singapur bis nach Indonesien vor. Die Ölquellen auf den indonesischen Inseln Sumatra und Borneo sollten den Treibstoff für die japanische Kriegsmaschinerie liefern. Wurden die Japaner von vielen Asiaten zunächst als Befreier von den europäischen Kolonialherren bejubelt, so trat bald Ernüchterung ein. Denn sie erwiesen sich als brutale Besatzer, die Millionen Menschen als Zwangsarbeiter zu Tode schindeten oder als Kanonenfutter an den Kriegsfronten missbrauchten. Mit jedem Kriegsjahr wuchs deshalb der Widerstand gegen die japanischen Besatzer.

Indochina: Militärstützpunkte für Japan

Als der Zweite Weltkrieg in Europa begann, besaß die französische Regierung im Herzen Südostasiens eine Kolonie, die mit rund 750 000 Quadratkilometern größer war als Frankreich und die Beneluxstaaten zusammen: Indochina. Die 25 000 bis 30 000 französischen Siedler, Kolonialbeamten und Militärs vor Ort machten weniger als 0,2 Prozent der 25 Millionen Einwohner aus. Sie führten ein Leben im Luxus und verwalteten ihre Kolonie mit Hilfe einheimischer Feudalherren und Statthalter.[1] Viele Bauern, die zuvor gemeinschaftlich gearbeitet hatten, mussten als Tagelöhner auf den französischen Gütern Produkte für den Export anbauen und erhielten dafür nur Hungerlöhne. Streiks, Aufstände und Revolten waren die Folge, die französische Truppen und Fremdenlegionäre erbarmungslos niederschlugen.

Mit dem Kriegsbeginn in Europa verschärften die französischen Kolonialbehörden die Repression in Indochina. Trotzdem stellten sich die meisten einheimischen Oppositionsgruppen 1939 sofort auf die Seite der Alliierten. Die kommunistische Partei unter Ho Chi Minh rief zum Kampf gegen die deutschen und japanischen Faschisten auf. Die chinesische Minderheit im Land sammelte Geld für die Opfer des japanischen Vernichtungskriegs in den benachbarten chinesischen Provinzen Yunnan und Kwangsi, und viele Vietnamesen halfen freiwillig beim Bau von Luftschutzbunkern und anderen Verteidigungsanlagen.

Der französische Generalstab verfügte in Indochina kaum über Kampfflugzeuge und Kriegsschiffe, wohl aber über 90 000 Mann unter Waffen[2]. Die meisten Soldaten stammten aus der Kolonie und nach der französischen Kriegserklärung gegen Deutschland verschifften die Kolonialbehörden mindestens 40 000 vietnamesische Soldaten an Fronten in Europa.[3]

Aufmarsch von Jugendgruppen in Hanoi: Unter dem Vichy-Regime wurden in Nordvietnam schon Kinder militärisch gedrillt.

Nach der verheerenden Niederlage Frankreichs gegen die deutsche Wehrmacht und dem Waffenstillstand des französischen Marschalls Philippe Pétain mit Nazideutschland im Juni 1940 übernahm die Kollaborationsregierung von Vichy auch das Kommando in Indochina. Die meisten französischen Siedler unterstützten Pétains Regime, verbreiteten 70 000 Porträts des autoritären Marschalls in der Kolonie und gründeten faschistische Organisationen nach europäischen Vorbildern. Auch in Indochina salutierten bald Jugendorganisationen mit dem faschistischen Gruß: In Kambodscha initiierte der junge König Norodom Sihanouk 1941 die Jugendbewegung Yuvan, deren Körperkult und Organisationsform faschistische Vorbilder aus Europa imitierte. Und in der nordvietnamesischen Stadt Hanoi marschierten am 11. Mai 1941, dem Gedenktag für Jeanne-d'Arc, «16 000 Jungen und Mädchen» in paramilitärischem Drill durch die Straßen, um – so der französische Generalgouverneur für Indochina, Jean Decoux – «ihr uneingeschränktes Vertrauen in das französische Empire zum Ausdruck» zu bringen.[4]

Auch die antisemitischen Gesetze des Vichy-Regimes (s.S.68ff.) galten in Indochina. Französische Juden verloren ihre Anstellungen in der Kolonialverwaltung, im Militär und in der Fremdenlegion. Pétain-Anhänger unter den französischen Siedlern wie der Lehrer Georges Taboulet hetzten, dass die Juden

Briefmarke aus Indochina von Anfang der vierziger Jahre: Auch in Frankreichs Kolonie in Südostasien mussten die von Vichy-Beamten rekrutierten Jugendverbände mit dem faschistischen Gruß salutieren.

«Fremdkörper» seien, «deren ungehindertes Eindringen die Gesundheit des gesamten Sozialgebildes gefährdet».[5] Die Vichy-Behörden in Indochina verfolgten auch französische und asiatische Anhänger de Gaulles und misshandelten sie in Arbeitslagern.

Das NS-Regime bezog aus Indochina Kautschuk, einen wichtigen Rohstoff für die deutsche Rüstungsindustrie. Und ab Mitte 1940 unterstützte die Vichy-Regierung auch den Vormarsch der japanischen Streitkräfte nach Südasien: die französischen Kollaborateure gewährten den japanischen Truppen Stützpunkte in Indochina, die ihnen als Basen für ihren Feldzug auf die malayische Halbinsel dienten.

Thailand: Sympathien für die Faschisten

Auch die Militärregierung des benachbarten Thailands, dem einzigen unabhängigen Land der Region, gewährte den japanischen Streitkräften freien Durchmarsch Richtung Burma im Norden und Malaya im Süden. Schon 1932 hatten sich in Bangkok jüngere Militärs an die Macht geputscht und die Alleinherrschaft des Königs von Siam – wie Thailand bis 1939 hieß – beendet. Sie regierten das Land mit autoritären Methoden und ihr prominentester Vertreter war der Offizier Phibun Songkram, der 1934 das Amt des Verteidigungsministers übernahm und 1938 zum Regierungschef aufstieg. Der überzeugte Militarist Phibun machte keinen Hehl aus seiner Bewunderung für Hitler und Mussolini. Als Verteidigungsminister hatte Phibun 1935 mit dem Aufbau der «Yuwachon thahan» («militärische Jugend») begonnen, einer straff organisierten Bewegung nach dem Vorbild der Hitlerjugend.[6] Als Premierminister legte sich Phibun den Titel «po nam» («Führer») zu und inszenierte einen Kult um seine Person. In jedem Haushalt sollte ein Foto hängen, das ihn als Feldmarschall zeigte. Bei seinen öffentlichen Auftritten pflegte Phibun eine militaristische und patriotische Rhetorik. Im Mittelpunkt standen die «Stärkung der Nation» und des Nationalbewusstseins der Thai und ab August 1942 erschienen alle Zeitungen in Bangkok mit der Kopfzeile: «Ein Land: Thailand. Ein Führer: Phibun. Ein Ziel: Sieg.»[7]

Die nationalistische Ausrichtung des Militärherrschers kulminierte 1939 in der Umbenennung des Landes von Siam in Thailand. Am Jahrestag des Putsches von 1932 erklärte Phibun vor der Nationalversammlung, der neue Name mache deutlich, dass das Land «den Thais» gehöre, eine deutliche Abgrenzung gegenüber der chinesischen Minderheit und dem wirtschaftlichen Einfluss westlicher Firmen. Phibun wollte auch Thais aus Burma, Laos und Indochina heim in sein großthailändisches Reich holen.[8] Das war nur mit kriegerischen Mitteln möglich. Die nötige politische und militärische Rückendeckung erwartete Phibun von Japan. Seit dem Umsturz 1932 waren die Beziehungen zu Japan immer enger geworden und nach dem japanischen Einmarsch in Nordvietnam im September 1940 bot Phibun den japanischen Streitkräften an, ihnen auch Thailand als Aufmarschgebiet für ihre Expansion nach Süden zu überlassen. Im Gegenzug verlangte er Rückendeckung für seine Pläne, Gebiete in Laos und Kambodscha, damals Provinzen der französischen Kolonie Indochina, zu erobern. Phibuns Regierung inszenierte überall in Thailand Demonstrationen, auf denen Zehntausende lautstark das «verlorene Land» zurückforderten und innerhalb kurzer Zeit meldeten sich 70 000 Freiwillige zum Militärdienst.[9] Die Kämpfe zwischen thailändischen und französischen Truppen begannen im November 1940. Japan lieferte Bomber, Panzer und Artilleriegeschosse, und die Thaitruppen machten einige Geländegewinne, mussten bei Seegefechten gegen die französische Kriegsmarine im Golf von Siam jedoch auch schwere Verluste hinnehmen. Schließlich vermittelten die Japaner den Friedensvertrag vom Mai 1941, der Thailand laotische und kambodschanische Grenzprovinzen zusprach.

Im Gegenzug konnten die japanischen Truppen auch in Thailand ungehindert operieren. Unmittelbar nach der Zerstörung der US-amerikanischen Flotte in Pearl Harbor in Hawaii (s.S.158ff.), am frühen Morgen des 8. Dezember 1941, übertraten sie an mehreren Stellen die thailändische Grenze, um nach Malaya und Richtung Singapur zu marschieren. Die japanische Militärführung wollte die Verwirrung ihrer Gegner nach dem Überraschungsangriff auf Pearl Harbor nutzen, um – unbehindert von der US-Marine – möglichst große Teile Asiens unter ihre Kontrolle zu bringen.

Am 21. Dezember 1941 schlossen Thailand und Japan ein Militärbündnis, wonach japanische Bomber von Bangkok aus auch Angriffe auf Rangun, die Hauptstadt der benachbarten britischen Kolonie Burma, fliegen konnten. Und am 25. Januar 1942 erklärte Phibun den USA und Großbritannien den Krieg. Japan belohnte Phibuns Entgegenkommen. Bei einem Staatsbesuch in Bangkok im Juli 1943 überließ der japanische Premier-

Thailands selbsternannter «Führer» Phibun Songkram, 1938.

Bei ihrem Einmarsch in Bangkok am 9. Dezember 1941 werden die japanischen Truppen gefeiert.

minister Hideki Tojo Thailand einen Teil seiner Kriegsbeute: Gebiete aus der Grenzregion zu Burma und die vier nördlichen Provinzen Malayas. Je länger der Krieg jedoch andauerte, desto mehr verflog die euphorische Stimmung in Thailand. Die Preise waren um mehr als 400 Prozent gestiegen, Nahrungsmittel waren knapp und teuer, Mangelernährung und Hunger waren die Folgen. Ab Dezember 1943 kamen immer mehr Thais durch alliierte Angriffe auf japanische Stützpunkte ums Leben. Damit wuchs der Einfluss der Widerstandsorganisation *Seri Thai* (Freie Thai), die überall im Land Partisanen rekrutierte und zum bewaffneten Kampf gegen die Japaner und deren Kollaborateure in der thailändischen Regierung aufrief. 1944 musste Phibun das Amt des Premierministers aufgeben, behielt jedoch den Ehrentitel «Berater des Staates». Auch nach Kriegsende blieb der Putschist und Kollaborateur Phibun Songkram unbehelligt. Nachdem sich Thailands Militärs 1947 erneut an die Macht geputscht hatten, übernahm ihr «Führer» Phibun wieder das höchste Staatsamt des Premierministers. Er regierte Thailand ohne Unterbrechung bis 1957.

Malaya: Teile und Herrsche

Die internationale Staatengemeinschaft hatte die gewaltsame Unterwerfung Koreas durch Japan sowie die Besetzung der Mandschurei und Formosas (heute: Taiwan) geduldet. Sie hatte auch dem japanischen Vernichtungskrieg in China seit 1937 weitgehend tatenlos zugesehen. Dabei hatte der US-amerikanische Botschafter in Tokio seine Regierung in Washington schon 1934 gewarnt, Japan plane die Unterwerfung ganz Ostasiens und im Oktober 1937 hatte auch US-Präsident Franklin D. Roosevelt die japanische Aggression in China scharf verurteilt. Aber selbst als japanische Flugzeuge am 12. Dezember 1937 ein US-amerikanisches Kanonenboot auf dem Fluss Jangtse in China bombardierten, spielten die Machthaber in den USA den Zwischenfall herunter, weil sie eine Verwicklung ihres Landes in den drohenden Weltkrieg verhindern wollten. Und den Regierungen in Europa, insbesondere in Frankreich und Großbritannien, lag Ende der dreißiger Jahre ihre Verteidigung gegen Nazideutschland näher als die Abwehr der japanischen Angriffe in Asien.

Erst als japanische Truppen Mitte 1941 in den Süden Vietnams vordrangen und – dank der Entschlüsselung ihres Militärkodes – offenkundig war, dass sie auch die britischen Kolonien Malaya und Singapur erobern wollten, reagierten die Alliierten mit einem koordinierten Wirtschaftsboykott. US-Präsident Roosevelt untersagte den Export von Erdöl nach Japan und ließ japanische Bankguthaben in den USA einfrieren. Großbritannien beschloss ähnliche Maßnahmen, und die Kolonialverwaltung Niederländisch-Indiens, die sich nach der deutschen Besetzung der Niederlande auf die Seite der Alliierten gestellt hatte, verweigerte Japan weitere Öllieferungen aus Sumatra und Borneo. Das Embargo zeitigte Folgen. Im September 1941 rechnete der Leiter der japanischen Planungsbehörde bei einem Treffen der Regierung mit Kaiser Hirohito vor, dass der Wirtschaftsboykott der Alliierten Japan «in seinem Lebensnerv» treffe. Allein die Kriegsmarine verbrauche stündlich 400 Tonnen

Japanisches Propagandaplakat aus Singapur: «Mach ein Vermögen durch die Zusammenarbeit mit Japan!»

Öl, und die Treibstoffvorräte des Landes reichten nicht einmal mehr für das nächste Jahr.[10] Die japanische Regierung beschloss, die ölreichen Inseln Sumatra und Borneo zu annektieren und intensivierte die Vorbereitungen für den Krieg in Südostasien. Fast zeitgleich mit ihrem Angriff auf Pearl Harbor bombardierten japanische Flugzeuge im Dezember 1941 auch die US-amerikanischen Basen in den Philippinen, sowie britische Stützpunkte in Hongkong und Rangun. Vor der Küste Malayas zerstörten sie die modernsten Schiffe der britischen Kriegsmarine und bald darauf kontrollierten sie die gesamte malaiische Halbinsel und Singapur. Dort trieben die japanischen Besatzer eine Million Menschen in einem Stadtgebiet zusammen, das zuvor nicht einmal halb so viele bewohnt hatten.

Auch die Reste der britischen Truppen hasteten, so ein Augenzeuge, «in panischer Angst» in die Stadt. «Die meisten hatten nur eine kurze Hose an, nur wenige trugen Stiefel, und fast alle hatten völlig zerschundene Füße. Ihre Gewehre und ihre Munition hatten sie weggeworfen. Sie keuchten vor Anstrengung – ein wüster Haufen.»[11] Aus der internationalen Truppe unter britischem Kommando, zu der Inder, Australier, Malaien und Chinesen gehörten, fielen 138 708 Soldaten, während die Japaner «nur» 9824 Tote aus den eigenen Reihen angaben.[12] Am 15. Februar 1942 kapitulierte das britische Oberkommando in Singapur. «Die Menschen waren sehr schockiert, insbesondere die chinesische Community, die immerhin fast 40 Prozent der Bevölkerung Malayas stellte», sagt Cheah Boon Kheng, emeritierter Historiker der Universität im malaysischen Penang. «Denn auch zu ihr war durchgedrungen, wie die Japaner im Norden Chinas gewütet und welches Massaker sie in Nanking verübt hatten. Die Chinesen hatten deshalb große Angst.» Zu Recht: Die japanischen Besatzer wiesen Zehntausende von ihnen in Arbeitslager ein und massakrierten Tausende auf offener Straße. «Die chinesische Community», so Cheah Boon Kheng, «spricht von 45 000 Toten.»[13] Chinesen stellten auch den Kern der von Kommunisten im Untergrund formierten *Antijapanischen Volksarmee*, die mit Sabotageakten gegen die Besatzer kämpfte **(Quelle 1)**. Nach der Maxime «Teile und Herrsche» umwarben die japanischen Invasoren dagegen die Malaien, die

mit 45 Prozent den größten Teil der Bevölkerung ausmachten. Viele von ihnen waren zur Kollaboration bereit und meldeten sich freiwillig zum Militärdienst **(Quelle 2)**. Auch unter den Indern Malayas (ca. 15 Prozent der Bevölkerung) konnten die japanischen Militärs mit dem Spruch «Asien den Asiaten» zahlreiche Freiwillige für ihren Krieg rekrutieren. Hatten die chinesischen Einwanderer bis dahin weitgehend unbehelligt unter Malaien und Indern gelebt, so wurden sie nach der japanischen Besatzung geächtet und gnadenlos verfolgt – auch von vielen ihrer malaiischen und indischen Nachbarn.

Indonesien: Erst Begeisterung, dann Ernüchterung

Von Singapur aus setzten die japanischen Streitkräfte ihre Offensive über die Straße von Malakka weiter nach Indonesien fort. «Viele Indonesier feierten die Landung der Japaner, weil sie die Niederländer vertrieben hatten», erzählt Peter Latuihamallo, der in Batavia (heute: Jakarta) Theologie studierte, als die japanische Invasion begann. «Überall packten die Leute ihre indonesischen Fahnen aus und hissten sie neben der japanischen Flagge. Die Menschen freuten sich und glaubten, mit den Japanern breche ein neues, besseres Zeitalter an.»[14] Nirgendwo in Asien war die japanische Propaganda («Asien den Asiaten») erfolgreicher als auf den über 17 500 indonesischen Inseln, die zum Teil dreieinhalb Jahrhunderte unter holländischer Herrschaft gestanden hatten. Die Landfläche der niederländischen Kolonie war größer als die Westeuropas und die Inseln hatten mit der Entdeckung reicher Ölquellen auf Sumatra und Borneo im 20. Jahrhundert wirtschaftlich und strategisch zunehmend an Bedeutung gewonnen. Die Niederländer waren auf den indonesischen Inseln verhasst, weil sie dort seit Anfang des 17. Jahrhunderts auf großen Plantagen Tee, Kaffee, Tabak, Kopra, Indigo, Gewürze und Kautschuk für den europäischen Markt hatten anbauen lassen, während die einheimische Bevölkerung verarmte. Das System der Kolonisation hatte vielerorts die bis dahin übliche Subsistenzwirtschaft zerstört und eine neue soziale Hierarchie geschaffen. Die japanische Propaganda klang darum für viele Indonesier verheißungsvoll und antikoloniale Bewegungen sahen eine Chance, mit Hilfe Japans die Unabhängigkeit ihres Landes durchzusetzen.[15]

Anders als die französischen Behörden in Indochina ergaben sich die holländischen Kolonialverwalter allerdings nicht widerstandslos den japanischen Angreifern. Sie verweigerten die Zusammenarbeit mit den Achsenmächten. Sie akzeptierten nur Weisungen ihrer Exilregierung, die nach der deutschen Besetzung der Niederlande im Jahre 1940 von London aus agierte. Diese erklärte im Dezember 1941 Japan den Krieg und forderte die Kolonialtruppen in Indonesien zum Widerstand auf. Doch die meisten der 70 Millionen Indonesier waren nicht bereit, für die 300 000 europäischen Siedler zu kämpfen. Ende 1941 besetzten japanische Truppen die britisch kontrollierte Nordküste Borneos, im Januar 1942 marschierten sie in den holländischen Teil der Insel ein. Mitte Februar landeten 700 japanische Fallschirmspringer in der Ölförderregion Palembang im Süden Sumatras. Vor der Mündung des nahe gelegenen Flusses Musi tauchte zur gleichen Zeit ein großer Flottenverband auf, um die

Brennende Ölförderanlagen der «Royal Dutch Shell» in Palembang auf der indonesischen Insel Sumatra.

wichtigste Kriegsbeute Japans in Südasien zu erobern: die Öl-Förderanlagen und Raffinerien der «Royal Dutch Shell». Als die niederländischen Verteidiger realisierten, dass sie der Übermacht nicht gewachsen waren, setzten sie die Tanks mit Öl und Flugzeugbenzin in Brand. Trotzdem war Palembang einen Tag später von japanischen Truppen eingenommen. Ende Februar 1942 besiegte die japanische Kriegsmarine auch die den Alliierten in der Java-See verbliebene Flotte unweit ihres Stützpunktes Surabaya. Am 9. März 1942 kapitulierten die niederländischen Kolonialbehörden. Radio Batavia verabschiedete sich mit den Worten: «Auf Wiedersehen in glücklicheren Zeiten. Es lebe die Königin!»[16]

Die japanischen Invasoren schlossen alle niederländischen Einrichtungen, Rundfunkstationen, Zeitungen und Schulen und wiesen 80 000 holländische Siedler, Soldaten und Kolonialbeamte in Lager ein, in denen fast 17 000 von ihnen umkamen. Die indonesische Bevölkerung feierte die japanische Invasion derweil als Befreiung. In den Städten stürzten begeisterte Menschen die kolonialen Denkmäler von ihren Sockeln, in den Provinzen vertrieben sie die Kolonialverwaltung, und an den Küsten bereiteten sie den Landetruppen einen freudigen Empfang **(Quelle 3)**. Die japanische Militärbehörde förderte die euphorische Stimmung, indem sie Indonesisch als Amtssprache zuließ und wichtige Posten mit Einheimischen besetzte. In feierlichen Zeremonien verteilten die Besatzer Plantagen niederländischer Großgrundbesitzer demonstrativ an indonesische Bauern. Denn Japan war weniger an «Kolonialwaren» wie Tabak und Tee interessiert als an Reis für seine Besatzungstruppen. Viele Indonesier meldeten sich freiwillig zum Militärdienst. Allein in Sumatra konnten japanische Rekruteure 12 000 Männer für den Küstenschutz und noch einmal so viele für ihre paramilitä-

rische Hilfstruppe *Heiho* rekrutieren.[17] Fast alle indonesischen Politiker und religiösen Funktionsträger, die zum Teil in Haft gesessen hatten oder ins Exil verbannt worden waren, empfingen die Japaner mit offenen Armen. «Auch unser späterer Präsident Sukarno arbeitete als Freiwilliger für die Japaner», erinnert sich der Theologe Peter Latuihamallo. «Sukarno trat zwar schon damals für die Unabhängigkeit unseres Landes ein, forderte uns Studenten jedoch ausdrücklich dazu auf, die Japaner zu unterstützen.» Zusammen mit seinem politischen Weggefährten Mohammad Hatta und einem Vertreter der großen muslimischen Gemeinde Indonesiens folgte Sukarno im November 1943 einer Einladung nach Tokio und dankte dort offiziell für die von den Japanern eingeleiteten «Reformen».[18] Indonesiens Kommunisten, die im Untergrund Widerstand leisteten, warfen Sukarno später vor, für die Besatzer den «Handlanger» gespielt sowie Hilfstruppen und Zwangsarbeiter angeworben zu haben.[19] Tatsächlich erhielten die Indonesier keinerlei Mitbestimmungrechte und die japanischen Soldaten behandelten die einheimische Bevölkerung abschätzig und brutal. Daher schwanden mit der Zeit die Sympathien der Indonesier für die Besatzer **(Quelle 4)**. Der Theologe Peter Latuihamallo erinnert sich, dass die Lage nach dem ersten Jahr japanischer Besatzung immer desolater wurde: «Die Alliierten hatten die Inseln mit einer Seeblockade von der Außenwelt abgeschnitten, und es herrschte unvorstellbare Armut. Täglich fuhren Wagen durch die Stadt, um die Leichen von Verhungerten abzutransportieren. Und dann rekrutierten die Japaner auch in Indonesien *Romusha* für ihre Kriegsmaschinerie.» *Romusha* hießen die Zwangsarbeiter, die von den Japanern zu Hunderttausenden eingesetzt wurden, um Festungsanlagen und Luftschutzbunker an den endlosen Küsten des Archipels, Militärstützpunkte und Kasernen, Flugpisten und Straßen bauen zu lassen.

Ab Mitte 1942 verschleppten die Japaner Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene aus allen besetzten Ländern nach Thailand, um eine Eisenbahnstrecke durch den Dschungel nach Burma bauen zu lassen. 100 000 asiatische Arbeiter kamen dabei ums Leben. Die Alliierten warfen derweil Flugblätter ab, in denen die Bewohner der besetzten Länder zum Widerstand aufgefordert wurden, weil nur eine militärische Niederlage Japans zur Befreiung der Millionen Zwangsarbeiter führen werde **(Quelle 5)**.

Ab Mai 1944 ließen die japanischen Militärs eine weitere, 215 Kilometer lange Eisenbahnstrecke auf Sumatra verlegen. Sie sollte die Hafenstadt Padang im Süden der Insel mit dem Teil der Nordküste verbinden, der nur durch eine schmale Meerenge von Singapur getrennt ist. Neben 700 alliierten Kriegsgefangenen (Niederländern, Briten, Australiern und US-Amerikanern) setzten die Japaner an dieser Bahnlinie mehr als 10 000 indonesische Zwangsarbeiter ein. Auch von ihnen starben viele **(Quelle 6)**.

Der bekannteste Schriftsteller Indonesiens, Pramoedya Ananta Toer, schätzt, dass im Zweiten Weltkrieg «mindestens vier Millionen javanische Bauern als *Romusha* ums Leben kamen, als Futter für die militaristischen Nachkommen der Sonnengöttin».[20] In den meisten Büchern über den Zweiten Weltkrieg und in westlichen Statistiken über die Kriegstoten kommen die Opfer aus Indonesien nicht vor.

Hinweise für den Unterricht:

Dieses Kapitel beschreibt den aggressiven Vormarsch der japanischen Streitkräfte in Südasien. Dabei sollte verdeutlicht werden, dass es unterschiedliche Reaktionen darauf gab. Während die französische Kolonialverwaltung in Indochina und die Regierung in Thailand mit Japan kollaborierten, riefen die niederländischen Kolonialherren auf den indonesischen Inseln zum Widerstand auf. Und während die meisten Malaien und Inder den Vormarsch der japanischen Truppen nach Singapur bejubelten und unterstützten **(Quelle 2)**, gingen viele Chinesen in den Untergrund, um gegen die Invasoren zu kämpfen **(Quelle 1)**. Am Beispiel Indonesiens lässt sich zeigen, wie die anfänglichen Sympathien der Bevölkerung für die antikolonialen Versprechen Japans durch die brutale Realität des Besatzungsregimes untergraben wurden **(Quelle 3 und 4)**. Dafür steht insbesondere das Leiden von Hunderttausenden asiatischer Zwangsarbeiter **(Quelle 6)**, deren Befreiung eines der Kriegsziele der Alliierten war **(Quelle 5)**.

S. 213 f. S. 223 (2)

Fragestellungen:

- Beschreiben Sie die unterschiedlichen Reaktionen auf den japanischen Vormarsch von Seiten der Regierungen und der Bevölkerungen in den Ländern Südasiens.
- Diskutieren Sie – auch vor dem Hintergrund deutscher Verhaltensweisen während des Nationalsozialismus – den Satz des malaiischen Widerstandskämpfers Chin Peng: «Jeder von uns hatte die Wahl».
- Benennen Sie die Gründe, die den indonesischen Schriftsteller Pramoedya Ananta Toer dazu bewegten, vom Anhänger zum Gegner der Japaner zu werden.
  (vgl. hierzu die **Quellen 4, 5 und 6**)

Fußnoten

1 Jennings, Eric T.: Vichy in the Tropics. Pétain's National Revolution in Madagascar, Guadeloupe, and Indochina, 1940-1944. Stanford 2001. S. 136.
2 Marr, David G.: World War II and the Vietnamese Revolution. In: McCoy, Alfred W. (Hg.): Southeast Asia under Japanese Occupation. New Haven 1980. S. 141.
3 Jennings, a.a.O. 217f.
4 Ebd.
5 Marr, a.a.O., S. 143.
6 Batson, Benjamin A.: Siam and Japan. The Perils of Independence. In: McCoy, a.a.O., S. 296f.
7 Ebd., S. 297.
8 Ebd., S. 274.
9 Ebd., S. 275.
10 Zich, Arthur: Die aufgehende Sonne. Der Zweite Weltkrieg. Time-Life-Books. Niederlande 1980. S. 119ff.
11 Zich, a.a.O., S. 125.
12 Ebd., S. 125f.
13 Cheah, Boon Kheng: Interview am 1.11.2003. Penang, Malaysia.
14 Latuihamallo, Peter: Interview am 15.11.2002. Jakarta, Indonesien.
15 Fremerey, Michael: Indonesien. In: Nohlen, Dieter; Nuscheler, Franz (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 7. Südasien und Südostasien. Bonn 1994. S. 384 ff.; Fieldhouse, David K.: Die Kolonialreiche seit dem 18. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1965. S.278ff.
16 Zich, a.a.O., S. 128.
17 Van Langenberg, Michael: North Sumatra 1942-1945. The Onset of a National Revolution. In: McCoy, a.a.O., S. 49ff.
18 Pluvier, Jan: Unterdrückung und Unterstützung. Die Politik Japans angesichts des indonesischen Nationalismus im Zweiten Weltkrieg. In: südostasien informationen. 2, 1995. S. 43.
19 Reid, Anthony: Indonesia: From Briefcase to Samurai Sword. In: McCoy, a.a.O., S.22.
20 Toer, Pramoedya Ananta: Stilles Lied eines Stummen. Bad Honnef 2000. S. 185.

Für oder gegen die japanischen Besatzer

Quelle 1
Malaya: Keine Kompromisse

Chin Peng, der spätere Generalsekretär der Kommunistischen Partei Malayas, war erst 15 Jahre alt, als er sich dem antijapanischen Widerstand in Malaya anschloss. In seinen Memoiren «My Side of History» resümierte er:

«Jeder von uns hat die Wahl – wir können standhaft sein oder Kompromisse eingehen, wir können sparen oder Geld aus dem Fenster werfen, wir können jemanden kritisieren oder einfach wegschauen, wir können vergessen oder uns erinnern. Ich persönlich entschied mich, Freiheitskämpfer zu werden. […] Ich konnte keinerlei Kompromiss mit den Japanern schließen. Ebenso wenig hätte ich mich jemals mit einem System arrangieren und für dieses arbeiten können, das einzig auf den Fortbestand des britischen Kolonialismus baute.»

Chin Peng: My Side of History. Singapore 2003. S. 510f.

Quelle 2
Malaya: Treue zu Japan

*Nach ihrem Einmarsch in Malaya rekrutierten die Japaner Freiwillige (*Giyugun*) unter den malaiischen Einheimischen. Sie sollten «den brennenden Wunsch verspüren, ihrem Land zu dienen» sowie tapfer, fit und unverheiratet sein. Sie wurden auf die folgenden fünf Grundsätze vereidigt:*

«1. Wir, die *Malai Giyugun*, schwören dem japanischen Kaiserreich unsere immerwährende Treue.

2. Wir, die *Malai Giyugun*, werden dem Kampfgeist der japanischen Soldaten nacheifern.

3. Wir, die *Malai Giyugun*, werden unsere Ausbildung nach dem Vorbild der japanischen Soldaten absolvieren.

4. Wir, die *Malai Giyugun*, werden, angeführt von den kaiserlichen Truppen, die Halbinsel verteidigen.

5. Wir, die *Malai Giyugun*, werden mithelfen, die Wohlfahrt Malayas zu fördern und das großasiatische Reich aufzubauen.»

Akashi, Yoji: The Japanese Occupation of Malaya. Interruption or Transformation? In: McCoy, Alfred W. (Hg.): Southeast Asia under Japanese Occupation. New Haven 1980. S. 105.

Quelle 3
Indonesien: Japaner gefeiert

Der japanische General Imamura Hitoshi zeigte sich beim Einmarsch in Java vom Empfang durch die indonesische Bevölkerung überwältigt:

«Viele Eingeborene von fern und nah liefen zusammen, um uns zu begrüßen, so wie Leute in Japan auf die Straße laufen, wenn Soldaten bei Manövern vorbeimarschieren. Die Eingeborenen schenkten uns Kokosnüsse, Bananen und Papayas, und viele von ihnen streckten uns begeistert ihre Hände entgegen, den Daumen nach oben gereckt. […] Ich fragte mich, ob ich mich wirklich auf einem Feldzug befände, und sagte zu unserem Generalmajor Ozazaki: ‹Herr Oberbefehlshaber, hier haben wir den Krieg wohl schon gewonnen.›»

Reid, Anthony: Indonesia: From Briefcase to Samurai Sword. In: McCoy, a.a.O., S. 19.

Quelle 4
Indonesien: Erst Bewunderung dann Abscheu

Pramoedya Ananta Toer, der bekannteste Schriftsteller Indonesiens, arbeitete 1942 für eine japanische Nachrichtenagentur und schrieb später in seinen Memoiren:

«Ich konnte mich nicht dagegen wehren, eine gewisse Bewunderung für die Japaner zu empfinden, die Südostasiens Jahrhunderte alte Fesseln an Frankreich, England und Holland durchtrennt hatten. Als sei es wirklich eine himmlische Macht, hatte Dai Nippon Teikoku, das Große Japanische Kaiserreich, mit einem einzigen Atemhauch die Vergangenheit weggeblasen. Mit eigenen Augen hatte ich gesehen, wie Würde, Autorität und Respekt, die westlichen Menschen in meinem Heimatland zugebilligt wurden, in nur einem Augenblick verschwanden. Wie viele meiner Mitbürger hatte ich anfangs große Hoffnung auf die Befreiung vom Joch des Kolonialismus gelegt, die unser ‹großer Bruder› uns verkündete. […] Wie bei vielen anderen schlugen meine positiven Erwartungen bald in Abscheu um, als ich gewahrte, erfasste und begriff, dass Japan nichts anderes als eine neue Kolonialmacht war, die sich als noch habgieriger und unmenschlicher erwies als die früheren. […] Die Japaner betrachteten die Indonesier nicht nur als minderwertige Rasse, sondern eher noch als eine Herde Vieh, mit der sie umspringen konnten, wie es ihnen beliebte. Sie selbst fühlten sich als Herrenrasse. […] Fette Überschriften verkündeten japanische Siege zu Lande und zur See. Über die Leinwand flimmerten Bilder japanischer Siege und Überlegenheit, von der Sportübertragung bis zum Lustspiel. Der Rundfunk strahlte unablässig japanische und indonesische Militärlieder aus. Doch auf Javas Feldern und Straßen häuften sich die Leichen von Menschen, die von Grippe und Ruhr dahingerafft worden waren. Japanische Disziplin und Ordnung bedeuteten für die Indonesier Hunger und trostlose Armut.»

Toer, Pramoedya Ananta: Stilles Lied eines Stummen. Aufzeichnungen aus Buru. Bad Honnef 2000. S. 184f. und 191.

Quelle 5
Freiheit für die «Romusha»

Alliiertes Flugblatt: Erst die Niederlage der Japaner befreit die Zwangsarbeiter, die in Indonesien Romusha *genannt wurden.*

Zwangsarbeit für die japanischen Militärs

Quelle 6
«Wie ich Romusha wurde»

Augenzeugenbericht des Tagelöhners Samlawi aus Java

«Wie ich ein *Romusha* wurde? Kurzum: Ich wurde betrogen. Ich glaube, es war im Jahre 1942, als Japaner in Begleitung des Dorfoberhauptes in mein Haus kamen. Ich musste mit ihnen gehen. Ich war gerade acht Monate verheiratet und lebte im Tangerang-Distrikt in der Nähe Jakartas. Sie sagten, meine Arbeit werde etwas mit Sport zu tun haben und ich erhielte dafür einen guten Lohn. Nun, man kann es drehen und wenden, wie man will, mir standen tatsächlich ‹Leibesübungen› bevor. Nur was für welche! Knochenarbeit! […]

Als wir in der Verwaltungsstelle des Distrikts ankamen, waren wir insgesamt 66 Männer. Dann brachten sie uns nach Jakarta. Von dort ging es weiter mit dem Schiff, auf einem völlig verdreckten, heruntergekommenen Kahn, der offensichtlich vorher Kohle transportiert hatte. An Bord waren 9000 Menschen, darunter auch Chinesen und Schwarze, und das Schiff war völlig überladen. Wir bekamen Reis mit Eiern, aber das Essen schmeckte scheußlich, weil es wohl in Salzwasser gekocht war. Doch wenn man hungrig ist, ist man nicht wählerisch und isst alles. Um Wasser mussten wir uns selbst kümmern. Wenn es regnete, versuchten wir, soviel wie möglich von dem kostbaren Nass aufzufangen. Es gab Leute, die das Wasser tranken, das aus den Hähnen an Bord lief. Ich selbst tat das nicht, denn es schmeckte ebenfalls salzig. Schon bei dieser Überfahrt starben viele Leute, darunter auch einer meiner besten Freunde. […]

Nach zwei Tagen und einer Nacht erreichten wir Telukbayur in der Nähe von Padang im Süden von Sumatra. Dort wurden wir in ein Gefängnis gesperrt – wie Kriminelle. […] Ich dachte an meine Frau, die wohl glauben musste, ich sei nicht mehr am Leben. Jeden Tag erkrankten mehr Leute, und viele starben, auch weitere Freunde von mir. Wir Überlebenden mussten sie beerdigen. Etwa eine Woche verbrachten wir in diesem Gefängnis. Dann steckten sie uns in einen abgedunkelten Zug und verfrachteten uns nach Sawahlunto. Wir fuhren gegen halb sieben abends los und kamen am nächsten Abend um etwa neun Uhr an. Von dort mussten wir nach Muaro Sijunjung laufen und schließlich weiter nach Batu Karyang, einem Flecken mitten in der Wildnis. Hier mussten wir Bäume roden, den Boden ebnen und eine Trasse verlegen, die Bahnschwellen festen Halt bot. Das war eine schweißtreibende Plackerei. Tagein, tagaus – mit nur kurzen Pausen. Morgens um sechs Uhr weckten uns die Aufseher mit ihrem Geschrei: ‹Marsch, aufgestanden! Lauft zur Arbeit, los zur Arbeit!› Dabei war an Schlaf ohnehin kaum zu denken bei all den Moskitos und Flöhen. […]

Der indonesische Zwangsarbeiter Samlawi ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende.

Wenn du nicht mehr weiter arbeiten konntest, schlugen sie dich. Frühstück gab es nicht. Unsere erste Mahlzeit war um zwölf Uhr mittags. Wir dachten immer nur daran zu fliehen. Nur weg von den Japanern! Schluss mit der Schinderei! Doch wir wussten nicht, wohin wir hätten laufen sollen. Hätten sie uns bei einem Fluchtversuch erwischt, wären wir zu Tode geprügelt worden. Da war es immer noch besser auszuharren. […]

Drei Jahre, von 1942 bis 1945, war ich ein *Romusha*. Überlebt habe ich wohl nur, weil ich immer darauf achtete, möglichst nichts Schlechtes zu essen und nur Wasser zu trinken, das vorher abgekocht war. Viele erkrankten sehr schwer, weil sie Wasser direkt aus dem Fluss tranken. Manche starben davon. Eines Tages tauchte ein japanischer Lastwagen auf, beladen mit etwa dreißig Niederländern. Sie riefen: ‹Wir haben gewonnen!› Und wir hauten sofort ab. Wir waren allerdings nur noch 25 Mann. Ich machte mich auf den Weg nach Talukkuantan und wollte natürlich zurück nach Java. Dort war meine Frau. Aber wie sollte ich dorthin kommen? Ich hatte keinen Cent in der Tasche. Zum Überleben arbeitete ich als Gummizapfer auf Kautschukplantagen oder sammelte Holz und verkaufte es auf Märkten. Ich habe alles Mögliche gemacht, konnte aber nie genug Geld für die Heimreise beiseite legen und ansparen. Meine Frau dachte sicher, ich sei tot, und hatte wahrscheinlich längst einen anderen Mann geheiratet. […] Ich habe zahllose Briefe an meine Familie geschrieben. Ich weiß nicht, ob sie jemals ankamen. […] Ich dachte schließlich, dass meine Familie nichts mehr von mir hören und wissen wollte. […]

1947 heiratete ich wieder, eine Witwe mit zwei Kindern, mit der ich vier weitere Kinder hatte. Sie musste die Hochzeit bezahlen, weil ich nichts besaß außer meinen Händen und der Bereitschaft, damit zu arbeiten. So bin ich in Sumatra geblieben und nie mehr nach Java zurückgekehrt.»

Banning, Jan: Sporen van oorlog. Overlevenden van de Birma- en de Pakanbaroe-spoorweg. (Spuren des Kriegs. Überlebende der Burma- und Pakanbaru-Bahn). Utrecht 2003. S. 125-127.
Übersetzung aus dem Niederländischen: José Angelito U. Hardillo (Rotterdam) und Rainer Werning.

Die größte Kolonialarmee aller Zeiten

Indiens Rolle im Zweiten Weltkrieg

Im Zweiten Weltkrieg kämpften 2,5 Millionen indische Soldaten auf Seiten der Alliierten – die größte Kolonialarmee der Geschichte. Sie kam an Kriegsfronten in aller Welt zum Einsatz: von den pazifischen Inseln über Burma und Malaya bis nach Nordafrika und Europa. Indische Politiker wie Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru kämpften zwar auch im Krieg – wie schon in den Jahrzehnten davor – gegen die britische Kolonialherrschaft und für Indiens Unabhängigkeit, lehnten aber jede Zusammenarbeit mit den Achsenmächten ab. Ihr populärster Gegenspieler im Indischen Nationalkongress, Subhas Chandra Bose, sympathisierte dagegen mit dem Faschismus, suchte 1941 Exil in Nazideutschland und rekrutierte mit Hilfe der deutschen Wehrmacht eine *Indische Legion*, die – nach ihrer Eingliederung in die Waffen-SS – für Kriegsverbrechen in Frankreich verantwortlich war. 1943 nach Asien zurück gekehrt, warb Bose auch in Singapur und Malaya Freiwillige für seine *Indische Nationalarmee* an und marschierte mit ihnen, an der Seite der japanischen Streitkräfte, von Burma aus in den Norden Indiens ein. Trotz alledem wird der Nazi-Kollaborateur von vielen Indern bis heute als Nationalheld verehrt.

Indischer Soldat vor einem zerstörten italienischen Flugzeug in Afrika, 1941.

Im Zweiten Weltkrieg stand der gesamte indische Subkontinent unter britischer Herrschaft – vom Pandschab im Westen (im heutigen Pakistan) bis zu Bengalen im Osten (dem heutigen Bangladesch) und der Insel Ceylon im Süden (heute: Sri Lanka). Indien war die größte, wirtschaftlich wichtigste und mit mehr als 320 Millionen Einwohnern bevölkerungsreichste Kolonie des britischen «Empire». Großbritannien regierte weite Teile des Subkontinents Britisch-Indien in klassischer Kolonialmanier: mit einem britischen Generalgouverneur an der Spitze, britischen Funktionären in den Führungspositionen von Verwaltung und Militär sowie Zehntausenden indischen Beamten, Angestellten, Polizisten und Soldaten in den unteren Rängen.

2,5 Millionen Soldaten für die Alliierten

Bereits im 19. Jahrhundert hatte Großbritannien zur Sicherung seiner Macht auf dem riesigen indischen Subkontinent eine Berufsarmee von 150 000 indischen Soldaten aufgestellt, deren Sold, Ausrüstung und Unterhalt nicht aus britischen Steuergeldern stammte, sondern aus Mitteln der Kolonie. Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs erhöhte die britische Regierung die Zahl der Soldaten in Heer, Marine und Luftwaffe der *Royal Indian Army* auf etwa 2,5 Millionen.[1] Inder bildeten damit die größte Kolonialtruppe in der Geschichte des europäischen Kolonialismus. Hinzu kamen noch 120 000 *Gurkhas* aus dem benachbarten Königreich Nepal, das zwar formal unabhängig war, aber schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts Söldner für die britischen Streitkräfte stellte.

In Indien gab es keine Wehrpflicht. Die *Royal Indian Army* war eine Freiwilligenarmee und die indischen Soldaten waren damit in einer besseren Position als etwa die 100 000 afrikanischen Soldaten aus britischen Kolonien, die 1943/44 in Indien Zwischenstation machten, bevor sie in Burma an die Front zogen. Während die afrikanischen Verbände fast durchgehend britische Befehlshaber hatten, stieg die Zahl der Inder, die als Offiziere Kommandofunktionen übernahmen, im Zweiten Weltkrieg von 600 auf 14 000. Die indischen Soldaten erhielten später auch Invalidenrenten und Pensionen. Selbst wenn diese geringer waren als die der britischen Soldaten, standen sich die Berufssoldaten der *Royal Indian Army* besser als die meisten afrikanischen Veteranen. Die Briten fanden in Indien so viele Freiwillige, weil dort die wirtschaftliche Not zur Zeit des Zweiten Weltkriegs groß war.

Die führenden indischen Politiker unterstützten die britischen Rekrutierungskampagnen nicht. Als der Krieg begann, hatte Mahatma Gandhi bereits fast ein halbes Jahrhundert gegen die britische Kolonialherrschaft gekämpft. 1939 forderte er von der britischen Regierung ultimativ die Unabhängigkeit Indiens als Gegenleistung für eine Unterstützung Großbritanniens im Krieg. Sein politischer Erbe und Nachfolger in der Führung des Indischen Nationalkongresses, Jawaharlal Nehru,

vertrat eine ähnliche Position. Anders als Ghandi, der auch auf eine mögliche japanische Invasion mit gewaltfreiem Widerstand reagieren wollte, wäre Nehru für die Zusage der Unabhängigkeit bereit gewesen, indische Truppeneinsätze auf Seiten der Alliierten offensiv zu unterstützen. Aber die Briten verweigerten jegliche politischen Zugeständnisse gegenüber dem Indischen Nationalkongress. Selbst als die japanischen Truppen nach ihrem Einmarsch in Malaya und Burma 1942 kurz vor der indischen Grenze standen, riefen sowohl Gandhi als auch Nehru deshalb dazu auf, unter der Parole «Quit India!» weiterhin gewaltfrei gegen die britische Herrschaft zu demonstrieren. Die Proteste und Blockadeaktionen ihrer Anhänger verzögerten auch britische Militärtransporte. 57 Bataillone der britischen Truppen und der *Royal Indian Army* waren in den Kriegsjahren damit beschäftigt, Unruhen niederzuschlagen und aufsässige Provinzen unter Kontrolle zu bringen.

Von 1942 bis 1944 hielten die britischen Kolonialbehörden Gandhi und Nehru deshalb in Haft. Deren Anhänger waren empört und reagierten mit Protesten und Sabotageakten. Um einen offenen Bürgerkrieg zu verhindern, stellte die britische Regierung Indien schließlich doch die Unabhängigkeit nach Kriegsende in Aussicht.

Als Berufsarmee stand die *Royal Indian Army* trotz wachsender politischer Spannungen bis Kriegsende loyal zu Großbritannien. Ihre 30 Divisionen leisteten einen wichtigen Beitrag zum Sieg der Alliierten über die Achsenmächte. Indische Kolonialtruppen kämpften an fast allen Kriegsschauplätzen – von Asien über den Nahen Osten und Nordafrika bis nach Europa **(Quellen 1 und 3)**.

Indien war auch Kriegsschauplatz. Nach der Besetzung Malayas und Singapurs flogen japanische Bomberpiloten im Frühjahr 1942 Luftangriffe gegen Städte an der indischen Ostküste. Japanische U-Boote versenkten 23 alliierte Frachter im Golf von Bengalen, während japanische Flugzeuge und Kanonenboote Ceylon angriffen. Auf der Insel unterhielt die britische Kriegsmarine einen Stützpunkt, und dort lagerten große Öl- und Treibstoffvorräte. Von einem kanadischen Aufklärungsflugzeug rechtzeitig gewarnt, hatten die Briten vor dem japanischen Angriff ihre Flotte nach Kenia an die ostafrikanische Küste zurückgezogen, während einheimische Luftabwehr- und Küstenschutzverbände Ceylon verteidigten **(Quelle 2)**.

Etwa 60 000 Inder ließen im Zweiten Weltkrieg ihr Leben und eben so viele wurden verwundet.[2] Andere Quellen sprechen von 24 000 bis 36 000 gefallenen Soldaten und 25 000 getöteten Zivilisten. Fast 80 000 Inder gerieten in deutsche, italienische oder japanische Kriegsgefangenschaft und mussten Zwangsarbeit leisten.[3]

Die *Indische Legion* der Nazis

Subhas Chandra Bose gehörte bei Kriegsbeginn zu den einflussreichsten Politikern Indiens. Im März 1939 hatte ihn der Indische Nationalkongress, die wichtigste Organisation der antikolonialen Opposition, zum zweiten Mal in Folge zum Präsidenten gewählt, obwohl sein Gegenkandidat die Unterstützung der beiden prominentesten indischen Politiker, Mahatma Gandhi

Subhas Chandra Bose, indischer Kollaborateur der Nazis, nannte sich auch «Netaji», was so viel heißt wie «verehrter Führer».

und Jawaharlal Nehru, genoss. Sie kritisierten nicht nur das von Bose propagierte Konzept eines bewaffneten Aufstands gegen die britische Kolonialherrschaft, sondern auch seine Absicht, dabei mit Japan und Nazideutschland zusammen zu arbeiten. Während sich Bose schon bei Europareisen in den dreißiger Jahren mit Mussolini und hochrangigen Funktionären des NS-Regimes getroffen hatte, lehnte Nehru Kontakte zu den faschistischen Mächten kategorisch ab. Wegen dieser politischen Differenzen musste Bose 1939, wenige Monate nach seiner Wahl, von seinem Amt zurücktreten. Von den Briten 1940 verhaftet und unter Hausarrest gestellt, floh er Anfang 1941 über die Sowjetunion nach Deutschland.

Bose kam am 2. April 1941 in Berlin an und legte eine Woche später der NS-Regierung eine Erklärung vor. Danach sollte sich Deutschland grundsätzlich für die Unabhängigkeit Indiens aussprechen und die Aufstellung indischer Einheiten fördern, die den Kern einer *Indischen Nationalarmee* bilden sollten.[4]

Bose wusste, dass Adolf Hitler in seinem Buch «Mein Kampf» gegen indische Freiheitskämpfer polemisiert und die britische Kolonialherrschaft in Indien mit rassistischen Argumenten gerechtfertigt hatte. Auch verweigerte das Naziregime jegliche offizielle Erklärung zu Gunsten der indischen Unabhängigkeit. Trotzdem suchte Bose die Kollaboration mit Nazideutschland.

Vor seiner Audienz bei Hitler am 27. Mai 1942 agierte Bose in Berlin inkognito, weil viele Inder die Zusammenarbeit mit den Faschisten ablehnten. Bis dahin hatte die deutsche Abwehr, der militärische Geheimdienst, nur eine kleine Gruppe von Indern als Agenten für Sabotageakte gegen britische Einrichtungen angeworben. Jetzt richtete das Auswärtige Amt in Berlin eine «Zentrale Freies Indien» ein. Die meisten der 13 Mitarbeiter waren Inder. Sie hatten an deutschen Hochschulen studiert oder in indischen Vereinen in Deutschland Posten bekleidet. Die «Zentrale Freies Indien» gab die Zeitschrift «Azad Hind» heraus und betrieb den Propagandasender «Azad Hind Radio». Er strahlte Programme in indischen Sprachen sowie Englisch aus und richtete sich an Inder im britischen Empire. Die NS-Führung reagierte zunächst zurückhaltend auf Boses Drängen, in Deutschland Einheiten für eine *Indische Nationalarmee* aufzustellen. Das änderte sich nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941. Nach Plänen der Wehrmacht sollten motorisierte deutsche Verbände nach der Eroberung des Kaukasus durch den Iran und Afghanistan bis zur indischen Grenze vordringen. Und dort würden ihr indische Soldaten von Nutzen sein.[5] Mit Hilfe des Sonderreferats Indien des Auswärtigen Amtes begann Bose Mitte 1941 Soldaten für eine *Indische Legion* anzuwerben. Sie

Soldaten der Indischen Legion *auf Seiten der deutschen Wehrmacht 1944 am «Atlantikwall».*

war als *Infanterieregiment 950* in die deutsche Wehrmacht eingegliedert, hatte deutsche Ausbilder und Kommandeure, und ihre Rekruten schworen ihren Eid nicht nur auf Bose, sondern auch auf Adolf Hitler. Da sich nur wenige Inder, die in Deutschland und den besetzten Ländern studierten, freiwillig für die *Indische Legion* meldeten, versuchte Bose, in deutschen Lagern indische Kriegsgefangene zu rekrutieren, die etwa in Nordafrika in den britischen Streitkräften gekämpft hatten. Die meisten ließen sich überzeugen, die Seiten zu wechseln, manche beugten sich aufgrund von Gruppenzwang und Gewalt **(Quelle 4)**. Einschließlich ihrer 300 deutschen Offiziere, Unteroffiziere und Dolmetscher erreichte die *Indische Legion* eine maximale Stärke von etwa 3500 Mann.

Spätestens 1943 war abzusehen, dass ein Durchmarsch der deutschen Wehrmacht durch den Kaukasus und den Mittleren Osten bis zur indischen Westgrenze unwahrscheinlich war. Die Rote Armee hatte nach ihrem Sieg in Stalingrad mit ihrer Gegenoffensive begonnen, und die Landung alliierter Truppen an der Atlantikküste war nur noch eine Frage der Zeit. Bose ließ sich von deutschen und japanischen U-Booten nach Asien zurück bringen, während die Wehrmacht seine Legion statt in den Fernen Osten an die Westfront verlegte, nach Belgien, Holland und in die Nähe von Bordeaux. Eine Kompanie kam auch in Italien zum Einsatz. Als Heinrich Himmler 1944 den Befehl erteilte, die *Indische Legion* in die Waffen-SS zu überführen, protestierte nur eine Minderheit von Boses Soldaten dagegen, die Totenkopfuniform anzulegen. Indische Soldaten beteiligten sich an «Vergeltungsaktionen» der Waffen-SS gegen die französische Zivilbevölkerung, verfolgten Partisanen, plünderten Dörfer und vergewaltigten Frauen. Versuche der Alliierten, die indischen Soldaten der deutschen Wehrmacht zum Überlaufen zu bewegen, blieben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, erfolglos **(Quelle 5)**. Noch im Januar 1945 waren 2593 Inder in Frankreich im Einsatz.[6] Erst als das Regiment im Frühjahr 1945 im Allgäu in alliierte Gefangenschaft geriet, wurde es aufgelöst.

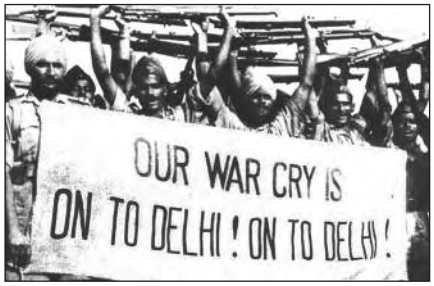
Die *Indische Nationalarmee* auf Seiten Japans

Zurück in Asien richtete Subhas Chandra Bose im Juli 1943 das politische und militärische Hauptquartier seiner Bewegung im von den Japanern besetzten Singapur ein. Am 21. Oktober 1943 proklamierte er dort vor 50 000 begeisterten Anhängern die «Provisorische Regierung des Freien Indien» («Azad Hind»). Die japanische Regierung erkannte sie als einzig rechtmäßige Vertretung Indiens an; Deutschland und Italien folgten diesem Beispiel.

Zu den ersten Amtshandlungen der Exilregierung Boses in Singapur gehörte die Kriegserklärung an die Alliierten und die Formierung eines asiatischen Ablegers seiner *Indischen Nationalarmee*.

Boses Ruf «Chalo Delhi!» («Auf nach Delhi!») folgten 200 000 Inder aus Singapur und Malaya, die bereit waren, an der Seite japanischer Truppen in Indien einzumarschieren. Viele schenkten Bose ihre Ersparnisse und ihren Schmuck, damit er Waffen kaufen konnte.[7] Bose konnte allerdings nur 30 000 Freiwillige in Singapur militärisch ausbilden, darunter überwiegend Landarbeiter aus Ceylon. Deshalb bemühte er sich – wie zuvor schon in Deutschland –, indische Kriegsgefangene mit militärischer Erfahrung anzuwerben. Zwischen 20 000 und 45 000 Inder, die zuvor für die Briten gekämpft hatten und in japanischen Lagern inhaftiert waren, sollen sich letztlich seiner Nationalarmee angeschlossen haben[8] , deren maximale Stärke (inklusive weiterer Freiwilliger und Überläufer, die später in Burma dazustießen) auf 80 000 Mann geschätzt wird.

Im April 1944 überschritten die ersten 7 000 indischen Soldaten zusammen mit japanischen Truppen von Burma aus die indische Grenze, um Imphal einzunehmen. Bose wollte den Sitz seiner provisorischen Regierung in diese Stadt verlegen und von dort aus die Inder zum Aufstand gegen die britische Kolonialmacht aufrufen. Dazu kam es nicht, weil die Alliierten Imphal angriffen, drei Fünftel der japanischen Truppen ausschalten konnten und die *Indische Nationalarmee* aufrieben.



Freiwillige der Indian National Army *in Singapur: «Unser Kriegsruf: Auf nach Delhi!»*

Seit Kriegsbeginn hatte Subhas Chandra Bose geplant, die britischen Kolonialherren in Indien an zwei Fronten anzugreifen: von Osten über Burma mit japanischen Truppen und von Westen über Afghanistan mit der deutschen Wehrmacht. Hintergrund seiner Idee war ein Militärabkommen, das die NS-Führung 1941 mit der japanischen Regierung geschlossen hatte. Darin hatten die Verbündeten den 70. östlichen Längengrad als Grenze ihrer Machtsphären nach Kriegsende festgelegt. Der 70. Längengrad verläuft von der afghanisch-indischen Grenze im Norden durch den Westen des Subkontinents (das heutige Pakistan).

Alliierte Truppen – darunter 2,5 Millionen seiner indischen Landsleute – vereitelten die Pläne Boses und seiner faschistischen Verbündeten. Kurz vor Kriegsende kam er auf der Flucht nach Japan unter ungeklärten Umständen bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.

Sechs Jahrzehnte später gilt er vielen – insbesondere in seiner Heimatprovinz Bengalen – noch immer als «Nationalheld». Schulen, Universitäten sowie der Internationale Flughafen von Kalkutta sind nach ihm benannt. In einem populären Spielfilm von 2004 wird er verherrlicht und seine Anhänger, die in der Waffen-SS und auf der Seite Japans gekämpft hatten, konnten ihre Karrieren in der indischen Nachkriegsgesellschaft unbehelligt fortsetzen. Eine kritische Aufarbeitung dieser indisch-deutschen Kollaborationsgeschichte steht bis heute aus.

Hinweise für den Unterricht:
Zentrales Lernziel dieses Kapitels ist zu vermitteln, welchen enormen Beitrag Indien im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der Alliierten geleistet hat, auch wenn dieser bis heute hierzulande weitgehend vergessen ist. Die Augenzeugenberichte **(Quellen 1, 2 und 3)** illustrieren die Bedeutung der größten Kolonialarmee in diesem Krieg. Ein Vergleich der Herkunfts- und Einsatzorte der ausgewählten Kriegsteilnehmer auf Karten oder Globen macht plastisch nachvollziehbar, wie umfassend auch Menschen aus der sogenannten «Dritten» Welt in den «Welt»-Krieg einbezogen waren. Dabei sollte nicht verschwiegen werden, dass es in Indien auch hochrangige Politiker gab, die mit der faschistischen Ideologie sympathisierten und sich nicht scheuten, indische Soldaten auf Seiten Nazideutschlands und Japans in den Krieg zu schicken. Obwohl sie von der deutschen Wehrmacht zum Teil mit Gewalt rekrutiert wurden **(Quelle 4)**, ließen sich die meisten indischen Legionäre auf Seiten Nazideutschlands bis Kriegsende nicht davon überzeugen, die Waffen nieder zu legen **(Quelle 5)**.
S. 214 S. 223 (9)

Fragestellungen:
- Beschreiben Sie, wie, wo und von wem indische Soldaten im Zweiten Weltkrieg eingesetzt wurden.
- Suchen Sie (über die Quellen hinaus) weitere Beispiele für Einsätze, an denen indische Einheiten im Ersten und im Zweiten Weltkrieg beteiligt waren.
  (vgl. hierzu z.B. die Website zu den Unterrichtsmaterialien britischer Historiker «We also Served» sowie die dort zu findenden Links:
  www.bgfl.org/bgfl/custom/resources_ftp/client_ftp/teacher/history/served/index.htm)
- Beschreiben Sie die unterschiedlichen Positionen indischer Politiker zur Kollaboration mit den faschistischen Achsenmächten im Zweiten Weltkrieg.
- Subhas Shandra Bose kollaborierte mit Nazideutschland und Japan mit dem Ziel, die britischen Kolonialherren aus Indien zu vertreiben, obwohl ihm die Kriegsverbrechen der faschistischen Mächte bekannt waren. Für die Freiheit seiner Landsleute nahm er die Unfreiheit anderer in Kauf.
  Nehmen Sie kritisch Stellung zu dieser Haltung und der dafür gegebenen Rechtfertigung: «Der Feind meines Feindes ist mein Freund».
- Recherchieren Sie im Internet unter dem Namen Subhas Shandra Bose und beschreiben Sie anhand der Ergebnisse, welches Ansehen er in Indien und Deutschland genießt und welche Rolle seine Kolloboration mit den Nazis heute noch spielt.

Fußnoten
1 Diese Zahl findet sich im Porträt von Mahindra Singh Pujji in: We also Served, A Memorial Gates Project. Published by Birmingham Advisory and Support Service (BASS). Birmingham 2003. Und in: Somerville, Christopher: Our War. How the British Commonwealth fought the Second World War. London 1998. S. 10.
2 Vgl. Mahindra Singh Pujji: We also Served, a.a.O.
3 Schwartzberg, Joseph E. (Hg.): An Historical Atlas of South Asia. New York/Oxford 1992. S. 74.
4 Zöllner, Hans-Bernd: Der Krieg als Vater der Unabhängigkeit. Subhas Chandra Bose und die Bedeutung des Zweiten Weltkriegs für Birmas Kampf um die Unabhängigkeit. In: südostasien informationen. 2, 1995. S. 25.
5 Weidemann, Diethelm/Günther, Lothar: Das indische Infanterie-Regiment 900. In: Höpp, Gerhard/Reinwald, Brigitte (Hg.): Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen, 1914-1945. Berlin 2000. S. 200.
6 Oesterheld, Joachim: Die Indische Legion in Frankreich. In: Höpp/Reinwald, a.a.O., S. 211.
7 Akashi, Yoji: The Japanese Occupation of Malaya. Interruption or Transformation? In: McCoy, Alfred W. (Hg.): Southeast Asia under Japanese Occupation. New Haven 1980. S. 76.
8 Vgl. Kuhlmann, Jan: Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte. Berlin 2003. S. 310.

Inder an Kriegsfronten in aller Welt

Quelle 1
Unter britischem Kommando in England und Nordafrika: Mahindra Singh Pujji

Geboren 1918 im nordindischen Simla, besuchte Mahindra Singh Pujji Schule und College in Lahore, studierte Jura, machte 1936 den Flugschein an der «Delhi Flying School», arbeitete danach als Flieger für die Ölfirma Shell und meldete sich bei Kriegsbeginn zur «Royal Air Force», die dringend Piloten suchte. Als einer der ersten indischen Kampfflieger kam er 1940 nach England, wo er etliche deutsche Flugzeuge abschoss und zwei Bruchlandungen überlebte. Später flog er Einsätze in Nordafrika und Burma. Außer ihm überlebte nur noch ein weiterer Pilot seiner Staffel:

«An dem Tag, als ich das erste Flugzeug abgeschossen hatte, ging ich in mein Zimmer und legte mich hin. Nach dem, was ich durchgemacht hatte, wollte ich mit niemandem reden. Denn ich hätte genauso gut sterben können. Bei einer anderen Gelegenheit fiel mir plötzlich mitten im Flug auf, dass mein Armaturenbrett ausgefallen war. Wegen des Motorenlärms hatte ich das zunächst gar nicht bemerkt. Eine Kugel hatte die gesamte Apparatur zerstört. In einer Höhe von etwa 18000 Fuß verlor der Motor Öl und schwarzer Rauch trat aus. Ich glitt über den englischen Kanal, bis ich auf etwa 7000 Fuß abgefallen war und per Funk die Aufforderung erhielt, abzuspringen, ein Schiff in der Nähe werde mich aufgreifen. Da ich nicht schwimmen konnte, hielt ich nichts davon, abzuspringen und meldete per Funk an unsere Einsatzleitung, dass ich es lieber mit einer Bruchlandung versuchen wolle. Sie wünschte mir viel Glück und schon sah ich die weißen Kreidefelsen von Dover. Alles schien nach Plan zu verlaufen, bis ich die Landeklappen öffnete und das Flugzeug in Flammen aufging. Ich schaffte die Bruchlandung gerade noch, und Helfer zerrten mich im letzten Moment aus dem brennenden Wrack. Danach verbrachte ich sieben oder acht Tage im Krankenhaus.»

Um an die «vergessenen» Einsätze von Millionen indischer Soldaten der antifaschistischen Allianz im Zweiten Weltkrieg zu erinnern, führten britische Historiker 50 Jahre später Interviews mit indischen Veteranen. Unter dem Titel «We also Served» («Auch wir haben gedient») stellten sie Porträts von Kriegsteilnehmern für den Geschichtsunterricht an Schulen zusammen.
Die Berichte der hier zitierten Augenzeugen stammen aus dieser Sammlung: We also Served. A Memorial Gates Project. Published by Birmingham Advisory and Support Service (BASS). Birmingham 2003.

Quelle 2
In Ceylon: W. P. J. Silva

Geboren 1911 in Gandara, im Süden Ceylons, meldete sich W. P. J. Silva in den dreißiger Jahren freiwillig zur Ceylon Defence Volunteer Force, *einer in den dreißiger Jahren aufgestellten Einheit zur Verteidigung der Insel, die nur aus Teilzeitsoldaten bestand. Als Offizier dieser Truppe kommandierte Silva den Küstenschutz, als die japanischen Streitkräfte 1942 die Insel angriffen:*

«Als ich als Freiwilliger den Streitkräften Ceylons beitrat, tat ich dies eher aus Spaß und weil einige Freunde sich ebenfalls gemeldet hatten. Niemand erwartete einen Krieg, die Leute hatten sich schließlich kaum vom Ersten Weltkrieg erholt. Das Soldatendasein erschien uns wie ein Spiel. Einmal im Jahr besuchten wir ein Ausbildungscamp auf dem Land, in den Hügeln von Dryatalawa, und machten uns eine schöne Zeit. Doch dann tauchten britische Truppen in Colombo auf, denen es gerade noch gelungen war, vor den Japanern aus Singapur zu fliehen. Viele hatten ihre Ausrüstung und Uniform verloren oder zurücklassen müssen und waren fast verhungert. Wir versorgten sie mit Essen und neuer Kleidung und freundeten uns mit ihnen an.

Die Hauptaufgabe der ceylonesischen Truppen war, eine Invasion der Japaner abzuwehren und die wichtigsten zivilen und militärischen Installationen der Insel gegen Angriffe zu verteidigen, insbesondere die Häfen von Colombo und Trincomalee. Der natürliche Hafen von Trincomalee mit seinen geschützten Buchten hätte den Japanern ideale Voraussetzungen für eine Landung geboten, wäre es ihnen gelungen, unsere Verteidigungslinien zu durchbrechen. Mein Regiment grub sich entlang der Strände ein und verschanzte sich auch in Stellungen auf den umliegenden Hügeln, von denen wir jeden Landeversuch mit Maschinengewehren vereiteln konnten. Wir hatten unsere Luftabwehrgeschosse getarnt […].

Als die ersten japanischen Flugzeuge auftauchten, befahl ich meiner Einheit, nicht sofort zu schießen, um unsere Positionen nicht zu verraten. Andernfalls hätten sie uns alle getötet. Erst als die Flugzeuge über uns waren, nahmen meine Männer sie vom Strand aus unter anhaltenden Beschuss. Das war eine gefährliche Sache, da unsere Stellungen gut sichtbar waren. Nach dem Luftangriff war unsere Deckung von Kugeln aus den Maschinengewehren der Feinde durchsiebt.»

Ebd.

Inder an Kriegsfronten in aller Welt

Quelle 3
In Burma: Tilbahadur Thapa

Geboren in Nepal, verließ Tilbahadur Thapa sein Bergdorf, um sich der Royal Indian Army *anzuschließen. Damit folgte er der langen Tradition der nepalesischen* Gurkhas*, die für die britischen Streitkräfte kämpften. Thapa gehörte 1943 zu einer Spezialeinheit, die in Burma hinter den feindlichen Linien gegen die japanischen Verbände operierte. Die Soldaten dieser Sondereinheit hießen* Chindits*, nach den steinernen Löwen, welche die Eingänge buddhistischer Tempel bewachen. Nach schweren Gefechten mit japanischen Truppen bestand Thapas Einheit schließlich nur noch aus sechs Mann, und er übernahm das Kommando:*

«Wir marschierten drei Monate lang durch den Busch und lebten von dem, was wir fanden. Wir schliefen manchmal auf Bäumen oder suchten nach Höhlen. Dann kam die Regenzeit, und ich entschied, in einem Dorf Proviant zu kaufen und uns nach den Stellungen unserer Truppen zu erkundigen. Ich sagte: ‹Entweder wir treffen auf unsere Leute, dann kommen wir lebend wieder nach Hause. Oder wir treffen auf den Feind, dann müssen wir bereit sein zu sterben.' Wir sahen keine andere Möglichkeit mehr.»

Dorfbewohner verrieten das Kommando an die Japaner.

«Sie brachten uns in ein Gefängnis, in dem zwanzig andere Gurkhas saßen. Am nächsten Morgen führten sie uns ab, wir mussten Tag und Nacht marschieren, bis wir das Gefängnis in Rangun erreichten. Dort hatten sie 700 Leute unterschiedlicher Herkunft aneinander gefesselt. Sie lagen auf dem Rücken, konnten nicht mal ihre Beine ausstrecken, und unter ihnen war eine Rinne für ihren Urin und ihre Fäkalien. Der Gestank war grauenvoll. Die ganze Nacht über waren wir von Moskitos umgeben und tagsüber von Fliegenschwärmen. Und es war heiß! Nach einem Monat holten sie uns raus. Ein japanischer Offizier fragte, ob wir lieber für sie arbeiten oder in dieses Gefängnis zurückkehren wollten. Wer arbeiten wolle, sollte aufzeigen. Alle Hände gingen nach oben.»

Die Gefangenen arbeiteten in Mandalay, wo Tilbahadur die Panik nach einem britischen Bombenangriff nutzte, um zusammen mit zwei anderen Männern zu fliehen. Nach einem siebentägigen Fußmarsch erreichten sie endlich die britischen Linien. Nachdem sie glaubhaft versichern konnten, dass sie sich loyal verhalten hatten, erhielt Tilbahadur Genesungsurlaub.

«Sie versprachen, mir fünf Orden zu verleihen. Aber nichts dergleichen geschah.»

We also Served. A Memorial Gates Project. Published by Birmingham Advisory and Support Service (BASS). Birmingham 2003.

Quelle 4
Inder für die deutsche Wehrmacht

1942 begann der im Berliner Exil lebende indische Kollaborateur Subhas Shandra Bose mit der Rekrutierung indischer Einheiten für die Wehrmacht. Sie bestanden weitgehend aus Indern, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren. Ihr deutscher Ausbildungsoffizier, Oberleutnant Ulrich von Kritter, notierte über die indischen Soldaten:

«Es ist nicht leicht aus einer Masse stumpfer Gefangener, die schon monatelang der militärischen Disziplin entwöhnt sind und politisch und weltanschaulich entweder völlig indifferent oder aber vielfältig gesplittert sind, Vorkämpfer für neue politische und militärische Ziele herauszufinden[…]» […]

«Mit wachsender Größe der Legion verbessern sich die Werbungsergebnisse. […] Ein gewisser Herdentrieb mag dabei mitsprechen, andrerseits wächst aber auch die Kenntnis von Zielen und Aufgaben der Legion und das Gefühl, dass die Legion Sammelpunkt der in Deutschland befindlichen Inder wird. Vor einigen Tagen konnte Exzellenz Bose zum 2000. Legionär seine telegrafischen Glückwünsche aus Berlin senden. […]

Allerdings trieben es die Propagandisten in ihrem Eifer bei einzelnen Männern reichlich weit und organisierten eine wohlfundierte ‹Klassenkloppe', wenn einzelne Kameraden nachträglich wieder abspringen wollten. Soweit solche gegenseitige Erziehung nicht in Rohheiten ausartet, was bisher nur in wenigen Einzelfällen festgestellt werden konnte, erscheint sie bei diesen weichen Menschen außerordentlich heilsam.»

In: Kuhlmann, Jan: Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte. Berlin 2003. S. 239f.

Quelle 5
Inder mit dem Freien Frankreich

In der französischen Ortschaft Ruffec rief ein desertierter Unteroffizier über Lautsprecher die indischen Legionäre in Hindustani zum Überlaufen auf:

«Wacht auf, Inder! Die Deutschen werden den Krieg verlieren. Ihre Tage sind gezählt. Die Deutschen wollten die ganze Welt beherrschen, aber jetzt erwartet sie ein ganz anderes Schicksal. Glaubt keinen Moment mehr daran, dass sie noch jemals gewinnen können. Und macht euch bewusst, dass sie euch selbst nach einem Sieg niemals ein freies Indien gewährt hätten. Wenn ihr jemals ein freies Indien erleben wollt, dann schließt euch dem Freien Frankreich an. Nur ein freies Frankreich kann auch Indien die Freiheit garantieren.»

In: Oesterheld, Joachim: Die Indische Legion in Frankreich. In: Höpp, Gerhard; Reinwald, Brigitte (Hg.): remdeinsätze. Berlin 2000. S. 221.

Ein Land im Widerstand

Die antijapanische Bewegung in den Philippinen

Der japanische Angriff auf die Philippinen, damals noch eine US-amerikanische Kolonie, begann zeitgleich mit dem Überfall auf Pearl Harbor im Dezember 1941. Nach kurzen Rückzugsgefechten zogen sich die US-Truppen schon Anfang 1942 aus dem Land zurück und die Filipinos blieben fast drei Jahre lang in ihrem Widerstand gegen die japanischen Besatzer auf sich alleine gestellt. Überall auf den philippinischen Inseln operierten anti-japanische Guerillagruppen, insgesamt «etwa eine Million Partisanen». Wegen dieses breiten Widerstandes nahmen die japanischen Truppen grausame Rache an der Zivilbevölkerung, bevor sie sich 1945 aus dem Land zurück ziehen mussten. Allein bei der Befreiung der Hauptstadt Manila kamen 100 000 Zivilisten ums Leben.

«Veteranengrab» auf einem Friedhof von Sagada, einem Bergdorf im Norden der Philippinen.

«In den Philippinen gab es im Zweiten Weltkrieg mehr Opfer als in irgendeinem anderen Land Südostasiens. Nirgends war die Zerstörung so groß wie hier. Die Zahl der Filipinos, die im Krieg ums Leben kamen, liegt nach offiziellen Angaben der Regierung bei 1,1 Millionen. Das ist ein extrem hoher Prozentsatz: Einer von 16 Filipinos starb im Krieg,» berichtet Ricardo Trota José. Er lehrt Geschichte an der Universität der Philippinen und forscht seit vielen Jahren über den Zweiten Weltkrieg und die japanische Besatzungszeit in seinem Land. Aufgrund ihrer strategischen Lage hätten die 7000 philippinischen Inseln im Krieg eine «Sonderrolle in Südostasien» eingenommen: «Von hier aus ließen sich die Schifffahrtslinien kontrollieren, die für die Japaner und die US-Amerikaner unverzichtbar waren. Deshalb wurde unser Land gleich zweimal zum Schlachtfeld, zu Beginn und gegen Ende des Kriegs. Die Philippinen standen seit Beginn des 20. Jahrhunderts unter US-amerikanischer Kolonialherrschaft. Aber die Amerikaner hatten 1935 versprochen, die Filipinos zehn Jahre später in die Unabhängigkeit zu entlassen. Mitten in dieser Übergangsperiode griffen 1941 die Japaner an. Wir hatten bereits eine philippinische Übergangsregierung und eine eigene Armee. Anders als in Indien, Burma, Malaya und Indonesien schien unsere Unabhängigkeit zum Greifen nah. Für die Filipinos war deshalb nach dem japanischen Überfall völlig klar, dass die Japaner keine Befreier, sondern Feinde waren.» Achtzig Prozent der Bevölkerung, so Ricardo Trota José, hätten auf die eine oder andere Weise den Widerstand gegen die japanischen Besatzer unterstützt. «Eine Million Filipinos kämpften in verschiedenen Guerilla-Bewegungen. Das Problem war nur: Es gab nicht genug Waffen. Auf zwanzig Freiwillige, die zu den Partisanen gingen, kam nur ein Gewehr.»[1]

Mit mehr als 30 000 Kämpfern und 70 000 Reservisten war die antijapanische Volksbefreiungsarmee *Hukbalahap* die schlagkräftigste philippinische Guerilla. Ihr Anführer Luis Taruc hatte bereits 1936 vor einem Weltkrieg gewarnt, als er noch Generalsekretär der Sozialistischen Partei war, die sich 1938 mit der Kommunistischen Partei zur «Partido Komunista ng Pilipinas» vereinigte. Und er hatte bereits nach dem japanischen Überfall auf China vorausgesehen, dass der Krieg auch die Philippinen erreichen würde. Sich auf die Seite der USA zu schlagen, die das Land zu Beginn des 20. Jahrhunderts kolonialisiert hatten, sei für die sozialistisch orientierten Oppositionellen keine leichte Entscheidung gewesen, erklärte Luis Taruc im Rückblick. Aber die faschistischen Achsenmächte hätten für sie eine weitaus größere Gefahr dargestellt **(Quelle 1)**.

Die japanische Luftwaffe flog ihre ersten Angriffe auf die Philippinen am 8. Dezember 1941, sieben Stunden nach ihrer Attacke auf die US-Pazifikflotte in Pearl Harbor (s. S. 158 ff.). Auf den Philippinen war der Sitz des Oberkommandos der «United States Armed Forces in the Far East» (USAFFE), der US-Streitkräfte im Fernen Osten. Unter ihrem Befehl stand auch die philippinische Armee, die 1941 bereits die meisten der rund 100 000 USAFFE-Soldaten stellte. Die Militärflughäfen und Flottenstützpunkte dieser Streitmacht galten als uneinnehmbar. Aber japanische Bomber zerstörten schon bei ihren ersten Angriffen auf die 50 Kilometer nördlich von Manila gelegene «Clark Air Base» fast alle Flugzeuge der US-Luftwaffe.

«Oberbefehlshaber Douglas MacArthur, der in den USA als Kriegsheld verehrt wird, war ein schlechter General», kritisiert Francisco Sionil José, ein philippinischer Schriftsteller, der im Zweiten Weltkrieg freiwillig in einer Sanitätseinheit der

USAFFE diente. «Nach dem Angriff auf Pearl Harbor hatte MacArthur fast acht Stunden Zeit, um die Verteidigung zu organisieren und zumindest seine Flugzeuge in Sicherheit zu bringen. Aber er tat gar nichts, und sie standen noch auf dem Rollfeld, als die japanische Luftwaffe sie außer Gefecht setzte.»[2] Wenig später fielen die ersten Bomben auf Manila und japanische Bodentruppen landeten im Süden der Philippinen auf der Insel Mindanao und im Norden auf der Hauptinsel Luzon.

Am 2. Januar 1942 hatten japanische Truppen die philippinische Hauptstadt eingenommen und im Februar die amerikanisch-philippinischen Verteidigungsstreitkräfte auf der Halbinsel Bataan am Westrand der Bucht von Manila eingekesselt. «Von den 80 000 Soldaten, die in Bataan gegen die Japaner kämpften, waren mindestens 60 000 bis 70 000 Filipinos», erklärt der Historiker Ricardo Trota José. «Die wenigen Amerikaner hielten sich in den hinteren Reihen. Sie erhielten bessere Verpflegung und waren besser ausgerüstet als die Filipinos, die sich den Japanern entgegenwarfen. Jeder philippinische Soldat hatte gerade mal fünf Kugeln. Zum einen, weil die Amerikaner damals selbst nicht genügend Gewehre besaßen, zum anderen, weil sie sich nicht trauten, die Filipinos zu bewaffnen. Denn sie sagten sich: ‹Wenn wir ihnen Gewehre geben, was wird sie daran hindern, diese auf ihre Kolonialherren zu richten, auf uns?' Deshalb mussten die Filipinos mit billigen, ausrangierten Gewehren aus dem Ersten Weltkrieg vorlieb nehmen.»

Im Februar 1942 waren die Verteidiger der Halbinsel Bataan von jeglichem Nachschub abgeschnitten. Hunger und tropische Krankheiten wie Malaria rafften Tausende dahin. Der US-Oberbefehlshaber Douglas MacArthur hatte sich mit einigen Einheiten nach Corregidor zurück gezogen, auf eine kleine, zur Festung ausgebauten Insel in der Bucht von Manila. Von dort floh er mit seinen restlichen Truppen im März 1942 nach Australien. Vor seinem Abzug befahl MacArthur den philippinischen Soldaten, die Waffen niederzulegen und auf seine Rückkehr zu warten («We shall return.»). Aber die meisten Filipinos widersetzten sich dieser Anweisung und nahmen den Kampf für die Befreiung ihres Landes selbst in die Hand.

Der Schriftsteller Francisco Sionil José erinnert sich, dass schon kurz nach der japanischen Invasion im ganzen Land Guerillakämpfer aktiv waren: «Sie mussten zum Teil nicht einmal aus dem Untergrund agieren, weil sie von der Bevölkerung offen unterstützt wurden. Auf dem Land gab es fast überall Partisanen, und die Leute wussten von ihnen. Ich habe in meiner Heimatprovinz Pangasinan selbst gesehen, wie ein Guerillero einen japanischen Wachsoldaten erschoss, und in Manila stand ich am Straßenrand, als ein Partisan ein Attentat auf einen japanischen Offizier verübte, der in einer Kutsche vorbeifuhr.»

Der Kommandant der größten Widerstandsorganisation *Hukbalahap* war Luis Taruc, der 1913 als Sohn armer Bauern in der Provinz Pampanga geboren worden war. (Er starb am 4. Mai 2005 im Alter von 91 Jahren.) Taruc erzählte über die Anfänge der antijapanischen Guerilla: «Schon als in Bataan und Corregidor noch gekämpft wurde, trafen wir uns vom 25. bis 27. März 1942 mit 2000 Partisanen zu einem Kongress und bereiteten uns auf den bewaffneten Kampf vor, falls die Japaner

General Douglas MacArthur 1942 in Corregidor, kurz vor dem Rückzug der US-Truppen aus den Philippinen.

die Philippinen besetzen sollten. Als die amerikanisch-philippinischen Streitkräfte sich kurz danach ergaben, versuchten wir, in Bataan möglichst viele ihrer Waffen zu übernehmen. Es gelang uns tatsächlich, 5000 bis 7000 Gewehre und Munition zu sichern. Denn zwei bis drei Tage lang waren die Japaner vor allem damit beschäftigt, ihren berüchtigten Todesmarsch zu organisieren.»

Der Historiker Ricardo Trota José beschreibt den so genannten Todesmarsch auf der Halbinsel Bataan als eines der größten japanischen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg: «Als sich unsere Soldaten ergaben, waren sie ausgehungert, krank und schwach. Trotzdem zwangen die Japaner sie, achtzig Kilometer weit zu Fuß bis in das Lager Capas in der Provinz Tarlac zu laufen.» Etwa 60 000 Kriegsgefangene traten den Marsch an, nur knapp die Hälfte von ihnen, zwischen 25 000 und 30 000 Mann, kam in dem Konzentrationslager an.

«Von den restlichen 30 000 konnten einige fliehen, die anderen wurden umgebracht. Die Japaner haben unterwegs Gefangene massenhaft ermordet. Sie töteten jeden, der strauchelte oder fiel. Die Japaner stießen Gefangene vor anrückende Panzer und ließen sie niederwalzen. Ein japanischer Offizier fuhr auf

Nach dem japanischen Überfall auf die Philippinen gerieten 60 000 philippinische und US-amerikanische Soldaten in Kriegsgefangenschaft.

Hadji Abundi Ajiji, muslimischer Partisan der antijapanischen Guerilla auf der südphilippinischen Insel Jolo, wurde am 15. April 1945 bei einem Angriff auf eine japanische Garnison schwer verletzt. «Seit diesem Tag steckt eine Kugel in meinem Bein.»

einem Panzer an der Kolonne vorbei und schlug den Gefangenen mit seinem Samuraischwert reihenweise die Köpfe ab.»[3]

Die große Mehrheit der philippinischen Bevölkerung war schockiert über den Terror der japanischen Invasoren und sympathisierte mit dem Widerstand. Aber die Besatzer fanden auch Honoratioren, Militärs und Informanten, die bereit waren, mit ihnen zusammen zu arbeiten. Die japanischen Militärbehörden setzten eine «Zentrale Verwaltungsorganisation» und einen «Staatsrat» ein, ließen eine Verfassung erarbeiten und 1943 mit José P. Laurel auch einen philippinischen Präsidenten wählen. Doch seine Regierung war nur auf dem Papier unabhängig und stand faktisch unter der Kontrolle japanischer Militärs. Diplomatisch anerkannt wurde sie nur von den Achsenmächten, dem Spanien Francos und dem Vatikan. «Wie allen Asiaten haben die Japaner auch uns ihren antikolonialen Köder hingehalten», sagt Francisco Sionil José. «Aber anders als in Burma, Malaya und Indonesien haben die meisten Filipinos ihn zum Glück nicht geschluckt.» Tatsächlich hatte die Kollaborationsregierung Laurels bloß in den größeren Städten einigen Einfluss, und nur in 12 der 48 Provinzen. Den Rest kontrollierte der Widerstand. Dazu gehörten auf der zweitgrößten philippinischen Insel Mindanao auch zahlreiche muslimische Partisanen. Die philippinischen Muslime hatten schon gegen die spanischen und US-amerikanischen Kolonialherren Widerstand geleistet und sie setzten ihren Kampf für Freiheit und Selbstbestimmung auch unter der japanischen Besatzung fort.

Als die amerikanischen Truppen mehr als zweieinhalb Jahre nach ihrem Abzug in die Philippinen zurückkehrten, hatten Partisanen weite Teile des Landes bereits befreit. «Die US-amerikanischen Soldaten, die in unsere Provinz Pangasinan einrückten, saßen in ihren Jeeps, musizierten auf der Ukulele und verteilten Schokoladenriegel und Zigaretten an die Bevölkerung», erinnert sich Luis Taruc. «Sie brauchten dort nicht mehr zu kämpfen, denn das hatten wir bereits für sie erledigt.»

Die ersten US-Truppen unter General Douglas MacArthur landeten im Oktober 1944 auf der zentralphilippinischen Insel Leyte. Ein Teil der 500 000 japanischen Besatzungssoldaten wich in die nordphilippinischen Berge zurück, die meisten jedoch in die Hauptstadt Manila. Dort nahmen sie Rache an der philippinischen Zivilbevölkerung.

«Eines Nachts wurden wir plötzlich aus dem Schlaf gerissen», erinnert sich Buenafortuna Ugalde Hardillo aus Canlubang, einem Ort in einer von Zuckerplantagen geprägten ländlichen Gegend südlich von Manila. «Ein Japaner brüllte: ‹Aufwachen, alle aufstehen! Kommt sofort zum Baseballplatz!› Mein Mann und ich hielten uns fest umklammert und liefen zu dem Platz, auf dem bald alle Einwohner von Canlubang versammelt waren. Um uns herum Japaner mit Maschinengewehren. Sie beschimpften uns als ‹dorobo›, ‹Gesindel›, und drohten, uns alle zu erschießen.» Nur die Fürsprache eines Japaners, der schon vor dem Krieg in dem Ort gelebt hatte, verhinderte das Massaker. Die Japaner zogen ab. «Kurz darauf schreckten wir wieder aus dem Schlaf hoch. Ein Schuss hatte uns geweckt. Mein Mann kletterte auf einen Guavenbaum, um zu sehen, was los war, und rief mir zu: ‹Lass alles stehen und liegen. Wir müssen sofort verschwinden. Die Japaner sind wieder im Anmarsch.› Schon fielen weitere Schüsse. Und dann nahm das Schießen kein Ende mehr.»

Buenafortuna Ugalde Hardillo erlebte, wie Japaner ihre Nachbarn ermordeten. «Wir versteckten uns eng aneinander gekauert in einem Kanalrohr und sahen, dass die Japaner die Leute erschossen. Mein Mann hielt mir den Mund zu, damit ich nicht aufschrie, und flehte mich an, mich zu beruhigen, sonst würden sie uns hören und auch uns erschießen.»[4]

In Manila erreichten die japanischen Mordexzesse ihren Höhepunkt. Das japanische Oberkommando ließ den Hafen und die umliegenden Gebäude sprengen und erteilte seinen Truppen den Befehl, die Stadt um jeden Preis zu halten. Das war der Anfang vom schrecklichen Ende der philippinischen Hauptstadt. Der Historiker Ricardo Trota José berichtet: «Die japanischen Soldaten liefen in der Stadt Amok. Sie taten alles, um möglichst viele Menschen zu ermorden. Sie überschütteten Hütten mit Benzin und brannten sie mitsamt ihren Bewohnern nieder. Sie warfen Handgranaten zwischen die Leute. Sie befahlen Männern, in Reih und Glied anzutreten und schlugen ihnen die Köpfe ab. Und sie vergewaltigten massenhaft Frauen. Um den Einmarsch der Amerikaner aufzuhalten, steckten sie den gesamten Norden Manilas in Brand und zogen sich selbst über den Fluss Pasig in die südlichen Stadtteile zurück.» Als es US-amerikanischen Truppen trotzdem gelang, den Fluss zu überqueren, begann der Häuserkampf. «Um die Schlacht abzukürzen, bombten die amerikanischen Truppen mit ihrer schweren Artillerie den Rest von Manila in Grund und Boden. Sie zerstörten die Altstadt Intramuros, das Regierungsviertel, das Rathaus und die Post. Es war fast so, als hätten sich die Amerikaner von der Vernichtungswut der Japaner anstecken lassen, denn sie schossen eine Granatsalve nach der anderen ab. Natürlich waren die Filipinos darüber sehr verbittert. Sie fühlten sich von den Amerikanern erneut verraten.»[5] Die Schlacht um Manila dauerte vom 3. Februar bis zum 3. März 1945. Danach waren 11 000 Gebäude zerstört und das Stadtzentrum rund um den Hafen lag in Schutt und Asche **(Quellen 2 und 3)**. 1000 US-amerikanische und 17 000 japanische Soldaten waren gefallen,

Buenafortuna Ugalde Hardillo musste mit ansehen, wie die japanischen Truppen bei ihrem Rückzug nach Manila Rache an der philippinischen Zivilbevölkerung nahmen.

aber den Hauptpreis zahlten Filipinas und Filipinos. Insgesamt ließen 100 000 Zivilisten bei der Befreiung Manilas ihr Leben – ein Zehntel der Einwohner.[6] Selbst der General und spätere US-Präsident Dwight D. Eisenhower konstatierte: «Von allen im Krieg zerstörten Hauptstädten erlitt nur Warschau größere Schäden als Manila.»[7]

Nach der Kapitulation der japanischen Truppen erklärten die US-Besatzer und die von ihr eingesetzte philippinische Regierung die Landreform, mit der die *Hukbalahap* in den Kriegsjahren begonnen hatte, für illegal, enteigneten die Kleinbauern und zwangen sie, erneut als Pächter und Tagelöhner für die Großgrundbesitzer zu arbeiten, die aus ihren Verstecken zurückkehrten. Viele Partisanen, darunter auch Luis Taruc, gingen deshalb erneut in die Berge, um nach der Vertreibung der japanischen Invasoren den Befreiungskampf gegen ihre alten und neuen Kolonialherren aus den USA fortzusetzen **(Quelle 1)**. Bis zu ihrer Anerkennung als Widerstandskämpfer, wenn sie denn überhaupt erfolgte, mussten die meisten philippinischen Partisanen Jahrzehnte lang warten **(Quelle 4)**.

Hinweise für den Unterricht:

Dieses Kapitel soll daran erinnern, dass es in den Philippinen einen – nicht nur für Asien – beispielhaften Widerstand gegen den Krieg der Achsenmächte gab.

Die Aussagen von Luis Taruc **(Quelle 1)** verdeutlichen, dass den Anführern der philippinischen Partisanen früh bewusst war, welche Gefahren für die gesamte Welt vom deutschen Faschismus und vom japanischen Großmachtwahn ausgingen. Tarucs Schilderungen illustrieren darüber hinaus, wie geschickt die philippinischen Partisanen – von der Bevölkerung unterstützt – ihren Widerstandskampf organisierten. (Siehe hierzu auch das Portrait von Remedios Gomez Paraiso auf S. 100 f.)

Wie wenig der Einsatz der Widerstandskämpfer für die Befreiung ihres Landes in der Nachkriegszeit zählte, zeigt das Beispiel des ehemaligen Partisanen Juan Ugay Balanag, dem erst im Alter von 103 Jahren eine Kriegsrente zugestanden wurde **(Quelle 4)**.

Für ihren Widerstand zahlten die Filipinos und Filipinas einen hohen Preis, zu dem die vollständige Zerstörung ihrer Hauptstadt gehörte **(Quellen 2 und 3)**. (Siehe hierzu auch S. 94.)

Obwohl in Manila 100 000 Zivilisten umkamen (und damit mehr als in Dresden, Berlin oder Köln) sind diese Opfer – wie viele aus der «Dritten» Welt – in westlichen Geschichtsbüchern und historischen Debatten hierzulande kaum der Rede wert.

Der eurozentrierte Blick auf den Zweiten Weltkrieg lässt sich am Beispiel der Philippinen besonders deutlich illustrieren und problematisieren.

S. 223 (2 und 5) S. 100 f. (Takes 11 und 12), S. 136 (Take 14)

Fragestellungen:

- Welche Gründe gab es für den außergewöhnlich breiten Widerstand gegen die japanischen Besatzer in den Philippinen?
- Vergleichen Sie den Widerstand in den Philippinen mit dem in Nazideutschland und anderen europäischen Ländern.
- Philippinischen Partisanen wie Luis Taruc war klar, dass Hitler eine aggressive Politik verfolgte und ganz Europa unterwerfen wollte. Schließlich sei dies schon in seinem Buch «Mein Kampf» nachzulesen gewesen, das seit 1925 vorlag. Welche Rückschlüsse ergeben sich daraus auf die politische Haltung in Deutschland?
- Diskutieren Sie Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen der Zerstörung Manilas und der Bombardierung deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg.

Fußnoten

1 José, Ricardo Trota: Interview im Januar 2000. Manila, Philippinen.
2 José, Francisco Sionil: Interview im Januar 2000. Manila, Philippinen.
3 José, Ricardo Trota, a.a.O.
4 Hardillo, Buenafortuna Ugalde: Interviews am 1.11.2002. Canlubang, Phlippinen, und am 15.11.2004, Rom, Italien.
5 José, Ricardo Trota, a.a.O.
6 Aluit, Alfonso J.: By Sword and Fire. The Destruction of Manila in World War II, 3 February-3 March 1945. Manila 1994. In: südostasien informationen. 2, 1995. S. 58.
7 Zit. nach: Smith, Robert A.: Philippine Freedom 1946-1958. New York 1958. S. 115.

Die antijapanische Volksbefreiungsarmee der Philippinen (Hukbalahap)

Quelle 1
Luis Taruc – Kommandant der Hukbalahap

Luis Taruc, Kommandant der antijapanischen Volksbefreiungsarmee Hukbalahap *– als Redner bei einer Demonstration nach dem Kriegsende.*

Luis Taruc, im Jahr 2000 vor dem Veteranenbüro in Quezon City. Er starb am 4. Mai 2005 im Alter von 91 Jahren.

«Wir verfolgten die sozialen und politischen Entwicklungen rund um die Welt sehr genau und bezogen Zeitungen aus allen möglichen Ländern. Wir wussten von Hitlers betrügerischem Versuch, seine nationalistischen Ziele mit sozialistischen Floskeln zu kaschieren. Dafür stand schon sein Buch «Mein Kampf». Darum erschien es uns so verwunderlich, dass die Deutschen, deren politische Reife und wirtschaftliche Stärke wir bis dahin stets bewundert hatten, von Hitler und seiner Herrenrassenideologie so fasziniert waren. Es war schließlich nachzulesen, welch aggressive Politik er verfolgte und dass er ganz Europa unterwerfen wollte. Wir sahen voraus, dass der Krieg auch die Philippinen erreichen würde. Schließlich hatten die Japaner 1939 bereits Formosa erobert sowie Korea und die Mandschurei besetzt und dann China angegriffen. Von dort war es nicht mehr weit bis zu den Philippinen. Und unser Land war schon deshalb ein Angriffsziel, weil die Amerikaner hier ihre größten Militärstützpunkte außerhalb der Vereinigten Staaten unterhielten.

Wir waren gegen Nazismus, Faschismus und den japanischen Militarismus, aber auch gegen den Imperialismus der Amerikaner. Aber wir kamen zu dem Ergebnis, das Letzterer das kleinere Übel darstellte. Wir hofften, dass selbst das kapitalistische Amerika nach dem Krieg demokratischer werden würde.

So begannen wir schon 1939 mit dem Boykott japanischer Güter und organisierten in Manila und in den größten Provinzen der Hauptinsel Luzon Demonstrationen gegen Nazismus, Faschismus und den japanischen Imperialismus. Und weil ich dabei einer der populärsten Redner war, forderten unsere Parteiführer mich schließlich auf, eine antijapanische Guerilla aufzubauen, die *Hukbalahap […]*

Wir gingen nach der Devise vor: die japanische Armee ist unser Waffenlager. Wir greifen die Japaner an, wann immer es möglich ist, Waffen und Munition von ihnen zu erbeuten. Wir hatten Spione in den Städten, die uns über die Stärke der japanischen Truppen informierten, wann immer diese ausrückten. Waren sie zu viele, zogen wir uns zurück. Denn die erste Regel unserer Guerilla war: nicht gegen den Feind kämpfen, wenn er stärker ist. War er jedoch nicht übermächtig, griffen wir aus dem Hinterhalt an. Immer, wenn die Feinde eine Rast einlegen wollten, störten wir ihre Ruhe. Und zogen sie sich zurück, setzten wir ihnen nach. Als die amerikanischen Truppen nach drei Jahren auf die Philippinen zurückkehrten, hatten viele Partisanen ihren Teil zur Befreiung unseres Landes beigetragen.

Als der Krieg 1945 zu Ende ging, hatten wir noch die Hoffnung, dass die USA uns 1946 nicht nur – wie versprochen – die Unabhängigkeit zugestehen würden, sondern dass wir uns endgültig von US-amerikanischer Bevormundung befreien könnten. Aber dem war nicht so. Wir mussten weiterhin ihre Militärstützpunkte dulden. Wir durften unsere Exportprodukte nur an amerikanische Firmen verkaufen, die natürlich die Preise bestimmten. Und während wir stets eine Landreform gefordert hatten, schützten und hätschelten sie die philippinischen Großgrundbesitzer.»

Luis Taruc verbrachte nach Kriegsende sechzehneinhalb Jahre im Gefängnis, weil er den Befreiungskampf gegen die alten und neuen Kolonialherren aus den USA und die von ihnen eingesetzte philippinische Regierung fortsetzte.

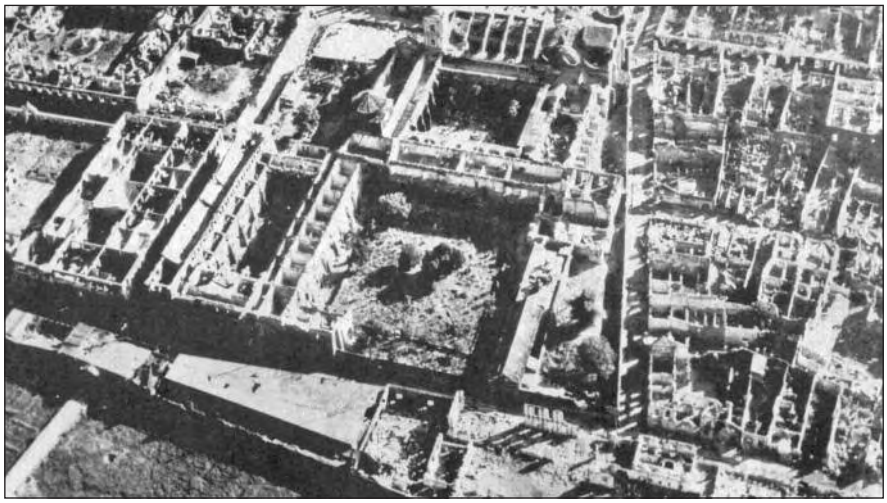
Taruc, Luis: Interview im Januar 2000. Quezon City, Philippinen.

Ausschnitte aus dem Interview mit Luis Taruc sind auf der beiliegenden CD im englischen Original mit deutscher Übersetzung zu hören (Take 14). Siehe hierzu auch das Portrait der philippinischen Guerilla-Führerin Remedios Gomez-Paraisa auf S.100f. und ihre Augenzeugenberichte auf der CD (Takes 11 und 12).

Kriegsfolgen in den Philippinen

Quelle 2
Manila nach der Bombardierung

Nach ihrer Befreiung war die philippinische Hauptstadt Manila nur noch ein Trümmerfeld. 100000 Zivilisten waren bei den Kämpfen um die Stadt umgekommen – mehr als in Dresden, Köln oder Berlin.



Quelle 3
Die Zerstörung Manilas 1945

«Den ganzen Morgen wurde das La Concordia College an der Herran-Straße in Paco beschossen, so dass viele Flüchtlinge auf dem Gelände starben. Um zwei Uhr nachmittags hörte der Beschuss aus dem US-amerikanischen Sektor auf. Eine amerikanische Patrouille hatte La Concordia erreicht. Die Soldaten waren überrascht, nur Zivilisten auf dem Gelände anzutreffen. Ein Soldat sagte zu einer Krankenschwester: ‹Es ist ein Wunder, dass nicht alle tot sind. Dieser Ort sollte eigentlich zerstört werden. Wir hatten Informationen, dass hier viele Japaner wären.› Kurz darauf, so gegen halb drei, wurde La Concordia erneut beschossen, diesmal von der japanischen Artillerie, die an der Paco-Gemeindekirche wenige Blocks westlich stationiert war. Die Japaner hatten mitbekommen, dass Amerikaner auf dem Gelände waren. Am Abend sprengten die Japaner das Dach des Haupttraktes. Im Gebäude lagen Hunderte Tote, begraben unter herabstürzendem Schutt. Hunderte wurden verletzt. Einzeln versuchten sie von dem Gelände zu fliehen, aber aus der Nachbarschaft schossen japanische Patrouillen auf sie.»

Aluit, Alfonso J.: By Sword and Fire. The Destruction of Manila in World War II, 3 February-3 March 1945. Manila 1994. Zit. nach: südostasien informationen. 2, 1995. S. 58.

Quelle 4
Die erste Kriegsrente mit 103 Jahren

«‹Ich war gefesselt, fast hätten mich unsere Feinde zu Tode gefoltert. Ich hatte nicht mehr die leiseste Hoffnung, dieser Hölle zu entkommen›, erzählt Juan Ugay Balanag. Er ist gerade 105 Jahre alt geworden und damit – soweit bekannt – der älteste philippinische Veteran des Zweiten Weltkriegs. In der rauen Sprache seiner Heimat Ilocano sagt er: ‹Krieg bedeutet, zu handeln oder zu sterben – do or die. Du kannst nur kämpfen oder dich ergeben. Ich hatte mich entschlossen, für mein Land zu kämpfen und habe dafür mein Leben riskiert.› Tatang [Väterchen] Juan war einer von Hunderttausenden Filipinos und Filipinas, die während des Zweiten Weltkriegs mit der Waffe in der Hand gegen die Japaner kämpften. […] Er erinnert sich noch genau an den Nachmittag im Juni 1942, als japanische Soldaten ihn und andere Guerilleros, darunter zwei Verwandte, aufgriffen, verhafteten und zum Dorfplatz von Aringay in der Provinz La Union schleppten. Dort sollten sie mitten auf der Plaza öffentlich hingerichtet werden. Auf dem Weg dorthin gelang Tatang Juan als Einzigem die Flucht. Es grenzte an ein Wunder. Er lief so schnell er konnte, bis er endlich einen Fluss erreichte und dort Rast machte. Am nächsten Tag fand er die Leichen seiner beiden Verwandten. […] Es dauerte 60 Jahre, bis die philippinische Regierung endlich die aufopferungsvollen Dienste anerkannte, die Tatang Juan seinem Land erwiesen hat. 2001 erhielt er seine erste Kriegsrente – 4500 Pesos im Monat [etwa 64 Euro]. Jetzt veranstaltete die philippinische Veteranenvereinigung ein Fest zu seinem 105. Geburtstag. ‹Wir sind überglücklich, dass unser Tatang endlich als Kriegsheld anerkannt ist›, sagte Alejandra, seine älteste Tochter. Für den Sprecher des Veteranenverbandes war die öffentliche Ehrung längst überfällig: ‹Männer wie Tatang Juan sollten angemessen gewürdigt werden, solange sie noch am Leben sind und den Nachgeborenen als Vorbild dienen können.› Allein im südlichen Teil von Zentral-Mindanao leben nach den Unterlagen der Vereinigung noch etwa 2000 Kriegsveteranen.»

MindaNews-Service vom 28.05.2003.

Nach dem Krieg war vor dem Krieg

Asien nach 1945

Während der Zweite Weltkrieg in Europa mit der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 zu Ende ging, wurde Japan erst vier Monate später – nach den Atombombenabwürfen über Hiroshima und Nagasaki – zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen. Der Kampf um die politische Nachkriegsordnung in Asien führte in China zum Krieg zwischen Mao Tse-tungs Roter Armee und Chiang Kai-sheks Nationalisten, der erst 1949 mit dem Sieg der Kommunisten endete. Auch der Koreakrieg von 1950 bis 1953 war eine Folge der Teilung des Landes durch die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs. Indochina musste sogar 30 Jahre gegen die Kolonialmächte Frankreich und USA kämpfen, um seine 1945 erstmals proklamierte Unabhängigkeit 1975 endlich durchsetzen zu können. In Indien führte die Unabhängigkeit 1947 zur Teilung des Landes nach Religionszugehörigkeit und Kriegen gegen den von Muslimen gegründeten Staat Pakistan. In Malaya, Indonesien und den Philippinen kämpften antijapanische Befreiungsbewegungen nach 1945 weiter gegen die alten und neuen Kolonialherren aus Europa und den USA. Als Bündnispartner der Westmächte im Kalten Krieg erlangte Japan dagegen rasch wieder eine politische und wirtschaftliche Führungsposition in Asien, ohne jemals angemessene Entschädigungen für die Schäden und Opfer des Zweiten Weltkriegs in seinen Nachbarländern zahlen zu müssen.

Hiroshima, Mitte August 1945

Am 6. August 1945 warfen die US-amerikanischen Streitkräfte ihre erste Atombombe auf Hiroshima ab, drei Tage später folgte die zweite auf Nagasaki. Unter den Toten waren auch Zehntausende Koreaner und Koreanerinnen, die in japanischen Rüstungsfabriken hatten arbeiten müssen **(Quelle 1)**.

Am 2. September unterzeichneten der japanische Außenminister Shigemitsu Mamoru und der Chef des japanischen Generalstabs Umezu Yoshijiro auf dem US-amerikanischen Kriegsschiff «Missouri» im Hafen von Tokio die Kapitulationsurkunde. Von seinem «großostasiatischen Reich» verblieben Japan nur noch die vier Kerninseln des eigenen Landes Hokkaido, Honschu, Shikoku und Kiuschu, die die Alliierten besetzten.

In allen asiatischen Ländern, die Japan erobert und aus denen es die europäischen Kolonialmächte vorübergehend vertrieben hatte, begannen mit der japanischen Niederlage Auseinandersetzungen über die Nachkriegsordnung. Die politische Konstellation in der Region hatte sich deutlich verändert: Die europäischen Kolonialmächte – Großbritannien, Frankreich und die Niederlande – gingen geschwächt aus dem Zweiten Weltkrieg hervor und nationalistische Bewegungen in ihren Kolonien forderten die Unabhängigkeit (so z.B. in Vietnam, Indien und Indonesien). Die USA konkurrierten mit der Sowjetunion um die internationale Vormachtstellung und der Zweite Weltkrieg ging deshalb auch in Asien nahtlos in den Kalten Krieg über. In Europa wurde das geteilte Deutschland wenige Jahre nach der Niederschlagung des Faschismus von beiden Seiten wieder aufgerüstet. In Asien führte die Systemkonkurrenz zwischen den Großmächten zu Stellvertreterkriegen (so in China und Korea), während Japan – unterstützt von den USA – wieder zur führenden Wirtschaftsmacht der Region aufsteigen konnte.

In Ländern wie Thailand und Indonesien, in denen führende Politiker während des Zweiten Weltkriegs mit den faschistischen Achsenmächten kollaboriert hatten, entstanden auch nach 1945 autoritäre Regimes. Und dort, wo es – wie in Malaya und in den Philippinen – Widerstand gegen die japanischen Besatzer gegeben hatte, setzten Partisanen auch nach Kriegsende ihren Befreiungskampf gegen die alten und neuen Kolonialherren aus Europa bzw. den USA fort.

China

In China machten die kommunistischen Streitkräfte Mao Tsetungs der nationalchinesischen Regierung Chiang Kai-sheks nach dem Abzug der Japaner die Macht streitig, obwohl sowohl die Sowjetunion als auch die USA beide Seiten dazu aufgefordert hatten, sich zu einigen. Aber durch ihren Kampf gegen die japanischen Besatzer hatten die kommunistischen Partisanen bereits erheblich an Einfluss gewonnen, den Mao nicht mehr aufgeben wollte. Die chinesischen Kommunisten forderten eine revolutionäre Umwälzung der feudalen Besitzverhältnisse, was ihnen große Sympathien bei der verarmten Landbevölkerung einbrachte. Die Bauern bildeten das Rückgrat der revolutionä-

Mao Tse-tung proklamiert 1949 die Volksrepublik China.

ren Volksarmee, mit der Mao Tse-tung nach vier Jahren Bürgerkrieg die Regierung Chiang Kai-sheks, die – unterstützt von den USA – um die alleinige Macht in China kämpfte, 1949 zur Flucht nach Taiwan zwang. Mit ihr flohen zwei Millionen Staatsbeamte, Unternehmer und Soldaten auf die Insel vor der südchinesischen Küste, die portugiesische Seefahrer ehemals «Ilha Formosa» genannt hatten. Nachdem die Insel ein halbes Jahrhundert lang unter japanischer Kolonialherrschaft gestanden hatte, war sie nach dem Zweiten Weltkrieg an China zurück gefallen (ebenso wie die Mandschurei). Am 1. Oktober 1949 rief Mao Tse-tung in Peking die Volksrepublik China aus, die seitdem auch Anspruch auf Taiwan erhebt. Aber die US-Kriegsmarine verhinderte, dass kommunistische Truppen die Bastion Chiang Kai-sheks angreifen konnten.

Korea

Mit dem Zweiten Weltkrieg endete in Korea nach 35 Jahren die japanische Kolonialherrschaft. Nationalistische, konservative und kommunistische Oppositionelle, die gemeinsam gegen die japanischen Besatzer gekämpft hatten, bildeten jetzt Volkskomitees und übernahmen die Verwaltung des Landes. Am 6. September 1945 proklamierten sie auf einer Konferenz in Seoul die unabhängige Volksrepublik Korea und wählten eine Regierung. Doch die mächtigsten Siegermächte des Zweiten Weltkriegs, die USA und die Sowjetunion, hatten sich bereits darauf verständigt, die koreanische Halbinsel entlang des 38. Breitengrads in zwei Besatzungszonen aufzuteilen. Den Norden des Landes kontrollierte die Rote Armee und ehemalige Partisanen wie Kim Il-Sung setzten eine Bodenreform durch, bei der Großgrundbesitzer enteignet und ihr Land an 700 000 verarmte Bauern verteilt wurde. Im Süden übernahm mit Rhee Syngman ein Politiker die Regierung, der die meiste Zeit seines Lebens im US-amerikanischen Exil verbracht hatte. Er sollte Südkorea zu einem «Bollwerk gegen den Kommunismus» machen. 1948 eskalierte der Konflikt zwischen den konkurrierenden politischen Systemen auf der koreanischen Halbinsel. Unterstützt von den USA proklamierten konservative Politiker am 15. August im Süden die «Republik Korea». Am 9. September zog der Norden nach und rief die «Demokratische Volksrepublik Korea» nach sowjetischem Vorbild aus. Damit war die Teilung des Landes besiegelt, und die Regierungen in Pjöngjang und Seoul lieferten sich Propagandaschlachten, in denen beide die Wiedervereinigung des Landes unter ihrer jeweiligen Führung forderten. Nach einigen Scharmützeln am 38. Breitengrad überschritten nordkoreanische Truppen am 25. Juni 1950 die Demarkationslinie, nahmen Seoul ein und stießen bis an die Südküste des Landes vor – im späteren Kriegsverlauf unterstützt von Zehntausenden chinesischen Soldaten und Waffen aus der Sowjetunion.

Eine hastig rekrutierte UNO-Truppe mit Zehntausenden US-Soldaten unter dem Oberkommando des US-amerikanischen Weltkriegsgenerals Douglas MacArthur drängte die Nordkoreaner wieder zurück. Der Krieg dauerte drei Jahre, in denen MacArthur sogar den Einsatz von Atombomben ernsthaft in Erwägung zog.[1] Im Koreakrieg kamen zwei Millionen Zivilisten ums Leben sowie eine Million nordkoreanische und chinesische Soldaten, 250 000 südkoreanische und knapp 37 000 aus den USA. Nach diesem Krieg blieb das Land entlang des 38. Breitengrades genau so gespalten wie zuvor.

Indochina

In Vietnam nutzte der Führer der Kommunisten, Ho Chi Minh, das Machtvakuum nach der japanischen Niederlage und proklamierte am 2. September 1945 (dem Tag, an dem Japan die Kapitulationsurkunde unterzeichnete) in Hanoi die Unabhängigkeit der «Demokratischen Republik Vietnam». Japanische Truppen hatten im März 1945 die ehemalige französische Kolonie Indochina vollständig besetzt und die französischen Siedler sowie die Beamten und Soldaten des Vichy-Regimes interniert. Die Liga für die Unabhängigkeit Vietnams (*Viet Minh*) hatte danach den Guerillakrieg gegen die japanischen Besatzer intensiviert und dafür auch logistische Unterstützung von den US-Truppen erhalten, die in Südchina stationiert waren. Ho Chi Minh hoffte deshalb auf die Anerkennung der vietnamesischen Republik durch die Alliierten. Doch das befreite Frankreich unter de Gaulle verweigerte den Vietnamesen die Freiheit

Folgen des Koreakriegs (1950 bis 1953): Kinder auf der Flucht.

Die Fahne der Viet Minh *über der eroberten französischen Festung Dien Bien Phu 1954.*

und schickte Truppen nach Indochina, um die Kolonialherrschaft zurück zu erobern. Nach bewaffneten Kämpfen in Südvietnam marschierten französische Truppen im Oktober 1945 in Saigon ein, verhängten den Ausnahmezustand und Franzosen übernahmen dort wieder die Verwaltung.[2]

In Nordvietnam erhielten im Januar 1946 zwar die Kandidaten der *Viet Minh* die überwältigende Mehrheit der Stimmen, aber Frankreich setzte alles daran, auch diesen Teil des Landes mit Waffengewalt zu annektieren. Während Ho Chi Minh als Vertreter der «Demokratischen Republik Vietnam» in Paris noch über eine friedliche Lösung des Konflikts verhandelte, führten die französischen Kolonialtruppen vor Ort bereits Krieg. Doch obwohl die Franzosen 100 000 Soldaten, darunter auch Kolonialtruppen aus Afrika, einsetzten, waren sie dem vietnamesischen Widerstand letztlich nicht gewachsen. Nach großen Verlusten beim Kampf um die Stadt Dien Bien Phu mussten sie am 7. Mai 1954 kapitulieren.

Eine internationale Indochina-Konferenz in Genf, unter Beteiligung Frankreichs, Großbritanniens, der Sowjetunion und China beschloss die vorläufige Teilung des Landes entlang des 16. Breitengrades und landesweite Wahlen bis spätestens Juli 1956. Die USA unterzeichneten dieses Abkommen nicht, verpflichteten sich jedoch in einer Zusatzerklärung dazu, auf jede gewaltsame Intervention in Vietnam zu verzichten.

Zu den geplanten Wahlen kam es nicht, weil US-Präsident Dwight D. Eisenhower davon ausging, dass «wahrscheinlich 80 Prozent der Bevölkerung eher für den Kommunisten Ho Chi Minh» als für den Statthalter der USA in Südvietnam, Bao Dai, stimmen würden.[3] Die USA schickten Truppen nach Vietnam, deren Stärke bis zum Jahr 1967 auf 500 000 Mann anstieg, und ihr Krieg zog ganz Indochina in Mitleidenschaft. Die US-Streitkräfte warfen zehnmal mehr Bomben auf Indochina, als im gesamten Zweiten Weltkrieg auf Nazideutschland niedergingen. Trotzdem gelang es der «Nationalen Befreiungsfront Vietnams» (FNL) 1973, die US-Truppen zum Rückzug aus dem Land zu zwingen. Nach zwei weiteren Jahren Krieg und dem Sturz des von den USA in Südvietnam eingesetzten und mit Geld und Waffen unterstützten Regimes wurde das Land 1975 wieder vereint und die «Sozialistische Republik Vietnam» ausgerufen – drei Jahrzehnte nach der Unabhängigkeitserklärung durch Ho Chi Minh.

Thailand

Thailand diente den USA im Indochinakrieg als Aufmarsch- und Rückzugsgebiet. Die autoritären Machtstrukturen des Militärregimes, das im Zweiten Weltkrieg mit Japan kollaboriert hatte, prägten auch die politischen Verhältnisse des Landes in der Nachkriegszeit. 1947 hatten sich in Thailand wieder die Militärs an die Macht geputscht, die den Alliierten 1942 den Krieg erklärt hatten, und ab 1949 amtierte ihr selbsternannter «Führer» Phibun wieder als Premierminister. Er regierte das Land als Alleinherrscher, bis ihn eine konkurrierende Fraktion von Militärs 1957 in einem Staatsstreich stürzte. Auch der neue Diktator, Feldmarschall Sarit Thanarat, regierte ohne Verfassung, Parlament, Parteien und Gewerkschaften und kooperierte im Indochinakrieg bereitwillig mit den USA. Mit den *Black Tigers* zogen auch thailändische Spezialeinheiten unter US-amerikanischem Kommando nach Vietnam an die Front.[4]

Malaya

Auf der malaiischen Halbinsel begann mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein langwieriger Befreiungskrieg. Großbritannien wollte weder auf seine Kolonie Malaya noch auf seinen Militärstützpunkt Singapur verzichten. Die kommunistische Partei Malayas dagegen, die im Krieg noch eng mit dem britischen Kommando auf Ceylon kooperiert hatte, forderte 1945 die Unabhängigkeit. Als die britischen Kolonialherren zurückkehrten, zogen sich die malaiischen Kommunisten in die Berge zurück und setzten ihren Guerillakampf, den sie gegen die japanischen Besatzer begonnen hatten, fort. Großbritannien nannte die Aufstandsbekämpfung gegen die malaiische Befreiungsfront beschönigend ‹state of emergency› (Ausnahmezustand). Um der Guerilla ihre Basis zu nehmen, wurden etwa eine halbe Million Bauern und deren Familien zwangsweise umgesiedelt. Wie zuvor die japanischen Besatzer stellten auch britische Soldaten abgeschlagene Köpfe und Hände von Befreiungskämpfern öffentlich zur Schau, um die Bevölkerung einzuschüchtern. So sollte der Widerstand der Kommunisten – mehrheitlich Chinesen – gebrochen werden. Die Kolonialherren entließen das Land erst 1957 unter dem Namen Malaysia in die Unabhängigkeit, als dort ein Gesellschaftssystem nach westlich-kapitalistischem Vorbild gesichert schien. Es entstand eine konstitutionelle Monarchie (ähnlich der in Großbritannien), deren Verfassung den westlich orientierten Malaien Sonderrechte einräumte. Der Befreiungskrieg dauerte bis 1960 an, wurde jedoch erst 1989 bei Friedensverhandlungen in der südthailändischen Stadt Haadyai endgültig offiziell beigelegt. Der Konflikt kostete schätzungsweise 12 000 Menschen das Leben.

Singapur bildete ab 1965 einen eigenständigen Stadtstaat, obwohl fast drei Viertel der Bewohner zwei Jahre zuvor in einem Referendum für die Vereinigung mit Malaysia votiert hatten. Bis 1990 stand Singapur unter der Herrschaft des Autokraten Lee Kuan Yew, der die Stadt mit rigiden Methoden zu einem führenden Umschlagplatz des kapitalistischen Welthandels in Asien machte.[5]

Indonesien

Achmed Sukarno aus dem benachbarten Indonesien bezeichnete die Nachkriegsentwicklung Malaysias und Singapurs als neokoloniales Komplott Großbritanniens. Mit Hilfe der japanischen Besatzer hatte Sukarno nahezu zeitgleich mit der Kapitulation Japans, am 17. August 1945, die Unabhängigkeit der Kolonie Niederländisch-Indien ausgerufen. Die Regierung in Den Haag schickte daraufhin Truppen auf die Inseln, doch sie konnten die Selbständigkeit nur verzögern, nicht mehr verhindern. Die niederländischen Kolonialtruppen stießen auf breiten bewaffneten Widerstand indonesischer Befreiungskämpfer, von denen viele ihre militärische Ausbildung in der japanischen Besatzungszeit erhalten hatten. Nach einem vierjährigen Krieg, bei dem bis zu 100 000 Indonesier sowie bis zu 25 000 niederländische Soldaten ihr Leben ließen, musste die Regierung in Den Haag Ende Dezember 1949 einlenken und Indonesien als souveränen Staat anerkennen. Allerdings ließen sich die Niederlande im Gegenzug Vorrechte für die weitere ökonomische Ausbeutung der Inseln einräumen.

Indien

Obwohl die britischen Kolonialherren Indien während des Kriegs öffentlich die Unabhängigkeit für die Nachkriegszeit zugesichert und 2,5 Millionen indische Soldaten für die Alliierten gekämpft hatten, war das «Empire» nach 1945 keineswegs bereit, sein Versprechen einzulösen. Erst nach Massenprotesten und Revolten der «Royal Indian Army» musste Großbritannien seine größte Kolonie freigeben. Im Juni 1946 tolerierten sie eine eigenständige indische Regierung unter der Führung Jawaharlal Nehrus. Dagegen protestierte die Muslim-Liga, die politische Vertretung der muslimischen Minderheit. Nach gewaltsamen Auseinandersetzungen teilte die britische Regierung den Subkontinent zwischen Hindus und Muslimen auf: Mitte August 1947 entstanden die beiden unabhängigen Staaten Indien und Pakistan. Erster Premierminister Indiens war Nehru, der bis zu seinem Tod im Mai 1964 im Amt blieb. Mahatma Gandhi war am 30. Januar 1948 von einem fanatischen Hindu ermordet worden, weil er sich für eine Versöhnung mit den Muslimen eingesetzt hatte. 1947/48 und 1965 führten Pakistan und Indien Kriege um die Vorherrschaft in Kaschmir. 1971 sagte sich Ostpakistan nach einem weiteren Krieg von Westpakistan los und es entstand der unabhängige Staat Bangladesch.

Indische Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg gemeinsam in der britischen Kolonialarmee gekämpft hatten, standen sich später in den Kriegen zwischen Indien und Pakistan gegenüber.

Philippinen

Auch die Philippinen wurden 1946 zumindest formal unabhängig. Allerdings mussten sie der ehemaligen Kolonialmacht USA zahlreiche Privilegien zusichern. US-amerikanische Unternehmer erhielten zum Beispiel die selben Rechte wie philippinische, und die US-amerikanischen Streitkräfte konnten ihre Marine- und Luftwaffenstützpunkte in den Philippinen zu den größten außerhalb der Vereinigten Staaten ausbauen. Das US-Militär wurde nach der philippinischen Regierung zum zweitgrößten Arbeitgeber des Landes (mit 70 000 Beschäftigten), und die philippinischen Basen dienten den US-Truppen als Ausgangs- und Rückzugsbasis in ihren Kriegen in Korea und Indochina. Die meisten philippinischen Veteranen, die in den USAFFE, den US-Streitkräften für den Fernen Osten, ihr Land gegen die japanischen Invasoren verteidigt hatten, sahen nach 1945 keinen Dollar von den Entschädigungen und Pensionen, die ihnen während des Kriegs zugesagt worden waren. Nach Recherchen der Organisation «Justice for Filipino Veterans» bezogen 2002 von den schätzungsweise 75 000 ehemaligen philippinischen Soldaten, die noch am Leben waren, nur 4000 eine Rente für ihre Kriegseinsätze.

Japan

Gegenüber Japan zeigte sich die US-Regierung dagegen wesentlich großzügiger. Zunächst ließ der Oberkommandierende der alliierten Besatzungstruppen, Douglas MacArthur, Japan nach der Kapitulation im September 1945 zwar von der Außenwelt abriegeln. Japaner durften nicht ins Ausland reisen. Die Alliierten kontrollierten Politik, Wirtschaft und Außenhandel. Die neue Verfassung verbot die Rekrutierung von Land-, See- oder Luftstreitkräften und enthielt in Artikel 9 das Gebot: «Das japanische Volk verzichtet für alle Zeiten auf die Verwendung von Waffengewalt als Mittel zur Beilegung internationaler Auseinandersetzungen.»

Doch die US-Regierung sah in Japan – wie in Westdeutschland – einen Verbündeten gegen den Kommunismus und förderte den Wiederaufbau des Landes. Die USA vertraten diese Position auch in der «Kommission für den Fernen Osten» («Far Eastern Commission»). Im Dezember 1945 von den Siegermächten eingesetzt, bestimmte sie die Besatzungspolitik in Japan und entschied über die japanischen Reparationsleistungen. In der Kommission saßen Delegierte aus elf Staaten der Kriegsallianz. Allerdings waren mit den Philippinen, Indien und den Nationalchinesen Chiang Kai-sheks nur drei asiatische Regierungen vertreten. Für den Rest sprachen die alten und

neuen Kolonialmächte: Frankreich für Indochina, Großbritannien für Burma und Malaya, die Niederlande für Indonesien und die USA für Korea. Die Sowjetunion wurde bei vielen Entscheidungen übergangen.

Nach Kriegsende war Japan weitgehend zerstört. Die Siegermächte demontierten Industrieanlagen und beschlagnahmten die letzten Rohstoffvorräte. Viele Japaner hatten kein Dach über dem Kopf und die Nahrungsmittel wurden knapp, weil der Nachschub ausblieb, der bis dahin aus den besetzten Ländern Asiens geflossen war. Aber schon im Mai 1949 bestimmte die US-amerikanische Regierung, keine weiteren japanischen Reparationen an die asiatischen Gläubigerländer mehr zuzulassen. Die USA wollten die wirtschaftliche Stabilisierung Japans nicht gefährden.

Mit Beginn des Koreakriegs 1950 erlebte Japan (ähnlich wie die Bundesrepublik Deutschland) einen Wirtschaftsboom. Die sprunghaft wachsende US-amerikanische Nachfrage bescherte dem Land eine expandierende Industrie auf neuestem technologischen Niveau. Und die Reparationen, die Japan ab Mitte der fünfziger Jahre noch zahlen musste, trugen mehr zum Wirtschaftsaufschwung des Schuldnerlandes bei als zur ökonomischen Entwicklung der Empfänger. Zwar erhielten die Philippinen, Indonesien, Burma und Südvietnam in der Zeit von 1955 bis 1976 insgesamt Entschädigungen im Wert von 1,152 Milliarden Dollar sowie Kredite in Höhe von 746 Millionen.[6] Doch die japanische Regierung zahlte diese Reparationen nicht in bar, sondern lieferte stattdessen japanische Produkte und Dienstleistungen. Damit legte Japan die Grundlage für seine zukünftige ökonomische Führungsrolle in der Region. Japanische Industrielle nannten das: «Geschäfte durch Reparationen».[7] In den Empfängerländern deckte die japanische «Wiedergutmachung» allenfalls einen Bruchteil der Kosten für die Reparationen der tatsächlichen Kriegsschäden **(Quelle 2)**.

Die Kriegsverbrechen der kaiserlichen Armee gerieten in Japan rasch in Vergessenheit. Zwar setzten die Alliierten ein Kriegsgericht für den Fernen Osten ein, das ähnlich konzipiert war wie das Nürnberger Tribunal. Doch die Richter verurteilten nur sieben hochrangige japanische Politiker und Militärs zum Tode und nur 1000 Mann aus dem japanischen Millionenheer zu Gefängnisstrafen, sehr zur Verbitterung der von Japan überfallenen asiatischen Nachbarländer **(Quelle 3 und 4)**.

Auch Kaiser Hirohito ging straffrei aus, obwohl die Sowjetunion seine Absetzung und seine Verurteilung als Kriegsverbrecher gefordert hatte.

Schon am 8. September 1951 unterzeichnete Japan in San Francisco einen Friedensvertrag mit den alliierten Siegermächten und gewann damit seine politische Souveränität zurück. Trotz des Aufrüstungsverbots in der Verfassung legte Japan noch im selben Jahr mit der Rekrutierung einer 75 000 Mann starken Nationalen Polizeireserve den Grundstock für eine neue Armee. 1962 betrug die Stärke der japanischen «Selbstverteidigungsstreitkräfte» bereits 244 000 Mann. 1990 waren die japanischen Militärausgaben mit 30 Milliarden US-Dollar wieder die dritthöchsten weltweit, und zur Millenniumswende verfügte Japan nach den USA und Russland über die drittstärkste Kriegsmarine in der Region. Seitdem plädieren japanische Politiker immer unverhohlener für eine Revision der Nachkriegsverfassung. Mit dem Argument, bei internationalen Militärmissionen der UNO «Verantwortung übernehmen zu wollen», fordern sie die Streichung des Artikels, der jeglichen Einsatz von Waffengewalt verbietet. Sechs Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkriegs ist Japan in Ostasien und Ozeanien politisch und wirtschaftlich längst wieder die dominierende Macht, so wie sein Kriegspartner Deutschland in Europa.

Hinweise für den Unterricht:
Dieses Kapitel soll verdeutlichen, dass die Systemkonfrontation nach 1945 nicht nur die politische Entwicklung in Europa prägte, sondern noch weitaus dramatischer in Asien, wo sie zu zahlreichen Folge- und Stellvertreterkriegen führte. Die Kriegsverursacher Deutschland und Japan profitierten von dieser Nachkriegskonstellation. Von den USA als Bollwerke gegen den Kommunismus unterstützt, erlebten sie einen enormen Wirtschaftsaufschwung und erlangten schon bald wieder größeres politisches Gewicht in ihren jeweiligen Regionen als die von ihnen im Krieg besetzten und zerstörten Länder. Dabei haben sich die Regierenden in Japan Jahrzehnte lang nicht einmal zur historischen Schuld ihres Landes gegenüber den asiatischen Nachbarn bekannt. Japan verdrängte die Erinnerung an die Kriegsopfer in Asien **(Quelle 1)** und verweigerte angemessene Entschädigungen **(Quelle 2)** sowie Entschuldigungen **(Quelle 3)** für die Kriegsverbrechen der japanischen Streitkräfte. Nur wenige Historiker und Publizisten in Japan kritisieren diese Verleugnung der Geschichte **(Quelle 4)**.
S. 143 (Take 15)

Fragestellungen:
- Erläutern Sie, wie sich der Kalte Krieg zwischen der Sowjetunion und den USA nach 1945 in Asien ausgewirkt hat.
- Beschreiben Sie unter Berücksichtigung der Quellen den Umgang mit der Geschichte des Zweiten Weltkriegs in Japan.
- Benennen Sie Ähnlichkeiten und Unterschiede bei der Auseinandersetzung mit Kriegsschuld, Kriegsverbrechen und faschistischer Vergangenheit in Deutschland und Japan.

Fußnoten
1 Siehe hierzu: Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 296.
2 Giesenfeld, Günter: Land der Reisfelder. Vietnam, Laos, Kampuchea. Köln 1984. S. 95ff.
3 Zit. nach: Balsen, Werner/Rössel, Karl: Hoch die Internationale Solidarität. Köln 1986. S. 133; siehe auch Giesenfeld, a.a.O., S. 111.
4 Rüland, Jürgen: Thailand. In: Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 7. Südasien und Südostasien. Bonn 1994. S. 528ff. Und: Batson, Benjamin A.: Siam and Japan: The Perils of Independence. In: McCoy, a.a.O., S. 276ff.
5 Sielaff, Rüdiger: Malaysia. In: Nohlen u.a., a.a.O., S. 457ff. und Reddies, Bernd: Singapur. Ebd., S. 505ff.
6 Ohno, Takushi: War Reparations and Peace Settlements. Manila 1986. S. 219f.
7 Ebd., S. IX.

Der Umgang mit der Vergangenheit in Japan

Quelle 1
Kein Gedenken an koreanische Atombombenopfer

«Sechs Jahrzehnte nach Kriegsende gedenken auch die Japaner vor allem ihrer eigenen Opfer und prangern – wie die Deutschen – die Bombardements der Alliierten als Kriegsverbrechen an. Hunderttausende Japaner kommen jährlich in Hiroshima und Nagasaki zusammen, um an die 400 000 Menschen zu erinnern, die beim Abwurf der US-amerikanischen Atombomben oder an den Spätfolgen der radioaktiven Verstrahlung gestorben sind. An jedem 6. August ziehen in Hiroshima lange Prozessionen über einen ‹Friedensboulevard› in einen ‹Friedenspark› mit einem ‹Friedensdom› und einer ‹Friedenshalle›. Unter einem geschwungenen Dach aus Stahlbeton steht dort ein steinerner Sarkophag. Darin liegt ein dickes Buch mit den Namen der registrierten Opfer und der Inschrift: ‹Mögen ihre Seelen in Frieden ruhen. Wir werden dieses Vergehen nie wiederholen.›

Nichts erinnert hier daran, dass mindestens ein Fünftel der Atombombenopfer keine Japaner waren, sondern Zwangsarbeiter aus Korea. Die kaiserlich-japanische Armee hatte im Zweiten Weltkrieg zwischen eineinhalb und zwei Millionen Koreaner und Koreanerinnen nach Japan verschleppt. Sie mussten in Bergwerken, Kohlegruben und Werften arbeiten – und in den Rüstungsfabriken von Hiroshima und Nagasaki. In Hiroshima lebten 1945 etwa 70 000 koreanische Zwangsarbeiter, von denen die Hälfte beim Abwurf der Atombombe ums Leben kam. In Nagasaki kam am 9. August 1945 jeder Zweite der etwa 30 000 dort lebenden koreanischen Arbeiter um. […] 1970 hatten Privatleute in Japan ein Denkmal in Erinnerung an die koreanischen Atombombenopfer gestiftet. Doch die Verwaltung von Hiroshima lehnte es ab, das Mahnmal im Friedenspark der Stadt aufzustellen, weil dieser angeblich ‹zu voll› sei. Das Monument konnte nur außerhalb des Parks errichtet werden – an einer lauten Geschäftsstraße. […] Erst 1999 durfte auch die koreanische Plastik in den Friedenspark verlegt werden.»

Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 305.

Das Mahnmal für die koreanischen Opfer des Atombombenabwurfs in Hiroshima zeigt eine Schildkröte. Auf ihrem Panzer erhebt sich eine Säule mit einem Relief von zwei steinernen Drachen. Die Inschrift darunter lautet: «Die Seelen der Toten reiten in den Himmel – auf dem Rücken der Schildkröte.»

Quelle 2
Kaum Entschädigungen

Nach 1945 kam Japan nur für einen Bruchteil der Schäden auf, die es im Zweiten Weltkrieg in Asien hinterließ:
«So hatte zum Beispiel die philippinische Regierung detailliert aufgelistet, dass sich die Kriegs- und Besatzungsschäden an Industrieanlagen, Schiffen, Häfen, Gebäuden, Straßen, Transportmitteln, Schulen, Universitäten und landwirtschaftlichen Nutzflächen auf acht Milliarden Dollar beliefen. Die zwischen 1956 und 1976 entrichteten japanischen Reparationen in Höhe von 550 Millionen entsprachen nicht einmal sieben Prozent dieser Summe. China, die Mandschurei und Nordkorea gingen völlig leer aus, weil sie in den fünfziger Jahren zum kommunistischen Einflussbereich zählten. Auch Südkorea blieben Entschädigungen für die japanische Besatzungszeit zunächst verwehrt, obwohl Japan Millionen Koreaner und Koreanerinnen als Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierte ausgebeutet und viele von ihnen zu Tode geschunden hatte. Als Südkorea und Japan 1965 diplomatische Beziehungen aufnahmen, verzichteten die in Seoul regierenden Militärs gegen Zahlung von 500 Millionen US-Dollar auf alle weiteren Reparationsansprüche an Tokio. Sie steckten das Geld in Rüstungs- und Prestigeprojekte, während die koreanischen Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierten leer ausgingen. Auch individuelle Entschädigungszahlungen an Kriegsopfer aus anderen asiatischen Ländern lehnte die japanische Regierung strikt ab.»

Ebd. S. 304.

Quelle 3
Keine ernsthaften Entschuldigungen für Kriegsverbrechen

«Ich glaube nicht, dass Entschuldigungen der Japaner jemals ernst gemeint waren, auch wenn sie bei verschiedenen Gelegenheiten ihr Bedauern ausgedrückt haben. Schließlich pilgern der Premierminister und sein Kabinett noch immer regelmäßig zum Yasukuni-Schrein, dem Shinto-Schrein für japanische Gefallene, was für die Menschen in Südostasien einen Affront darstellt. Ich habe deshalb nicht den Eindruck, dass die Japaner wirklich bereuen, was sie getan haben.
Wenn man sie mit den japanischen Kriegsverbrechen konfrontiert, reagieren sie geschockt. Die meisten wissen kaum etwas davon. So auch der Chefredakteur einer großen japanischen Zeitung hier in Hongkong. Als ich ihn einmal auf den Zweiten Weltkrieg im Pazifik ansprach, fragte er mich: ‹Wann war das?› Wenn schon ein Journalist, der hier in Hongkong als Redaktionschef fungiert, dermaßen ignorant ist, was ist dann wohl vom Rest der Japaner zu erwarten?»

Ko Tim-keung, chinesischer Historiker aus Hongkong. Interview am 25. Oktober 2002. Hongkong.

Auf der beiliegenden CD im englischen Original mit deutscher Übersetzung zu hören (Take 15).

Der Umgang mit der Vergangenheit in Japan

Quelle 4
Kein Verständnis für antijapanische Proteste in China

Begleitet von lauten Protesten in Shanghai und einem starken Polizeiaufgebot, das weitere Demonstrationen in anderen Städten verhinderte, trafen sich gestern der japanische und der chinesische Außenminister in Peking. Beide verlangten Entschuldigungen voneinander. Der eine für die japanischen Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg. Der andere für die jüngsten Proteste, bei denen chinesische Demonstranten ungehindert Steine auf die japanische Botschaft in China werfen konnten.

Überraschend ist die öffentliche Kritik vor allem auf Seiten der Regierung in Tokio, die bisher alles tat, um offenen Streit mit der chinesischen Führung zu vermeiden. Die derzeitige Empörung in Japan aber ist echt und Ausdruck eines nicht länger zu verheimlichenden Dilemmas: Die Japaner, Volk und Regierung gleichermaßen, wissen nicht mehr, wie sie mit einem beständig an Einfluss gewinnenden China umgehen sollen. Sie hören aus Peking den Schwur, dass China nie wieder von anderen erniedrigt werden solle und ahnen irgendwie: Der Schwur richtet sich gegen Japan. Aber warum?

60 Jahre lang haben sich die Japaner mit ihrer eigenen Vergangenheit kaum auseinander gesetzt. Auch in diesem Jahr, wo angesichts des 60. Jahrestags des Kriegsendes in den damals von Japan eroberten Ländern viel der Geschichte gedacht wird, findet die Erinnerung in Japan nicht statt. Keine Fernsehdiskussionen über die japanische Täterrolle im Krieg, keine Zeitungsserien über neu entdeckte Kriegsverbrechen der Tenno-Armee.

Scham, Sühne und kritische Aufarbeitung werden in Japan dem einzelnen, gewissenhaften Bürger überlassen. Weshalb die Mehrheit in den letzten Tagen hilflos den Fernsehbildern von den antijapanischen Demonstrationen in China zuschauen musste. Die meisten Japaner begriffen überhaupt nicht, was die Chinesen so aufgebracht hatte. Sind die wirtschaftlichen Beziehungen nicht besser als je zuvor? Jetzt rächt sich, was an Aufarbeitung versäumt wurde. Der japanisch-chinesische Krieg von 1931 bis 1945 war gekennzeichnet von einer Unzahl japanischer Kriegsverbrechen.

Das Massaker von Nanking ist das bekannteste – aber längst nicht das einzige. Systematisch vergewaltigten die Tenno-Truppen asiatische Frauen, so genannte «comfort women». Es gab Menschenversuche, Zwangsarbeiter. Unzählige chinesische Zivilisten starben.

Das ist alles Geschichte – und doch akut. Gerade in den letzten Jahren sind viele Wunden aufgeplatzt. Nur in Japan hat das kaum einer wahrgenommen. Das Land wurde in der Nachkriegszeit nie ausreichend mit seiner grausamen Geschichte konfrontiert. Zwar gab es auch in Tokio einen Kriegsverbrecherprozess der Siegermächte, in dem einige Führungspersönlichkeiten aus Staat und Armee zum Tode verurteilt wurden. Doch ihre Namen waren relativ unbekannt.

Tenno Hirohito hingegen, die einzige Person, die alle Japaner mit dem Krieg identifizierten, wurde von Washington verschont. Er musste dem Volk nur erklären, dass er nicht Gott, wie zuvor von der Kriegspropaganda behauptet, sondern Mensch sei. Danach durfte er weiter als Kaiser dienen. Doch nicht nur die USA entließen Japan ohne Zwang zur inneren Umkehr aus der Kriegsverantwortung. Auch die Nachbarländer hatten erst mal andere Probleme. China steckte im Bürgerkrieg, später in der Kulturrevolution. Die Koreaner erlebten ebenfalls einen Bürgerkrieg, dann die Teilung ihrer Halbinsel. In Südkorea regierten bis Ende der Achtzigerjahre Diktatoren, die mit Japan lieber kooperieren wollten.

Ohne äußeren Druck aber machte die Vergangenheitsbewältigung in Japan erst sehr späte Fortschritte. […]

Inzwischen hat sich die Tokioter Regierung zwar mehrmals offiziell bei Chinesen und Koreanern entschuldigt. Doch gibt es immer wieder Anlässe, bei denen man sich fragt, wie ehrlich diese Entschuldigungen eigentlich gemeint waren. Wenn etwa die Vergewaltigung der «comfort women» nicht mehr in den

Im Yasukuni-Schrein in Tokio werden auch japanische Kriegsverbrecher geehrt.

Schulbüchern erwähnt wird; wenn der Premierminister den Yasukuni-Schrein besucht, wo neben anderen auch japanische Kriegsverbrecher geehrt werden; wenn dieser und jener Minister mal wieder versucht, den Aggressionskrieg als Befreiung vom westlichen Kolonialismus zu verharmlosen; wenn ein rechtsradikaler Populist wie Shintaro Ishihara, der aus seinem Hass gegen China keinen Hehl macht, zum Gouverneur von Tokio gewählt wird – dann weiß man am Ende, dass Regierung und Bevölkerung in Japan bis heute nicht zu einer eindeutigen Grundhaltung in der Kriegsfrage gefunden haben.

Das Schuldgefühl bleibt vage, weder Medien noch Schulerziehung machen es an konkreten Verbrechen fest. Nanking hat sich im Kollektivgedächtnis nie richtig eingeprägt. […]

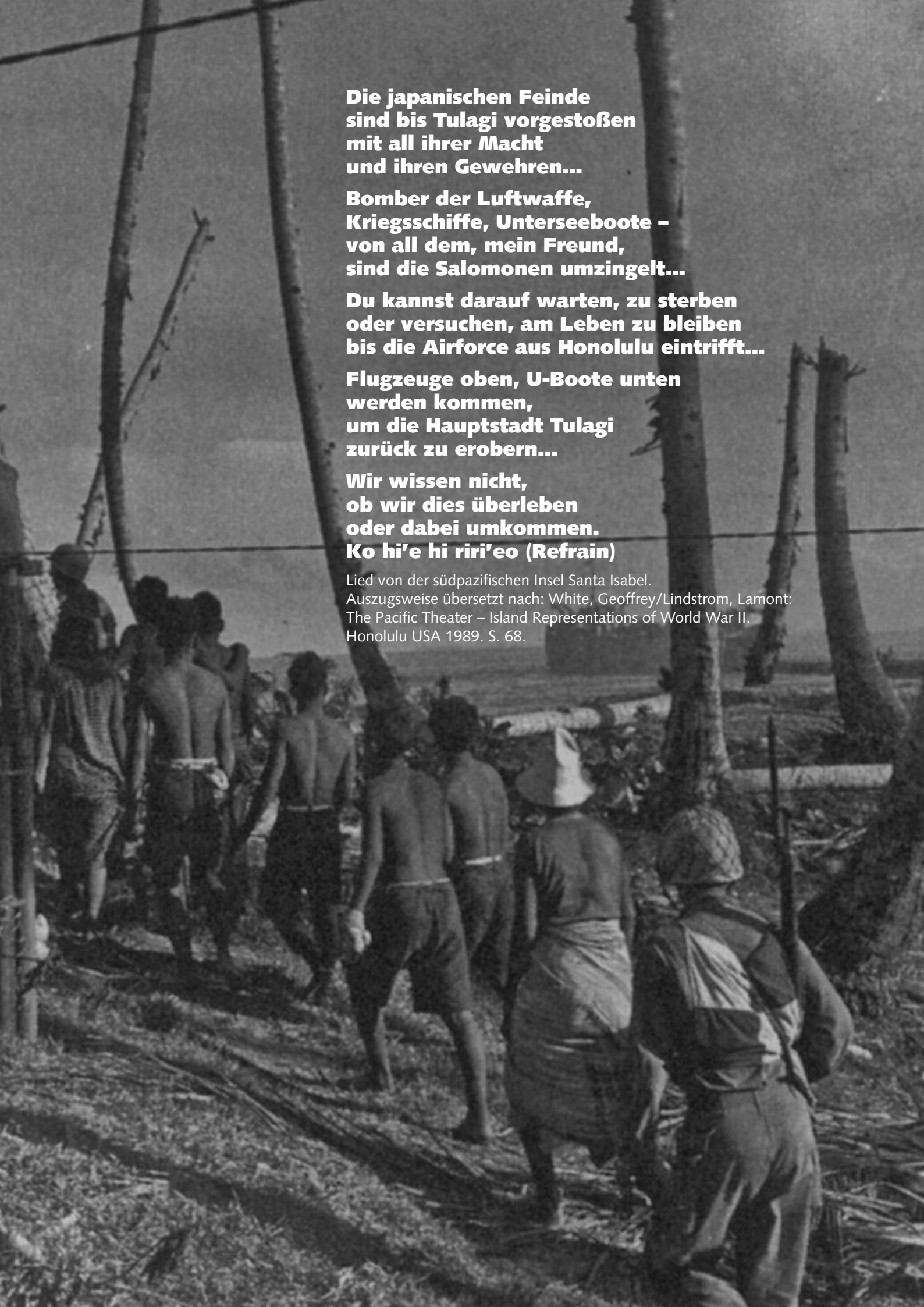
Dazu kommt das Gefühl, missverstanden zu werden. Als stabile Demokratie hat sich Japan nichts vorzuwerfen. Trotz des engen Bündnisses mit Amerika beteiligte sich Japan bis vor kurzem an keinem Krieg. Nicht wenige Japaner denken, ihre «pazifistische» Nachkriegsgeschichte werde in China und Korea zu Unrecht nicht wahrgenommen.

Allerdings nähert sich Japans «pazifistische» Ära gerade ihrem Ende. Tokio hat vor einem Jahr erstmals in der Nachkriegsgeschichte eigene Soldaten in ein Kriegsgebiet entsandt: in den Irak. Viele junge japanische Politiker plädieren heute für Verfassungsänderungen und wollen Japan zu einem «normalen» Land machen.

Yamamoto, Chikako. In: Die Tageszeitung, 18.4.2005.

Zurück um Inhaltsverzeichnis

OZEANIEN



Die japanischen Feinde
sind bis Tulagi vorgestoßen
mit all ihrer Macht
und ihren Gewehren...

Bomber der Luftwaffe,
Kriegsschiffe, Unterseeboote –
von all dem, mein Freund,
sind die Salomonen umzingelt...

Du kannst darauf warten, zu sterben
oder versuchen, am Leben zu bleiben
bis die Airforce aus Honolulu eintrifft...

Flugzeuge oben, U-Boote unten
werden kommen,
um die Hauptstadt Tulagi
zurück zu erobern...

Wir wissen nicht,
ob wir dies überleben
oder dabei umkommen.
Ko hi'e hi riri'eo (Refrain)

Lied von der südpazifischen Insel Santa Isabel.
Auszugsweise übersetzt nach: White, Geoffrey/Lindstrom, Lamont: The Pacific Theater – Island Representations of World War II. Honolulu USA 1989. S. 68.

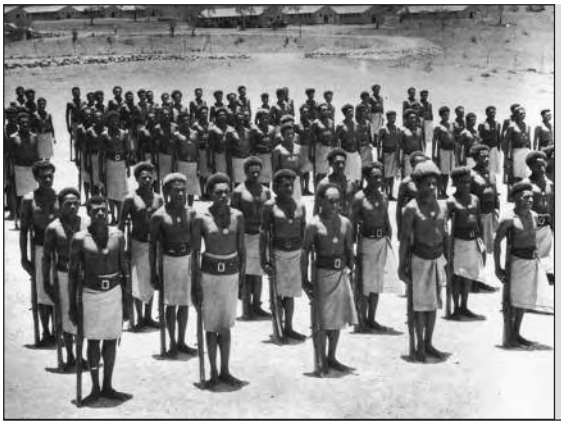
Ozeanien in den kolonialen Grenzen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs

Japanische Kolonien (J): Formosa (heute: Taiwan), Mikronesien (heute: Palau, Föderation von Mikronesien, Marshall-Inseln [alle durch Assoziationsverträge an die USA gebunden] sowie Nördliche Marianen [«exterritoriales Gebiet» der USA]).
Britische Kolonien (GB): Salomonen, Neue Hebriden (damals unter britisch-französischer Doppelverwaltung, heute: Vanuatu), Gilbert- (heute: Teil Kiribatis) und Ellice-Inseln (heute: Tuvalu), Fidschi, Hongkong (heute: Sonderverwaltungszone der Volksrepublik China).
Französische Kolonien (F): Neue Hebriden (damals unter britisch-französischer Doppelverwaltung, heute: Vanuatu) und Neukaledonien, Französisch Polynesien sowie Wallis und Funtuna (heute: alle noch immer französische Kolonien).
US-amerikanische Kolonien (USA): Philippinen, Hawaii (heute: noch immer US-amerikanische Kolonie und zum 50. Bundesstaat der Vereinigten Staaten erklärt), Amerikanisch-Samoa und Guam (beide heute: «exterritoriale Gebiete» der USA).
Australische Kolonien (AU): Papua (heute: Papua-Neuguinea), Nauru.
Neuseeländische Kolonien (NZ): Cook-Inseln (heute: durch Assoziationsabkommen an Neuseeland gebunden), Westsamoa.
Niederländische Kolonien (NL): West-Papua (heute: von Indonesien besetzt), Niederländisch Indien (heute: Indonesien).
Portugiesische Kolonie (P): Osttimor, Macau (heute: Sonderverwaltungszone der Volksrepublik China).

Ozeanien im Zweiten Weltkrieg

1940: Nach dem Kriegsbeginn in Europa rekrutiert Frankreich in Tahiti und Neukaledonien Polynesier und Melanesier für das *Bataillon du Pacifique*. Über Australien werden die Soldaten aus dem Pazifik in den Nahen Osten verschifft, um in der Levante (Syrien und Libanon) gegen Truppen der Vichy-Franzosen zu kämpfen. Nach weiteren Einsätzen in Nordafrika setzen sie 1943 mit den Alliierten nach Italien und Frankreich über und tragen mit dazu bei, Europa vom Naziterror zu befreien.

1941: Nach dem Angriff japanischer Flieger auf Pearl Harbor, den Stützpunkt der US-Pazifikflotte in Hawaii, beschlag - nahmen die US-Streitkräfte ein Drittel der Inseln für Militärbasen. Eine Millionen Soldaten werden von dort an Kriegsfronten im Südpazifik verschifft. Entlang der Strecke entstehen zahlreiche Stützpunkte und Waffenlager: von Polynesien über Samoa, Fidschi und Neukaledonien bis zu den Neuen Hebriden.



1942: In der australischen Kolonie Papua kämpfen eine Million Amerikaner und knapp 500 000 Australier für die Alliierten gegen 300 000 Japaner sowie Tausende Inder, Chinesen, Indonesier und Koreaner aus den von Japan besetzten Ländern. Beide Seiten setzen zudem Zehntausende Inselbewohner als Träger und Hilfsarbeiter ein. Die Alliierten schicken Papuas (hier bei einem Appell in Port Moresby) in einem gesonderten Infanterie-Batallion auch an die Front.

1943: Auf den Salomon-Inseln rekrutieren die britischen Kolonialbehörden mehr als 3700 Hilfsarbeiter für ihr *Solomon Island Labour Corps*. Von weißen Offizieren befehligt, leisten sie Schwerstarbeit zu Hungerlöhnen beim Entladen von Kriegsschiffen und dem Bau des Flughafens auf Guadalcanal. Erst als elf von ihnen im japanischen Bombenhagel umkommen und die Überlebenden in den Streik treten, können sie höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen durchsetzen.

1944: Bewohner von Marakei, einer der Gilbert-Inseln, retten einem US-amerikanischen Piloten das Leben, der in der Lagune ihres Atolls notlanden musste.
Mit ungläubigem Entsetzen hatten sie zwei Jahre zuvor mit ansehen müssen, wie fremde Soldaten mit Kanonenbooten und Bombenflugzeugen auf ihren Inseln im Zentralpazifik landeten, um dort ihren Krieg auszutragen.

1945: Auf Guam stehen Chamorros (so der Name der Insel - bewohner) auf der Suche nach Arbeit und Brot vor einem Verschlag der US-Marine Schlange.
Weil die japanischen Besatzer «bis zum letzten Mann» gekämpft und einhundert Kriegsschiffe der Alliierten die mikronesische Insel im Juli 1944 dreizehn Tage lang bombardiert hatten, waren 2631 der 3826 Gebäude auf Guam zerstört und 19 000 der 21 838 Chamorros obdachlos.

18. Jahrhundert

In Australien formiert Großbritannien die ersten Kolonialtruppen in Ozeanien: die *Black Troopers*, eine paramilitärische Einheit von Aborigines, wie die dunkelhäutigen Bewohner Australiens von den europäischen Invasoren genannt werden.

19. Jahrhundert

Die französischen Kolonialherren rekrutieren in ihren Pazifikkolonien einheimische Männer für Polizei- und Militärdienste.

1884

Deutsche Geschäftsleute und Kolonialwarenhändler um den Hamburger Kaufmann Adolph von Hansemann kaufen Ländereien an der Nordküste Neuguineas. Sie erhalten den Namen «Kaiser-Wilhelm-Land» und sollen mit den vorgelagerten Inseln des «Bismarck-Archipels» und Westsamoa als Ausgangsbasis zur Eroberung eines deutschen Kolonialreichs in der Südsee dienen. Auch die deutsche Kolonialverwaltung in Neuguinea zieht Insulaner zu paramilitärischen Polizeidiensten heran.

1899

Das Deutsche Reich erwirbt für rund 16 Millionen Mark von Spanien Kolonien in Mikronesien, darunter die Marianen und Karolinen sowie die Marschall- und Palau-Inseln.

1914-1918

Im Ersten Weltkrieg schicken Großbritannien und Frankreich Kolonialsoldaten aus Ozeanien an Fronten in Europa. Das Deutsche Reich muss seine Pazifikkolonien nach dem Krieg an Australien (Neuguinea), Neuseeland (Samoa) und Japan (Mikronesien) abtreten. Entgegen einer internationalen Vereinbarung zur Entmilitarisierung der Pazifikregion beginnt Japan auf den mikronesischen Inseln unverzüglich mit dem Ausbau von Militärstützpunkten.

1939

3. September: Zwei Tage nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen erklärt Frankreich Deutschland den Krieg und ruft eine allgemeine Mobilmachung aus. Sie gilt auch in den französischen Pazifikkolonien.

1940

27. Dezember: Das deutsche Kanonenboot Komet kreuzt – als japanischer Frachter getarnt – vor der zentralpazifischen Insel Nauru auf und eröffnet das Feuer auf die Hafenanlagen der phosphatreichen australischen Kolonie.
DAMIT BEGINNT DER ZWEITE WELTKRIEG IN OZEANIEN.

1941

April: Das *Bataillon du Pacifique*, das je zur Hälfte aus Neukaledoniern und Polynesiern besteht, wird über Sydney an Kriegsschauplätze im Nahen Osten und in Nordafrika verschifft. Später tragen die melanesischen und polynesischen Soldaten in Italien und Frankreich dazu bei, Europa vom Naziterror zu befreien.
7. Dezember: Überraschungsangriff der japanischen Luftwaffe auf Pearl Harbor, den Stützpunkt der US-amerikanischen Pazifikflotte in Hawaii. Unter den Opfern sind 2400 US-amerikanische Soldaten und eine unbekannte Zahl Polynesier. Die traditionellen Bewohner der Inseln müssen in den Kriegsjahren ein Viertel ihrer Ländereien für US-Militärbasen abtreten. Eine Million Soldaten ziehen von dort aus an Fronten im Südpazifik.
9. Dezember: Japanische Truppen nehmen Guam ein, den einzigen Stützpunkt der USA im ansonsten von Japan kontrollierten Mikronesien. Für die Bewohner der Insel, die Chamorros, folgt eine brutale Besatzungszeit.

1942

4. Januar: Japanische Flieger bombardieren Rabaul, den Sitz der australischen Kolonialverwaltung auf der Insel New Britain östlich von Neuguinea. Nach Einnahme der Hafenstadt errichten japanische Militärs dort ihren größten Stützpunkt im Südpazifik. Bis zu 90 000 Soldaten werden dort stationiert.
Februar: Die US-Streitkräfte beginnen auf der Insel Bora-Bora im französisch kontrollierten Polynesien mit dem Bau eines Militärstützpunkts. 4000 Soldaten nehmen dafür weite Teile der Insel in Beschlag. Deren Bewohner werden nicht gefragt.
12. März: Erste US-Kriegsschiffe landen in der französischen Kolonie Neukaledonien. Neben Samoa, Fidschi und den Neuen Hebriden nutzen die Alliierten auch diese Inselgruppe als Aufmarsch- und Nachschubbasis für den Krieg im Südpazifik. Unterstützt von einheimischen Hilfsarbeitern bereiten sich dort 300 000 Mann auf Einsätze in Neuguinea und auf den Salomonen vor.

2. Mai: Japanische Truppen besetzen die britische Kolonialhauptstadt Tulagi auf den Salomon-Inseln. Die US-Luftwaffen reagiert darauf mit schweren Bombardements.
27. Mai: Japanische Einheiten landen auf Guadalcanal, der Hauptinsel der Salomonen. Sie treiben Inselbewohner zusammen und zwingen diese, eine Flugpiste zu bauen.
19. Juli: Nachdem die US-Flotte den Vorstoß der japanischen Kriegsmarine nach Australien in der Korallensee aufhalten konnte, landen japanische Truppen im Norden Neuguineas. Sie wollen sich auf dem Landweg nach Port Moresby an der Südküste der Insel durchschlagen. Auf dem Kokoda-Trail, einem Pfad durch die Berge, können die Alliierten den Vormarsch stoppen. Bei den Kämpfen im unwegsamen Gebirge setzen beide Kriegsparteien einheimische Helfer, Träger und Soldaten ein.
August: Von einheimischen Kundschaftern informiert landen US-amerikanische Truppen auf Guadalcanal, um den japanischen Flughafen kurz vor seiner Eröffnung einzunehmen. Inselbewohner helfen danach mit, ihn fertig zu bauen.
Auf der zentralpazifischen Insel Nauru kündigen schwere Bombardements den Einmarsch japanischer Truppen an.
September: Japanische Truppen marschieren auf den zentralpazifischen Gilbert-Inseln ein und bauen Tarawa zum Stützpunkt aus.
Oktober: Alliierte Flottenverbände landen nur wenige hundert Kilometer südlich der japanischen Stellungen im Zentralpazifik: auf den Ellice-Inseln. Sie lassen Zehntausende Kokosbäume fällen, um eine Flugpiste anlegen zu können.
November: Auf den Salomonen werden die japanischen Truppen zum Rückzug in den Nordwesten der Inselgruppe gezwungen. Nach ihrer Vertreibung von Guadalcanal beginnen sie in Munda mit dem Bau einer neuen Flugpiste.
Von einheimischen Kundschaftern durch den Dschungel geleitet können US-Einheiten auch diese japanische Rollbahn vor ihrer Fertigstellung einnehmen.

1943

Juni: Von der zentralpazifischen Insel Nauru verschleppen die japanischen Besatzer 600 Bewohner (ein Drittel der Bevölkerung) nach Truk im Nordpazifik. Wenig später müssen noch einmal so viele Nauru verlassen, um in der japanischen Marinefestung in Mikronesien zu arbeiten.
August: John F. Kennedy, der spätere Präsident der USA, kreuzt als Kapitän der Marine im Norden der Salomonen, als ein japanischer Zerstörer sein Patrouillenboot versenkt. Er und elf weitere Überlebenden verstecken sich auf einem winzigen Eiland. Biuku Gasa und Aaron Kumana, zwei einheimische Kundschafter, entdecken sie dort und retten ihnen das Leben.

1944.

Juli: Bei der Befreiung von Guam kommen 55 000 US-Soldaten zum Einsatz. Die japanischen Besatzer verteidigen sich bis zum letzten Mann. Nach den Kämpfen sind zwei Drittel der Gebäude auf der Insel zerstört und neunzig Prozent der einheimischen Chamorros obdachlos.
Auch auf der Nachbarinsel Saipan verteidigen die japanischen Truppen ihre Stellungen bis in den Tod. Als sie keinen Ausweg mehr sehen, stürzen sich Hunderte von ihnen von den steilen Klippen am Nordende der Insel.
Oktober: Auf der Insel New Britain östlich von Neuguinea kesseln Kriegsschiffe der Alliierten 38 000 japanische Soldaten in der Militärfestung Rabaul ein. Das *Pacific Islands Regiment*, ein Verband von Kolonialsoldaten aus Neuguinea, vereitelt Ausbruchsversuche der Japaner über Land.

1945

6. August: Von Tinian, einer kleinen mikronesischen Insel, startet ein B-29 Bomber der US-Luftwaffe in Richtung Japan. Über der Stadt Hiroshima wirft er die erste Atombombe ab. Auf demselben Weg folgt drei Tage später eine zweite auf Nagasaki.
15. August: Der japanische Kaiser Hirohito befiehlt seinen Soldaten, die Waffen zu strecken.
2. September: Bedingungslose Kapitulation Japans. Trotzdem bleiben auf dem japanischen Marinestützpunkt Truk Kriegsgefangene wie die Zwangsarbeiter aus Nauru zunächst weiterhin der Willkür und Gewalt ihrer japanischen Wärter ausgesetzt.

1946

31. Januar: Nach fast drei Jahren kehren die Nauruer, die Deportation und japanische Gefangenschaft in der Militärfestung Truk überlebt haben, auf ihre Insel zurück. Von ursprünglich 1203 Verschleppten sind 463 umgekommen.

1996

Die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs stellen ihrer Atombombentests in Ozeanien ein. Seit Kriegsende haben die USA, Großbritannien und Frankreich auf pazifischen Inseln, die sie nach 1945 für militärische Zwecke okkupiert hatten, sowie in Australien mehr als 300 Atom-, Wasserstoff-, Plutonium- und Neutronenbomben gezündet – mit unabsehbaren Folgen für die Menschen und die Umwelt Ozeaniens.

«Ohne uns hätten die Amerikaner den Krieg nie gewonnen»

Wie Alfred Alusasa Bisili von den Salomon-Inseln für die Alliierten spionierte

Der Norden der Salomonen ist eine Südseelandschaft wie aus dem Bilderbuch. Von Korallenriffs vor hohen Wellen des Pazifiks geschützt, ragen hier Hunderte kleine Inseln wie Pilze aus spiegelglattem, türkisblauem Wasser inmitten einer riesigen Lagune. Umgeben ist die Vonavona-Lagune von tropischen Dschungelinseln mit mächtigen Bergspitzen, steilen Klippen und weißen Sandstränden. Eine dieser großen Inseln heißt New Georgia, und an ihrer Ostküste liegt das Örtchen Munda. Seine wenigen Straßen sind gesäumt von flachen Häuschen unter Palmen und ein paar Kramläden. Am Hafen steht ein einfaches Hotel mit wenigen Zimmern. Die Mole davor steuern nur wenige Fähren und Frachtschiffe an. Die Fischer am Ort nutzen kleine Boote mit Außenbordmotoren, die in der Inselwelt der Lagune auch als Wassertaxis dienen. Heute wirkt die Gegend rund um das abgeschiedene Munda verschlafen und weltvergessen. 1943 war der Ort Kriegsschauplatz.

Alfred Alusasa Bisili, im Krieg Küstenwächter für US-amerikanische Truppen, vor seinem Haus in Munda auf den Salomon-Inseln.

Nach ihrem Angriff auf die US-amerikanische Flotte in Pearl Harbor (Hawaii) im Dezember 1941 waren die japanischen Truppen 1942 bis tief in den Südpazifik vorgedrungen. Auf Guadalcanal, der Hauptinsel der Salomonen, etwa 1.000 Kilometer südlich von Munda, bauten sie einen gigantischen Militärflugplatz, den US-amerikanische Landetruppen jedoch kurz vor seiner Fertigstellung einnehmen konnten. Nach langen, schweren Gefechten mit Tausenden Toten auf beiden Seiten mussten sich die Japaner Ende 1942 in den Norden der Salomon-Inseln zurückziehen. Am 25. November landeten sie in Munda. Alfred Alusasa Bisili, ein kleiner, kräftig gebauter älterer Mann mit lichtem Haar und schlohweißem Schnurrbart, erinnert sich noch genau an diesen Tag: «Sie kamen gegen Abend mit fünf Schlachtschiffen. Um halb sieben gingen ihre Truppen an Land. Ich war der Erste von unserer Insel, den die Japaner festnahmen. Die Soldaten nahmen mich einfach mit und sperrten mich ins Gefängnis. Sie wollten wissen, ob noch irgendwelche Europäer in der Gegend waren.» Die Salomonen waren damals noch eine britische Kolonie. «Ich sagte ihnen, die Weißen hätten die Salomonen längst verlassen und seien mit dem Missionsschiff nach Australien abgereist. Als sie mich endlich wieder laufen ließen, musste ich allen Bewohnern von Munda ihren Befehl übermitteln, den Ort sofort zu verlassen und sich mindestens fünf Meilen weiter südlich niederzulassen.»

Der Grund für die Zwangsumsiedlung: Die Japaner wollten in Munda ein neues Rollfeld bauen, nachdem sie ihren Flughafen auf Guadalcanal verloren hatten. Sie versuchten, dieses Projekt geheim zu halten. Aber einheimische Küstenwächter der Alliierten beobachteten sie dabei. Alfred Alusasa Bisili war einer von ihnen: «Wir arbeiteten als Scouts. Wir versteckten uns auf einer kleinen vorgelagerten Insel in der Lagune und spähten mit Fernrohren aus, was die Japaner machten. Dann schickten wir ausführliche Berichte an den Kommandanten der alliierten Küstenwache. Wir informierten ihn zum Beispiel über die genauen Positionen der japanischen Maschinengewehrstellungen rund um die Piste.»

Alfred Alusasa Bisili lebt im Jahr 2000, inzwischen fast achtzig Jahre alt, noch immer in Munda. Von seinem kleinen Holzhäuschen sind es nur wenige hundert Meter bis zu der Schneise zwischen den Kokospalmen, die im Krieg für die japanische Flugpiste geschlagen wurde. Die Straße dorthin ist nicht asphaltiert, sondern wurde damals mit zerkleinerten Korallen befestigt. Alfred Alusasa Bisili erzählt, dass die Japaner Kabel über das Gelände spannten und Fächer von Kokospalmen daran befestigten, damit ihre Landebahn aus den Aufklärungsflugzeugen der US-Luftwaffe nicht zu sehen war. Doch dank der

einheimischen Kundschafter waren die Alliierten über den Stand der Bauarbeiten genau im Bilde. Bevor die Japaner die Flugpiste in Betrieb nehmen konnten, setzten die US-Streitkräfte im Juli 1943 Landetruppen an der abgelegenen Westküste der gebirgigen Insel New Georgia ab. Ihr Kommandant bat Alfred Alusasa Bisili, die Soldaten durch den Dschungel an die Baustelle des japanischen Flughafens heranzuführen, um den Gegner, der allenfalls einen Angriff vom Meer aus erwartete, zu überraschen. «Ich zeigte den US-Soldaten versteckte Pfade durch den Wald. Sie kamen mit 600 Mann und heuerten Insulaner als Träger für ihre Ausrüstung, Munition und Verpflegung an. Ich wies ihnen den Weg und blieb bei ihnen, bis sie den Flughafen eingenommen hatten.»

Laut Alfred Alusasa Bisili arbeiteten 1943 im Norden der Salomonen mindestens 700 einheimische Küstenwächter für die Alliierten. «Es gab geheime Wachkommandos auf Choiseul, Santa Isabel, Vella Lavella, Kolombangara, New Georgia und Rendova, also auf fast allen Inseln, die von den Japanern besetzt waren. Wären wir bei unserer Spionagetätigkeit erwischt worden, hätten sie uns auf der Stelle erschossen.»

Alfred Alusasa Bisili hat auch US-amerikanischen Piloten das Leben gerettet, die mit Fallschirmen im Dschungel von New Georgia hatten notlanden müssen. «Um sie in Sicherheit bringen zu können, habe ich gegen einige Japaner Mann gegen Mann gekämpft, und wir haben japanische Tiefflieger mit unseren einfachen Gewehren beschossen, um sie zu vertreiben.» Einmal fanden die Scouts einen verletzten US-amerikanischen Piloten auf einer der kleinen, abgelegenen Inseln. «Durch Rauchzeichen lotsten wir ein Wasserflugzeug herbei, um ihn ausfliegen zu lassen.» Der Lohn für die gefahrvollen Einsätze war miserabel. Er betrug vier Pfund im Monat, weiße Soldaten erhielten bis zu zehnmal so viel.

Als der Krieg zu Ende war, warteten die meisten Bewohner der Salomon-Inseln vergeblich auf Hilfe beim Wiederaufbau ihrer zerstörten Orte. «Die Japaner hatten mit ihren Bulldozern die ganze Gegend rund um Munda platt gewalzt und unsere Kokospalmen gefällt. Wir hatten unseren gesamten Besitz verloren, unsere Häuser, unsere Gärten, unsere Boote, einige ihr Leben. Aber nach dem Krieg haben sie uns einfach unserem Schicksal überlassen.» Auch später habe keiner der Kriegsfreiwilligen und kein Angehöriger der Opfer aus Munda jemals eine Entschädigung erhalten: «Ich bekomme nicht einmal eine Kriegsrente. Ich beziehe zwar eine Pension, weil ich 25 Jahre lang im Staatsdienst gearbeitet habe, aber nichts dafür, dass ich mein Leben riskiert habe, um die Amerikaner durch den Dschungel zu führen und als Kundschafter für sie zu spionieren.»

Für Alfred Alusasa Bisili ist klar: «Ohne uns hätten die Amerikaner ihren Krieg auf den Salomonen nicht führen und nicht gewinnen können.» Deshalb erwarteten er und andere Veteranen von den Alliierten eine Anerkennung für ihre Kriegsdienste und angemessene Entschädigungen für die Opfer und Zerstörungen auf den Inseln. Zusammen mit anderen gründete Alfred Alusasa Bisili eine Veteranenvereinigung, um diesen Forderungen Nachdruck zu verleihen. Vergeblich. Petitionen der Kriegsteilnehmer an ihre eigene Regierung und an die der USA blieben ohne Antwort.

Erst 1992 schien es so, als sollten die Verdienste der einheimischen Küstenwächter und Soldaten doch noch eine späte Würdigung erfahren. Zum 50. Jahrestag ihrer Landung auf den Salomonen enthüllten Vertreter der US-Streitkräfte ein bombastisches Kriegerdenkmal aus rotem Marmor auf der Insel Guadalcanal und luden dazu auch Alfred Alusasa Bisili und 400 weitere Veteranen aus dem Inselstaat ein. Zur Feier des Tages erhielten die ehemaligen Scouts neue Uniformen. Die Jacke aus hellem Khakistoff hat Alfred Alusasa Bisili bis heute in seinem kleinen Schrank in Munda aufbewahrt und am Revers prangt noch der Orden, den er bei der 50-Jahr-Feier trug und den ihm seine US-amerikanischen Kommandanten 1945 verliehen hatten. «Um der Einladung der US-Militärs zu ihrer Feier folgen zu können, musste ich 1992 meinen Flug nach Guadalcanal allerdings selbst bezahlen», erzählt Alfred Alusasa Bisili kopfschüttelnd. «Sie haben mir nicht einmal das Ticket erstattet. Ich bin trotzdem geflogen, weil ich alte Freunde aus dem Krieg wieder treffen wollte, darunter auch Amerikaner.»

Die USA und Japan hätten zwar für die Insulaner keinen Cent übrig gehabt, aber Millionen Dollars und Yen in einem Wettbewerb um dass größte und protzigste Kriegerdenkmal verschwendet, bemerkt Alfred Alusasa Bisili spöttisch. «Die Amerikaner bauten auf Guadalcanal eines für sich und die Japaner ebenfalls.» Selbst in das abgelegene Örtchen Munda seien die Japaner in den neunziger Jahren zurückgekehrt, um unweit der Geschäftsstraße ein Denkmal für ihre Toten zu bauen, genauer gesagt: bauen zu lassen. «Wir haben es dort für sie gebaut», sagt Alfred Alusasa Bisili. «Auch ich war dabei. Denn dafür haben sie uns bezahlt. Gut bezahlt!»

Das Portrait beruht auf einem Interview mit Alfred Alusasa Bisili, das im Oktober 1999 in seinem Heimatort Munda im Nordwesten der Salomon-Inseln geführt wurde.

Ausschnitte aus dem Interview mit Alfred Alusasa Bisili sind auf der beiliegenden CD im englischen Original (Take 16) und mit deutscher Übersetzung (Take 17) zu hören.

«Tropische Reichtümer» und «wehrfähige Männer»

Zur Geschichte der Kolonialsoldaten in Ozeanien

In Ozeanien suchten die europäischen Kolonialmächte neben Rohstoffen und tropischen Produkten auch billige Soldaten für ihre Kriege. Einheimische mussten nicht nur als Hilfstruppen bei militärischen Vorstößen von den Küsten ins Hinterland der oft schwer zugänglichen Inseln dienen, sondern auch auf Schlachtfeldern in Europa, zum Beispiel im Ersten Weltkrieg.

Als erste Europäer stießen im 16. Jahrhundert spanische und portugiesische Seefahrer in den Pazifik vor. Sie suchten dort Gold, Silber und Gewürze, eine Schiffsroute rund um die Erde sowie die «terra australis», den bis dahin in Europa unbekannten fünften Kontinent. «Entdecker» Ozeaniens waren diese Europäer jedoch nicht. Denn die Besiedlung des «Stillen Ozeans», wie der Pazifik, der mit seinen 10 000 Inseln ein Drittel der Erdoberfläche umfasst, auch genannt wird, hatte bereits Zehntausende Jahre zuvor begonnen. Seefahrer aus Südostasien waren von Westen über Neuguinea kommend auf die Salomonen und von dort über Fidschi und Samoa tief in den Pazifik vorgedrungen. Selbst abgelegene Archipele wie Hawaii im Osten des Ozeans waren schon drei Jahrtausende lang besiedelt, als die ersten Weißen dort landeten. Auf den pazifischen Inseln hatte sich eine vielfältige Kultur mit mehr als tausend verschiedenen Sprachen und Dialekten entwickelt. Den spanischen Seefahrer Alvaro de Mandaña erinnerte der Reichtum einer Inselgruppe im Westen des Pazifiks an den biblischen Schatz des Königs Salomon, weshalb er sie in seinen Karten als «Salomon-Inseln» verzeichnete.

Die Europäer teilten Ozeanien ohne jede Rücksicht auf historische gewachsene Verbindungen unter den Inselbewohnern in drei geographische Regionen auf, deren willkürlich gewählte Namen noch heute gebräuchlich sind. Die *kleinen* Inseln im Norden des Pazifiks nannten sie *Mikro*nesien, die *vielen* Eilande und Atolle im Osten *Poly*nesien und die Inselgruppen im Westen von Fidschi bis Neuguinea mit ihren dunkelhäutigen, den Europäern *schwarz* erscheinenden Bewohnern *Mela*nesien.

Im 17. und 18. Jahrhundert landeten Holländer, Engländer und Franzosen auch an den Küsten Neuseelands und Australiens. 1770 hisste Kapitän James Cook an der australischen Ostküste die britische Flagge und nahm den fünften Kontinent kurzerhand «für die britische Krone» in Besitz. Gegen den Widerstand der Einheimischen, von den Briten «Aborigines» genannt, begann Großbritannien dort, wo heute die Stadt Sydney steht, mit dem Aufbau einer Sträflingskolonie. 1840 nahm Großbritannien auch Neuseeland trotz erbitterter Gegenwehr der dort lebenden Maoris in Besitz. Bis Anfang des

Vorführung einer deutschen Kanone in Neuguinea.

20. Jahrhunderts folgten Fidschi, die Cook-Inseln und der Süden Neuguineas, der nach Gründung des australischen Bundesstaates 1901 von der australischen Regierung verwaltet und in Papua umbenannt wurde.

Die Franzosen unterwarfen 1842 die polynesischen Inseln rund um Tahiti und gründeten 1852 im melanesischen Neukaledonien eine Strafkolonie für mehr als 20 000 Verbannte, in die nach 1871 auch Gefangene der Pariser Kommune verschleppt wurden. 1886/87 gerieten die Inseln Wallis und Futuna unter französische Protektoratsverwaltung, und 1906 erklärten Frankreich und Großbritannien die Neuen Hebriden (heute: Vanuatu) zu ihrem «gemeinsamen Interessengebiet», das sie als so genanntes Kondominium auch gemeinsam verwalteten.

Kolonialsoldaten und Hilfspolizisten

In all ihren Kolonien in der Pazifikregion rekrutierten die europäischen Invasoren Soldaten und Polizisten. Nur mit deren Hilfe und Ortskenntnissen gelang es den Invasoren, in das unzugängliche Hinterland jenseits der Küsten einzudringen und profitträchtige Rohstoffe sowie fruchtbares Land aufzuspüren. Ihre indigenen Helfershelfer mussten die ansässige Bevölkerung unter Kontrolle bringen oder vertreiben und Arbeiter zum Ausbau von Plantagen, Minen, Häfen und Stützpunkten zusammentreiben.

Als erste europäische Kolonie in Ozeanien stellte Australien, das bei der britischen Invasion von bis zu einer Million Aborigines bewohnt war, Ende des 18. Jahrhunderts auch die ersten Kolonialsoldaten in diesem Teil der Welt. Aborigines waren «billiger» als englische Soldaten, und die Briten wollten mit ihren Kolonialtruppen Verluste in den eigenen Reihen vermeiden. Als sogenannte *Black Troopers* wurden Aborigines zum Beispiel eingesetzt, um entflohene europäische Sträflinge einzufangen[1] **(Quelle 1).**

Auch Frankreich rekrutierte in seinen Pazifikkolonien einheimische Truppen. Dabei spielten die französischen Kolonialbeamten die Insulaner gegeneinander aus und zwangen sie, bei militärischen Operationen zur Aufstandsbekämpfung gegenei-

nander anzutreten. In Neukaledonien, das für Frankreich einen besonderen Wert gewann, nachdem ein Geologe dort Nickel und Kobalt entdeckt hatte, begann die «Société de Nickel» 1876 mit dem Abbau der Rohstoffe. Französische Truppen vertrieben die dort ansässigen «Kanak» (übersetzt: «Mensch») gewaltsam aus den Bergbauregionen und pferchten sie in «indigenen Reservaten» zusammen. Als die Kanak 1878 revoltierten, kam es zu bewaffneten Auseinandersetzungen, bei denen die Franzosen 2000 Insulaner töteten.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts versuchten auch deutsche Handelsgesellschaften, die Kontrolle über verschiedene pazifische Inseln zu gewinnen **(Quelle 2)**. Im Jahr 1884 begann ein von dem Hamburger Kaufmann Adolph von Hansemann und anderen finanzkräftigen Geschäftsleuten gegründetes «Neuguinea-Konsortium» trotz des Protests der britischen Regierung, Ländereien im Norden Neuguineas anzukaufen. Die Deutschen gaben dem Gebiet den Namen «Kaiser-Wilhelm-Land» und kurz vor der Jahrhundertwende übernahm das Deutsche Reich dort und auf den vorgelagerten Inseln des «Bismarck-Archipels» sowie im Norden der Salomonen und im Westen Samoas offiziell die Kolonialherrschaft. 1899 erwarb Deutschland zudem «gegen eine Kaufsumme von mehr als sechzehn Millionen Mark» von Spanien Inselgruppen wie die Marianen und Palau in Mikronesien.[2] (Die größte mikronesische Insel, Guam, musste Spanien an die USA abtreten.) Ende des 19. Jahrhunderts verfügte Deutschland «in der Südsee» mit den Marschall-, Marianen-, Karolinen- und Palau-Inseln, Nauru, Westsamoa, Neuguinea sowie den Salomon-Inseln Bouga und Bougainville über ein Kolonialimperium, das fast sechsmal so groß war wie das Deutsche Reich. Auf den Inseln fanden sich nicht nur reiche Erz- und Phosphatvorkommen, sondern auch tropische Früchte sowie Kokospalmen zur Gewinnung von Kopra, dem Grundstoff von Kokosöl. Die Insulaner mussten zur Arbeit antreten, um diese Produkte auf Plantagen unter Anleitung deutscher Farmer anzubauen und für den Export zu verladen.

Darüber hinaus rekrutierten auch die deutschen Behörden in den drei Jahrzehnten ihrer Kolonialherrschaft in Ozeanien (von 1884 bis 1914) paramilitärische Hilfs- und Polizeitruppen **(Quellen 3 und 4)**. Trotzdem waren sie im Ersten Weltkrieg der militärischen Übermacht ihrer Gegner im Pazifik nicht gewachsen und mussten ihre Kolonien aufgeben. Großbritannien und Frankreich setzten schon in diesem Krieg Kolonialsoldaten aus Ozeanien ein und schickten einige von ihnen auch an Fronten in Europa. Australische und britische Truppen nahmen Neuguinea, das Bismarck-Archipel und die Phosphatinsel Nauru ein, Neuseeland besetzte Westsamoa und Japan die Inseln Mikronesiens. Anfang 1917 steckten die Regierungen in London und Tokio ihre Einflusssphären ab. Japan sollte den Pazifik nördlich des Äquators beherrschen (mit Ausnahme der Insel Guam), die Briten die Inseln südlich davon. Die Siegermächte des Ersten Weltkriegs vereinbarten zwar eine Entmilitarisierung der Kolonien und verständigten sich 1919 bei den Friedensverhandlungen in Paris darauf, keine einheimischen Soldaten mehr zu rekrutieren und bestehende militärische Installationen und Stützpunkte in den Mandatsgebieten zu schließen. Aber keiner hielt sich daran. In Neuguinea demontierte Australien seine Kanonenstellungen

Schildkrötenjäger aus Samoa: «Kräftige Menschenstämme» für die Polizeitruppen der Deutschen.

nur so weit, dass sie innerhalb weniger Tage wieder aufzubauen waren, und australische Soldaten trieben dort auch nach Kriegsende Insulaner zur Zwangsarbeit zusammen. In Samoa war die neuseeländische Kolonialverwaltung weiter von hochrangigen Militärs dominiert, die ihre Uniformen nur kurzzeitig beiseite legten, aber in den zwanziger Jahren schon wieder zu den Waffen griffen, um Demonstrationen von Insulanern für ihre Unabhängigkeit zusammenzuschießen.[3] Auf der mikronesischen Insel Guam bauten die USA nach dem Ersten Weltkrieg ihren Marinestützpunkt weiter aus. Im Rest Mikronesiens verweigerte Japan auswärtigen Besuchern die Einreise, um geheim zu halten, dass sie dort sofort nach dem Ersten Weltkrieg mit den militärischen Vorbereitungen für den Zweiten begannen. (s. S. 180 ff.)

Hinweise für den Unterricht:
Das Kapitel soll verdeutlichen, dass die Kolonialmächte auch in Ozeanien nicht nur auf der Suche nach Rohstoffen waren, sondern auch nach billigen Soldaten für ihre Kriege.
Die Quellen illustrieren dies am Beispiel der britischen Kolonialherren in Australien **(Quelle 1)** und der deutschen in Samoa und Neuguinea **(Quellen 2, 3 und 4)**.

Fragestellungen:
- Beschreiben Sie anhand der Geschichte Ozeaniens die Rolle von Wirtschaft, Staat und Militär bei der Unterwerfung der Region durch die Kolonialmächte.
- Welche Interessen verfolgten die europäischen Kolonialmächte auf den pazifischen Inseln?
- Welche Rolle spielte das Deutsche Reich als Kolonialmacht in Ozeanien?
- Mit welcher Begründung und zu welchem Zweck rekrutierten die Kolonialherren in Ozeanien Soldaten und Polizeikräfte?

Fußnoten
1 Australian Institute of Aboriginal and Torres Strait Islander Studies/Horton, David (Hg.): The Encyclopaedia of Aboriginal Australia. Volume 2. Canberra 1994. S. 765f.
2 Entwicklungspolitische Korrespondenz (Hg.): Deutscher Kolonialismus – Materialien zur Hundertjahrfeier 1984. Hamburg 1983. S. 68.
3 Hiery, Hermann Joseph: The Neglected War. The German South Pacific and the Influence of World War I. University of Hawaii Press 1995. S. 229, 249.

Kolonialinteressen in Ozeanien

Quelle 1
Australien: Einheimische Soldaten billiger als englische

Die britischen Kolonialverwalter im australischen Queensland begründeten 1861 auf Nachfrage der Regierung in London die Rekrutierung von Aborigines als paramilitärische Hilfstruppen so:

«Die Kosten der Maßnahmen (zum Schutze der Siedler in Queensland) für den britischen Steuerzahler sollten sorgfältig kalkuliert werden. In Queensland leben selbst nach niedrigsten Schätzungen etwa 15000 Aborigines, von denen mit Sicherheit mindestens 2000 kriegerische Männer den Weißen feindselig gesinnt sind. Daraus ergibt sich, dass – ähnlich wie in Neuseeland – 10000 Soldaten und mindestens eine Million Britischer Pfund jährlich notwendig wären, um die Kolonialisten zu schützen. […]

Die nördliche Hälfte von Queensland, in der vor allem feindselige Eingeborene zu finden sind, ist größer als das französische Empire und liegt vollständig in den Tropen. Die Todesrate unter englischen Truppen wäre in diesem Klima nahezu ebenso hoch wie in Indien. […] Englische Soldaten wären zudem nicht in der Lage, Aborigines zu verfolgen, wenn sie sich in den nahezu undurchdringlichen Busch und Dschungel Nordaustraliens zurückziehen.»

Reynolds, Henry: With the White People. The Crucial Role of Aborigines in the Exploration and Development of Australia. Ringwood, Victoria 1990. S. 56f.

Quelle 2
«Berechtigungen» in der Südsee

Der Überseehändler Adolph von Hansemann plädierte am 9. September 1880 in einer Eingabe an das Auswärtige Amt mit folgender Begründung für die Eroberung deutscher Kolonien im Pazifik:

«Das freie, in der Südsee zur Begründung von Kolonien noch offen stehende Gebiet ist so umfassend, dass jede Nation, welche jetzt an der Produktion sowie an Handel und Schifffahrt der Südsee beteiligt ist, nach Verhältnis ihrer Berechtigung Raum genug finden wird. Die Berechtigung Deutschlands beruht in den zahlreichen, über viele Inselgruppen verbreiteten deutschen Ansiedlungen und Handelsniederlassungen, in dem erheblichen Anteil seiner Handelsflagge an der Schifffahrt der Südsee, in dem hohen Ansehen, welches seine Seemacht im Stillen Ozean genießt, und in den Häfen, die sich die deutsche Seemacht gesichert hat. Die nächste Aufgabe besteht darin, diese Berechtigung noch wesentlich zu verstärken, und falls dies gelingt, dürfte es dem Deutschen Reiche auch nicht fehlschlagen, mit geringen Ausgaben ein Gebiet in der Südsee zu erwerben, welches dank dem deutschen Fleiße einst imstande sein wird, dem Mutterlande einen großen Teil seines Bedarfes von Kolonialprodukten zu liefern und außerdem mit seiner Produktion an dem Welthandel teilzunehmen.»

Gründer, Horst (Hg.): «… da und dort ein junges Deutschland gründen». Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis 20. Jahrhundert. München 1999. S. 78.

Quelle 3
«Kräftige Menschenstämme» für Deutschlands Militär

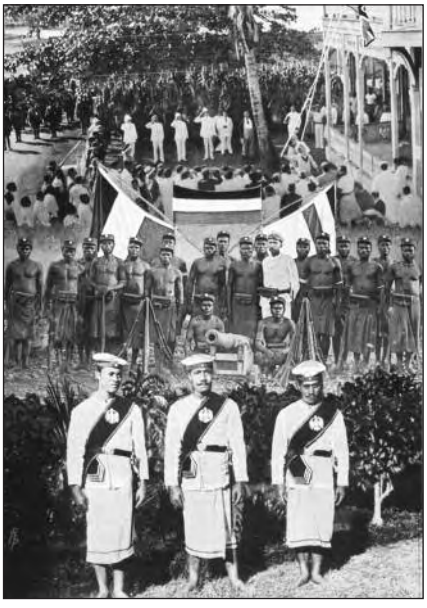
Der Nordosten Neuguineas erschien dem deutschen Geschäftsmann Adolph von Hansemann als Kolonie besonders geeignet. Denn die von ihm mit begründete «Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg», die Kolonialwaren aus Ozeanien in Europa verkaufte, könne dort «ihre Stellung als gesichert betrachten».

Um die Regierung für seine Kolonialpläne zu gewinnen, hob Hansemann hervor, dass auf dieser Insel nicht nur «beste Häfen» sowie eine «erhabene Natur und aller Reichtum der tropischen Vegetation» zu finden seien, sondern auch wehrfähige Männer:

«Kräftige Menschenstämme bewohnen die Nordküste. […] Gerade Deutschland mit der ihm zu Gebote stehenden militärischen Organisationskraft sollte es gelingen, bei Begründung einer Kolonie eingeborene Volksstämme mit kriegerischen Eigenschaften unter Disziplin zu bringen und aus diesen Eigenschaften für das Verteidigungssystem der Kolonie Nutzen zu ziehen.»

Gründer. a.a.O., S. 79f.

Quelle 4
Die deutsche «Schutztruppe» in der «Südsee»



Fotomontage eines kolonialen Propagandaplakats aus dem Jahr 1930.

Ein deutsches Kriegsschiff vor Nauru

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Ozeanien

Nach der gängigen Darstellung in Büchern und Filmen begann der Zweite Weltkrieg im Pazifik am 7. Dezember 1941 mit dem japanischen Überfall auf den US-amerikanischen Marinestützpunkt Pearl Harbor auf Hawaii. Tatsächlich gab es schon ein Jahr zuvor Bombenangriffe von einem deutschen Kriegsschiff aus auf die zentralpazifische Insel Nauru, die damals unter australischer Kolonialverwaltung stand. Die Opfer unter den Insulanern sind in beiden Fällen vergessen.

Von dem deutschen Kriegsschiff «Komet» 1940 in Brand geschossene Hafenanlagen auf Nauru.

Es war der 27. Dezember 1940, als vor der Küste der kleinen zentralpazifischen Insel Nauru ein fremdes Schiff auftauchte. Am Bug des Frachters leuchtete weithin sichtbar der japanische Name «Manyo Maru». Am Mast wehte die Flagge der japanischen Handelsflotte. «Die Leute freuten sich, weil es schon seit einiger Zeit keinen Zucker und keinen Reis mehr gegeben hatte», erzählt Alfie Dick, damals sechs Jahre alt, ein halbes Jahrhundert später stellvertretender Regierungschef Naurus. «Alle strömten voller Vorfreude zum Strand, um das Einlaufen des unerwarteten Frachters zu beobachten. Doch plötzlich nahm das Schiff die Verladestation und die Öltanks im Hafen unter Beschuss. Statt die Ankunft des Frachters zu feiern, flohen wir alle in den Wald, um uns zu verstecken. Wie sich herausstellte, handelte es sich um ein deutsches Kriegsschiff.»[1] Das Schiff hieß in Wirklichkeit «Komet» und gehörte als «Hilfskreuzer» zur deutschen Kriegsmarine, die – von japanischen Stützpunkten versorgt – Ende 1940, Anfang 1941 im Stillen Ozean operierte. Nazideutschland setzte den Krieg gegen die Alliierten, den es in Europa begonnen hatte, auch im Pazifik fort. Deutsche Kriegsschiffe torpedierten britische und australische Schiffe, verminten Häfen in Neuseeland und versenkten vier Frachtschiffe der Minengesellschaft, die Australien, Großbritannien und Neuseeland unter dem Namen «British Phosphate Commissioners» (BPC) gemeinsam auf Nauru betrieben. Diese Phosphatmine hatte ihren Betrieb schon 1907 aufgenommen, als die Insel noch eine deutsche Kolonie gewesen war. Aus Phosphat werden Düngemittel hergestellt, an denen insbesondere Australien, das die Insel seit dem Ersten Weltkrieg kontrollierte, für seine wachsende Landwirtschaft interessiert war.

Mit dem Angriff auf Nauru demonstrierte das faschistische Deutschland, dass es sich auch mit dem Verlust seiner Kolonien in Ozeanien keineswegs abgefunden hatte. (Erst 1941 einigten sich das NS-Regime und Japan auf eine Aufteilung der Welt in Machtsphären, wonach der gesamte Pazifik zum japanischen Herrschaftsbereich gehören sollte.)

Nach den ersten Warnschüssen an jenem Dezembertag des Jahres 1940 befahlen die deutschen Kommandanten dem Hafenmeister von Nauru, das Gelände um die Phosphatmine innerhalb von einer Stunde zu evakuieren. Als jede Gegenwehr ausblieb, hissten die bis dahin getarnten deutschen Marinesoldaten auf der «Komet» ihre Hakenkreuzfahnen und nahmen den Hafen unter Beschuss, bis die Treibstofftanks der Minengesellschaft explodierten und selbst das auf Stelzen ins Meer ragende Fließband in Flammen aufging. «Die Leute von Nauru fanden es unglaublich, dass die Stahlkonstruktionen der Phosphatmine Feuer fingen», erzählt Alfie Dick. «Wir hatten gedacht, nur Streichhölzer oder ähnliche Dinge könnten brennen. Was wir da sahen, war für uns völlig neu.»

Als die Verladestation der Mine in Schutt und Asche lag, verließen die Deutschen ebenso überraschend den Hafen, wie sie gekommen waren. Danach herrschte auf Nauru gespannte Ruhe, aber die Insulaner verfolgten mit Sorge die Vorzeichen weiteren Unheils. Erst schickte die Minengesellschaft BPC Frachtschiffe, um das Phosphat, das in Nauru noch auf Halde lag, hastig abzutransportieren. Dann schaffte sie 773 chinesische Bergleute, die in der Mine gearbeitet hatten, von der Insel, und die Kolonialverwaltung evakuierte auch den Großteil der europäischen und australischen Siedler. Die knapp 2000 Insulaner waren schon fast unter sich, als im Dezember 1941 ein erstes Aufklärungsflugzeug über Nauru kreiste. Auf seinen Tragflächen leuchtete die rote Sonne der japanischen Flagge. Bald da-

rauf folgten Tiefflieger, die die kleine Funkstation der Insel bombardierten und Nauru von jeder Kommunikation mit der Außenwelt abschnitten. Die japanischen Sturzbomber flogen so tief, dass ein Mädchen den Eindruck hatte, «sie liefen über Bäume». Fast täglich kreuzten jetzt japanische Flugzeuge auf. Die Inselbewohner mieden tagsüber die Gegend um die Phosphatmine sowie die Gebäude der Kolonialverwaltung und versteckten sich in den Wäldern auf dem Hochplateau.

Als am 21. Februar 1942 der französische Frachter «Triomphant» im Auftrag der australischen Regierung in Nauru einlief, hofften die Insulaner auf Hilfe. Doch das Schiff holte nur noch die letzten Europäer und Australier – bis auf sieben Personen – von der Insel sowie weitere Minenarbeiter. Da der Platz an Bord begrenzt war, mussten außer den Einheimischen auch 185 Chinesen, darunter viele Alte und Kranke, sowie 50 Bergarbeiter von anderen pazifischen Inseln zurückbleiben. Ihre Evakuierung galt nicht als dringlich, weil sie «in den Händen der Japaner kein Leid zu erwarten» hätten.

Auf keinen Fall jedoch wollten die Minenbetreiber den Japanern die Reste ihrer Förderanlagen überlassen. Zur Verblüffung der Insulaner zerstörte die Besatzung, was von der Mine nach den deutschen und japanischen Bombardements noch übrig geblieben war, bevor die «Triomphant» im Schutze der Nacht wieder in See stieß. Es war das letzte Schiff, das bis zum Kriegsende zwischen Australien und Nauru verkehrte. Drei lange Jahre blieben die Inselbewohner danach schutzlos den Japanern ausgeliefert und erlebten das Schicksal von Sklaven, als der Krieg im Süd-Pazifik eskalierte. (s. S. 176 ff.)

Schlagzeile der Tageszeitung von Honolulu, der Hauptstadt Hawaiis, nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941.

Honolulu Star-Bulletin 1st EXTRA

8 PAGES—HONOLULU, TERRITORY OF HAWAII, U. S. A., SUNDAY, DECEMBER 7, 1941—8 PAGES ★ PRICE FIVE CENTS

WAR!

(Associated Press by Transpacific Telephone)

SAN FRANCISCO, Dec. 7.—President Roosevelt announced this morning that Japanese planes had attacked Manila and Pearl Harbor.

OAHU BOMBED BY JAPANESE PLANES

SIX KNOWN DEAD, 21 INJURED, AT EMERGENCY HOSPITAL

Attack Made On Island's Defense Areas

By UNITED PRESS

WASHINGTON, Dec. 7.—Text of a White House announcement detailing the attack on the Hawaiian Islands is:

"The Japanese attacked Pearl Harbor from the air and all naval and military activities on the island of Oahu, principal American base in the Hawaiian islands."

Oahu was attacked at 7:55 this morning by Japanese planes.

The Rising Sun, emblem of Japan, was seen on plane wing tips.

Wave after wave of bombers streaked through the clouded morning sky from the southwest and flung their missiles as a city reeling in peaceful Sabbath calm.

According to an unconfirmed report received at the governor's office, the Japanese force that attacked Oahu reached island waters aboard two small airplane carriers.

It was also reported that at the governor's office either an attempt had been made to bomb the USS Lexington, or that it had been bombed.

CITY IN UPROAR

Within 10 minutes the city was in an uproar. As bombs fell in many parts of the city, and in defense areas the defenders of the islands went into quick action.

Army intelligence officers at Ft. Shafter announced officially shortly after 9 a. m. the fact of the bombardment by an enemy but long previous army and navy had taken immediate measures in defense.

"Oahu is under a sporadic air raid," the announcement said.

"Civilians are ordered to stay off the streets until further notice."

CIVILIANS ORDERED OFF STREETS

The army has ordered that all civilians stay off the streets and highways and not use telephones.

Evidence that the Japanese attack has registered some hits was shown by three billowing pillars of smoke in the Pearl Harbor and Hickam field area.

All navy personnel and civilian defense workers, with the exception of women, have been ordered to duty at Pearl Harbor.

The Pearl Harbor highway was immediately given over to racing cars.

A trickling stream of injured people began pouring into the city emergency hospital a few minutes after the bombardment started.

Thousands of telephone calls almost swamped the Mutual Telephone Co., which put extra operators on duty.

At The Star-Bulletin office the phone calls deluged the single operator and it was impossible for this newspaper, for sometime, to handle the flood of calls. Here also an emergency operator was called.

HOUR OF ATTACK—7:55 A. M.

An official army report from department headquarters, made public shortly before 11, is that the first attack was at 7:55 a. m.

Witnesses said they saw at least 50 airplanes over Pearl Harbor.

The attack centered in the Pearl Harbor, Army authorities said:

"The rising sun was seen on the wing tips of the airplanes."

Although martial law has not been declared officially, the city of Honolulu was operating under M-Day conditions.

It is reliably reported that enemy objectives under attack were Wheeler field Hickam field, Kaneohe bay and naval air station and Pearl Harbor.

Some enemy planes were reported shot down.

The body of the pilot was seen in a plane burning at Wahiawa.

Oahu appeared to be taking calmly after the first uproar of queries.

ANTIAIRCRAFT GUNS IN ACTION

Confirmation of the said came shortly before 8 this morning when antiaircraft guns around Pearl Hebor began sending up a thunderous barrage.

At the same time a vast cloud of black smoke was seen over the naval base and also from Hickam field where flames could be seen.

BOMB NEAR GOVERNOR'S MANSION

Shortly before 9:30 a bomb fell near Washington Place, the residence of the governor. Governor Poindexter and Secretary Charles M. Hite were there.

It was reported that the bomb killed an unidentified Chinese man across the street in front of the Schuman Carriage Co. where windows were broken.

C. E. Daniels, a welder, found a fragment of shell or bomb at South and Queen Sts. which he brought into the City Hall. This fragment weighed about a pound.

At 10:05 a. m. today Governor Poindexter telephoned to The Star-Bulletin announcing he has declared a state of emergency for the entire territory.

He announced that Edward L. Daty, executive secretary of the major disaster council, has been appointed director under the M-Day law's provisions.

Governor Poindexter urged all residents of Honolulu to remain off the street, and the people of the territory to remain calm.

Mr. Daty reported that all major disaster council wardens and medical units were on duty within a half hour of the time the alarm was given.

Workers employed at Pearl Harbor were ordered at 10:10 a. m. not to report at Pearl Harbor.

The mayor's major disaster council was to meet at the city hall at about 10:30 this morning.

At least two Japanese planes were reported at Hawaiian department headquarters to have been shot down.

One of the planes was shot down at Ft. Kamehameha and the other back of the Waialua sugar mill on Oahu's leeward coast.

Hundreds See City Bombed

Names of Dead and Injured

Schools Closed

Editorial

HAWAII MEETS THE CRISIS

BULLETIN

Additional Star-Bulletin extras today will cover the latest developments in this war hours.

Der japanische Überfall auf Pearl Harbor

Den 7. Dezember 1941 beschreibt die offizielle US-amerikanische Geschichtsschreibung als «Day of Infamy», als «Tag der Schande», weil die japanischen Streitkräfte bei ihrem Überraschungsangriff auf Pearl Harbor die US-amerikanische Pazifikflotte fast vollständig zerstörten und damit die USA zum Eintritt in den Zweiten Weltkrieg bewegten. Heute erinnert ein gigantisches Freiluftmuseum in Pearl Harbor, dem Hafen von Honolulu, an «das größte Desaster in der Geschichte der US-Marine»: «21 Schiffe, darunter alle acht Schlachtschiffe der ersten Ordnung, wurden versenkt oder beschädigt, 170 Flugzeuge von Armee und Marine zerstört. Die Zahl der Opfer: 2400 Tote, 1200 Verwundete.»

Auch für Kekuni Blaisdell markiert der 7. Dezember 1941 ein einschneidendes Datum, vor allem jedoch für die rund 100 000 traditionellen polynesischen Bewohner Hawaiis: «Unmittelbar nach dem japanischen Angriff wurde das Kriegsrecht auf unseren Inseln ausgerufen. US-Militärs übernahmen die Macht. Nachts wurde die Stromversorgung abgestellt, die Fenster mussten verdunkelt werden, Lebensmittel und Benzin waren rationiert, niemand durfte seine Arbeitsstelle wechseln, und es gab eine Ausgangssperre. Wer sich nach acht Uhr abends noch auf die Straße wagte, wurde erschossen.»[2]

Der Ausnahmezustand auf Hawaii betraf alle Bewohner gleichermaßen: US-amerikanische Siedler, chinesische Händler, philippinische und japanische Plantagenarbeiter sowie die Polynesier. Für die polynesischen Einheimischen, die auf den acht größten der 137 hawaiischen Inseln lebten, hatte der Krieg jedoch die schlimmsten Folgen. Sie mussten ein Drittel ihres Landes für militärische Zwecke an das US-Militär abtreten und erhielten es nie wieder zurück **(Quelle 1)**.

Kekuni Blaisdell bekennt sich offensiv zu seiner polynesischen Herkunft. «Wir nennen uns Kanaka Maoli, was soviel heißt wie ‹Erben der Ahnen›», sagt er stolz und betont: «In unserer Sprache heißen die Inseln nicht ‹Hawaii›, sondern ‹Ka Pae'aina›.» Seine berufliche Karriere hätte ihn eigentlich mit dem US-amerikanischen Regime in Hawaii aussöhnen können. Er gehört zu den wenigen Polynesiern seiner Generation, die eine akademische Ausbildung absolvieren konnten. Nach dem Besuch der «Eingeborenenschule» auf Oahu, der Hauptinsel Hawaiis, studierte Kekuni Blaisdell in den späten vierziger Jahren in den USA Medizin. Bei seiner Pensionierung in den achtziger Jahren war er einer der wenigen polynesischen Professoren an der Universität von Honolulu. Aber in seiner Arztpraxis war ihm aufgefallen, dass der aufgezwungene «american way of life» auf den Inseln verheerende gesundheitliche Folgen für die polynesische Bevölkerung, die nur noch ein Fünftel der Einwohner Hawaiis ausmachte und damit zur Minderheit in ihrem eigenen Land geworden war. Die Zahl der Krebs- und Herzerkrankungen liege bei den Polynesiern deutlich über dem Durchschnitt, diagnostizierte Kekuni Blaisdell. Auch Diabetes und Alkoholismus seien bei ihnen infolge ihrer Lebensbedingungen weiter

verbreitet als beim Rest der Bevölkerung, und ihre Lebenserwartung sei deutlich niedriger. Kekuni Blaisdell beschäftigte sich genauer mit der sozialen und politischen Situation der traditionellen Bewohner Hawaiis und wurde einer der prominentesten Sprecher ihrer Widerstandsbewegung. Bei seinen öffentlichen Auftritten erinnert er immer wieder daran, dass sich die USA die Inseln gewaltsam und widerrechtlich einverleibt haben.

Noch Ende des 19. Jahrhunderts war Hawaii ein unabhängiges, von der polynesischen Königin Liliokalani regiertes Land gewesen. Dann hatten sich US-amerikanische Plantagenbesitzer, die ihren Zucker zollfrei in die USA exportieren wollten, an die Macht geputscht und gegen den Willen der polynesischen Bevölkerung den Anschluss der Inselgruppe an die Vereinigten Staaten betrieben. Politische Bewegungen wie die von Kekuni Blaisdell fordern deshalb die Unabhängigkeit der Inseln und die Rückgabe des Landes, das die USA im Zweiten Weltkrieg beschlagnahmt haben.

Hawaiis Regenten hatten bis Ende des 19. Jahrhunderts verzweifelt darum gerungen, ihre Unabhängigkeit zu behalten. Wie Haunani-Kay Trask, Leiterin des Instituts für Hawaii-Studien an der Universität von Honolulu, erzählt, hatten die polynesischen Könige noch 1875 versucht, die US-amerikanischen Plantagenbesitzer zu besänftigen, indem sie ein Freihandelsabkommen mit der US-Regierung abschlossen, das den Zuckerproduzenten Hawaiis freien Zugang zum US-amerikanischen Markt gewährte. Im Gegenzug mussten die Regenten Hawaiis die Mündung des Perlenflusses auf der Insel Oahu an die US-Streitkräfte abtreten. Ein folgenschweres Zugeständnis, wie Haunani-Kay Trask betont, denn so entstand der Militärhafen Pearl Harbor: «1893 schickten die Vereinigten Staaten ihre Marine, so wie sie es seit jeher getan haben und bis heute überall in der Welt tun, um ihre Interessen durchzusetzen. 1898 annektierten sie unser Land – ohne Plebiszit, ohne jede Abstimmung und ohne jede Legitimation – und 1900 erklärten sie unsere Inseln offiziell zu US-amerikanischem Staatsgebiet.»[3] Der Hafen von Honolulu wurde zum Hauptquartier der US-Pazifikflotte, und schon vor dem Ersten Weltkrieg entstand auf Oahu, der Hauptinsel Hawaiis, mit den «Schofield Barracks» der größte US-Truppenstützpunkt außerhalb der Vereinigten Staaten.

Der Iolani-Palast in Honolulu: Residenz der Königin Liliokalani, der letzten Monarchin Hawaiis bis zu ihrem Sturz durch putschende US-amerikanische Plantagenbesitzer im Jahre 1893.

«Erst dadurch wurden unsere Inseln im Zweiten Weltkrieg zum Angriffsziel der Japaner», sagt die Polynesierin Napua Keko'olani-Raymond[4], deren Großvater bei dem Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 schwer verletzt wurde **(Quelle 3)**.

Tatsächlich bombardierten die 360 angreifenden japanischen Flugzeuge nicht nur Pearl Harbor, sondern auch die anderen Militärbasen der US-Streitkräfte auf der Insel Oahu. Jeder Angriff forderte in den umliegenden Wohngebieten Opfer unter der Zivilbevölkerung.

Während des Zweiten Weltkriegs wurde Hawaii zum wichtigsten Aufmarschgebiet der US-Streitkräfte im Pazifik. Mehr als eine Million US-Soldaten machte hier Zwischenstation auf dem Weg zu den Schlachtfeldern im Südwesten Ozeaniens. Zeitweise bevölkerten mehr Militärs die Inseln als Zivilisten. Auf Oahu okkupierte die US-Armee ein Drittel des Landes und baute gigantische Zelt- und Barackenlager, militärische Übungsgelände und Feldkrankenhäuser. Viele polynesische Inselbewohner verloren ihre letzten Felder und Gärten. Polynesische Frauen, die zuvor Blumenkränze («Leis») gebunden hatten, mussten jetzt Tarnnetze knüpfen, und Hula-Tänzerinnen traten nicht mehr bei traditionellen Zeremonien auf, sondern vor US-Soldaten. Prostitution war in Hawaii zwar offiziell verboten, aber die US-amerikanische Militärpolizei akzeptierte sie nicht nur, sondern kontrollierte selbst die zahlreichen Bordelle in Honolulu. Die gesamte Wirtschaft der Inseln war auf die Bedürfnisse der Militärs ausgerichtet. Weil Japan die Lieferung von Kautschuk aus Asien in die USA abgeschnitten hatte, mussten Kinder alte Gummireifen sammeln und abliefern. Private PKW

An Bord des US-Kriegsschiffs «Missouri» unterzeichneten japanische Regierungsvertreter am 2. September 1945 die Kapitulationsurkunde. Das Schiff gehört inzwischen zum «Nationalpark Pearl Harbor». Die US-Streitkräfte veranstalten an Bord regelmäßig Gedenkfeiern für die US-Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg im Pazifik umkamen. Die Opfer, die der Krieg unter den polynesischen Inselbewohnern forderte, sind dabei nicht der Rede wert.

und Lastwagen wurden beschlagnahmt und Schulen zu Hilfsunterkünften von Soldaten umfunktioniert. Während Tausende weiße Siedler von Hawaii in die Vereinigten Staaten evakuiert wurden, mussten die Polynesier, Chinesen und Filipinos Bunker und Luftschutzgräben ausheben. Das Mitführen von Personalausweisen und Gasmasken war Pflicht.

Als Reaktion auf den japanischen Überfall rekrutierten die US-Streitkräfte in Hawaii zudem 30 000 Freiwillige, darunter zahlreiche philippinische, chinesische und japanische Plantagenarbeiter sowie Polynesier. Sie wurden im Zivilschutz eingesetzt, als Luftschutzhelfer und Hilfsarbeiter beim Ausbau militärischer Installationen, und auch – wie der Vater von Haunani-Kay Trask – als Soldaten **(Quelle 2)**.

Der US-amerikanische Historiker der offiziellen Gedenkstätte in Pearl Harbor, Daniel Martinez, räumt ein, dass die Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Bewohner der pazifischen Inseln «eines der ungeschriebenen Kapitel der Geschichte» sind. Dabei errichteten die US-Streitkräfte bei ihrem Vormarsch in den Südpazifik auch auf Inseln wie Samoa, Fidschi und den Neuen Hebriden hastig riesige Stützpunkte mit ähnlich gravierenden Konsequenzen für die dortige Bevölkerung wie in Hawaii. «Selbst von den einheimischen Einheiten, die etwa auf den Salomon-Inseln als Küstenwächter halfen, die Japaner aufzuspüren, ist bis heute nicht die Rede», sagt Daniel Martinez. «Auch nicht von denen, die auf der Insel Guadalcanal den Alliierten als Soldaten und ortskundige Führer dienten. Niemand spricht darüber, welche Auswirkungen der Krieg für sie hatte. Dabei wurden die verheerendsten Schlachten in ihrem Heimatland ausgetragen.»

Daniel Martínez nennt keine genauen Zahlen, schätzt aber, dass Zehntausende Insulaner im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben. In der US-amerikanischen Geschichtsschreibung kämen ihre Einsätze bislang «allenfalls als Fußnote» vor. «Es ist an der Zeit, das endlich zu ändern.»[5]

Pearl Harbor ist heute das größte US-amerikanische Kriegsmuseum und zählt jährlich mehr als 1,5 Millionen Besucher.

Hinweise für den Unterricht:

Die Perspektive der Pazifikinsulaner eröffnet, verglichen mit den Standarddarstellungen in den meisten Geschichtsbüchern, einen anderen Blick auf den Zweiten Weltkrieg in Ozeanien.

Er begann zudem auf Nauru und nicht in Pearl Harbor und hatte für die traditionelle Bewohner der Inseln – die Nauruer und die Polynesier Hawaiis – weitreichende, allerdings bislang weitgehend ignorierte Folgen, wie selbst der Historiker der offiziellen US-amerikanischen Gedenkstätte in Pearl Harbor bestätigt. In Interviews, die auch im Originalton einsetzbar sind, erzählen Polynesier, dass sie Land an die US-Streitkräfte verloren **(Quelle 1)**, Soldaten für den Kampf der Alliierten gegen Japan stellten **(Quelle 2)** und Kriegsopfer zu beklagen hatten **(Quelle 3)**.

Anhand ihrer Zeugenaussagen kann die gängige Geschichtsschreibung sowie die angebliche «Wertfreiheit» bzw. «Objektivität» von (Geschichts-)Wissenschaft in Frage gestellt und kritisch diskutiert werden.

S. 222 S. 223 (3) S. 161 (Takes 18-21)

Fragestellungen:

- Beschreiben Sie Gesellschaft und Kultur Hawaiis vor und nach dem Putsch US-amerikanischer Plantagenbesitzer Ende des 19. Jahrhunderts. Suchen Sie unter dem Stichwort «Geschichte Hawaiis» weitere Informationen im Internet und beachten Sie auch die Webseite der Pazifik-Informationsstelle: www.Pazifik-Infostelle.org
- Welche Rolle spielte der Hafen der US-Marine auf Hawaii, Pearl Harbor, in der Geschichte der Inseln vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg?
- Recherchieren Sie die Darstellung des japanischen Angriffs auf Pearl Harbor in US-amerikanischen Quellen.
  Siehe hierzu: www.nps.gov/usar
  und: www.pearlharbormemorial.com
  Vergleichen Sie das Ergebnis mit den Erinnerungen polynesischer Zeitzeugen **(siehe Quellen 1, 2 und 3)**.
- Suchen Sie Zeittafeln über den Zweiten Weltkrieg in deutschen Geschichtsbüchern und vergleichen Sie diese mit den Angaben in diesen Unterrichtsmaterialien über den Beginn des Zweiten Weltkriegs in Afrika (Äthiopien, s.S.47ff.), Asien (China, s.S.112ff.) und Ozeanien (Nauru, s.S.157f.).

Fußnoten

1 Vgl. zur Geschichte Naurus im Zweiten Weltkrieg: Garrett, Jemima: Island Exiles. ABC correspondent Jemima Garett tells the story of how Nauru and its people survived Japanese captivity and starvation. Australian Broadcasting Corporation. Sydney 2001.

2 Blaisdell, Kekuni: Interview im September 1999, Oahu, Hawaii.

3 Trask, Haunani-Kay: Interview im September 1999. Honolulu, Hawaii.

4 Keko'olani-Raymond, Napua: Interview im September 1999, Arue, Tahiti.

5 Martínez, Daniel: Interview im September 1999, Pearl Harbor, Oahu, Hawaii.

Der japanische Angriff auf Pearl Harbor aus polynesischer Sicht

Quelle 1
Polynesische Landverluste

Kekuni Blaisdell, Sprecher der Bewegung für die Unabhängigkeit Hawaiis, über die Folgen des Zweiten Weltkriegs für die polynesischen Bewohner der Inseln:

«Nach dem japanischen Angriff wurden auf unseren Inseln das Kriegsrecht und eine Stromsperre verhängt. Die US-Militärs beschlagnahmten weiteres Land und versprachen, es später wieder zurück zu geben. Aber in den meisten Fällen haben sie dies nicht getan. Bis heute hält das US-Militär ein Viertel unseres Landes besetzt – 25 Prozent – um es für militärische und kommerzielle Zwecke zu nutzen. […] Während des Kriegs raubte uns die US-Marine zum Beispiel die Insel Kaho'olawe, um sie als Testgelände für Bomben zu missbrauchen. Trotz aller Proteste führten die US-Militärs dort bis in die neunziger Jahre weitere Tests durch. Sie holzten unsere Kokosplantagen ab und zerstörten unsere Taro-Felder sowie viele Stätten, die uns heilig sind.»

Blaisdell, Kekuni: Interview im September 1999. Oahu, Hawaii.

Auf der beiliegenden CD auszugsweise im englischen Original (Take 18) und mit deutscher Übersetzung (Take 19) zu hören.

Quelle 2
Polynesische Kriegsteilnehmer

Haunani Key Trask, Leiterin des Instituts für Hawaii-Studien an der Universität von Honolulu, über die Erfahrungen ihres Vaters in der US-Armee:

«Ich war noch nicht geboren, als der Krieg begann. Meine Eltern heirateten am 2. Januar 1942, unmittelbar nach dem Angriff auf Pearl Harbor. Da galt schon der Ausnahmezustand und alle ‹guten Amerikaner› waren aufgefordert, sich zum Kriegsdienst zu melden, auch die Hawaiianer. Mein Vater folgte dem Aufruf.

Weil in den US-Streitkräften im Zweiten Weltkrieg strikte Rassentrennung herrschte, wussten sie zunächst nicht, wohin mit den Hawaiianern. In die rein schwarzen Einheiten passten sie nicht. Denn sie waren nicht schwarz. Aber zu den weißen Einheiten gehörten sie auch nicht, denn die Weißen sahen in den Polynesiern Schwarze, die bei ihnen nichts zu suchen hatten. Deshalb gründeten die US-Streitkräfte für die Hawaiianer schließlich eine Sondereinheit. Erst auf den Schlachtfeldern spielte diese Form von Apartheid keine Rolle mehr. Denn im Tod waren alle gleich.

Viele Hawaiianer sind gefallen, sehr viele. Mein Vater nicht. Er hatte Glück und kehrte zurück. Aber er hatte viel Schreckliches erlebt, hatte mit ansehen müssen, wie Freunde von Bomben zerrissen wurden. Nach dem Krieg wollte er darüber nicht reden, aber er engagierte sich als Anwalt gegen den Rassismus in den US-amerikanischen Streitkräften und in der Gesellschaft Hawaiis.»

Trask, Haunani-Kay: Interview im September 1999. Honolulu, Hawaii.

Quelle 3
Polynesische Bombenopfer

Die Polynesierin Napua Keko'olani-Raymond über die Folgen des Zweiten Weltkriegs für ihre Familie:

«Mein Großvater mütterlicherseits, John Oliver Tsitsikosaka Gilmen, war Feuerwehrmann. Während des Angriffs der Japaner auf Pearl Harbor rückte seine Einheit aus, um die Feuer zu löschen. Unglücklicherweise kam er unter Artilleriebeschuss und wurde schwer verletzt. Eine Kugel traf ihn an der Wirbelsäule. Er blieb bis an sein Lebensende einseitig gelähmt.

Ich bin an seiner Seite aufgewachsen und empfand seinen Zustand als sehr schmerzlich. Denn ich wusste von meiner Mutter, dass er vor dem Krieg ein begeisterter Wanderer und Musiker gewesen war. Aber ich habe ihn nie singen hören. Wenn er es versuchte, kam nur noch ein Röcheln aus seiner Kehle.

Seine Kriegsverletzung hatte ihn völlig traumatisiert. Oft schrie er nachts im Schlaf, weil ihm angreifende Flugzeuge im Traum erschienen. […]

Früher schien mir das fast schon normal. Doch im Rückblick erfüllt mich diese Erinnerung mit Bitterkeit. Denn heute weiß ich, dass wir dies nur erleiden mussten, weil die Vereinigten Staaten uns dazu zwangen, unsere traditionelle Lebensweise auf Hawaii aufzugeben. Das hat uns allen, auch mir persönlich, meiner Familie und meinem Großvater, viel Leid eingebracht.»

Keko'olani-Raymond, Napua: Interview im September 1999. Arue, Tahiti.

Auf der beiliegenden CD im englischen Original (Take 20) und mit deutscher Übersetzung (Take 21) zu hören.

«Der große Tod»

Kriegsschauplatz Südpazifik

Nach dem Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 drangen die japanischen Streitkräfte von ihren Stützpunkten in Mikronesien aus Richtung Süden vor. Sie wollten Australien, Neuseeland und den gesamten Südpazifik einnehmen. Ihr Weg führte über Neuguinea und die Salomonen, wo ihnen alliierte Truppen aus den USA und Australien entgegentraten. Die Inseln wurden damit zu Kriegsschauplätzen und ihre Bewohner mussten für beide Seiten als Hilfsarbeiter, Lastenschlepper und Kanonenfutter an der Front herhalten. Angemessen entschädigt wurden sie dafür nie.

Am 4. Januar 1942, vier Wochen nach ihrem Angriff auf Pearl Harbor, bombardierten die Japaner das Städtchen Rabaul an der Ostküste der Insel New Britain (nordöstlich von Neuguinea). In Rabaul residierte die australische Verwaltung, die seit dem Ersten Weltkrieg im Auftrag des Völkerbundes Neuguinea und die vorgelagerten Inseln kontrollierte. Anfang 1942 nahmen japanische Truppen das gesamte Mandatsgebiet ein und bauten in Rabaul ihren größten Stützpunkt im Südpazifik. Bis zu 90 000 Soldaten waren dort stationiert. Ihr Befehl lautete, die australische Kolonie Papua und die Hafenstadt Port Moresby an der Südküste Neuguineas einzunehmen. Dort wären sie nur noch wenige hundert Kilometer vom australischen Festland entfernt gewesen. Die Alliierten wollten eine Landung japanischer Truppen in Australien mit allen Mitteln verhindern. So stießen die Streitkräfte beider Seiten auf den südpazifischen Inseln aufeinander, und in Neuguinea trugen sie einige der schwersten Kämpfe des Zweiten Weltkriegs aus.

Neuguinea: Bauern und Fischer im Krieg

Bis 1942 lebten in Papua und Neuguinea, auf einem Gebiet so groß wie Frankreich, etwa 8000 Weiße unter rund zwei Millionen Insulanern. In den folgenden drei Jahren überrollten jedoch eine Million Amerikaner, knapp 500 000 Australier und 300 000 Japaner die größte Insel im Pazifik. Damit kam fast ein ausländischer Soldat auf jeden Einheimischen.[1] Die Japaner verschleppten zudem mehr als 5000 Inder, die sie bei ihrem Vormarsch in Singapur gefangen genommen hatten, als Zwangsarbeiter in den Südpazifik sowie Chinesen, Indonesier und Koreaner.

Vor Ort rekrutierten beide Kriegsparteien auch einheimische Hilfskräfte für ihren Krieg. Allein für die japanischen Militärs mussten auf Neuguinea Zehntausende Insulaner als Hilfs- und Bauarbeiter, Träger und Führer, Kundschafter und Soldaten arbeiten. Die japanischen Offiziere ließen Insulaner oftmals als «menschlichen Schutzwall» vor den eigenen Truppen her marschieren. Manche der Einheimischen dienten den Japanern «freiwillig» (angeworben mit politischen Versprechen, Geld, Kleidern, Nahrungsmitteln, Geschenken und Waffen). Die meisten jedoch wurden zum Arbeitsdienst gezwungen, auch

«Manche Japaner behandelten uns gut, andere haben Insulaner in Stücke gehackt», sagt der ehemalige Zwangsarbeiter Iwondo. Noch 50 Jahre später besuchten ihn japanische Veteranen.

wenn die japanische Propaganda das Gegenteil behauptete **(Quelle 6)** und japanische Miulitärs noch ein halbes Jahrhundert später Entschädigungen dafür strikt ablehnten **(Quelle 9)**.

Nachdem ihre Dörfer zerstört waren, blieb vielen Bewohnern Neuguineas nur die Wahl, sich den japanischen Invasoren zu beugen oder zu fliehen **(Quelle 1)**. Stellten die Japaner einen Flüchtigen, so drohten Prügel, Folter oder gar die Todesstrafe.

Auch die Alliierten zwangen in Papua und Neuguinea Einheimische mit Waffengewalt zu Arbeitseinsätzen. Der Historiker Walingai Patrick B. Silata schildert, dass australische Einheiten in Dörfer eindrangen, die Männer zusammentrieben und antreten ließen. Dann suchten sie die körperlich Leistungsfähigsten aus und ließen den Rest zurück. Die Rekrutierten hatten keine Wahl. «Auf Befehl des ‹masta› mussten sie zum nächsten Stützpunkt marschieren, wo ihnen die Australier ihre jeweiligen Dienste zuteilten.»[2]

Im August 1942 beschlossen die australischen Militärs ganz offiziell, «die Interessen der Eingeborenen zeitweise zu opfern» und sie zu Kriegsdiensten zu zwingen. Zwar galt die Order, nicht mehr als ein Viertel der gesunden Einheimischen als Hilfsarbeiter und Träger einzuziehen. Tatsächlich aber wurden in zahlreichen Dörfern sämtliche Männer rekrutiert, selbst alte und schwache **(Quelle 2)**.[3]

Viele Insulaner fürchteten sich vor beiden Kriegsparteien gleichermaßen und versteckten sich in den schwer zugänglichen Bergen im Innern der Inseln. Nach der Einnahme von Rabaul war Port Moresby das nächste Ziel japanischer Militärs. Da die US-Flotte ihnen den Seeweg dorthin versperrte, landeten 3000 japanische Soldaten und 1000 zwangsrekrutierte Träger am 19. Juli 1942 an der Nordküste Neuguineas. Von dort aus sollten sie sich durch das hohe, unwegsame Gebirge im Inselinneren in das fast 200 Kilometer entfernte Port Moresby durchschlagen. Die Japaner zwangen einheimische Männer, ihnen als Pfadfinder und Träger auf dem Weg durchs Gebirge zu dienen **(Quelle 3)**.

Nur ein schmaler Fußpfad schlängelte sich von der Nordküste aus in Serpentinen durch dichten Dschungel hinauf in die schroffe Bergkette der Owen Stanley Range und auf der anderen Seite über in Felswände gehauene Treppenstufen hinunter zur Südküste, nach Port Moresby. Um diesen Pfad, den «Kokoda Trail», wurden monatelange Stellungskämpfe geführt. Alle Kriegsparteien waren in dem schwer zugänglichen tropischen Gebirge auf Ortskundige angewiesen. Die Insulaner mussten das Gelände auskundschaften, Dschungelpfade roden und Behelfsbrücken bauen, Lager aufschlagen, Schuppen zusammenzimmern und Schützengräben ausheben, Schießstände anlegen und Bunker bauen. Sie gingen für die Soldaten auf die Jagd und zum Fischfang. Sie stellten Fallen auf und legten Hinterhalte. Und sie schleppten alles, was die Fremden für ihren Krieg brauchten, über steile Pfade ins Gebirge: Zelte und Schlafsäcke, Kochgeschirr und Lampen, Lebensmittel und Wasservorräte, Kanonen und Granaten, Gewehre und Munition. Bei ihrem Abstieg balancierten sie Verwundete auf Bambusbahren in die Basislager und Feldlazarette im Tal **(Quelle 4)**.

Japaner wie Alliierte machten sich in Papua und Neuguinea zahlreicher Verbrechen schuldig: Sie plünderten Häuser und Hütten, brannten Dörfer nieder und raubten ihren Bewohnern Vorräte und Vieh, sie setzten Prügelstrafen und Folter ein, vergewaltigten einheimische Frauen und misshandelten deren Männer. Beide Kriegsparteien haben Insulaner, die der Kollaboration verdächtigt wurden, standrechtlich erschossen. Die Grausamkeit der japanischen Streitkräfte war sprichwörtlich **(Quellen 7 und 8)**. Aber die Allliierten standen ihnen kaum nach. Ein Veteran erzählt, dass alliierte Soldaten vom Stützpunkt Saidor Einheimische sogar dazu genötigt hätten, «Biscuits mit menschlichen Exkrementen zu essen».[4]

In dem australischen Dokumentarfilm «Angels of War» (s. S. 222) betonen ehemalige alliierte Soldaten die Bedeutung der einheimischen Hilfsarbeiter. Ein Soldat sagt in der für die damalige Zeit typischen rassistischen Diktion: «Hätten die Nigger nicht unsere Verpflegung und unsere Munition geschleppt, hätten wir nicht essen und nicht kämpfen können. Hätten sie unsere Verwundeten nicht herausgeschafft, wären diese gestorben. Deshalb hieß es unter uns: ‹No boongs, no battle!› – ‹Ohne Nigger kein Krieg!›.»

Die Hilfskräfte aus Papua und Neuguinea erlangten in Australien als «Fuzzy Wuzzy Angels» («krausköpfige Schutzengel») einen legendären Ruf. Frauenzeitschriften wie «Women's Weekly» widmeten ihnen Titelseiten, Künstler verewigten ihre Heldentaten in Gemälden, und Schlagerstars besangen sie im Radio **(Quelle 5)**. Nach dem Krieg war das vorbei. «Sie haben einfach vergessen, dass wir ihre Bomben auf der einen Schulter und ihre Verwundeten auf der anderen geschleppt haben», sagt Asina Papau in dem Film «Angels of War» bei einer Versammlung von Kriegsveteranen in Papua-Neuguinea. «Wir kannten keine Angst und haben hart gearbeitet, trotz aller Gefahren. Die Australier haben versprochen, uns dafür zu entlohnen. Aber ich frage mich, was aus diesem Versprechen geworden ist.» Ähnlich erging es auch den 3800 einheimischen Soldaten, die Australien 1944 im *Pacific Islands Regiment* (PIR) zusammen fasste und bis Kriegsende fast ständig an der Front einsetzte.

Auf Befehl weißer Offiziere mussten die Insulaner alles, was die kriegführenden Armeen brauchten, über glitschige Pfade ins umkämpfte Gebirge Neuguineas schleppen.

Der Abstieg über den Kokoda-Trail bis an die Küste dauerte bis zu sechs Stunden.

In Neuguinea trainierten einheimische Rekruten der Alliierten den Nahkampf mit Hilfe von Abbildungen japanischer Soldaten.

Revolten von Kolonialsoldaten

1944 blieb Japan nur noch die Halbinsel rund um ihre Militärfestung Rabaul, in der die Alliierten 38 000 japanische Soldaten einkesselten. Die US-Flotte unterbrach deren Nachschublieferungen von See aus mit einer Blockade der Schifffahrtslinien rund um den Stützpunkt. Australische und einheimische Truppen riegelten den Landweg ab. Um Ausbruchversuche der Japaner zu verhindern, übertrugen die australischen Offiziere den Kolonialsoldaten oft die gefährlichsten Einsätze an vorderster Front. Der Oberkommandierende des 162. US-Infanteriebataillons in Neuguinea schrieb über eine Kompanie einheimischer Soldaten des *Papuan Infantry Battalion* (PIB): «Die Mitglieder dieser Kompanie haben während der Operationen Herausragendes geleistet. Ohne ihre wertvolle Hilfe hätten unsere Truppen allergrößte Schwierigkeiten gehabt, ihre Mission erfolgreich durchzuführen. Ich glaube, dass bei jeder Operation europäischer Soldaten in einem Dschungelland die Hilfe des PIB von unschätzbarem Wert wäre.»[5]

Viele australische Offiziere sahen jedoch in den Kolonialsoldaten trotz ihrer Einsatz- und Hilfsbereitschaft Untertanen, denen es nicht anstand, ihren weißen Herren auf gleicher Augenhöhe zu begegnen. Die Bataillone aus Neuguinea mussten oft Wache schieben, damit die australischen Soldaten nachts ungestört schlafen konnten. Ende 1944 spalteten die Australier die indigenen Verbände zudem nach ethnischen Kriterien auf. Dem *Pacific Islands Regiment,* das sich in fast drei Kriegsjahren zu einer anerkannten Eliteeinheit entwickelt hatte, durften fortan nur noch Männer aus Papua angehören. Alle anderen wurden in neue Bataillone aus Neuguinea versetzt. Nachdem die Soldaten dort angekommen waren, verlangten die Australier von den gestandenen Kriegsteilnehmern, ihre Uniformen abzulegen und im Lendenschurz weiterzukämpfen. Selbst die Abzeichen ihrer militärischen Dienstgrade sollten sie an ihren Lendenschurzen befestigen. Ein Sergeant des *Pacific Islands Regiment* namens Tapioli weigerte sich, diesem demütigenden Befehl zu folgen und erklärte seinem australischen Kommandanten, bevor er seinen Dienstgrad an der Hüfte trage, werde er sich die Streifen »auf den Arsch malen«. Andere Soldaten folgten Tapiolis Beispiel und beschwerten sich wütend und lautstark über die »gezielte Beleidigung«. Als ein junger australischer Offizier namens D.J. Kerr sie zur Ordnung rufen wollte, gingen die Insulaner mit Stöcken auf ihn los, und einer verletzte ihn mit einem Buschmesser. Fast wäre es daraufhin zu Schießereien zwischen den revoltierenden Soldaten aus Neuguinea und alliierten Truppen gekommen. Vier der Rebellen aus Neuguinea kamen vor ein Militärtribunal, das sie zu sechs Monaten Haft verurteilte. Aber die Angeklagten nutzen das Gerichtsverfahren für ihr Anliegen. Sie prangerten ihre Ungleichbehandlung und das rassistische Auftreten ihrer australischen Offiziere an. Der einheimische Korporal Diti fasste seine Empörung in der Aussage zusammen, er sei es, wie alle Soldaten, gewohnt, seinen Gruß mit dem Arm zu erbieten. Wenn von ihm verlangt werde, sein Dienstzeichen am Lendenschurz zu tragen, werde er zukünftig sein Bein zum Gruß heben wie ein Hund und den Offizieren seine Genitalien zeigen.[6] Auch nach dem Gerichtsverfahren weigerten sich die aus dem *Pacific Islands Regiments* versetzten Soldaten standhaft, ihre Uniformen abzulegen und im Lendenschurz anzutreten. Sergeant William Matpi schrie einem Vorgesetzten ins Gesicht, er könne ihn ruhig erschießen, er werde nicht in der »Kluft eines Hausboys« in den Krieg ziehen, nachdem er Seite an Seite mit australischen und amerikanischen Soldaten gekämpft habe. Er verlangte «eine anständige Uniform».[7] Die australischen Kommandeure mussten schließlich ihre neue Kleiderordnung wieder zurücknehmen. Aber den Zorn der einheimischen Soldaten konnten sie nicht mehr eindämmen. Einheiten aus Neuguinea, die auf benachbarten Inseln stationiert waren, begannen, Befehle ihrer Offiziere schlichtweg zu ignorieren. Von militärischer Disziplin konnte bald keine Rede mehr sein, und als einige revoltierende Soldaten in Arrestzellen landeten, zogen andere mit Gewehren, Stöcken und Steinen bewaffnet los, um sie zu befreien. Die Insulaner ließen sich auch die rassistischen Beschimpfungen nicht länger gefallen, die bis dahin in den australischen Streitkräften an der Tagesordnung waren. Als ein Offizier der australischen Kolonialbehörde ANGAU («Australien New Guinea Administrative Unit») einen Soldaten des *Pacific Islands Regiment* als »schwarzen Kanakenmischling« beschimpfte, griffen zwanzig andere zu ihren Gewehren und Bajonetten und jagten den Australier davon. Als sich die Auseinandersetzungen weiter zuspitzten, verbarrikadierten sich Einheiten des *Pacific Islands Regiment* in ihren Camps. Sie errichteten Straßensperren und stellten Wachen auf, die drohten, auf jeden Militärpolizisten zu schießen, der ihnen zu nahe käme.

Mitglieder einer Infanterieeinheit aus Papua.

Im letzten Kriegsjahr forderten die Kolonialsoldaten immer nachdrücklicher gleiche Verpflegung, gleiche Ausrüstung und gleichen Sold wie weiße Soldaten. Trotzdem erhielten sie weiterhin nur zehn Schilling im Monat, während australische Soldaten drei Pfund verdienten – sechsmal so viel. Obwohl sich die Revolte weiter ausbreitete, weigerten sich die australischen Behörden, auf die Forderungen der Insulaner einzugehen. Denn die Kolonialverwaltung fürchtete, eine Anhebung des Solds könne höhere Löhne für einheimische Plantagen- und Minenarbeiter in der Nachkriegszeit zur Folge haben. Neun Tage nach dem Befehl des japanischen Kaisers zur Einstellung der Kampfhandlungen im August 1945 erhöhte die australische Regierung schließlich den Sold der Kolonialsoldaten auf ein Pfund, ein Drittel des Einkommens australischer Rekruten. Die meisten

Insulaner profitierten von dieser Lohnerhöhung jedoch nicht mehr, weil sie bald darauf ausgemustert wurden. Auch die Invalidenrente, die Australien den Kriegsverletzten versprochen hatte, war lächerlich gering im Vergleich zu Zahlungen für australische Soldaten.[8]

Wie viele Soldaten aus Papua und Neuguinea im Zweiten Weltkrieg gefallen sind, lässt sich nur schätzen. Nach offiziellen Angaben aus Japan kämpften dort 300 000 japanische Soldaten, von denen 127 000 starben. Die Australier nennen 14 500 Gefallene. Der Australier James Sinclair schreibt in seinem Buch über das *Pacific Islands Regiment*, dass «etwa 55 000 Indigene auf dem Höhepunkt der Kämpfe in Neuguinea den Amerikanern und Australiern als Zwangsarbeiter und Träger» dienten. Augenzeugen berichten, auf der japanischen Seite seien es ähnlich viele gewesen. Insgesamt mussten also mehr als 100 000 Insulaner an und hinter der Front Kriegsdienste leisten. Vermutlich kamen Tausende, wenn nicht sogar Zehntausende von ihnen, im Zweiten Weltkrieg ums Leben.

Salomonen: Partisanen auf Seiten der Alliierten

Die fast eintausend Inseln und Atolle der Salomonen, damals von etwa 200 000 melanesischen Jägern, Bauern und Fischern bewohnt, waren nicht einmal detailliert auf Landkarten erfasst, als sie zum zweiten Hauptkriegsschauplatz im Südpazifik wurden. Anfang 1942 flog die japanische Luftwaffe ihre ersten Angriffe auf die westlich von Neuguinea gelegene Inselgruppe und bombardierte Gavutu, ein winziges Eiland, das zwischen den großen, dicht bevölkerten Vulkaninseln Guadalcanal und Malaita liegt. Auf Tulagi, der nur drei Kilometer langen und einen Kilometer breiten Nachbarinsel, war damals der Sitz der britischen Kolonialverwaltung. Die britischen Kolonialbehörden evakuierten so schnell wie möglich alle Europäer. Von wenigen Missionaren und Militärs abgesehen, verließen sie Hals über Kopf ihre Häuser, Plantagen und Amtsstuben. Zurück blieben einige Tausend Melanesier, die für sie gearbeitet hatten und vergeblich auf ihre Löhne warteten. Allein auf der Insel Malaita hatten die britischen Kolonialherren 2000 Männer als Hilfsarbeiter und Dienstboten angeheuert. Jetzt wurden sie eiligst von Tulagi nach Malaita zurückverfrachtet und dort ihrem Schicksal überlassen. So kündigte sich auf den Salomonen der Zweite Weltkrieg an. In Pidgin, der in weiten Teilen Melanesiens verbreiteten, aus dem Englischen entwickelten Sprache, hieß er «Wol Wo Tu». Die Insulaner nannten ihn wegen seiner verheerenden Folgen auch «The Big Death», den «großen Tod».

Am 2. Mai 1942 besetzten japanische Truppen nach mehrtägigen schweren Bombardements die britische Kolonialhauptstadt auf dem Eiland Tulagi. Einen Tag später griffen erstmals US-amerikanische Flugzeuge in den Krieg um die Salomonen ein. Am 27. Mai landeten Japaner auf der Hauptinsel Guadalcanal und begannen in einer flachen Küstenebene mit dem Bau einer Flugpiste. Sie sollte drei Kilometer lang und 300 Meter breit werden. Von dort aus wollte die japanische Luftwaffe den Flugraum über dem Südpazifik beherrschen. Um den Militärflughafen samt Bunkern und Verteidigungsanlagen so schnell wie möglich fertig zu stellen, deportierte Japan Tausende Männer aus Korea nach Guadalcanal und ließ dort Insulaner aus den

umliegenden Dörfern zusammentreiben. Die Zwangsarbeiter mussten von morgens bis abends und selbst nachts bei Flutlicht Kokosplantagen roden, Felder und Gärten einebnen, Bodenwellen abtragen, Schützengräben ausheben, Lagerhallen, Luftschutzbunker und Truppenunterkünfte bauen.

Anfang August 1942 waren 4000 japanische Soldaten auf der Insel Guadalcanal gelandet. Weitere sollten per Flugzeug folgen, sobald die Rollbahn fertig war. Einheimische Kundschafter informierten jedoch die Alliierten regelmäßig über den Fortgang der Bauarbeiten. Die meisten dieser Insulaner waren Freiwillige, die zuvor der britischen Kolonialpolizei angehört hatten, der *Solomon Islands Constabulary*. Jetzt mischten sie sich unter die Arbeiter auf der japanischen Großbaustelle, spionierten Lagepläne und Stellungen der Japaner aus und Boten brachten diese Informationen nachts über Dschungelpfade zu verborgenen Funkstationen in den Bergen. Von dort wurden sie in verschlüsselter Form an Kommandozentralen der Alliierten in Fidschi, Vanuatu und Hawaii übermittelt. Während des Zweiten Weltkriegs gab es vierzehn versteckte Funkstationen auf den Salomonen, die fast alle von britischen und neuseeländischen Militärtechnikern bedient wurden.

Die Alliierten wussten deshalb, dass Japan am 8. August 1942 die feierliche Eröffnung seines Flughafens plante und dann die ersten japanischen Bomber dort eintreffen sollten. In der Nacht zuvor gingen deshalb US-amerikanische Truppen unweit der Baustelle an Land und überraschten die japanischen Soldaten, die kaum Gegenwehr leisten konnten. Anschließend rekrutierten die US-Militärs einheimische Arbeiter, um den Flughafen auf Guadalcanal fertig bauen und selbst nutzen zu können. Nach heftigen Kämpfen um die Flugpiste auf Guadalcanal mussten sich die japanischen Truppen Anfang 1943 in den Nordwesten der Salomonen zurückziehen.

Auf der Insel New Georgia versuchten sie nahe der Ortschaft Munda eine neue Rollbahn zu bauen. Doch auch in dieser Region leisteten melanesische Partisanen Widerstand. Sie überfielen japanische Stellungen, nahmen Japaner gefangen und übernahmen in den weiten Lagunenlandschaften mit ihren Hunderten Inselchen wichtige Aufgaben als Küstenwächter und Kundschafter für die Alliierten. Als Fischer getarnt ruderten sie meist zu zweit in traditionellen Einbäumen hinter die japanischen Linien und im Juli 1943 führten sie US-amerikanische Soldaten auch durch den Dschungel von New Georgia nach

Honiara: Denkmal für Jacob Vouza, der wegen seines Einsatzes im Krieg als «Nationalheld der Salomonen» verehrt wird.

Munda. So konnten die Alliierten die neue japanische Flugpiste ebenfalls erobern, noch bevor sie einsatzfähig war.

Ende 1943 mussten die japanischen Truppen von den Salomonen abziehen. Die Kämpfe auf den Inseln brachten die Wende im Kriegsgeschehen in Ozeanien. Hier wurde ihr Vormarsch nach Süden gestoppt. Dies wäre ohne die Hilfe der einheimischen Bevölkerung nicht oder nicht so schnell möglich gewesen. Bei Kriegsende hatten die japanischen Streitkräfte auf den Salomonen 38 000 Mann verloren, die US-Truppen 7100.[9] Niemand weiß, wie viele Bewohner der Salomonen starben.

Immerhin erinnert in Honiaria, der Hauptstadt der Salomonen, ein Denkmal an die einheimischen Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der Alliierten gekämpft haben und gefallen sind. Es steht im Zentrum der Stadt und zeigt einen melanesischen Soldaten im Lendenschurz mit einem Buschmesser in der Hand. Die Bronzestatue stellt Jacob Vouza dar, einen Küstenwächter, der in japanischer Gefangenschaft selbst unter Folter keine Stellungen der Alliierten verriet. Auf der Schrifttafel neben dem Denkmal heißt es: «Amerika, Australien, Neuseeland und ihre Alliierten danken den Bewohnern der Salomon-Inseln für ihre kolossalen Anstrengungen während des Zweiten Weltkriegs, wozu auch der Einsatz derjenigen gehört, die von Guadalcanal bis Bougainville an unserer Seite gekämpft haben.» Doch so bemerkenswert – da selten – dieser in Stein gehauene Dank der Alliierten an ihre einheimischen Hilfstruppen auch ist: Die meisten Veteranen gingen nach dem Krieg leer aus. Zwar spendierte die US-Regierung den Salomonen zum 50. Jahrestag der Kämpfe auf Guadalcanal 1993 ein neues Parlamentsgebäude im Wert von fünf Millionen US-Dollar – ironischerweise errichtet von einem japanischen Bauunternehmen – doch angemessene Hilfe beim Wiederaufbau der zerstörten Inseln, bei der Wiedereingliederung der einheimischen Soldaten und Arbeiter und bei der Versorgung von Invaliden gab es nicht. Viele haben nie einen Cent für ihre Kriegseinsätze erhalten. Selbst der Mann, der dem späteren US-Präsidenten John F. Kennedy 1943 das Leben rettete, musste sechs Jahrzehnte warten, bis er endlich Genugtuung erfuhr **(Quelle 11)**. (Vgl. auch das Portrait von Alfred Alusasa Bisili, S. 152f.).

Hinweise für den Unterricht:

Das Beispiel Neuguinea soll eine Vorstellung davon vermitteln, was es für die Bewohner des Südpazifiks bedeutete, dass ihre Inseln plötzlich für Hunderttausende fremder Soldaten als Schlachtfeld herhalten mussten. Nicht nur die japanischen Invasoren erzwangen Hilfsdienste aller Art von ihnen **(Quellen 1, 2 und 3)**, sondern auch die Alliierten **(Quelle 4)**. Die Wertschätzung, die sich Insulaner durch ihre aufopferungsvolle Unterstützung für die alliierten Streitkräfte etwa in Australien erwarben **(Quelle 5)**, war nach Kriegsende – als es um Renten und Wiederaufbauhilfen ging – rasch vergessen. Die japanische Propaganda behauptete, die kaiserlichen Truppen seien in Neuguinea von der Bevölkerung willkommen geheißen worden **(Quelle 6)** und hohe japanische Militärs lehnten noch ein halbes Jahrhundert später jegliche Entschädigungszahlungen kategorisch ab **(Quelle 9)**. Dabei haben die japanischen Streitkräfte in Neuguinea zahllose Kriegsverbrechen begangen **(Quellen 7 und 8)** und auch die Bewohner der Salomonen zu bedingungslosem Gehorsam gezwungen **(Quelle 10)**. Dass sich auch die Alliierten nach Kriegsende gegenüber ihren einheimischen Helfern etwa auf den Salomonen wenig großzügig zeigten, belegt der Zeugnis von Biuku Gasa, der dort 1943 dem späteren US-Präsidenten John F. Kennedy das Leben rettete **(Quelle 11)**.

S. 222 S. 223 (3 und 7) S. 152 f. (Takes 16 und 17), S. 167 (Takes 22 und 23), S. 169 (Take 24)

Fragestellungen:

- Schildern Sie, welche Rollen die Bewohner Neuguineas und der Salomon-Inseln für die kriegführenden Mächte spielten.
- Vergleichen Sie die japanische Kriegspropaganda **(Quelle 6)** mit dem Vorgehen der japanischen Truppen vor Ort **(Quellen 7, 8 und 10)**.
- Bewerten Sie vor diesem Hintergrund die Aussage des japanischen Kommandeurs in **Quelle 9**.
- Interpretieren Sie den Satz: «Ohne Biuku Gasa hätte es nie einen US-Präsidenten John F. Kennedy gegeben.»

Fußnoten

1 White, Geoffrey M. (Hg.): Remembering the Pacific War. Occasional Paper 36. Center for Pacific Islands Studies. School of Hawaiian, Asian & Pacific Studies. University of Hawai'i at Manoa. Honolulu 1991. S. 6.

2 Laracy, Hugh; White, Geoffrey (Hg.): Taem Blong Faet. World War II in Melanesia. 'O'O. A Journal of Solomon Islands Studies. Special Issue. 4, 1988. S. 65.

3 White, a.a.O., S. 9f.

4 Laracy/White, a.a.O., S. 69.

5 Sinclair, James: To Find a Path. The Life and Times of the Royal Pacific Islands Regiment. Volume 1. Yesterday's Heroes 1885-1950. Brisbane 1990. S. 171.

6 Ebd. S. 275.

7 Ebd.

8 Ebd. S. 279

9 Richter, Don: Where the Sun Stood Still. The Untold Story of Sir Jacob Vouza and the Guadalcanal Campaign. 50th Anniversary. Tawe, California 1992. S. 379.

Kriegsschauplatz Neuguinea

Quelle 1
Bauern auf der Flucht

Ein Bauer von der Nordküste Neuguineas:
«Wie sollten wir weiter Felder roden oder Gärten anlegen? Wir waren schließlich ständig auf der Flucht vor den Japanern. Hatten wir ein Versteck gefunden, kamen die Japaner hinter uns her. Wir mussten deshalb immer weiter ziehen und von wildem Jams leben und den Früchten, die wir im Dschungel fanden.»

White, Geoffrey M. (Hg.):
Remembering the Pacific War. Occasional Paper 36.
Center for Pacific Islands Studies.
School of Hawaiian, Asian & Pacific Studies.
University of Hawai'i at Manoa. Honolulu 1991. S. 7.

Quelle 2
Frauen vor dem Hungertod

Der Historiker John Waiko von der Universität Papua-Neuguineas über Kriegsfolgen für die weibliche Inselbevölkerung:
«Die Dörfer litten sehr darunter, dass keine Männer da waren, um die Gärten zu bebauen, zu jagen sowie Häuser und Kanus in Stand zu halten. Es gab zu wenig zu essen, immer mehr Menschen erkrankten, die Kindersterblichkeit war extrem hoch und die Frauen waren völlig überarbeitet. Viele von ihnen standen kurz vor dem Hungertod. Sie mussten den Schmerz über den Verlust ihrer Männer ertragen und verfielen oft in eine bedrückende Apathie, die jeden Lebenswillen erstickte.»

White, a.a.O. S. 9.

Quelle 3
Männer gelähmt vor Schrecken

Arthur Duna, Bauer aus Neuguinea, über Reaktionen der Inselbewohner auf die japanische Invasion:
«Die Schüsse der Gewehre und die Explosionen der Bomben ließen die Wolken vom Himmel hinabstürzen, bis sie die Erde berührten und alles, was lebte, zu Staub zermalmt schien. Unsere Männer, die bis dahin stets tapfer, mutig und stark gewesen waren, wirkten nach Ankunft der Japaner hilflos wie kleine Kinder, die eben erst dem Mutterbauch entschlüpft waren. Es schien so, als hätte die Landung der japanischen Truppen, der Donner ihrer Gewehre und der schreckliche Anblick ihrer Kriegsschiffe den Insulanern das Rückgrat gebrochen. Sie waren wie gelähmt, unfähig wegzulaufen. Denn diese Katastrophe übertraf alles, was sie bis dahin erlebt hatten.»

White, a.a.O., S. 8.

Quelle 4
Schwerstarbeit für ein paar Kekse

Der Australier Peter Ryan erlebte 1943 als junger Soldat im Gebirge Neuguineas Arbeitseinsätze einheimischer Helfer auf Seiten der Alliierten:
«Den Trägern wurde jeweils eine Last von etwa fünfzig Pfund aufgebürdet. Ihre Ration bestand aus einer einzigen warmen Mahlzeit am Tag, aus Reis, den sie sich abends selbst kochen mussten. Für unterwegs blieb ihnen nur ein Päckchen Armeekekse. Wenn sie aufbrachen, erhielten sie zwar noch eine kleine Dose Fleisch, doch die aßen sie meist schon am ersten Tag, um sie nicht weiter mitschleppen zu müssen. Selbst einfachste wissenschaftliche Untersuchungen belegen, dass in ihren Nahrungsrationen nicht einmal die notwendigsten Proteine, Fette und Vitamine für normale Arbeiten enthalten waren. Für die harte Arbeit in der kalten Bergregion waren sie völlig unzureichend. Krankheiten aufgrund von Mangelernährung waren deshalb weit verbreitet. Der Krankenstand lag manchmal über 25 Prozent.»

White, a.a.O., S. 10.

Quelle 5
«Schutzengel mit krausem Haar»

Der australische Frontsoldat Bert Beros war so beeindruckt davon, wie selbstlos die einheimischen Träger die Verwundeten versorgten, dass er am 14. Oktober 1942 in einem Munitionslager in der Owen Stanley Range, dem umkämpften Gebirgszug Neuguineas, ein Gedicht über die Insulaner schrieb. Er gab ihm den Titel «Fuzzy Wuzzy Angels», was so viel heißt wie «krausköpfige Schutzengel»:

Fuzzy Wuzzy Angels
Manche Mutter in Australien
schickt, wenn des Tages Last vorbei,
rasch ein Stoßgebet zum Himmel,
dass ihr Sohn am Leben sei,
dass ein Engel ihn begleite
bis auf den Nachhauseweg.
Das Gebet wurde erhört
auf dem Owen Stanley Track.
Still und sicher klettern sie
bergan auf schrecklich steilen Wegen;
und wer in ihre Augen sieht,
denkt: Christus ist wohl
schwarz gewesen.
Mögen so Australiens Mütter,
bringen sie Gebete dar,
gedenken auch der fremden Engel
mit dem dunklen krausen Haar.
(Bert Beros, Australien)

Auf der beiliegenden CD im engl. Original, gelesen von Bert Beros (Take 22), und mit deutscher Übersetzung (Take 23) zu hören.

Die japanischen Invasoren im Südpazifik

Quelle 6
In Neuguinea «willkommen»

In dem australischen Dokumentarfilm «Angels of War» über den Zweiten Weltkrieg in Neuguinea sind japanische Wochenschauen aus den Jahren 1942/43 zu sehen. Sie zeigen Insulaner, die für die Japaner Zwangsarbeit leisten: Sie entladen Schiffe und schleppen schwere Koffer und Kisten an Land. Keiner von ihnen schaut in die Kamera, keiner lächelt. Der japanische Kommentar dazu lautete:

«Nach einer langen Seereise werden unsere Soldaten von der Bevölkerung Neuguineas willkommen geheißen. Die Eingeborenen bieten uns freudig ihre Mithilfe an. Sie führen uns durch unvermessene Landschaften und helfen uns mit Pfeil und Bogen. Unser Erfolg hängt ganz entscheidend von ihnen ab.»

Angels of war.
Regie: Andrew Pike, Hank Nelson und Gavin Daws.
Australien 1982.
(Siehe Filmliste im Anhang auf S. 222)

Quelle 8
Gefangene aufgehängt

Zur Überwachung der einheimischen Arbeiter setzte die japanische Militärpolizei auch Insulaner ein. Einer der Mitläufer gesteht in dem Dokumentarfilm «Angels of War»:

«Ich habe Leute verhaftet und ihnen, wenn sie verurteilt waren, die verlangte Anzahl Peitschenhiebe verpasst. Hätte ich sie nicht geschlagen, wäre ich selbst ausgepeitscht worden. Ich habe aus Angst so gehandelt, denn ich musste mit ansehen, wie die Japaner Männer von der Duke-of-York-Insel gefesselt und kopfüber aufgehängt haben. Manche davon ließen sie so lange hängen, bis sie tot waren.»

Ebd.

Quelle 7
Gefangene geköpft

John Kapelis aus dem Dorf Vunaitima in Neuguinea musste erleben, wie die japanische Militärpolizei seine Nachbarn umbrachte:

«Wir waren dabei, als zwölf Männer festgenommen wurden, nur weil sie ohne Erlaubnis das Dorf verlassen hatten und an den Strand gegangen waren. Sie wurden zwei Wochen lang in einen Tunnel gesperrt und misshandelt. Die Japaner banden ihnen die Hände auf den Rücken und hängten sie daran auf, bis nur noch ihre Zehenspitzen den Boden berührten. Später mussten sie ihre eigenen Gräber schaufeln. Wir haben es selbst gesehen. Die Japaner legten ihnen rote Augenbinden um. Ein Offizier zählte: ‹Eins, zwei, drei!› Schon traf sie ein Schwerthieb im Nacken und sie waren geköpft.»

Ebd.

Quelle 9
«Für was Entschädigungen?»

Yusako Goto, im Zweiten Weltkrieg Mitglied des japanischen Oberkommandos in Neuguinea, stellte noch ein halbes Jahrhundert später die Frage:

«Für was und mit welcher Begründung sollte Japan Entschädigungen zahlen? Wenn Leute in Neuguinea Entschädigungen fordern, möchte ich wissen wofür? Wir haben sie schließlich nur verteidigt. Ich glaube nicht, dass wir ihnen irgendwelche Probleme bereitet haben. Wir haben ihr Land doch nur als Schlachtfeld benutzt.»

Senso Daughters.
Regie: Sekiguchi, Noriko.
Australien 1990.
Dokumentarfilm über Zwangsprostituierte der japanischen Militärs im Zweiten Weltkrieg.

Quelle 10
Hab und Gut konfisziert

Welche Rolle die japanischen Besatzer der einheimischen Bevölkerung zugedacht hatten, stand auf Flugblättern, die sie über den Salomon-Inseln abwarfen. Eine Proklamation des Hauptquartiers der kaiserlichen Kriegsmarine vom 23. Januar 1942 lautete:

«Tenno-Heika, seine Majestät, der Kaiser des Großreichs Japan, hat in seiner großartigen Tapferkeit und Güte der Elite seiner Männer und seinen stärksten Truppen befohlen, die unschuldigen Einwohner [der Salomonen], die unter der Grausamkeit Großbritanniens und der Vereinigten Staaten leiden, zu befreien. Die Seestreitkräfte des japanischen Reiches haben mit dem heutigen Tag das gesamte Territorium besetzt. Alle Zivilisten haben, wenn sie japanischen Offizieren, Wachhabenden oder Soldaten begegnen, anzuhalten und ihnen ihre Ehrerbietung zu bezeugen, indem sie den Hut ziehen und sich vor ihnen verbeugen. Jeder, der diesem Befehl nicht nachkommt, wird behandelt wie ein Feind.»

Eine zweite Order der Besatzer hatte den Wortlaut:

«Die Marine des Großreichs Japan konfisziert den gesamten Besitz des Staates und sperrt vorläufig die Privatguthaben der Bürgerschaft. Jede Entnahme von Waren, Gütern, Baumaterial und Zubehör ist, abgesehen von Artikeln des täglichen Bedarfs, ebenso strikt verboten wie Radio zu hören, Funkverbindungen aufzunehmen, Drucksachen zu verbreiten, Briefe zu schreiben, sich zu versammeln, zu fotografieren, nachts auszugehen und sich von seinem Wohnort an einen anderen zu begeben. Religiöse Predigten und Versammlungen europäischer Missionare sind vorläufig verboten. Allen Bewohnern, einschließlich der Europäer, die in Treue dem Tenno-Heika, seiner Majestät, dem Kaiser von Japan, dienen, wird Unversehrtheit zugesichert.»

Laracy, Hugh; White, Geoffrey (Hg.): Taem Blong Faet. World War II in Melanesia. 'O'O. A Journal of Solomon Islands Studies. Special Issue. 4, 1988. S. 145f.

Ein vergessener Kriegsheld von den Salomonen

Quelle 11
Biuku Gasa – John F. Kennedy's Lebensretter

Biuku Gasa mit seiner Tochter.

John F. Kennedy war im Zweiten Weltkrieg Kapitän des Patrouillentorpedobootes PT-109 der US-Marine. Im August 1943 entdeckte ein japanischer Zerstörer das Schiff im Westen der Salomon-Inseln und rammte es. Kurz darauf explodierte es und sank. Zwei US-Marines kamen dabei um, die restlichen elf, darunter der damals 26-jährige Kennedy, strandeten auf einer kleinen Insel und überlebten nur, weil zwei einheimische Küstenwächter sie fanden und retteten. […]

Ihre Namen – Biuku Gasa und Aaron Kumana – sind bekannt, und schon in den achtziger Jahren zeichneten Historiker ihre Erinnerungen auf. Biuku Gasa lebt noch immer nahe dem damaligen Kriegsschauplatz in der Western Province, Hunderte Kilometer von der Hauptstadt Honiara entfernt. […] Er sei am 27. Juli 1923 in Madou geboren, einem Dorf im Westen der Salomonen, erzählt er. […] Danach habe er eine Missionsschule der Methodisten in dem kleinen Städtchen Munda auf New Georgia besucht. Als japanische Truppen am 25. November 1942 dort einmarschierten, sei er auf seine Heimatinsel geflohen, denn «niemand von uns wollte den Japanern helfen». Von Verwandten erfuhr er, dass die Briten Ortskundige für die Küstenwache suchten. Er paddelte mit seinem Einbaum in die Provinzhauptstadt Gizo und meldete sich als Freiwilliger […] «Wir überwachten die gesamte Küste rund um die Insel Gizo. Wenn wir japanische Stellungen entdeckten, ruderten wir zu einem geheimen Posten der Amerikaner auf der Insel Kolombangara. Von dort funkten sie unsere Informationen nach Honiara. Dann kamen ihre Flugzeuge und bombardierten die Japaner.»

Zusammen mit seinem Freund Aaron Kumana war Biuku Gasa Anfang August 1943 auf dem Rückweg von einer Patrouille, als er ein Boot entdeckte, das auf dem Riff am Eingang der Lagune zerschellt war. […] Es waren US-amerikanische Marinesoldaten. «Wir warnten sie vor einem Mann, den wir auf der Nachbarinsel erspäht hatten und den wir für einen Japaner hielten. Aber sie entgegneten: ‹Nein, nein, das ist kein Japaner, das ist unser Kapitän auf der Suche nach Wasser!› Dieser Kapitän war John F. Kennedy, dessen Schiff kurz zuvor von den Japanern versenkt worden war.» […]

Die elf Überlebenden waren auf einem kleinen Eiland am Eingang der Vonavona-Lagune gestrandet, das deshalb heute Kennedy Island genannt wird, und von dort zu der Insel Olasana geschwommen, weil diese größer war und bessere Verstecke bot. Hier trafen sie die beiden einheimischen Küstenwächter. […] «Wir kletterten auf Palmen, um Kokosnüsse für sie herunterzuholen. Eine davon gaben wir Kennedy. Er sprach ein wenig Pidgin-Englisch und wollte, dass wir eine Botschaft zu seinen Leuten brächten. Aber es gab kein Papier. Da sagte ich zu ihm: ‹Warum schreibst du deine Nachricht nicht auf die Haut einer Kokosnuss oder – wie ihr Weißen sagt – auf die Schale?›» Kennedy war von der Idee begeistert und ritzte mit einem Messer die Botschaft in die Kokosnuss: «Die Eingeborenen kennen unsere Position. Sie können euch führen. Elf Mann haben überlebt. Wir brauchen ein kleines Boot.» Dann bat er die beiden Scouts, diese Nachricht zum US-Militärstützpunkt in Rendova zu bringen. «[…] Wir ruderten 60 Kilometer weit nach Rendova, wo viele Amerikaner waren, und führten sie zurück zu der Insel Olasana. So haben wir Kennedy das Leben gerettet.» John F. Kennedy war gerettet und wurde 1961 Präsident der Vereinigten Staaten. Biuku Gasa versah in der Western Province der Salomonen weiter seinen Dienst als Küstenwächter, pflanzte nach dem Krieg wieder Kokospalmen auf seiner kleinen Insel an und führte ein Leben in Armut. Vier seiner zehn Kinder starben. […]

Biuku Gasa hat lange gehofft, dass ihm Kennedy «eines Tages helfen würde». Noch im Jahr 2000 klagte er: «Wäre ich nicht zur Stelle gewesen, hätten ihn die Japaner entdeckt und umgebracht. Ich freute mich für ihn, als ich hörte, dass er geheiratet hatte. Und ich war traurig, als ich erfuhr, dass er erschossen worden war. Aber er hatte zwei Kinder, eine Familie. Warum hat auch von denen nie jemand an mich gedacht oder mir irgendetwas geschickt? Es ist eine Schande!»

[…] Im Mai 2002 schickte die Forschungsgesellschaft «National Geographic» aus Washington Taucher auf die Salomonen. Sie sollten das Wrack von Kennedys Patrouillenboot aufspüren. Mit der Expedition reiste auch Max Kennedy auf die Salomon-Inseln, ein Neffe des ehemaligen US-Präsidenten. Er besuchte die beiden Lebensretter seines Onkels und versprach jedem zum Dank «ein neues Haus und ein neues Boot». […] Biuku Gasa ließ seinen Urenkel ein Gastgeschenk für Max Kennedy zimmern: einen Einbaum, dem Boot nachgebildet, mit dem die beiden Scouts während des Kriegs patrouillierten. Damit wollte Gasa «die Menschen in Amerika daran erinnern, was hier in den Salomonen mit ihrem verstorbenen Präsidenten Kennedy geschah».

Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 339ff.

Der Bericht Biuku Gasas ist auf der beiliegenden CD auszugsweise im Originalton auf Pidgin-Englisch mit deutscher Übersetzung zu hören (Take 24).

Aus der Südsee in den Afrikafeldzug

Die französischen Pazifikkolonien im Krieg

Als Frankreich am 3. September 1939, zwei Tage nach dem deutschen Überfall auf Polen, Deutschland den Krieg erklärte und eine allgemeine Mobilmachung ausrief, galt diese auch in den französischen Kolonien im Pazifik. Die Inselbewohner mussten nicht nur Zwangsarbeit auf Stützpunkten der US-amerikanischen und französischen Streitkräfte vor Ort leisten, sondern Tausende Insulaner kämpften mit dem *Bataillon du Pacific* auch an Kriegsfronten am anderen Ende der Welt: in Nordafrika und Europa.

Nach der Landung alliierten Truppen im Jahre 1942 in Nouméa verwandelte sich die kleine Metropole der französischen Kolonie Neukaledonien in eine Garnison für Hunderttausende Soldaten.

1939 kontrollierte Frankreich im Südwesten des Stillen Ozeans drei Inselgruppen: die gemeinsam mit Großbritannien verwalteten Neuen Hebriden (heute: Vanuatu), Neukaledonien (von den Einheimischen Kanaky genannt) sowie Wallis und Futuna. Tausende Kilometer östlich davon verfügte Frankreich zudem mit Polynesien (damals EFO genannt: «Établissements Français d'Océanie») über ein Kolonialgebiet von der Größe Europas, wenn auch die Landfläche aller polynesischen Inseln zusammen nur halb so groß ist wie die Korsikas. Die französische Kolonialverwaltung für Polynesien hatte ihren Sitz in dem Hafenstädtchen Papeete auf der Hauptinsel Tahiti. Dort waren bei Kriegsbeginn etwa 5000 Reservisten registriert, darunter Franzosen und Polynesier. Allerdings verfügten sie nur über wenige Waffen. Selbst die 200 Soldaten der kolonialen Infanterie hätten mit ihren zwei Kanonen und nur einem Maschinengewehr gegen Angreifer wenig ausrichten können. Der Rest Französisch-Polynesiens war ohne jede Verteidigung. 1939 schien dies nicht weiter dramatisch, denn der von der Presse «drôle de guerre» genannte «komische Stellungskrieg» an der deutsch-französischen Grenze hatte kaum spürbare Auswirkungen auf Ozeanien. Das änderte sich schlagartig, als die deutsche Wehrmacht im Mai 1940 neben Holland und Belgien auch Frankreich überfiel. Um Kolonialsoldaten aus dem fernen Pazifik heranzuschaffen, war es zu spät. Schiffstransporte aus Ozeanien dauerten damals zwei bis drei Monate, ein Flughafen existierte in Französisch-Polynesien nicht, und im Juni 1940 unterzeichnete die französische Kollaborationsregierung unter Marschall Philippe Pétain bereits ihren Waffenstillstandsvertrag mit Deutschland.

Pétains Gegenspieler, General Charles de Gaulle, war im Pazifik kaum bekannt. Entsprechend reserviert reagierten viele französische Beamte in Ozeanien auf seinen Aufruf vom 18. Juni 1940, in den Kolonien den Kampf für das Freie Frankreich und gegen das faschistische Deutschland aufzunehmen. Während sich der französische Kommissar auf den Neuen Hebriden schon eine Woche später hinter de Gaulle stellte, sympathisierten die Gouverneure von Neukaledonien, Wallis und Futuna sowie Polynesien mit der Kollaborationsregierung in Vichy. Erst nach massiven Protestaktionen antifaschistischer Siedler, an denen auch zahlreiche Inselbewohner teilnahmen, mussten sie zurücktreten. Vertreter des französischen Widerstandes übernahmen in Neukaledonien und Polynesien im September 1940 die Verwaltung und traditionelle «chefs» von den Inseln riefen zur Unterstützung der antifaschistischen Kriegsallianz auf **(Quelle 1)**.

In Wallis und Futuna dagegen hielt sich der Kolonialkommissar des Vichy-Regimes bis Mai 1942. Erst nachdem ein französisches Kriegsschiff aufgekreuzt war, um ihn zu verhaften, gab er auf. Nur einen Tag später landete die US-Armee dort und begann mit dem Bau eines Militärstützpunktes.[1]

Ende Dezember 1941, drei Wochen nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor, hatte sich das US-Oberkommando mit dem Vertreter des Freien Frankreich in Washington auf die Bedingungen geeinigt, unter denen die französischen Kolonien für den Krieg der Alliierten im Pazifik genutzt werden konnten **(Quelle 2)**.

Im Februar 1942 bauten die USA auf der knapp 300 Kilometer nordwestlich von Tahiti gelegenen Insel Bora-Bora einen Militärstützpunkt. Weder Franzosen noch US-Amerikaner hielten es für nötig, die Bewohner von Bora-Bora auch nur über ihre Pläne zu informieren. Als die US-Truppentransporter mit Tausenden Soldaten und 20 000 Tonnen Material an Bord vor der Insel aufkreuzten, schwärmten Fischer in ihren Booten aus. Sie wollten den Passagieren der fremden Schiffe Kokosnüsse und einheimisches Kunsthandwerk zum Kauf anbieten, wie sie es immer taten, wenn sich Boote in ihre abgelegene Gegend verirrten. Die Männer wussten nicht, dass die Flotte wenig später vor ihren Stränden ankern und 4000 Soldaten ihre Insel fast fünf Jahre lang in Beschlag nehmen würden.

Noch größere Dimensionen hatte die Basis der US-Streitkräfte in Neukaledonien. Nahe der Front auf den Salomon-Inseln gelegen, war diese französische Kolonie als Aufmarsch- und Rückzugsgebiet für die alliierten Truppen von großer Bedeutung. Schon der erste US-Konvoi, der am 12. März 1942 um sechs Uhr morgens in den Hafen der Hauptstadt Nouméa einlief, bestand aus 13 Kriegsschiffen mit 18 000 Soldaten an Bord,

Zehntausende weitere folgten. Truppen aus Australien und Neuseeland kamen noch hinzu. In den Kriegsjahren waren im Schnitt 130 000 alliierte Soldaten ständig in Neukaledonien stationiert, und insgesamt bereiteten sich dort 300 000 Mann auf ihre Einsätze im Südpazifik vor. Lediglich 60 000 Einheimische lebten damals auf der Hauptinsel Grande Terre und den vorgelagerten Loyauté-Inseln. Die Hälfte davon waren Kanak, wie sich die melanesischen Einwohner der Inseln nennen («Kanak» bedeutet «Mensch» und «Kanaky» ist der traditionelle Name Neukaledoniens). Die französischen Kolonialbehörden hatten den Kanak Land geraubt und sie in Reservate eingewiesen, die nurmehr zehn Prozent der Inselfläche ausmachten. Als der Krieg begann holten die Franzosen Kanak aus den Reservaten zurück nach Noumeá, in die Hauptstadt Neukaledoniens, wo sie nach Landung der US-Flotte deren Transportschiffe entladen mussten.

Nouméa hatte damals 11 000 Einwohner, die meisten von ihnen Franzosen. Innerhalb weniger Tage kamen fast doppelt so viele US-Soldaten hinzu. Die Kanak, die für sie arbeiten mussten, waren in Zelt- und Barackenlagern am Stadtrand untergebracht. Die meisten waren nicht einmal unzufrieden. Denn die US-Militärs verpflegten sie nicht nur vergleichsweise gut, sondern zahlten ihnen auch höhere Löhne als ihre französischen Kolonialherren.

«Bis zum Zweiten Weltkrieg war die Kolonialgesellschaft Neukaledoniens strikt nach Rassen getrennt», erklärt Ismet Kurtovitch, Historiker aus Nouméa. «Die Franzosen hatten die Kanak in Reservate eingewiesen, während die Europäer in den fruchtbaren Landstrichen und in der Hauptstadt Nouméa lebten. Melanesier durften ihre Reservate nur für ein paar Monate im Jahr verlassen, um auf den Farmen und in den Nickel-Minen der französischen Siedler zu arbeiten. Im Krieg ließ sich dieses Apartheidsystem nicht länger aufrechterhalten, und damit wurden wichtige Veränderungen eingeleitet. Die jungen Kanak, die zum ersten Mal für längere Zeit in der Stadt lebten, ließen sich danach von den Franzosen nicht mehr so einfach zurückschicken.»[2]

Die Vertreter des Freien Frankreich hielten nicht nur in Afrika, sondern auch im Pazifik bis 1946 an dem rassistischen «Eingeborenenstatut» («L'Indigénat») fest, das in den französischen Kolonien Zwangsarbeit zuließ. Danach mussten Melanesier und Polynesier für die europäischen Siedler, Militärs und Behörden zwangsweise arbeiten. Alphonse Poiwi erinnert sich: «Wir nannten das ‹travail sans payer›, Arbeit ohne Bezahlung. Wir mussten 15 Tage im Jahr, an denen wir zwar etwas zu essen bekamen, aber nicht entlohnt wurden, für die Franzosen arbeiten.»[3]

In Neukaledonien musste jeder Melanesier im Alter zwischen 18 und 49 Jahren diesen Arbeitsdienst leisten. Darüber hinaus rekrutierten die französischen Behörden weitere Kanak, wann immer sie billige Arbeitskräfte brauchten. Und im Krieg brauchten sie mehr als jemals zuvor. Mussten 1939 noch 20 bis 25 Prozent der Kanak für die Franzosen arbeiten, so waren es während des Krieges bis zu 70 Prozent.

Weil fast alle Männer in die Kriegswirtschaft eingebunden waren, blieben in den Reservaten nur noch Frauen, Kinder und Alte zurück, die weder ihre Hütten und Dörfer noch Felder und Gärten allein in Stand halten konnten. Die Produktion von Kaffee und Kokosnüssen ging deshalb bis 1944 um fast die Hälfte zurück, die von Mais gar auf ein Viertel. Während viele französische Siedler gute Geschäfte machten, brachte der Krieg den Kanak Armut und Elend. Die Arbeiter schickten ihren Familien zwar Geld aus der Stadt, doch ihre kargen Löhne reichten nicht weit. Schließlich trieben die Kolonialbehörden auch noch eine Kriegssteuer ein, die sie direkt vom Lohn einbehielten. Französische Siedler waren von dieser Steuer ausgenommen.

Die Kriegsjahre brachten Neukaledonien allerdings auch brauchbare Neuerungen. US-Amerikaner legten erste befestigte Straßen an und brachten Wasser, Strom und Gesundheitsstatio-

«Travail sans payer» («Arbeit ohne Bezahlung») nannten die Kanak die Zwangsarbeit, die ihre französischen Kolonialherren anordneten. Im Krieg mussten sie z.B. im Hafen von Nouméa für die alliierten Truppen Schiffe entladen.

Hilfsarbeiter der Alliierten aus Neukaledonien lebten am Stadtrand von Nouméa in einem Camp,das nach Joe Louis benannt war, dem schwarzen US-amerikanischen Boxer.

nen in bis dahin völlig vernachlässigte Gebiete. Auf Grande Terre bauten die US-Militärs zudem ein Krankenhaus mit 1200 Betten, das Schwerverletzte von den Schlachtfeldern auf den benachbarten Salomon-Inseln aufnahm und in dem auch Einheimische behandelt wurden. François Burck, in den achtziger Jahren im Politbüro der melanesischen Befreiungsbewegung FLNKS, bewertet die Kriegszeit deshalb positiv: «Die amerikanische Präsenz erschütterte das Kolonialregime der Vorkriegszeit. Als Angestellte der amerikanischen Armee erlebten Kanak, dass sie Weißen gleichgestellt waren. Also war auch eine Befreiung von der Kolonialherrschaft möglich. Das war noch kein Nationalbewusstsein, aber doch schon die Überzeugung, dass sich das Kolonialregime überwinden lassen und der Traum der Kanak nach Freiheit in Erfüllung gehen könnte.»[4]

Das *Bataillon du Pacifique*

Auch Melanesier und Polynesier erlebten den Zweiten Weltkrieg an der Front, allerdings nicht bei Gefechten gegen die japanischen Truppen im Pazifik, sondern im Kampf gegen Italiener und Deutsche in Nordafrika und Europa. Als Erste zogen mehrere Dutzend Marinesoldaten aus Ozeanien Mitte 1940 auf französischen Schiffen in den Krieg. Im September 1940 verbreiteten die Radiostationen in Nouméa (Neukaledonien), Papeete (Französisch-Polynesien) und Port Vila (Neue Hebriden) einen Aufruf an die männlichen Inselbewohner, sich für ein französisches Expeditionskorps zu melden, das *Bataillon du Pacifique*. Es sollte «die Kolonien verteidigen» und «an der Seite de Gaulles für die Befreiung Frankreichs von den deutschen Besatzern» kämpfen. Zwar hatte die Regierung in Paris nach dem Ersten Weltkrieg den Veteranen aus dem Pazifik nicht, wie vorher zugesagt, die französische Staatsbürgerschaft sowie die gleichen Rechte und Pensionen wie europäischen Soldaten gewährt, aber trotzdem meldeten sich zahlreiche Melanesier und Polynesier zum Kriegsdienst. In der Enzyklopädie Polynesiens heißt es: «Alle wollten kämpfen, Junge wie Alte, selbst ein Dutzend Veteranen des Kriegs von 1914 bis 1918. Sie drängten sich vor den Toren der Kaserne, um in den Krieg zu ziehen.» Unter den «Freiwilligen» seien «zahlreiche Tahitianer», aber «bemerkenswert wenige» Franzosen gewesen.[5]

Auch in Neukaledonien meldeten sich nur 394 Europäer zum Dienst, aber 1137 Kanak. Das waren 22 Prozent aller melanesischen Inselbewohner im wehrfähigen Alter. Tatsächlich schickten einheimische Würdenträger viele junge Kanak zum Militär. Auf den Loyauté-Inseln erklärten manche «chefs» sogar im Namen ihrer Dörfer Deutschland offiziell den Krieg und verabschiedeten junge Rekruten mit Zeremonien, wie sie traditionell veranstaltet wurden, wenn Männer in den Kampf zogen. Keiner der jungen Kanak hätte es gewagt, den Kriegsdienst zu verweigern.

Die Würdenträger der Kanak hofften, dass die Franzosen ihnen im Gegenzug Bürger- und Wahlrechte einräumen würden. Henri Naisseline, ein hochrangiger Kanak, appellierte an seine Landsleute, dass sich «die Indigenen des freien Neukaledoniens auf die Seite de Gaulles stellen müssen, um die Ehre der Trikolore zu verteidigen, die den Geist der Freiheit und der Gerechtigkeit symbolisiert». Gleichzeitig schrieb er am 31. Oktober 1940 einen Brief an General de Gaulle, in dem er die Hoffnung äußerte, dass die Kanak in Würdigung der «Taten und der Opfer, die all diejenigen von uns erbringen, die auf fernen Schlachtfeldern fallen werden», die französische Staatsbürgerschaft erhielten.[6]

1945 erinnerte Naisseline die französischen Machthaber in Neukaledonien daran, dass sowohl Gouverneur Sautot als auch Admiral d'Argenlieu ihm ausdrücklich versprochen hätten, den Kanak «nach dem Ende der Kampfhandlungen die Bürgerrechte zuzugestehen». Auch wenn diese Zusicherung nirgends schriftlich dokumentiert ist, hält der Historiker Ismet Kurtovitch es für sehr wahrscheinlich, dass dem so war, weil die Franzosen Kanak so leichter als Soldaten rekrutieren konnten. Eingelöst haben die Franzosen ihre Versprechen nicht.

Als sich das *Bataillon du Pacifique* mit mehr als tausend Soldaten formierte, stellten Melanesier deutlich die Mehrheit der Truppe. Aber nur hundert von ihnen wurden bereits Anfang 1941 an Fronten in Nordafrika und Europa verlegt. Die französischen Kolonialbeamten wollten offensichtlich nicht, dass Kanak Erfahrungen im bewaffneten Kampf sammelten, und ihre diskriminierende Besoldung diente deshalb auch als Abschreckung: Während Familien französischer Soldaten aus Neukaledonien Unterstützungen in Höhe von 1600 Francs monatlich für die Ehefrau und 400 Francs für jedes Kind erhielten, zahlten die Kolonialbehörden den Frauen von melanesischen Soldaten nur 600 Francs und 200 Francs pro Kind.[7]

Freiwillige des Bataillon du Pacifique. *(Anonyme Portraits aus den «Archives territoriales de Nouvelle-Calédonie»)*

Das erste größere Kontingent des *Bataillon du Pacifique*, das in den Krieg zog, bestand aus 600 Soldaten, je zur Hälfte Neukaledonier und Polynesier. Etwa ein Dutzend Männer von den Neuen Hebriden kam hinzu. Am 21. April 1941 wurden die Polynesier unter französischen Fahnen und mit tahitianischer Musik in Papeete feierlich verabschiedet. Teriierooiterai, ein polynesischer Würdenträger, rief den Soldaten zum Abschied zu: «Ihr brecht mit 300 Leuten auf, kommt auch mit 300 zurück!»

Am 30. April stießen in Nouméa die melanesischen Soldaten hinzu. Von dort nahm ihr Schiff Kurs auf Sydney. Hier schiffte sich das *Bataillon du Pacifique* zusammen mit 7000 australischen und neuseeländischen Soldaten auf der «Queen Elizabeth» ein, dem zum Truppentransporter umgebauten größten Ozeandampfer der Welt. In einem Schiffskonvoi mit insgesamt 20 000 Soldaten verließen die Kanak und Polynesier am 27. Juni 1941 Ozeanien, um in den Krieg am anderen Ende der Welt zu ziehen.[8]

Das *Bataillon du Pacifique* erreichte einen Monat später Palästina und verstärkte die Armee des Freien Frankreich, die gegen die Truppen der Vichy-Regierung im Libanon kämpfte (s.S.70). Ende 1941 wurden die Soldaten aus Ozeanien an einen der mörderischsten Schauplätze des Zweiten Weltkriegs verlegt: in die libysche Wüste. Dort standen sie um Tobruk und Bir Hakeim den Armeen Deutschlands und Italiens gegenüber.

Im April 1944 setzte das *Bataillon du Pacifique* nach Neapel über und nach der Befreiung von Rom und Florenz war es im August 1944 an der Invasion der Alliierten in der Provence beteiligt **(Quelle 3)**. Über Nîmes und Lyon stießen die Soldaten aus dem Pazifik schließlich weiter nach Norden vor. «Wir hatten es bald nicht mehr mit einer regulären Armee zu tun, mit Verbänden und Panzern, sondern mit herumstreunenden Banden junger, sehr junger deutscher Soldaten, die uns aus dem Hinterhalt beschossen,» erinnert sich der Veteran Roland Toromona aus Tahiti.[9]

Ende 1944 kämpfte das *Bataillon du Pacifique* bei Belfort zum letzten Mal, bevor es abgezogen und erst nach Paris, dann nach Südfrankreich verlegt wurde. Dort mussten die Soldaten mehr als ein Jahr warten, bis ein französisches Schiff sie endlich zurück in den Pazifik brachten. Es hieß «Sagittaire» («Schütze») und verließ erst im März 1946 den Hafen von Marseille. Nach sieben Wochen auf See erreichte es Tahiti. Als es in den Hafen von Papeete einlief, drängten sich zur Begrüßung noch mehr Menschen als bei der Verabschiedung der Soldaten fünf Jahre zuvor. Von den 300 ausgerückten Tahitianern hatten 82 ihr Leben für die Kolonialmacht Frankreich verloren, als Letzter der Fallschirmspringer Tehaamoana Teoheaumoeva, der drei Tage vor der Ankunft des Schiffes in Polynesien an Bord seinen Verletzungen erlegen war.

In Nouméa, der Hauptstadt Neukaledoniens, wurde später ein Denkmal «für die Gefallenen von 1939 bis 1945» aufgestellt. Darauf stehen 74 Namen, darunter Dutzende von Kanak. Den Überlebenden des *Bataillon du Pacifique* zahlte Frankreich eine einmalige «Demobilisierungsbeihilfe». Französische Soldaten erhielten 17 000 Francs, melanesische Soldaten nur 6000.

Hinweise für den Unterricht:
Dieses Kapitel soll klar machen, dass auch die Pazifikkolonien Frankreichs im Krieg wichtige Funktionen für die Alliierten übernahmen: als Stützpunkte, Reservoir billiger Arbeitskräfte und zur Rekrutierung von Soldaten.
Quelle 1 zeigt, dass es selbst auf den abgelegensten polynesischen Inseln Funktionsträger mit antifaschistischen Bewusstsein gab.
Quelle 2 illustriert, dass die Alliierten im Krieg zwar Verbündete waren, aber als Kolonialmächte weiterhin um wirtschaftlichen und politischen Einfluss in der Pazifikregion konkurrierten.
Und **Quelle 3** dokumentiert, wie ein Soldat aus Tahiti das Kriegsgeschehen in Europa empfand.

Fragestellungen:
- Diskutieren Sie anhand des Briefes von Nohorai Sue aus Polynesien **(Quelle 1)** die in den Nachkriegsjahren von vielen Deutschen vertretene Haltung, der rassistische und kriegerische Charakter des Faschismus sei nicht erkennbar gewesen.
- Nennen Sie Gründe und Motive der Polynesier, sich freiwillig für den Kriegsdienst auf Seiten Frankreichs zu melden.
- Welche gemeinsamen Interessen verfolgten die Alliierten USA und Frankreich während des Zweiten Weltkriegs in Ozeanien und wo waren die Grenzen ihrer Zusammenarbeit (Vgl. hierzu **Quelle 2**).

Fußnoten
1 Zu den Auseinandersetzungen zwischen Vichy-Sympathisanten und de Gaulle-Anhängern in den Pazifikkolonien siehe Aldrich, Robert: France and the South Pacific since 1940. University of Hawaii Press. Honolulu 1993.
2 Kurtovitch, Ismet: Interview im Oktober 1999, Nouméa, Neukaledonien.
3 Quand les Kanak découvraient l'Amérique. Dossier in: Agence de development de la culture kanak (ADCK/Centre Tjibaou) (Hg.): Mwà Véé – Revue culturelle kanak, 23, Januar/Februar/März 1999. S. 22.
4 Ebd., S. 12.
5 Toullelan, Pierre-Yves: Encyclopédie de la Polynésie. Band 7. La France en Polynésie 1842-1960. Papeete, Tahiti, 1986. S. 129.
6 Kurtovitch, Ismet: La Vie Politique en Nouvelle-Calédonie. 1940-1953. Nouméa o. J. S. 445.
7 Kurtovitch, Ismet: Du Régime fiscal pendant la Seconde Guerre Mondiale. In: Etudes Mélanésiennes, Bulletin Périodique de la Société des Etudes Mélanésiennes, 30, März 1996. S. 8.
8 Stahl, Paul-Jean: 1942-1945. Les Américains en Nouvelle-Calédonie. Nouméa 1994. S. 13f.; Toullelan, a.a.O., S. 136f.
9 Toromona, Roland: Interview im September 1999, Papeete, Tahii.

Die französischen Pazifikkolonien im Krieg

Quelle 1
Polynesischer Inselchef warnt vor Hitler

Nohorai Sue, der traditionelle «chef» von Hikueru, einem mehr als 500 Kilometer östlich von Tahiti gelegenen Korallenatoll, schrieb am 21. Oktober 1939 einen Brief über die aktuelle politische Lage an den «Radio Club Océanie» (R.C.O.), die Rundfunkstation der polynesischen Inseln. Darin kam er zu dem weitsichtigen Schluss, dass der Faschismus in Deutschland nicht nur europäische Länder wie Polen und Frankreich bedrohe, sondern die gesamte Welt:

«Wenn Hitler von Frieden redete, dann entsprach das schon früher nicht dem, was er tat. Alles, was Hitler sagt, ist gelogen. Wir kennen die Grausamkeiten seines Unrechtsregimes. Wir wissen, dass er nicht einmal die Verträge einhält, die er selbst unterschrieben hat. Seine Drohungen, seine Aggressionen und seine Kriege gegen kleinere Staaten in Europa belegen das. Erst hat er sich Österreich einverleibt, dann die Tschechoslowakei und im letzten Monat ist er über Polen hergefallen. Deutschland hat sich vor aller Welt als eine Nation offenbart, die man ächten muss. Manche haben sich von den Taten dieses verrückten Hitler und seiner Gier, die Welt in Brand zu stecken und Blut fließen zu sehen, einschüchtern lassen. Deshalb konnte er bereits viele Menschen und ganze Länder vernichten. Für jeden, der sich der Gerechtigkeit und dem Frieden verpflichtet fühlt, ist es unerträglich, 1939 schon wieder einen grausamen Krieg in Europa miterleben zu müssen. Kaum zwei Jahrzehnte, nachdem die deutsche Nation, die anderen immer nur Übles wollte, niedergerungen war, ist sie schon wieder über andere Länder hergefallen, um sich die Reichtümer ihrer Bewohner und die Früchte ihrer Arbeit anzueignen. Die Bevölkerung von Hikueru ist deshalb einhellig und unverzüglich bereit, jedem Aufruf zur Verteidigung Frankreichs zu folgen und dem Land zu Hilfe zu eilen.»

Toullelan, Pierre-Yves: Encyclopédie de la Polynésie. Band 7. La France en Polynésie 1842-1960. Papeete, Tahiti, 1986. S. 85.

Quelle 2
Französische Bedingungen

Der Botschafter de Gaulles in Washington machte 1942 die militärische Nutzung der französischen Pazifikkolonien durch die US-Streitkräfte von folgenden Bedingungen abhängig:

1. Frankreich bleibt auch auf den Inseln souverän, auf denen möglicherweise amerikanische Basen installiert werden.
2. Grund und Boden bleiben in französischem Besitz.
3. Alle Installationen, also Docks, Gebäude usw. gehen mit dem Ende dieser Vereinbarung in französisches Eigentum über.
4. Die Verpachtung von Geländen für die Errichtung von Basen erfolgt vor Ort durch die Vertreter des Freien Frankreich. An diese ist eine angemessene Mietzahlung zu entrichten.
5. Sollen Basen nach dem Krieg weiter betrieben werden, sind – in gegenseitigem Einverständnis – detailliertere Vereinbarungen zwischen den örtlichen Vertretern des Freien Frankreich und den amerikanischen Streitkräften zu treffen.

Ebd. S. 100.

Quelle 3
Von Tahiti an die Front von Toulon

Roland Toromona aus Tahiti gehörte zu den Überlebenden des Bataillon du Pacific, *die sich noch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende regelmäßig im Club der Veteranen in Papeete, der Hauptstadt der polynesischen Insel, trafen. Der Tahitianer hatte als Siebzehnjähriger ein höheres Alter vorgetäuscht, um Soldat werden zu können und seine militärische Ausbildung in Tunesien erhalten. Im April 1944 war er von dort mit dem* Bataillon du Pacifique *nach Neapel übergesetzt, wo er sich erstmals «mit dem erbarmungslosen Vorgehen der deutschen Wehrmacht» konfrontiert gesehen hatte:*

Nach der Befreiung von Rom und Florenz war er mit dem Bataillon du Pacifique *im August 1944 an der Invasion der Alliierten in der Provence beteiligt:*

«Wir hatten in den Tagen zuvor Landemanöver geprobt und gingen schließlich an Bord eines Truppentransporters, der zu einer riesigen Flotte von 800 Schiffen gehörte. Sie kreuzten eine Woche lang durch das Mittelmeer. Den feindlichen U-Booten und Fliegern gelang es nicht, den Konvoi aufzuhalten. Und so kam Mitte August die berühmte Landung in der Provence. Fallschirmjäger waren schon 24 Stunden vorher an der Küste abgesprungen. Wir wurden um zwei Uhr nachts abgesetzt und mussten im Stockfinstern durchs Wasser ans Ufer waten. Es war entsetzlich, sehr, sehr hart, weil wir herumirrten, ohne irgendeine Ahnung, wo wir waren und was uns an Land erwartete. Sobald wir festen Boden unter den Füßen hatten, gruben wir uns ein, um auf die Morgendämmerung zu warten. Wie sich herausstellte, waren wir in einem Weinberg gelandet. Er hing voller Trauben – es war August! Wir wussten das natürlich zu schätzen. Aber der Spaß fand bald ein Ende.

Mit Panzerwagen ging es weiter Richtung Toulon. Dort hatten sich die Deutschen in Kasematten, unterirdischen Höhlen, verschanzt, und wir standen ihnen an vorderster Front gegenüber, zusammen mit Senegalschützen und Marokkanern. Erst nachdem eine 205-Millimeter-Kanone herbeigeschafft war, gelang es uns, die deutsche Stellung in Schutt und Asche zu legen.»

Toromona, Roland: Interview im September 1999. Papeete, Tahiti.

Atolle zwischen den Fronten

Der Krieg im Zentralpazifik

1944 hatten die Alliierten die japanischen Truppen in Neuguinea und auf den Salomonen geschlagen und zum Rückzug aus dem Südpazifik gezwungen. Aber von Port Moresby, Rabaul und Honiara waren es immer noch mehr als 3000 Kilometer bis nach Tokio, und auf dem Weg dorthin standen den Alliierten noch zahlreiche schwere Gefechte bevor. Dabei verschob sich die Front zunächst auf die von den Briten kontrollierten Gilbert- und Ellice-Inseln im Zentralpazifik. Den Norden der Inselgruppe sowie das benachbarte Nauru hielten japanische Truppen besetzt, der Süden wurde zum Aufmarschgebiet der Alliierten.

Im September 1942 marschierten japanische Truppen auf den Gilbert-Inseln ein und bauten die Insel Tarawa zum Stützpunkt aus. Tupua Leupena, ein Augenzeuge, erinnert sich: «Die Japaner drangen in die Hütten ein und plünderten sie. […] Sie vergewaltigten Frauen, und es gab nichts, was wir dagegen hätten tun können. Wir hatten große Angst.»[1]

Trotzdem betrieben einige Insulaner im Geheimen die Funkstationen weiter, die neuseeländische Militärs zuvor installiert hatten, und schickten Warnmeldungen an die Alliierten, wenn sich japanische Bombengeschwader und Flottenverbänden aus dem Norden des Pazifiks näherten. Mit dieser Hilfe konnten die Allierten im Oktober 1942 nur wenige hundert Kilometer südlich der japanischen Stellungen landen: auf Funafuti, einer der Ellice-Inseln. Dort lebten damals etwa 4000 Menschen, die «aus Sicherheitsgründen» nicht über die Ankunft der ersten 1000 US-Marines und etlicher Bautrupps auf Funafuti informiert worden waren. (Insgesamt sollten etwa 2000 Soldaten dort stationiert werden.)

Als die US-Kriegsschiffe auf die Insel zuliefen, breitete sich Panik aus, und ein Augenzeuge erzählte, die Armada habe ausgesehen wie eine «Schar von Riesenkrebsen».[2] Die Soldaten beschlagnahmten ein Drittel der Insel und siedelten die Bewohner auf ein kleines Eiland jenseits einer Lagune um.

Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Inselbewohner autark gewesen, hatten vom Fischfang, ihren Kokosplantagen und Gärten gelebt. Nun aber mussten sie in einem *Colony Labour Corps* für die US-Streitkräfte arbeiten. Es war ihre erste Lohnarbeit, aber Geld hatte für sie keinen Wert. «Am Grasdach unserer Hütte hing damals hier eine Zwei-Dollar-Note und dort ein Fünf-Dollar-Schein», erzählt Alotu Goule. «Wir haben das Geld einfach irgendwo hingehängt. Heute gibt es das nicht mehr.»[3] Die US-Luftwaffe sah in den lang gestreckten flachen Koralleninseln «fest verankerte Flugzeugträger» und ihren Rollbahnen mussten Zehntausende Kokospalmen weichen. Der US-Marine boten die durch Riffs vor der Brandung geschützten Lagunen «natürliche Häfen».

Für ihre Flugpisten ließen die Alliierten auf Funafuti Zehntausende Kokospalmen abholzen.

Zwischen März und November 1943 flog die japanische Luftwaffe sieben Angriffe, bei denen sie schwere Bomben auf die Funafuti Air Base abwarf. Dabei kamen auch Insulaner ums Leben.

Die USA griffen umgekehrt die japanischen Stellungen auf den Gilbert-Inseln an, deren Bewohner damit ebenfalls unter Beschuss gerieten. Für ihren Angriff auf die japanischen Stellungen auf den zentralpazifischen Inseln zogen die US-Streitkräfte den größten Flottenverband zusammen, der bis dahin in Ozeanien zum Einsatz gekommen war: 116 Schlachtschiffe und Flugzeugträger sowie 75 Begleitschiffe mit Zehntausenden Soldaten, die von den Basen der Alliierten auf den südpazifischen Inseln anrückten.

Nach wochenlangen Kämpfen konnten sie schließlich den japanischen Stützpunkt auf Tarawa einnehmen. Bis Ende 1944 rekrutierten sie 2000 Männer für das *Gilbert and Ellice Islands Labour Corps*. Weil die einheimischen Arbeiter barfuß gingen, hießen sie bei den Amerikaner «bootless soldiers» («Soldaten ohne Stiefel»).[4]

Als sich die Front weiter nach Norden in Richtung Mikronesien verschob, begannen die Bewohner, ihre Dörfer wieder aufzubauen. Wo ehemals Kokosplantagen gestanden hatten, fanden sie nur noch verbrannte Erde vor, und auf den breiten, mit zerstampften Korallen befestigten Flugpisten und Panzerstraßen konnten sie nichts mehr anbauen. Anderes fruchtbares Land gab es jedoch auf den schmalen Atollen kaum noch. Der Schrott, den die Militärs vor ihrem Abzug in die Lagunen gekippt hatten, machte das Fischen gefährlich, und Kinder stießen beim Spielen auf Bomben und Granaten. Auf der Insel Funafuti hatten die Menschen vor dem Krieg nahe beieinander in Holzhäusern mit Dächern aus geflochtenen Blättern gelebt. Nach dem Krieg mussten sie aus Platzmangel ihre neuen Hütten entlang der verlassenen Flugpiste bauen. Dabei entstand ein mehrere Kilometer langes Straßendorf. Katherine Luomala, An-

thropologin aus Hawaii, schrieb 1948 nach einem Aufenthalt auf Funafuti: «Der Zweite Weltkrieg hat im Pazifik bedrückende Folgen für Menschen und Umwelt hinterlassen. Die hässliche Ansammlung deplatziert wirkender Behausungen auf Funafuti zeigt das. Armeebaracken müssen hier als Geschäfte herhalten, und die von Gras überwucherte Landebahn ist gesäumt von ineinander verkeilten Flugzeugwracks. Blechwände aus rostigem Metall, ehemals zum Schutz vor Bombensplittern aufgestellt, dienen jetzt als Schweineställe. Ich hoffe, nie mehr eine ähnlich trostlose, abstoßende und deprimierende Insel sehen zu müssen wie Funafuti.»[5]

Die Alliierten zahlten den Bewohnern der Gilbert- und Ellice-Inseln zwar Entschädigungen für allgemeine Kriegsschäden sowie für zerstörte Plantagen und Gärten. Auch die Angehörigen von Kriegsopfern, so die Familien der 52 Arbeiter, die unter der japanischen Besatzung ums Leben kamen, erhielten finanzielle Hilfen. Aber diese Zahlungen entsprachen nicht einmal dem Wert der Früchte, Kokosnüsse und Fische, mit denen die Insulaner in den Kriegsjahren die fremden Soldaten kostenlos verpflegt hatten.

Nauru: Deportation ins Ungewisse

In Ozeanien hatte der Zweite Weltkrieg am 27. Dezember 1940 begonnen, als ein deutsches Kriegsschiff Nauru bombardierte (s.S.157f.). Ein Jahr später folgten japanische Luftangriffe auf die kleine, nur sechs Kilometer lange Insel, und im August 1942 kündigte eine Serie schwerer Bombardements die Landung japanischer Truppen an.[6] Es war Nacht, als «ein Kriegsschiff mit blendenden Scheinwerfern» auftauchte und den Hafen unter Beschuss nahm.

Roy Degoregore, später stellvertretender Präsident des Parlaments von Nauru, erinnert sich, dass viele Bewohner verzweifelt versuchten, «dem Lichtkegel des Scheinwerfers zu entkommen», bis um 2.30 Uhr morgens Colonel F.R. Chalmers, Chef der australischen Kolonialbehörde, eine weiße Fahne hisste und die kampflose Übergabe der phosphatreichen Insel an Japan signalisierte. Damit begann am 26. August 1942 die japanische Besatzungszeit. Sie dauerte fast drei Jahre, in denen die Nauruer von allen Kontakten mit der Außenwelt abgeschnitten waren.

1943: US-amerikanische Flieger bombardieren Nauru.

Nach ihrer Landung durchkämmten japanische Soldaten die Siedlungen an der Küste und die Dörfer auf der Hochebene im Zentrum des Eilands **(Quelle 1)**. Die Inselbewohner mussten ihre Karren und Fahrräder an die Japaner abtreten und auch die wenigen Autos und Motorräder **(Quelle 2)**. Alfie Dick, später stellvertretender Staatschef von Nauru, berichtet, dass alle Bewohner an einen kleinen Küstenstreifen zwischen Nibok und Ewa ziehen mussten. «Die Männer bauten dort einfache Hütten mit Grasdächern für ihre Familien, während die Japaner den Rest der Insel okkupierten.»[7]

Im Oktober 1942 schickte Japan weitere 300 Marinesoldaten sowie 700 japanische und koreanische Arbeiter nach Nauru, um dort einen Flughafen und Befestigungsanlagen zu bauen. Alle einheimischen Männer zwischen 10 und 45 Jahren mussten zur Arbeit antreten. Als die Flugpiste im Januar 1943 fertig war, landeten dort täglich japanische Kampfflugzeuge, um von Nauru aus Angriffe auf Stellungen der Alliierten im Zentralpazifik zu fliegen.

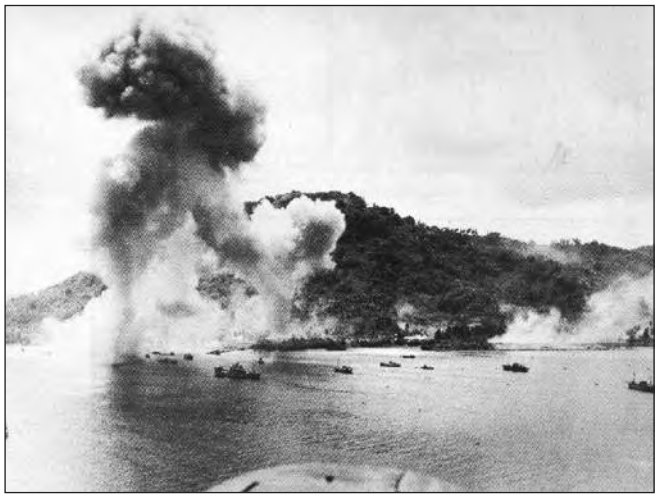
Die US-Streitkräfte reagierten ab Februar 1943 mit schweren Bombenangriffen auf Nauru. Aus Rache schlugen die japanischen Besatzer fünf australischen Kolonialbeamten, die sie der Spionage beschuldigten, mit Schwertern die Köpfe ab.

Durch die US-amerikanischen Bombardements wurde die Lage der mittlerweile 3000 Mann starken japanischen Besatzungstruppen immer prekärer. Es fehlte ihnen an Waffen und Munition, Treibstoff und Lebensmitteln. Für die 2000 Insulaner blieb so wenig übrig, dass sie, wie der Schüler Patrick Cook notierte, den Alliierten «für ihre Angriffe dankten», weil fehlgeleitete Bomben, die in der Lagune niedergingen, den Hungernden Fische «bescherten», die tot auf der Wasseroberfläche trieben.[8]

Im Juni 1943 landete eine Armada japanischer Kriegs- und Schlachtschiffe, Kreuzer und Zerstörer mit weiteren 1500 Soldaten im Hafen von Nauru. Bevor sie wieder auslief, teilte der Kommandant den Insulanern mit, dass 600 von ihnen – ein Drittel der einheimischen Bevölkerung – mit einem der Schiffe in ein «besseres Nauru» umgesiedelt würden. Auch James Angimea, der Pastor von Nauru, musste sich am 29. Juni 1943 im Hafen einfinden. «Unsere Angehörigen begleiteten uns. Einer sagte: ‹Ich glaube, sie werden euch die Köpfe abschlagen oder euch im Meer versenken. Wir kommen mit, damit wir bis in den Tod vereint bleiben.›»[9]

Es war schon finstere Nacht, als die 600 Gefangenen an Bord des Truppentransporters «Akibasan Maru» gingen und das Schiff die Insel verließ **(Quelle 3)**. Bald darauf verschleppten die Japaner noch einmal rund 600 Bewohner Naurus. Auch sie wussten nicht, wohin die Schiffsreise ging und was aus den Deportierten des ersten Transports geworden war. Die Besatzer hätten auch noch das restliche Drittel der Nauruer fortgeschafft, wäre nicht der Frachter, der sie abholen sollte, bei der Einfahrt in den Hafen von einem US-amerikanischen Unterseeboot torpediert worden.

Erst nach dem Krieg sollten die Zurückgebliebenen erfahren, was mit ihren Angehörigen und Freunden geschehen war. Ihre Seereise ging jeweils fünf Tage Richtung Norden.



Der Angriff der Alliierten auf die japanische Militärfestung Truk.

Truk nach der Bombardierung durch die US-amerikanische Luftwaffe.

Irgendwann tauchte am Horizont ein Riff auf, das sich über Dutzende von Kilometern erstreckte und hinter dem sich eine riesige Lagune verbarg. Darin ragten zahllose, von Mangrovenbüschen umgebene kleine Inseln aus dem türkisfarbenen Wasser. Von weitem wirkte das Atoll wie ein Südseeidyll aus dem Bilderbuch. Aber Derog Gioura, der spätere Justizminister von Nauru, hat den Schrecken nie vergessen, den er empfand, als das Schiff durch eine der wenigen Zufahrten im Riff in diese Inselwelt einbog: «Da lag eine japanische Flotte neben der anderen. Wir sahen schwere Kreuzer, Zerstörer, Unterseeboote, Wasserflugzeuge und andere Kriegsmaschinen. Das Ganze war von massiven Befestigungsanlagen geschützt. Und ich dachte: Diese Festung werden die Amerikaner nie einnehmen können.»[10]

Die Deportierten waren in Truk gelandet. Schon vor dem Krieg hatten die Japaner dieses Atoll im Herzen Mikronesiens zum größten Marinestützpunkt der Welt ausgebaut. 1943 bewachten 40 000 Soldaten diese Festung und Tausende Gefangene aus der Pazifikregion und aus Korea mussten dort Zwangsarbeit leisten. Die Deportierten aus Nauru wurden beim Ausbau eines Militärflughafens eingesetzt und mussten Felder für die japanischen Truppen bestellen. Sie hatten keine Möglichkeit, mit ihren Angehörigen in Nauru Kontakt aufzunehmen und ahnten auch nicht, dass die US-Streitkräfte Anfang 1944 – nach der Einnahme von Tarawa – mit einer gigantischen Armee von 200 Kriegsschiffen und 100 000 Soldaten Kurs auf Truk nahmen.

Am 17. Februar 1944 kreuzten die schweren Flugzeugträger der US-Flotte vor dem Riff des Atolls auf. Im Morgengrauen hoben 72 US-Kampfbomber von den Schiffen ab, und eine der schwersten Schlachten des Zweiten Weltkriegs in Ozeanien begann. Die Zwangsarbeiter mussten dieses Inferno hilflos über sich ergehen lassen. Nach zwei Tagen und zwei Nächten hatte Japan 270 Flugzeuge verloren, 31 japanische Kriegsschiffe lagen auf dem Grund der Lagune, und außerhalb des Riffs hatten US-Zerstörer weitere Schiffe bei dem Versuch versenkt, aufs offene Meer hinaus zu gelangen. Truppenunterkünfte, Treibstofflager und Nahrungsmittelvorräte waren zerstört. Der Kriegshafen Dublon stand nach der Explosion eines Öltankers in Flammen. Edwin Tsitsi, einer der Deportierten aus Nauru, hielt damals nur die Hoffnung aufrecht, dass nach dieser beispiellosen Schlacht «der Krieg wohl kurz vor dem Ende sein müsse».

Tatsächlich gelang es den Alliierten, den Militärstützpunkt Truk weitgehend zu zerstören. Den Rest seiner Pazifikflotte zog Japan deshalb auf die mikronesische Inselgruppe Palau zurück. Dorthin verlegte auch das japanische Oberkommando seinen Sitz. In Truk standen jedoch weiterhin 30 000 japanische Soldaten unter Waffen. Um hohe Verluste zu vermeiden, verzichteten die Alliierten auf die Einnahme des Atolls und setzten lediglich die japanischen Stellungen durch regelmäßige Bombardements außer Gefecht. Die Nauruer blieben damit weiter den Japanern ausgeliefert. Viele überlebten die alliierten Luftangriffe nicht **(Quelle 4)**.

Ab Oktober 1944 testete die US-Luftwaffe bei den Angriffen auf Truk ihre neuen, schweren B-29-Bomber, die später die Atombomben über Hiroshima und Nagasaki abwerfen sollten. Nach einem Bericht der «New York Times» wollte die US-Regierung mit der ersten Atombombe ursprünglich die japanische Festung Truk zerstören. Sie tat es nur deshalb nicht, weil die Front bereits nahe dem japanischen Festland verlief, als die Bombe einsatzbereit war. Nachschub erhielten die Japaner in Truk nur noch durch einige Unterseeboote. Die Lieferungen reichten allerdings nicht für Zehntausende Soldaten. Die gefangenen Zwangsarbeiter von Nauru hungerten und fingen grüne Eidechsen, um zu überleben, wie Ludwig Keke beschreibt. Sei seien «eine Delikatesse» gewesen im Vergleich zu den Ratten, die sie in Fallen lockten und «kochten wie Kaninchen».[11]

Ein japanischer Funker informierte die Deportierten aus Nauru am 15. August 1945, dass Kaiser Hirohito seinen Soldaten befohlen hatte, die Waffen zu strecken. Aber die Japaner in Truk folgten diesem Befehl nicht und drohten den Nauruern noch Tage später Massenerschießungen an **(Quelle 5)**.

Es sollte noch bis zum 11. Dezember 1945 dauern, bis Australien, das nach dem Abzug der Japaner wieder die Verwaltung von Nauru übernommen hatte, einen Polizeioffizier namens Thomas Cude nach Truk schickte, der die Rückreise der Deportierten nach Nauru organisieren sollte. Er fand die Insu-

laner in einem erbarmungswürdigen Zustand vor: ausgemergelt, unterernährt, von Augenentzündungen, Würmern und Krätze befallen und an Lepra, Tuberkulose und Ruhr so schwer erkrankt, dass 163 von ihnen vor ihrer Heimreise unter Quarantäne gestellt und behandelt werden mussten. Von den 1203 im Jahre 1943 nach Truk Verschleppten waren 463 in japanischer Gefangenenschaft umgekommen.

Die Rückkehrer erkannten ihre Heimatinsel kaum wieder. Wo früher schattige Palmen gestanden hatten, ragten jetzt nur noch Baumstümpfe aus dem Boden. Und wo ehemals üppige Gärten wuchsen, fanden sie nur verbrannte Erde. Kaum ein Haus war noch instand, in Bombenkratern stand fauliges Wasser, und die Strände waren übersät von Kriegsschrott und Resten zerschossener Festungsanlagen. Die in Panik vor den japanischen Angreifern von der Insel geflohenen Betreiber der Minengesellschaft BPC (British Phosphate Commissioners) begrüßten die Rückkehrer auf ihre Weise. Schon kurz vor Kriegsende hatten sie von der australischen Kolonialverwaltung verlangt, keinem Heimkehrer zu erlauben, sich im Bezirk Aiwo anzusiedeln. Denn die BPC wollte ihren Tagebau auf dieses Gebiet ausdehnen. Auch australische Kolonialbeamte warteten bereits auf die Deportierten und achteten darauf, dass die «Rassentrennung» in den Wohnvierteln wieder strikt eingehalten wurde. Nach der Zwangsarbeit für Japan mussten die Rückkehrer nun erneut zu Hungerlöhnen die Drecksarbeit für die australischen Kolonialherren machen. Die Insulaner streikten monatelang und appellierten an die Vereinten Nationen, die Nauru nach dem Krieg wieder unter australische Verwaltung gestellt hatten. Sie forderten Tantiemen von der Minengesellschaft und das Selbstbestimmungsrecht. Aber erst am 31. Januar 1966, auf den Tag genau zwanzig Jahre nach der Rückkehr der Deportierten aus Truk, trat eine gesetzgebende Versammlung zusammen, um die Unabhängigkeit Naurus vorzubereiten, zwei Jahre später, am 31. Januar 1968, konnten die Bewohner der Insel sie endlich feiern. Die Regierung von Nauru forderte von Australien, Großbritannien und Neuseeland, das vom Phosphatabbau zerstörte Land zu rekultivieren; dazu gehörte ein Drittel des zentralen Hochplateaus. Bis 1993 focht Nauru vor dem Internationalen Gerichtshof der Vereinten Nationen vergeblich um eine Entschädigung. Dann sagte Australiens Premierminister Paul Keating im Namen der drei verantwortlichen Regierungen 106 Millionen australische Dollar Kompensation zu. Aber für die Rekultivierung des Landes reichte diese Summe bei weitem nicht aus. Nauru, der kleinste Staat der Erde, blieb auf Gedeih und Verderb abhängig von seiner ehemaligen Kolonialmacht Australien und stand zu Beginn des dritten Jahrtausends mit mehr als 200 Millionen Dollar Auslandsschulden kurz vor dem Bankrott. Die australische Regierung wusste dies 2001 zu nutzen und bot dem Land 20 Millionen Dollar an für die Aufnahme von 400 Flüchtlingen aus dem Irak und Afghanistan, denen Australien die Einreise verweigerte. Der Regierung von Nauru blieb keine Wahl. Sie baute zwei Lager für Flüchtlinge (schon bald waren es mehr als 1000), und die Insel der Deportierten von gestern wurde zum Abladeplatz für die Deportierten von heute.[12]

Bahnlinie für den Abtransport von Phosphat auf Nauru.

Hinweise für den Unterricht:
Anhand des Kriegsgeschehens im Zentralpazifik lässt sich illustrieren, was der mit modernster Waffentechnologie ausgetragene Zweite Weltkrieg für die Bewohner abgelegener pazifischer Inseln bedeutete. Viele kamen bei den Kämpfen, mit denen sie nichts zu tun hatten, ums Leben oder verloren ihre Existenz. Angemessen dafür entschädigt wurden sie nie. Das Schicksal der Bewohner von Nauru zeigt dies besonders deutlich: von ihren (australischen) Kolonialherren schutzlos im Stich gelassen, waren sie dem japanischen Besatzungsterror hilflos ausgeliefert **(Quellen 1 und 2)**. Zwei Drittel der Insulaner wurden als Zwangsarbeiter nach Mikronesien in die japanische Militärfestung Truk deportiert **(Quellen 3 bis 5)**. Das Verhalten der ehemalige Kolonialmacht Australien in Nauru steht exemplarisch für den Charakter (neo-)kolonialer Herrschaft in Ozeanien nach Kriegsende: Erst forcierten die Australier den Phospatabbau, bis die Rohstoffvorkommen vollständig ausgeplündert und die Insel ökologisch zerstört war, dann zwangen sie das hochverschuldete Land zur Einrichtung von Lagern für Flüchtlinge, die Australien selbst nicht ins Land lassen will.
S. 223 (3) S. 179 (Takes 25-28)

Fragestellungen:
- Analysieren Sie den Dialog, den Detuamo mit einem japanischen Offizier führte **(Quelle 5)** und erläutern Sie, warum er den Deportierten aus Nauru das Leben rettete.
- Diskutieren Sie am Beispiel Nauru den Charakter kolonialer und neokolonialer Herrschaft in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Hinsicht.

Fußnoten
1 McQuarrie, Peter: Strategic Atolls. Tuvalu and the Second World War. Macmillian Brown Centre for Pacific Studies. University of Canterbury, Christchurch, New Zealand and Institute of Pacific Studies, University of the South Pacific, Suva, Fidschi, 1994. S. 129.
2 Ebd., S. 28.
3 Ebd., S. 31.
4 Ebd., S. 145.
5 Ebd.
6 Vgl. zu diesem Kapitel: Garrett, Jemima: Island Exiles. ABC correspondent Jemima Garett tells the story of how the Nauru and its people survived Japanese captivity and starvation. Australian Broadcasting Corporation. Sydney 2001.
7 Ebd., S. 34.
8 Ebd., S. 45.
9 Ebd., S. 52.
10 Ebd., S. 66.
11 Ebd., S. 92.
12 Vgl. z.B. amnesty journal März 2002 (www2.amnesty.de, unter: Dokumente: Länder: Australien)

Die vergessene Leidensgeschichte der Bewohner von Nauru

Quelle 1
Einmarsch japanischer Truppen

Agnes Harris, später Lehrerin in Nauru, war neun Jahre alt, als japanische Truppen 1942 ihre Insel einnahmen:
«Wir lebten in dem Dorf Meneng und sahen, wie japanische Soldaten in Uniform aufmarschierten, die Gewehre im Anschlag. Sie befahlen uns, uns jedes Mal vor ihnen zu verneigen, wenn wir ihnen begegneten. Sonst würden wir erschossen. Ich beugte mich immer so weit vor, dass ich mit meiner Stirn fast den Boden berührte, damit mich die Japaner nicht umbrachten.»

Garrett, Jemima: Island Exiles.
ABC correspondent Jemima Garett tells the story of how Nauru and its people Survived Japanese captivity and starvation.
Australian Broadcasting Corporation.
Sydney 2001. S. 28.

Quelle 2
Besatzungsterror

Florence Denuga war noch ein Teenager als die japanische Besatzungszeit in Nauru begann. Sie hatte zuvor Gerüchte über die japanischen Kriegsverbrechen auf anderen pazifischen Inseln gehört und deshalb «große Angst» – zu Recht, wie sich herausstellen sollte:
«Sie nahmen sich, was sie wollten, unsere Felder und unser Haus. Sie rissen es einfach nieder und machten Feuerholz daraus. Sie brachen sogar in die Kirche ein und raubten sie aus.

Und sie mordeten. Wer irgendetwas nahm, was sie haben wollten, wurde auf der Stelle erschossen. Und wehrte sich ein Ehemann dagegen, dass sie seine Frau vergewaltigten, prügelten sie ihn fast zu Tode.»

Ebd. S. 30.

Quelle 3
Deportation ins Ungewisse

Der Pastor James Angimea gehörte zu den Gefangenen von Nauru, die am 29. Juni 1943 ihre Insel verlassen mussten und mit dem Truppentransporter «Akisan Maru» ins Ungewisse deportiert wurden:
«Die Japaner haben uns von heute auf morgen auf eine andere Insel verschleppt. Niemand wusste, wo sie lag und was uns dort bevorstand. Vielleicht der Tod?
Es ist sehr traurig, seine Insel, sein Haus, sein Hab und Gut, einfach alles zurücklassen zu müssen, ohne zu wissen, wohin man gebracht wird.
Wir hatten Angst und meine Familie und ich gingen deshalb nur schweren Herzens in die Fremde. Denn wir wussten nicht, ob wir uns jemals alle wiedersehen würden.»

Ebd. S. 54.

Auf der beiliegenden CD im englischen Original (Take 25) und mit deutscher Übersetzung (Take 26) zu hören.

Quelle 4
Ungeschützt im Bombenhagel

Maura Thoma war neun Jahre alt und lebte mit ihrer Mutter und anderen Deportierten aus Nauru in einer Siedlung aus einfachen Bambushütten, als die US-Marine im Februar 1944 die japanischen Festung Truk in Mikronesien bombardierte:
«Die Flugzeuge griffen den ganzen Tag über an, von morgens bis abends. In der Nacht, als wir alle schliefen, fiel eine schwere Bombe auf eine Hütte nahe der unseren. Wir wurden verschüttet und konnten uns lange nicht befreien. Wir sprachen miteinander unter den Trümmern und ich weinte. Ich erinnere mich noch daran, dass in einer Familie aus unserer Nachbarschaft ein alter Mann und zwei Kinder bei dem Bombenangriff umkamen.»

Ebd. S. 89.

Auf der beiliegenden CD im englischen Original (Take 27) und mit deutscher Übersetzung (Take 28) zu hören.

Quelle 5
Scheinexekutionen

Einige Tage nach der offiziellen Einstellung der japanischen Kampfhandlungen im August 1945 marschierten in Truk japanische Militärpolizisten vor einem Lager der Deportierten aus Nauru auf und trieben alle an den Rand einer großen Grube. Sie sagten, die Insulaner seien «der Spionage überführt» und würden deshalb erschossen oder enthauptet. Doch dann zitierte ein japanischer Offizier Detudamo herbei, einen angesehenen alten Mann aus Nauru, den seine Leute in Truk zu ihrem Sprecher bestimmt hatten, und ein eigenartiger Dialog begann:
«Der Offizier bot Detudamo amerikanische Zigaretten an. ‹Nein, nein, nein!› sagte Detudamo. ‹Warum nicht?›, fragte der Japaner. Detudamo antwortete: ‹Ich möchte eine japanische Zigarette.› Sie gaben ihm eine, und er begann zu rauchen. Kurz darauf fragten sie ihn, ob es unter seinen Leuten Kranke gäbe. ‹Ja›, bestätigte Detudamo, ‹viele von ihnen sind krank.› Darauf der Japaner: ‹Bring zwei der Kranken zu mir.› Die beiden kamen, und der Offizier wollte ihnen gerade ein amerikanisches Medikament geben, als Detudamo dazwischenfuhr: ‹Gebt ihnen das nicht!› – ‹Warum?› brüllte der Offizier und Detudamo erklärte: ‹Gebt ihnen japanische Medizin.› Die Soldaten verteilten japanische Medikamente an die Kranken, als der Offizier fragte: ‹Was für ein Schiff soll euch nach Hause bringen, wenn der Krieg zu Ende geht?› Detudamo: ‹Auf keinen Fall ein amerikanisches, wir wollen ein japanisches.›»
Danach waren die japanischen Militärpolizisten ihr Frage- und Antwortspiel um Leben und Tod leid. Die zur Hinrichtung Aufgereihten durften wieder abtreten, nachdem ihre Peiniger ihnen eingeschärft hatten, niemandem je von diesem Vorfall zu erzählen, sonst würden sie doch noch erschossen.

Ebd. 131f.

Letzte Gefechte

Die Rolle Mikronesiens im Zweiten Weltkrieg

Ohne die Kolonie Mikronesien hätte Japan seine überraschenden Angriffe auf Pearl Harbor, den Südpazifik und Asien Ende 1941 nicht durchführen können. Die japanischen Streitkräfte hatten auf den nordpazifischen Inseln seit Ende des Ersten Weltkriegs Vorposten, Trainingsgelände und Nachschubbasen eingerichtet. Von hier aus ließen sich im Westen die Philippinen und im Süden Neuguinea sowie die Salomon-Inseln problemlos erreichen. Als die Alliierten 1944 nach Mikronesien vorstießen, verteidigten die japanischen Streitkräfte ihre Militärfestungen dort «bis zum letzten Mann». Dabei machten sie sich zahlreicher Kriegsverbrechen an der einheimischen Bevölkerung schuldig.

Auf den mikronesischen Inseln mussten Insulaner Reis zur Versorgung der japanischen Truppen anpflanzen.

Die 2000 mikronesischen Inseln verteilen sich über 4000 Kilometer im Nordpazifik und beheimaten heute rund 400 000 Menschen. Ihre Vorfahren standen im 19. Jahrhundert unter spanischer und von 1898 bis 1914 unter deutscher Kolonialherrschaft. Kurz nach Beginn des Ersten Weltkriegs nahm Japan Mikronesien ein. Nur die größte und bevölkerungsreichste Insel Guam blieb unter US-amerikanischer Hoheit. Japan legte großen Wert darauf, Mikronesien in sein asiatisch-pazifisches Kolonialreich einzugliedern. Schon 1915 schwärmten japanische Wissenschaftler, Geologen und Landwirtschaftsexperten aus, um die Inseln zu vermessen und ihre natürlichen Reichtümer zu registrieren. Wenig später traten strategische Überlegungen in den Vordergrund. Japanische Militärs bezeichneten Mikronesien schon damals «als wichtiges Sprungbrett für die Expansion nach Süden».[1] Dies widersprach zwar der Auflage des Völkerbundes, der seinem Mitgliedsstaat Japan nach dem Ersten Weltkrieg eine militärische Nutzung der Inseln untersagt hatte. Aber die japanische Regierung schottete Mikronesien von der Außenwelt ab und betrieb die Aufrüstung der Inseln im Geheimen.

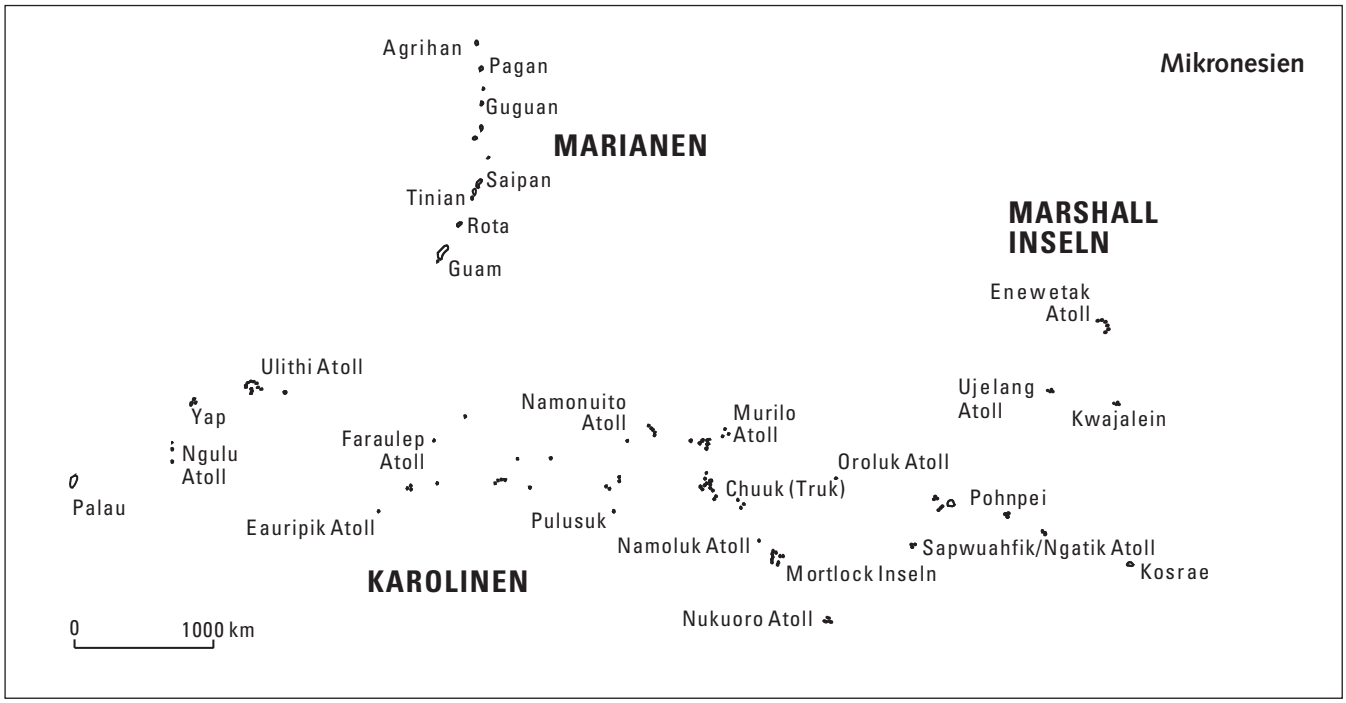
Ab Anfang der zwanziger Jahre mussten einheimische Arbeiter Häfen, Werften, Flugpisten, Straßen, Kliniken, Funkstationen, Kasernen und Wohnsiedlungen für die wachsende Zahl japanischer Siedler bauen **(Quelle 1)**. Um den Ausbau der militärischen Infrastruktur zu beschleunigen, schaffte Japan zusätzliche Arbeiter aus Okinawa und dem besetzten Korea heran. Die japanische Kolonialverwaltung residierte auf Koror, einer der Palau-Inseln im Westen Mikronesiens. Dort entstand eine geschäftige Stadt, in der die Insulaner bald nur noch ein Fünftel der 30 000 Einwohner stellten. Von Koror war es nicht weit bis Angaur, der ökonomisch bedeutsamsten Insel der Region. Hier hatten schon die Deutschen 1909 eine Phosphatmine bauen lassen, die ein japanisches Unternehmen seit 1914 mit einheimischen Zwangsarbeitern weiterführte.

Wie schon für die Deutschen mussten die Mikronesier auch für die Japaner Reis, Baumwolle und Kokospalmen anbauen zur Verpflegung von Siedlern und Soldaten. Auf den Marshall-Inseln drohten die japanischen Machthaber, alles Land zu beschlagnahmen, das nicht innerhalb von drei Jahren mit Kokospalmen bepflanzt wäre.

Die japanische Indoktrination begann bei den Kindern. Die Kolonialverwaltung richtete zwölf Schulen auf verschiedenen Inseln ein und transportierte die Schüler mit Booten dorthin. Der Unterricht war in Japanisch, und den Schülern war es bei Prügelstrafe untersagt, sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten. Die Besatzer führten japanische Sitten und Gebräuche, Nahrung und Kleidung ein und gaben den Inseln japanische Namen. Sie benannten Toloas um in Natsushima (Sommerinsel) und Wela in Harushima (Frühlingsinsel). Sie verboten christliche Gottesdienste und bauten – den beiden Hauptreligionen in Japan entsprechend – buddhistische sowie shintoistische Tempel. Und sie eröffneten Bordelle. Allein in der Geisha-Straße auf Koror gab es vor Kriegsbeginn 300 Prostituierte.

Abgesehen von der antijapanischen *Modekngei-Bewegung* in Palau, deren Anführer rasch inhaftiert wurden, regte sich zunächst kaum Opposition gegen die japanische Kolonialherrschaft in Mikronesien. Die Insulaner arrangierten sich mit ihrer neuen Obrigkeit, weil sie in den zwanziger Jahren einen bis dahin unbekannten wirtschaftlichen Aufschwung erlebten.

1933 trat Japan aus dem Völkerbund aus und zeigte damit, dass es nicht daran dachte, das «Treuhandgebiet» im Nordpazifik jemals wieder abzutreten. Seitdem arbeiteten die japanischen Behörden fieberhaft daran, Inseln wie Koror, Saipan, Truk, Pohnpei und Kosrae in militärische Bastionen zu verwandeln. Sie sicherten die Verwaltungsgebäude mit Stahlbetonmauern, installierten Luftabwehrgeschütze rund um Hafenanlagen sowie Flughäfen und bauten Truppenunterkünfte, Funkstationen und



Lazarette **(Quelle 2)**. 1940 übertraf die Zahl der japanischen Siedler mit 81 000 deutlich die der 50 000 Insulaner im japanisch kontrollierten Teil Mikronesiens. 1941 kamen Hunderttausende Soldaten hinzu.

Die Eroberung der Insel Guam

Vier Stunden nach dem Angriff auf Pearl Harbor stiegen japanische Bomber von der mikronesischen Insel Saipan auf. Ihr Ziel: die 200 Kilometer südlich gelegene US-amerikanische Kolonie Guam. Die US-Marine hatte ihren Stützpunkt auf der Insel bereits verlassen, und so waren die rund 20 000 Insulaner, Chamorros genannt, den Luftangriffen schutzlos ausgeliefert. Zwei Tage später stürmten 5000 japanische Soldaten die Insel. Auf Gegenwehr stießen sie kaum. Nur auf der Plaza de España in der Hauptstadt Agana habe es Widerstand gegeben, berichtet der Augenzeuge Tony Palomo. «Rund einhundert Inselbewohner, die meisten davon Mitglieder der einheimischen Miliz sowie einige Seeleute und Marines, kämpften etwa 30 Minuten lang gegen die Invasoren. Dann schickten sie sich in das Unvermeidliche.» Tony Palomo schätzt, dass bei den Kämpfen circa einhundert Menschen umkamen. Sein Vater war dabei, «als am Strand östlich von Agana ein Massengrab für die Gefallenen ausgehoben wurde».[2] Die Invasionstruppen brachten 50 Übersetzer, Pfadfinder und Träger mit nach Guam. Sie stammten von der Nachbarinsel Saipan, einem der wichtigsten Militärstützpunkte Japans in der Region. Dort waren 16 000 japanische Soldaten und Siedler stationiert, denen nur 5000 Chamorros gegenüber standen. Einige Insulaner baten zu Beginn des Zweiten Weltkriegs ausdrücklich darum, mit den japanischen Truppen an die Front ziehen zu dürfen, weil sie japanisch erzogen waren und auf Anstellungen in der Kolonialverwaltung hofften. Andere waren nur unter massivem Druck zum Kriegsdienst zu bewegen. Luis C. Crisostimo aus Saipan drohten Japaner mit lebenslanger Haft, sollte er sich weigern, für ihre Truppen als Dolmetscher zu fungieren.

Nach der Kapitulation des US-Gouverneurs von Guam, George McMillin, verkündete der japanische Kommandant Hayashi, seine Armee habe die Insel «auf Befehl des großmächtigen Kaisers von Japan besetzt», um «die Freiheit wiederherzustellen», «dauerhaften Frieden» zu schaffen und «eine neue Weltordnung zu errichten». Alle Wohlmeinenden hätten nichts zu befürchten. Wer jedoch seinen Anweisungen nicht Folge leiste oder gar «als Spion agiere», werde vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet.[3]

Wie ernst sie es meinten, demonstrierten die Japaner, als sie kurz nach ihrer Landung zwei junge Chamorros öffentlich erschießen ließen: Francisco Won Pat wegen angeblichen Diebstahls, und Alfred Flores, weil er mit einem gefangenen US-amerikanischen Soldaten Kassiber über geheime Sprengstoffvorräte ausgetauscht haben sollte. Zahlreiche Chamorros mussten mit ansehen, wie die beiden vor dem katholischen Friedhof hingerichtet wurden. Nach jedem militärischen Erfolg an den Kriegsfronten zogen japanische Siegesparaden durch die Straßen der Hauptstadt, und die Einwohner mussten Spalier stehen. Die US-Soldaten und Siedler, die noch auf Guam waren, wurden in Arbeitslager eingewiesen. Mit Hilfe von Chamorros konnten einige in den Dschungel fliehen.

Widerstand gegen die japanischen Besatzer

Dem US-Soldaten George Tweed gelang es den gesamten Krieg über, in Guam unterzutauchen, weil Insulaner ihm immer neue Verstecke zeigten. Die Japaner wussten, dass einige US-Amerikaner seit ihrer Ankunft im Untergrund lebten. Der militärische Geheimdienst der Besatzer befahl deshalb dem Taxifahrer Joaquin Limtiaco, der auf der ganzen Insel herumkam, sie ausfindig zu machen. Dieser warnte aber stattdessen die Flüchtigen

vor den japanischen Häschern und wurde schließlich verhaftet. Selbst unter schwerer Folter verriet er die Verstecke nicht.

Die Chamorros konnten sich zunächst kaum gegen den japanischen Besatzungsterror wehren, weil sie keine Waffen hatten. Später, als die Gegenoffensive der US-amerikanischen Streitkräfte auf Guam begann und die Chamorros an Gewehre gelangten, führten sie US-Soldaten zu den Stellungen der japanischen Einheiten, die nicht kapitulieren wollten.

Kriegsverbrechen

Als 1944 US-amerikanische Flugzeuge Guam bombardierten, rächten sich japanische Soldaten an Einheimischen **(Quelle 3)**. In Agat zwangen sie einen vierzigjährigen Bauern niederzuknien, schmetterten ihm ein Schwert in den Nacken und ließen ihn tot liegen. In Agana zwangen sie eine Gruppe junger Leute, ihr eigenes Grab zu schaufeln. Dann prügelten sie auf die Jugendlichen ein und begruben sie schließlich bei lebendigem Leib. In Tai, Fonte und anderen Orten schlugen sie willkürlich Leuten die Köpfe ab. Die Luftangriffe und der massive Beschuss von US-amerikanischen Kriegsschiffen forderten ebenfalls zahlreiche Opfer unter den Chamorros. Vom 8. Juli 1944 an wurde Guam «dreizehn Tage in Folge von Hunderten Schiffen aus bombardiert, bei Tag und bei Nacht.» Nach der Landung der US-Truppen am 20. Juli waren zwei Drittel der Gebäude auf der Insel zerstört und mehr als 90 Prozent der rund 22 000 Chamorros obdachlos.[4]

Als sich die japanischen Besatzer vor den US-amerikanischen Landetruppen in den Norden Guams zurückzogen, holten sie 40 Einheimische mitten in der Nacht aus ihren Lagern, weil sie Träger brauchten. Auf der anderen Seite der Insel angekommen, fesselten die Japaner ihre Helfer an Bäume und enthaupteten sie.

Auch auf anderen Inseln Mikronesiens machten sich die japanischen Militärs zahlreicher Kriegsverbrechen schuldig. Auf Pohnpei zwangen sie Frauen, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ohne Pause Felder umzupflügen. Selbst zum Schlafen durften sie ihre Arbeitsstellen nicht verlassen, sondern mussten an Ort und Stelle in bunkerähnlichen Verschlägen übernachten, die nicht einmal Sitzhöhe hatten. «Es war schlimmer als im Gefängnis», erzählt Lena Dehpit Rikardo. «Wir mussten auf allen Vieren über die Erde kriechen wie Frösche.»[5] Dutzende Männer von Pohnpei wurden zum Fronteinsatz nach Papua verschleppt. Die meisten von ihnen kehrten nie mehr zurück. Knapp 200 Männer mussten auf der Insel Kosrae Landungsstege für Wasserflugzeuge bauen. Dabei kamen sechs Männer um. In einem Lied aus Kitti heißt es seit der japanischen Besatzungszeit: «Keine Macht hat das Recht, mein Leben wegzuwerfen.»[6]

Die Alliierten verfolgten in Mikronesien auf mehreren Inseln dieselbe Strategie wie in Truk. Sie verzichteten darauf, die japanischen Stellungen auf den Marshall-Inseln im Osten und Palau im Westen mit Bodentruppen einzunehmen und beschränkten sich darauf, sie durch Dauerbombardements auszuschalten. Denn das Hauptziel der Alliierten waren die Marianen mit den Inseln Guam und Saipan im Norden Mikronesiens. Von dort geriet das japanische Festland in Reichweite der US-amerikanischen Luftwaffe. Weil sich der japanische Oberbefehlshaber für den Pazifik nach der Zerstörung von Truk mit Zehntausenden Soldaten auf Palau verschanzt hatte, bombardierten US-amerikanische Flugzeuge diese Inselgruppe besonders massiv. Zugleich versuchten sie, das dort stationierte japanische Oberkommando durch eine rigorose Seeblockade auszuhungern. Auch für die rund 5000 Insulaner begann damit ein dramatisches «Jahr des Hungers». Denn auf jeden Mikronesier auf Palau kamen mindestens zehn Soldaten, die zu versorgen waren. Von einer alten Frau aus Palau ist aus jener Zeit die Aufforderung überliefert: «Wenn ihr das nächste Mal Krieg führt, dann bitte nicht bei uns!»[7]

Nach der Befreiung von Guam im Juli 1944 sind zwei Drittel der Häuser auf der Insel zerstört. Neun von zehn Einwohnern sind obdachlos und müssen in Zelten leben. Frauen waschen Kleider und Decken in Bombenkratern.

Als die US-Streitkräfte Ende 1944 in Palau landen, verteilt ein Offizier Bonbons an die Kinder von Pepeliu. Ein schwacher Trost für die Inselbewohner, die Jahrzehnte japanischer Besatzung, ein Jahr US-amerikanischer Dauerbombardements und eine Hungersnot aufgrund einer alliierten Seeblockade hinter sich haben.

Die Selbstmordklippe von Saipan

Im Juni 1944 hatten die Alliierten die japanischen Streitkräfte auf ihren Stützpunkten Truk (im Osten Mikronesiens) und Palau (im Westen) so wirksam eingekesselt, dass die 5. Flotte der US-Marine zwischen beiden Inselgruppen hindurch nach Norden vorstoßen konnte. Nun mussten nur noch die letzten japanischen Bastionen auf den Marianen unschädlich gemacht werden. Die Alliierten setzten dafür eine Streitmacht von 600 Schlachtschiffen, Flugzeugträgern, Kreuzern und Zerstörern sowie eine Viertel Million Soldaten ein.

Am 15. Juni 1944 begann ihr Angriff auf die japanische Militärzentrale in Saipan. Die Schlacht dauerte 24 Tage, denn die japanischen Soldaten kämpften im wahrsten Sinne des Wortes bis zum letzten Atemzug. Selbst in aussichtsloser Lage ergaben sie sich nicht, sondern stürzten sich zu Hunderten von den steilen Klippen an der Nordspitze der Insel, die deshalb bis heute «Suicide Cliff» («Selbstmordklippe») genannt werden.

Auf Saipan verloren nicht nur Tausende japanische Soldaten ihr Leben, sondern auch 408 Chamorros, jeder zwölfte Inselbewohner. Als Luis C. Crisostimo nach Saipan zurückkehrte, stand «nahezu kein Haus mehr».

55 000 US-amerikanische Soldaten erstürmten schließlich die Nachbarinsel Guam. Auch dort ergaben sich die japanischen Truppen nicht. 7000 US-Amerikaner und 17 500 Japaner kamen bei den Kämpfen ums Leben. Die Opfer unter den Chamorros, von denen viele in Lagern eingepfercht waren, hat niemand gezählt. Der Einmarsch der Alliierten bedeutete längst nicht für alle Überlebenden die Befreiung. Weil sie der Kollaboration mit Japan verdächtigt wurden, blieben viele Chamorros zunächst inhaftiert. Ihre Insel wurde derweil zum Aufmarschgebiet für 200 000 US-Soldaten, die von hier aus ihre Angriffe auf japanisches Territorium, auf Okinawa und die vorgelagerte Insel Iwo Jima, starteten. Bei den letzten Gefechten in Mikronesien begingen auch US-amerikanische Einheiten Verbrechen an Zivilisten **(Quelle 4)**.

Nach der Einnahme von Saipan und Guam übernahmen die Alliierten Ende 1944 auch die Kontrolle der kleinen Nachbarinsel Tinian. Dort hatten bereits die Japaner eine Flugpiste angelegt, und die US-Armee baute sie zu einem außergewöhnlich langen und breiten Rollfeld aus, auf dem auch schwere Maschinen starten und landen konnten.

Am 6. August 1945 hob ein B-29-Bomber von dort ab, der sich in großer Höhe dem japanischen Festland näherte und schließlich eine Atombombe über Hiroshima abwarf. Drei Tage danach startete in Tinian eine weitere Maschine mit der tödlichen Fracht Richtung Nagasaki. Damit war das atomare Zeitalter eingeläutet und das atomare Wettrüsten begann. Darunter sollten einmal mehr die Bewohner der kleinen mikronesischen Inseln besonders zu leiden haben.

Hinweise für den Unterricht:
Die Geschichte Mikronesiens zeigt, welche Folgen es haben kann, wenn internationale Vereinbarungen (wie die Entmilitarisierung der Region nach dem Ersten Weltkrieg) nicht überwacht und durchgesetzt werden. Hieraus lassen sich Rückschlüsse bis in die Gegenwart ziehen und etwa am Beispiel von Verletzungen des Atomwaffensperrvertrages bzw. internationaler Abrüstungsabkommen diskutieren.
Die **Quellen 1 und 2** zeigen, dass die Vorboten des Kriegs in Mikronesien unübersehbar waren. **Quellen 3 und 4** dokumentieren, dass zu den Hauptopfern der Kämpfe die Bewohner der Inseln zählten, die Kriegsverbrechen von beiden Seiten erdulden mussten.
S. 223 (3) S. 184 (Takes 29 und 30)

Fragestellungen:
- Welche Versäumnisse des Völkerbundes erlaubten Japan den Ausbau Mikronesiens zur Militärfestung? Welche Maßnahmen hätten dies möglicherweise verhindern können?
- Listen Sie vergleichbare internationale Vereinbarungen in der Nachkriegszeit auf (z. B. Beschlüsse der Vereinten Nationen, Abrüstungsabkommen, Atomwaffensperrvertrag) und diskutieren Sie deren politische Wirksamkeit.
- Finden Sie heraus, welche Übergriffe auf die Zivilbevölkerung in der Genfer Konvention verboten und daher als Kriegsverbrechen einzustufen sind.

Fußnoten
1 Hiery, Hermann Joseph: The Neglected War. The German South Pacific and the Influence of World War I. University of Hawaii Press 1995. S. 132.
2 White, Geoffrey M. (Hg.): Remembering the Pacific War. Occasional Paper 36. Center for Pacific Islands Studies. School of Hawaiian, Asian & Pacific Studies. University of Hawai'i at Manoa. Honolulu 1991. S. 134.
3 White, a.a.O., S. 135.
4 White, a.a.O., S. 140f.
5 White, Geoffrey M.; Lindstrom, Lamont (Hg.): The Pacific Theater. Island representations of World War II. Pacific Islands Monograph Series 8. Honolulu 1989. S. 284.
6 White/Lindstrom, a.a.O., S. 287.
7 Ebd., S. 144.

Kriegserfahrungen in Mikronesien

Quelle 1
Die Kolonisierung durch Japan

Lemijkan, ein Bewohner der Marshall-Insel Enewetak, über das japanische Kolonialregime vor Beginn des Zweiten Weltkriegs:

«Anfangs nahmen sie auf unserer Insel nur ein kleines Stück Land in Beschlag. Es lag nahe am Pier und war von einem Zaun umgeben. Sie blieben meistens auf diesem Gelände und hatten dort ihre Schlafbaracken, Küche, Schuppen und Gärten. Wir lebten außerhalb des Zauns, arbeiteten aber für die japanischen Militärs. Es gab immer etwas zu tun. Einige putzten die Schlafräume, andere die Esssäle, wieder andere die Küche und die Latrinen. Wir mussten ihre Exkremente eimerweise auf die Felder tragen und die Pflanzen damit düngen. Wenn den Japanern etwas nicht gefiel, prügelten sie auf uns ein, bis es kaum noch zu ertragen war. Gleichzeitig versprachen sie, wir würden wie sie, wenn sie uns erst erzogen hätten.»

White, Geoffrey M.; Lindstrom, Lamont (Hg.): The Pacific Theater. Island representations of World War II. Pacific Islands Monograph Series 8. Honolulu 1989. S. 74f.

Quelle 2
Vorboten des Kriegs

Ein Bewohner des Sapwuahfik-Atolls, auch Ngatik genannt, erinnert sich an die Verschärfung des japanischen Besatzungsregimes kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs in Ozeanien:

«Als die japanische Ära begann, war ich etwa 18 Jahre alt, also schon ein Mann. Anfangs ging es uns sehr gut, denn sie verhielten sich wie Freunde. Wir hatten Arbeit, konnten Geld verdienen, und die Sachen, die es dafür zu kaufen gab, waren nicht zu teuer. Aber dann kam die Zeit, die wir daidowa nennen, was so viel heißt wie ‹Streit›. Der Krieg zwischen Japan und Amerika warf seine Schatten voraus. Plötzlich bekamen wir immer größere Schwierigkeiten. Die Japaner führten jetzt einfach junge Männer von Ngatik ab, um sie irgendwo anders für sich arbeiten zu lassen. Auch wir Älteren wurden auf eine andere Insel verfrachtet und mussten dort Unterkünfte für sie bauen. Sie hielten uns dort fest, bis der Krieg vorbei war.»

Ebd. S. 101f.

Quelle 3
Japanische Kriegsverbrechen

Rufo Lujan, Sprecher der OPIR, der «Organisation für die Rechte der indigenen Bevölkerung» auf Guam, erlebte die japanische Besatzung als Kind und beschreibt sie als «eine Zeit unvorstellbarer Gräueltaten».

«Alle halbwegs gesunden Männer, Frauen und Kinder mussten für die Japaner wie Sklaven schuften. Sie bauten den Flughafen, der noch heute für den zivilen Luftverkehr genutzt wird. Niemand wurde dafür entlohnt. Die Leute erhielten nicht einmal etwas zu essen, sondern mussten, wenn sie die Felder für die Japaner bestellt hatten, in kleinen Gärten noch etwas für sich selbst anbauen. Wann immer es ihnen passte, bedienten sich die Japaner auch in diesen Gärten.

Auf Guam haben die Japaner auch Frauen gefangen genommen und in ihre Militärbordelle gezwungen, so wie in den Philippinen, in Korea und überall in Asien. Aber später wollte in Guam niemand mehr etwas davon wissen. Was Menschen beschämen könnte, ist in unserer Kultur tabu. Darüber wird nicht gesprochen.

Als die Japaner merkten, dass sie den Krieg verlieren würden, trieben sie die Chamorros zusammen und begannen, sie mit grausamen Methoden zu ermorden. Sie trieben Chamorros in Höhlen und warfen Handgranaten hinein. In einer Höhle starben auf diese Weise mehr als 40 Männer und Frauen.»

Lujan, Rufo: Interview im September 1999, Arue, Tahiti, Polynesien.

Auf der beiliegenden CD auszugsweise im englischen Original (Take 29) und mit deutscher Übersetzung (Take 30) zu hören.

Quelle 4
US-Kriegsverbrechen

Lekompta, ein alter Mann von der Marshall-Insel Medem, bezeugt:

«Es hätte nicht viel gefehlt und keiner der Inselbewohner wäre am Leben geblieben.» Die kleine Insel sei von US-Flugzeugen und Schiffen bombardiert worden, erzählt er, und die Bewohner hätten in Höhlen Schutz gesucht. «Wir waren hungrig und durstig, aber niemand konnte hinaus. Wer sich draußen zeigte, wurde niedergemacht. Wir mussten in den Höhlen urinieren und vor den Augen unserer Nächsten unseren Stuhlgang verrichten. Es war entwürdigend.» Plötzlich seien US-Soldaten am Eingang der Höhle aufgetaucht. Die Leute drinnen hätten sich vor Angst «in einer Ecke zusammengekauert wie Küken». Als die Amerikaner die Insulaner entdeckten, habe einer gerufen «Kanaka? Kanaka?», und die Versteckten hätten deutlich zu verstehen gegeben, dass sie Mikronesier und keine Japaner seien. «Sie wussten es und warfen trotzdem eine Handgranate nach uns. In dem Moment glaubten wir alle, sterben zu müssen. Die Explosion riss die ganze Höhle auseinander. Felsbrocken stürzten auf uns nieder, und in dem Teil der Höhle, in dem die Handgranate explodiert war, waren alle tot.» Die Überlebenden waren verschüttet, wagten jedoch nicht, sich zu rühren, bis US-Soldaten sie mit den Spitzen ihrer Bajonette zwischen Sand und Geröll aufgestöbert und durchsucht hatten. «Dann führten sie uns auf ein Feld und reihten uns nebeneinander auf, um uns zu erschießen. Sie zielten schon mit ihren Gewehren auf unsere Köpfe. Wir zitterten vor Furcht, als sie uns die Augen mit Tüchern verbanden und sich darauf vorbereiteten, uns abzuschlachten.» Die Gefangenen aus Medem blieben nur am Leben, weil Soldaten des Exekutionskommandos sich dem Schießbefehl ihres Kommandanten widersetzten.

White/Lindstrom, a.a.O., S. 83f.
Hier zusammengefasst zitiert aus:
Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 393f.

Strahlende Zeiten

Die Militarisierung Ozeaniens nach 1945

Der Kalte Krieg und die Blockkonfrontation prägten nicht nur die Nachkriegsgeschichte Europas, sondern auch die Ozeaniens. Vielen pazifischen Inseln von Polynesien bis Mikronesien blieb nach 1945 die Unabhängigkeit verwehrt, weil die ehemaligen Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien sowie die USA sie weiterhin als Militärbasen nutzen und dort ihre Raketen und Atombomben testen wollten – mit gravierenden Folgen für die Bevölkerung und die Umwelt in den betroffenen Regionen.

David Welchman Gegeo ist Anthropologe und kommt von den Salomon-Inseln. Während seines Studiums beschäftigte er sich intensiv mit den Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Bewohner Ozeaniens. Er recherchierte in Archiven, sammelte Interviews mit Zeitzeugen und kam in seiner Doktorarbeit zu dem Schluss, dass seit der Kolonisierung und Missionierung Ozeaniens im 18. Jahrhundert kein historisches Ereignis das Leben der Insulaner so tiefgreifend erschüttert und verändert habe wie der Zweite Weltkrieg.[1] Allein die Art und Weise, in der «die entwickelten Länder» Krieg führten – mit Hunderttausenden Soldaten, komplexer Technologie, Truppenverschiebungen über große Distanzen hinweg und auf Schlachtfeldern, die Tausende Kilometer voneinander entfernt lagen – sei für die Insulaner kaum nachvollziehbar gewesen. In ihrer gesamten Geschichte habe es kein solch massenhaftes Morden gegeben, wie sie es im Zweiten Weltkrieg miterleben mussten **(Quelle 1)**.

Auch die Tatsache, dass die Bewohner der pazifischen Inseln im Krieg Weiße kennen lernten, die anders waren als ihre Kolonialherren, trug zu ihrer politischen Bewusstseinsbildung bei. Ein Arbeiter von den Salomonen sagte: «Die Briten haben uns immer furchtbar behandelt und hatten nie ein freundliches Wort für uns übrig.» Die US-amerikanischen Soldaten dagegen «waren wirklich nett. Wir durften uns zu ihnen setzen und sogar mit ihnen an einem Tisch essen.»[2]

Veteranen aus Neuguinea erzählten, sie hätten im Krieg erstmals Weiße erlebt, die «menschenfreundlich» und «locker im Umgang» gewesen wären und die wie sie selbst «in Sonne und Schlamm Schwerstarbeit leisteten». Die australischen Siedler und Kolonialverwalter hätten dies vor dem Krieg «in ihrer rigiden Abgehobenheit» nie getan.[3] Aufgrund dieser Erfahrungen stellten die Bewohner vieler pazifischer Inseln – von Neuguinea und Nauru über Neukaledonien und Tahiti bis nach Mikronesien – nach Kriegsende antikoloniale Forderungen. Politische Bewegungen und Parteien traten für Autonomie und Unabhängigkeit ein. Schließlich hatten die Kolonialherren vielerorts das politische Selbstbestimmungsrecht für die Zeit nach Kriegsende

Kwajalein: Im Zweiten Weltkrieg erst japanischer Stützpunkt, dann (1944) Anlaufstelle der US-Streitkräfte im Pazifik. Nach dem Krieg Testgelände für US-amerikanische Langstreckenraketen.

in Aussicht gestellt, um die Insulaner für Militärdienste zu gewinnen. Gehalten haben sie ihre Versprechen nirgendwo. Josefa Maiava, Wirtschaftswissenschaftler aus Westsamoa, stellte fest, dass sich «der Grad der politischen Unabhängigkeit, den die Kolonialmächte den Ländern in der Pazifikregion zubilligten», weniger danach richteten, wie einflussreich antikoloniale Bewegungen vor Ort waren, als danach, welche militärstrategischen Bedeutung die Inseln im Kalten Krieg hatten. «In Gebieten, die sie als unverzichtbar für ihre Sicherheitsinteressen erklärten, taten die Kolonialmächte alles, um die Dekolonisierung zu verhindern.»[4] Auch in ehemals japanischen Kolonien wie Mikronesien, deren Verwaltung die Vereinten Nationen den Siegermächten nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Auftrag übertrugen, den Inselstaaten die Unabhängigkeit zu gewähren, missbrauchten die Alliierten ihr Mandat, um ihre Machtbereiche in Ozeanien auszubauen.

Alte und neue Kolonialherren

Australien übernahm neben Papua wieder die Verwaltung von Neuguinea (unabhängig erst seit 1975) sowie von Nauru (unabhängig: 1968). Neuseeland kontrollierte weiterhin West-

samoa (unabhängig: 1962) und band die Cook-Inseln (unabhängig: 1965) und Niue (unabhängig: 1974) durch sogenannte Assoziationsabkommen an sich. Nach diesen Verträgen sind die Inseln zwar innenpolitisch autonom und haben eigene Regierungen, werden nach außen jedoch von Neuseeland vertreten.

Großbritannien schickte seine Kolonialbeamten erneut nach Fidschi und Tonga (beide unabhängig: 1970), auf die Gilbert-Inseln (unabhängig: 1978, seitdem Tuvalu genannt) und die Ellice-Inseln (unabhängig: 1979, seitdem Kiribati) sowie auf die Salomonen (unabhängig: 1980). Die Inseln Tokelau und Pitcairn sind noch immer britisch. Zusammen mit Frankreich kontrollierte Großbritannien nach dem Krieg auch wieder die Neuen Hebriden, die erst 1980 unter dem Namen Vanuatu unabhängig wurden.

Die französische Regierung verweigert den Bewohnern Neukaledoniens, Polynesiens sowie von Wallis und Futuna bis heute die Unabhängigkeit und kaschierte ihre anhaltende Kolonialherrschaft zwischenzeitlich, indem sie die Inseln zu «französischen Überseeterritorien» erklärte.

Den größten Machtgewinn in Ozeanien verzeichneten nach 1945 die USA. Nicht nur Hawaii, Amerikanisch-Samoa und Guam blieben fest in US-amerikanischem Besitz. Im Auftrag der UNO verwalteten die Vereinigten Staaten seit 1947 auch die mikronesischen Inseln (Marianen, Karolinen, Palau- und Marshall-Inseln), die seit dem Ersten Weltkrieg von Japan besetzt gewesen waren. Die US-Regierung verpflichtete sich zwar gegenüber den Vereinten Nationen, «das Selbstbestimmungsrecht und die Unabhängigkeit Mikronesiens zu fördern, die wirtschaftliche Selbstversorgung voranzutreiben und die Inselbewohner vor Landverlusten zu bewahren». Tatsächlich jedoch gewährte die Regierung in Washington keiner einzigen Inselgruppe das volle Selbstbestimmungsrecht. Ganz Mikronesien war ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende auf Gedeih und Verderb abhängig von Geldern aus den USA, die zudem ganze Landstriche und Inseln für militärische Zwecke beschlagnahmten.

Schon 1963 hatte es im «Solomon Report» der US-Regierung unter Präsident John F. Kennedy geheißen: «Mikronesien ist zwar noch kein Staatsgebiet der Vereinigten Staaten, aber wir wollen, dass es das wird.» Zehn Jahre später erklärte US-Verteidigungsminister James Schlesinger, die USA bräuchten Mikronesien, um «die Zufahrtsstraßen zum Nahen Osten und zu den Rohstoffquellen Asiens» zu kontrollieren. Dabei forderten auch die Bewohner Mikronesiens nach der weitgehenden Entkolonialisierung Afrikas, Asiens und anderer Inseln in Ozeanien in den achtziger Jahren immer nachdrücklicher ihre Unabhängigkeit und fanden bei den Vereinten Nationen zunehmend Gehör. Daraufhin ersann die Regierung in Washington ein Verfahren, das den Insulanern zwar eingeschränkte Autonomierechte einräumte, ihr selbst jedoch das letzte Wort in allen militärstrategischen Angelegenheiten vorbehielt: Die USA legten den Vertretern der verschiedenen Inselgruppen «Verträge zur freien Assoziation» vor. Danach durften die Mikronesier zwar ihre inneren Angelegenheiten selbst regeln, aber für ihre Verteidigungs- und Außenpolitik sollte weitere 50 Jahre lang allein die Regierung der Vereinigten Staaten zuständig sein. 1986 unterzeichneten Vertreter der Marshall-Inseln ein entsprechendes Abkommen, und auch die Föderierten Staaten von Mikronesien mit den Inselgruppen Pohnpei, Yap, Kosrae und dem Atoll Chuuk, das unter den Japanern Truk geheißen hatte, ließen sich auf diese Bedingungen ein. Nur auf den Palau-Inseln regte sich Widerstand, den die US-Regierung jedoch mit Hilfe ihres Treuhandmandats und Bestechungsgeldern 1994 endgültig zu brechen wusste **(Quelle 3)**. Seitdem verfügen die Vereinigten Staaten in ganz Mikronesien auch offiziell über die militärische Kontrolle, die sie inoffiziell bereits seit Ende des Zweiten Weltkriegs ausgeübt hatten.

Vorsicht! Militärisches Sperrgebiet!

Auf der mikronesischen Insel Yap installierten die US-Streitkräfte Überwachungsanlagen für Atom-U-Boote und auf den nördlichen Marianen Radarstationen für die US-Luftwaffe. Auf Kwajalein, einem Atoll der Marshall-Inseln, das schon Japan im Zweiten Weltkrieg als Stützpunkt gedient hatte, zwangen US-Militärs 1960 die Bewohner, ihr Land «für 99 Jahre und eine ‹Pacht› von 750 000 Dollars» abzutreten und auf eine andere, 13 mal kleinere Insel umzuziehen – nach Ebeye. Dort leben die meisten Menschen seitdem in ärmlichen Wellblechhütten. Auf Kwajalein investierten die US-Streitkräfte dagegen Millionen US-Dollar. Sie bauten vollklimatisierte Bungalows und Swimmingpools, Supermärkte und Golfplätze und brachten 3000 US-amerikanische Soldaten, Wissenschaftler und Regierungsbeamte auf die abgelegene Insel, um mit deren Hilfe ein Raketentestgelände aufzubauen. Giff Johnson, Journalist von den Marshall-Inseln, erklärt: «Die US-amerikanische Armee und Luftwaffe haben hier seit 1960 all ihre Langstreckenraketen getestet. Sie schießen sie von Kalifornien aus ab und lassen sie nach mehr als 7000 Kilometern Flug über den Pazifik in der Lagune von Kwajalein oder auf den umliegenden Inseln des Atolls einschlagen. Dazu gehören Raketen für Atomwaffen und Abwehrraketen. Mit den Versuchen auf Kwajalein wurden in 25 Jahren die Grundlagen für das SDI-Programm der US-Regierung gelegt, den so genannten Krieg der Sterne.»[5]

Inzwischen trägt das Militärgelände auch den Namen des US-Präsidenten, der dieses Aufrüstungsprogramm betrieben hat: «Ronald Reagan Ballistic Missile Defense Test Site».

Darlene Keju vom Gesundheitsministerium der Marshall-Inseln hat «oft Raketen kommen sehen». Die Leute hätten darum gewettet, wo sie wohl einschlügen, aber nie hätte das US-Militär vor möglichen Gefahren gewarnt: «Sie sagten einfach, wir sollten zu Hause bleiben, wenn die Raketen kommen, denn die nächste könnte schon viel stärker sein. Irgendwann kamen wir uns vor wie lebende Zielscheiben.»[6] Welchem Risiko die Bewohner des Atolls ausgesetzt waren, zeigte sich 1987, als ein verirrter Sprengkopf den Stromgenerator von Kwajalein in die Luft jagte. Aber nicht die Raketentests wurden danach eingestellt, sondern die Berichterstattung darüber.

Auf dem Höhepunkt des Kalten Kriegs ließ auch die Sowjetunion Langstreckenraketen zwischen Japan und Hawaii niedergehen. Und die ersten Interkontinentalraketen der Volksrepublik China schlugen nördlich der Fidschi-Inseln ein. Schon in

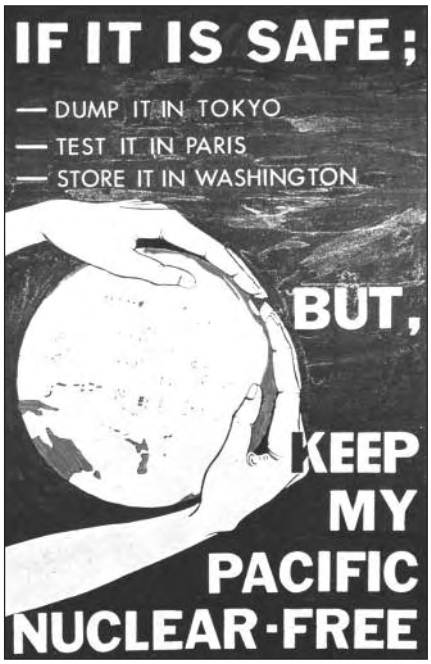
den achtziger Jahren kreuzten mehr als 100 atombetriebene Unterseeboote verschiedener Nationen im Pazifik, dazu Kriegsschiffe und Flugzeugträger mit über 10 000 Atomsprengköpfen an Bord. Nirgends auf der Welt waren mehr Atomwaffen stationiert als auf Hawaii. Außerdem entstanden in den Anrainerstaaten des Pazifiks 200 Atomkraftwerke, und an vielen Stellen wurde radioaktiver Müll im Stillen Ozean versenkt.[7] 1990 stoppten erst Proteste auf den Marianen das Vorhaben japanischer Behörden, 50 000 Fässer mit Atommüll im Nordpazifik zu entsorgen. «Eines dieser Fässer reicht aus, um 20 000 Menschen zu töten», erklärte Escolastea Cabreara von der Antiatominitiative der Marianen. «Auf unserer Insel leben aber nur 19 000 Menschen. Ein Fass reicht also aus, um uns alle zu töten.»

American Lake

Die US-Militärführung erklärte den Pazifik zum «American Lake» und legte in einem 10 000 Kilometer westlich des amerikanischen Festlands verlaufenden Halbkreis einen dichten Gürtel von Militärstützpunkten an: vom japanischen Okinawa über Südkorea, Taiwan (ehemals Formosa), die Philippinen und Mikronesien bis nach Australien und Neuseeland. Ende der achtziger Jahre waren auf diesen Basen insgesamt 360 000 Soldaten stationiert. Die größten US-Stützpunkte außerhalb der Vereinigten Staaten entstanden am westlichen Rand des Pazifiks, wo der Stille in den Indischen Ozean übergeht: in den Philippinen. Dort waren auf der «Subic Naval Base» und der «Clark Air Base» in den achtziger Jahren ständig 20 000 US-Soldaten stationiert und zwei Millionen weitere machten dort jedes Jahr Zwischenstopps auf dem Weg in Manöver und Kriege in aller Welt. Die US-Streitkräfte beschäftigten 70 000 Filipinos und stiegen nach der philippinischen Regierung zum zweitgrößten Arbeitgeber des Landes auf.

Von ihren pazifischen Stellungen aus, vor allem von Hawaii, Guam und den Philippinen, führten die USA ihre Kriege in Korea (1950 bis 1953) und in Vietnam (1956 bis 1975). Dabei schickten sie auch wieder Soldaten von verschiedenen pazifischen Inseln, Aborigines aus Australien und Maoris aus Neuseeland an die Fronten. (Auch Frankreich setzte im Indochinakrieg von 1946 bis 1954 erneut Tausende Kolonialsoldaten ein, darunter viele aus Afrika.)

Bis in die neunziger Jahre blieben die «Clark Air Base» der US-Luftwaffe und die «Subic Naval Base», der Heimathafen der US-amerikanischen Pazifikflotte, die wichtigsten Stützpunkte der USA in der Region. Aber Ende 1991 mussten die US-Streitkräfte diese Basen räumen. Die Filipinos hatten in einem Referendum beschlossen, das Stützpunktabkommen nicht zu verlängern. Außerdem waren durch den Ausbruch des Vulkans Pinatubo auf beiden Basen erhebliche Schäden entstanden. Wäre nicht ihr Hauptgegner im Kalten Krieg, die Sowjetunion, kurz zuvor zusammengebrochen, hätte sich die US-Regierung dem Votum der Filipinos vermutlich kaum gebeugt und vor ihrem Abzug ließen sie sich das Recht einräumen, mit ihrer Pazifikflotte auch weiterhin philippinische Häfen anlaufen zu können. Insgesamt unterhielten die US-Streitkräfte zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der Pazifikregion mehr als 500 Militäranlagen.



Protest-Plakat der pazifischen Kirchenkonferenz gegen die Verseuchung Ozeaniens durch Atommüll, Bombentests und Waffenlager: «Wenn alles so sicher ist, dann deponiert es in Tokio, testet es in Paris und lagert es in Washington, aber haltet meinen Pazifik atomfrei.»

Leben mit der Bombe

Hauptleidtragende der massiven Militarisierung Ozeaniens in der Nachkriegszeit waren die Bewohner der pazifischen Inseln. Nach den Explosionen der beiden ersten Atombomben über Hiroshima und Nagasaki im August 1945 zündeten die USA, Großbritannien und Frankreich bis 1996 mehr als 300 Atom-, Wasserstoff-, Plutonium- und Neutronenbomben zu Testzwecken in der Pazifikregion. Bis in die sechziger Jahre ließen sie die Bomben nicht unterirdisch, sondern in der Atmosphäre explodieren. Eine Studie der Vereinten Nationen prognostizierte in den achtziger Jahren, dass in der Pazifikregion 150 000 Menschen an den Folgen der radioaktiven Verseuchung von Luft, Wasser und Boden sterben würden. Inzwischen dürften viele – unbemerkt von der Öffentlichkeit – schon gestorben sein.

Den Anfang des atomaren Wettrüstens in Ozeanien machten 1946 die USA auf den Marshall-Inseln. Bis 1958 zündeten sie auf den Atollen Bikini und Enewetak 67 Atom- und Wasserstoffbomben. Tausende Mikronesier, die der japanischen Besatzungszeit und den schweren Gefechten des Zweiten Weltkriegs entkommen waren, mussten für die Tests ihre Inseln verlassen. Über die Folgen der radioaktiven Verstrahlung sagte Darlene Keju vom Gesundheitsministerium der Marshall-Inseln 1987: «Viele Leute leiden unter Rücken- und Knochenschmerzen. Das gab es früher bei uns nicht. Unsere Nahrungsmittel sind vergiftet, die Brotfruchtbäume und die Fische. Bei uns werden Kinder mit sechs Fingern geboren und Babys mit schweren Missbildungen. Vor allem ältere Leute fürchten, dass es sehr gefährlich ist, auf unseren Inseln zu leben. Denn die Luft, die wir atmen, und das Wasser, das wir trinken, sind radioaktiv verseucht.»[8]

Auch Großbritannien testete in Ozeanien Atombomben, dreizehn davon in den Jahren 1952 bis 1957 auf der westaustralischen Insel Monte Bello sowie an zwei abgelegenen Orten in der südaustralischen Wüste: Emu Field und Maralinga. Dort

Die australische Regierung ließ in den 1950er Jahren Warnschilder in der Gegend von Maralinga aufstellen, wo britische Militärs Atombomben testeten. Um die Aborigines, die als Nomaden durch das Wüstengebiet streiften, kümmerte sich niemand.

Zur «8. Konferenz für einen atomfreien und unabhängigen Pazifik» trafen sich 1999 Basisorganisationen, Umweltinitiativen und Befreiungsbewegungen aus allen Teilen Ozeaniens im polynesischen Tahiti.

lebten zwar keine europäischen Siedler, aber nomadisierende Aborigines. Schon damals vermuteten manche, dass die britischen Militärs Aborigines bewusst als menschliche «Versuchskaninchen» benutzten, um an ihnen die Folgen radioaktiver Strahlung zu beobachten. Jahre später musste die australische Regierung zugeben, dass «die Tests unvorsichtig durchgeführt» und «Soldaten und Zivilisten radioaktiver Strahlung ausgesetzt» worden seien. «Weite Teile Australiens wurden damals radioaktiv verseucht, manche Gegenden für Tausende von Jahren.»

1957 und 1958 testete Großbritannien auf den Gilbert- und Ellice-Inseln neun weitere Atombomben in der Atmosphäre, drei auf der Insel Malden, den Rest auf Christmas Island. Dabei setzten die britischen Streitkräfte auch 300 Kolonialsoldaten aus Fidschi ein, das damals noch nicht unabhängig war. Während der Bombentests befahlen ihnen britische Offiziere, «zu ihrem Schutz mit dem Rücken zur Explosion im Freien anzutreten und die Augen für zwanzig Sekunden geschlossen zu halten». Jahrzehnte später waren zahlreiche Veteranen von den Fidschi-Inseln an Leukämie erkrankt. 1998 reichte einer der Betroffenen, Pita Rokoratu, beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte eine Klage gegen Großbritannien ein. Das britische Verteidigungsministerium erklärte, es werde sich auch von diesem Gericht nicht zwingen lassen, Entschädigungen zu zahlen. Die Veteranen bezogen nicht einmal Pensionen für ihren Dienst während der Bombentests, weil es sich dabei «nicht um militärische Einsätze» gehandelt habe.

Auch die französische Regierung hielt nach Ende des Zweiten Weltkriegs vor allem aus militärischen Gründen an ihren Kolonien in Ozeanien fest. In den fünfziger Jahren begann Frankreich mit der Verlegung seiner Atombombentests aus der südalgerischen Sahara, die aufgrund des Befreiungskriegs in Algerien nicht mehr sicher schien, auf die Atolle Moruroa und Fangataufa in Polynesien. Von 1966 bis 1996 zündeten die französischen Militärs dort 193 Atombomben, davon 41 oberirdisch, den Rest nach heftigen Protesten aus den pazifischen Nachbarländern unterirdisch. Die Atombombentests hatten nicht nur unabsehbare ökologische Folgen für die gesamte Region, sondern der dafür notwendige technische und personelle Aufwand veränderte auf den polynesischen Inseln auch die Sozialstruktur drastisch. Hatten sich dort bis 1962 kaum mehr als 2000 Franzosen angesiedelt, so kamen ab 1963 innerhalb kürzester Zeit 15 000 französische Wissenschaftler und Militärs mit ihren Angehörigen hinzu, um für das Atomtestzentrum zu arbeiten. Die Militärausgaben der Kolonie stiegen von 5 auf 76 Prozent. Die Wirtschaft der Inseln wurde auf die Bedürfnisse des «Centre d'Expérimentation du Pacifique» zugeschnitten. Auch einige tausend Polynesier wurden als Hilfsarbeiter auf den Testgeländen von Moruroa und Fangataufa angestellt, allerdings sehr viel schlechter bezahlt als Franzosen. Die französischen Behörden versicherten zwar immer wieder, die Atombombentests gefährdeten Menschen und Umwelt nicht, hielten aber alle Gesundheitsstatistiken aus der Pazifikkolonie unter Verschluss und schreckten auch vor Terroranschlägen nicht zurück, um unabhängige Messungen rund um das Testgelände zu verhindern: Im Juli 1985 sprengte der französische Geheimdienst das Greenpeace-Schiff «Rainbow Warrior» in einem neuseeländischen Hafen in die Luft. Es war auf dem Weg nach Polynesien, um die mögliche Verstrahlung des Pazifiks bei Moruroa zu untersuchen. Bei dem Attentat wurde der Greenpeace-Fotograf Fernando Pereira ermordet. Die Bombenleger wurden in Neuseeland zwar gefasst, aber von ihrem Auftraggeber, der französischen Regierung unter François Mitterand, rasch wieder freigekauft und ausgeflogen. Bestraft wurden die Mörder nie. Erst 1992 musste sich Mitterand der Kritik aus der gesamten Pazifikregion beugen und die Atombombentests einstellen. Als sein Nachfolger Jacques Chirac unmittelbar nach seiner Wahl im Juni 1995 eine Wiederaufnahme der Tests in Moruroa ankündigte, eskalierten die politischen Auseinandersetzungen auf der Hauptinsel Tahiti. Trotz massiver Einsätze französischer Polizisten und Soldaten legten Streiks und Demonstrationen die Hauptstadt Papeete lahm, und der internationale Flughafen ging in Flammen auf. Erst danach erschienen die Bombentests

Epeli Hau'ofa, Schriftsteller und Leiter des «Oceania Centre», eines Zentrums für zeitgenössische Kunst aus Ozeanien in Fidschi.

auch Chirac politisch nicht länger durchsetzbar. Die Unabhängigkeit blieb den französischen Pazifikkolonien jedoch weiterhin verwehrt.

Für einen atomfreien Pazifik!

Dass die Atommächte Mitte der neunziger Jahre ihre Bombentests in der Pazifikregion einstellten, geschah nicht aus politischer Einsicht, sondern war die Folge massiver Proteste in der Region. Seit 1975 treffen sich Initiativen aus ganz Ozeanien in der Regel alle drei Jahre zur «Nuclear Free and Independent Pacific Conference» (NFIP). Dazu gehören Befreiungsbewegungen, Anti-Atom- und Umweltinitiativen, Frauen- und Kirchengruppen sowie Vertreter ethnischer Minderheiten und indigener Bevölkerungen aus Anrainerstaaten des Pazifiks wie Australien, Japan und den USA. Das Organisationsbüro der Bewegung, das «Pacific Concerns Resource Center», hat seinen Sitz in Suva auf den Fidschi-Inseln. Zwölf Jahre lang leitete Lopeti Senituli aus Tonga diese Zentrale. Zu seinem Abschied sagte er 1999 auf der 8. NFIP-Konferenz in Te Ao Maohi (Tahiti): «Bis 1975 hatten lediglich vier pazifische Inselstaaten ihre politische Unabhängigkeit durchsetzen können. 25 Jahre später sind es schon vierzehn. Aber noch immer gibt es Kolonien wie Französisch-Polynesien, Neukaledonien und West-Papua. Auch die Militarisierung der Region hält weiter an, wie die US-amerikanische Truppenpräsenz in Guam, Hawaii und den Philippinen zeigt.»[9] Die Protestbewegung fordert seit Jahrzehnten die Dekolonisierung und Entmilitarisierung des Pazifiks **(Quelle 4)**. Dafür müsse jedoch zunächst das koloniale Denken überwunden werden, sagt Epeli Hau'ofa, Schriftsteller und Leiter des «Oceania Centre» an der Universität des Südpazifiks in Fidschi. Um die Bedeutung Ozeaniens zu unterstreichen, schlägt er vor, nicht länger «von kleinen pazifischen Inseln» zu sprechen, sondern «von dem riesigen Ozean voller Inseln». Schließlich sei der Pazifik der größte Ozean der Welt und «mit seiner Biosphäre, seinem Fischreichtum und seinen Rohstoffen überlebenswichtig für die gesamte Menschheit»[10] **(Quelle 2)**.

Hinweise für den Unterricht:

Am Beispiel der Militarisierung Ozeaniens lassen sich neo-koloniale Herrschaftsverhältnisse nach 1945 sowie die technologische Fortschrittsgläubigkeit bis in die Gegenwart analysieren und hinterfragen.

Mit ihrer kulturkritischen Reaktion auf die moderne Kriegsführung im Zweiten Weltkrieg stellen Bewohner der pazifischen Inseln gängige Vorstellungen von «Fortschritt» und «Zivilisation» fundamental in Frage **(Quelle 1)**.

Das Fallbeispiel Palau **(Quelle 3)** dokumentiert die Doppelmoral der Großmächte, die vom Selbstbestimmungsrecht reden, es aber allen verwehren, die ihre (militärischen) Interessen tangieren könnten.

Unverzichtbar – zum Schluss dieses Kapitels wie der Unterrichtseinheit insgesamt – ist der ermutigende Hinweis darauf, dass auch in Ozeanien Menschen gegen den Missbrauch ihrer Region für militärische Zwecke Widerstand leisten. So formierte sich schon in den siebziger Jahren eine breite Bewegung für einen «unabhängigen und atomfreien Pazifik» **(Quelle 4)** und Intellektuelle aus der Region wie Epeli Hau'ofa liefern philosophische und ideologische Grundlagen für diese antikoloniale Bewegung **(Quelle 2)**.

S. 214 S. 223 (3) S. 190 (Takes 31 und 32)

Fragestellungen:

- Benennen Sie die Hauptunterschiede zwischen der traditionellen Kriegsführung von Pazifikinsulanern wie den Kwara'ae und dem Vorgehen der japanischen und US-amerikanischen Streitkräfte im Zweiten Weltkrieg **(Quelle 1)** und diskutieren Sie vor diesem Hintergrund Begriffe wie «Fortschritt» und «Zivilisation».
- Analysieren Sie am Beispiel Palaus politische Möglichkeiten und Grenzen zur Durchsetzung des Selbstbestimmungsrechtes unter neokolonialen Herrschaftsverhältnissen.
- Welche Folgen hatte und hat das Atomzeitalter für Ozeanien?
- Auf welchen philosophischen und politischen Überlegungen beruht die Debatte von Intellektuellen aus der Pazifikregion über ein «neues Ozeanien»? **(Vgl. hierzu Quelle 2)**

Fußnoten

1 Laracy, Hugh; White, Geoffrey (Hg.): Taem Blong Faet. World War II in Melanesia. 'O'O. A Journal of Solomon Islands Studies. Special Issue. 4, 1988. S. 7ff.
2 White, Geoffrey M.; Lindstrom, Lamont (Hg.): The Pacific Theater. Island representations of World War II. Pacific Islands Monograph Series 8. Honolulu 1989. S. 12.
3 Laracy/White, a.a.O., S. 66.
4 Maiava, Josefa: Nuclear Free and Independent Pacific Conference (NFIP), November 1987, Manila, Philippinen.
5 Johnson, Giff: Interview im November 1987, Nuclear Free and Independent Pacific Conference, Manila, Philippinen.
6 Keju, Darlene: Interview im November 1987, Nuclear Free and Independent Pacific Conference (NFIP), Manila, Philippinen.
7 Pacific Conference of Churches (Hg.). Siwativau, Suliana/Williams, B. David: A Call to a New Exodus. In: Pacific Conference of Churches (Hg.). An Anti-Nuclear Primer for Pacific People. Suva 1982.
8 Keju, Darlene, a.a.O.
9 Senituli, Lopeti: Interview im September 1999, Suva, Fidschi.
10 Hau'ofa, Epeli: Interview September 1999, Suva, Fidschi.

Kriegsfolgen in Ozeanien

Quelle 1
Gegen den «modernen» Krieg

Den Kulturschock, den der von fremden Streitkräften auf den pazifischen Inseln ausgetragene Zweite Weltkrieg bei deren Bewohnern hinterließ, illustriert der Anthropologe David Welchman Gegeo an Beispielen von seiner Heimatinsel Malaita auf den Salomonen:

«Bei uns, den Kwara'ae auf Malaita, bestand Krieg nur aus kleineren Überfällen und Gefechten. Diese haben die verfeindeten Gruppen mit Pfeil und Bogen ausgetragen, in Kämpfen Mann gegen Mann. Es gab zwar Wut und eine starke Abneigung gegenüber den direkten Kontrahenten, aber die Zahl der Opfer blieb gering.» Die Ältesten der Kwara'ae hätten sich deshalb gewundert, dass die fremden Soldaten im Zweiten Weltkrieg gegeneinander kämpften, obwohl sie «keinerlei erkennbaren persönlichen Anlass» dafür gehabt hätten. Die Kwara'ae waren «schockiert», dass die amerikanischen, britischen und australischen Soldaten tagsüber kämpften und so viele Tote auf den Schlachtfeldern zurückließen, «dass sie diese nicht einmal alle begraben konnten», und danach am Abend «Filme guckten, herumalberten und sich eine schöne Zeit machten».Bewaffnete Auseinandersetzungen auf den pazifischen Inseln wurden üblicherweise in Guerillamanier ausgetragen. Die Kwara'ae waren deshalb verblüfft, als sie amerikanische Soldaten sahen, die «im helllichten Tageslicht aufs Schlachtfeld zogen, leicht erkennbar für ihre Feinde waren und in Gruppen zusammenblieben, statt auszuschwärmen und der Gefahr zu entgehen, alle auf einmal umzukommen». Die GIs und Marines erschienen den Insulanern auch viel zu laut, wenn sie durch den Dschungel marschierten. «Sie pfiffen und redeten miteinander!» Krieger der pazifischen Inseln versuchten dagegen stets, sich lautlos an ihre Feinde anzuschleichen, und dabei war ihnen der Wald ein «natürlicher Verbündeter». «Die Amerikaner setzten dagegen ausschließlich auf Technologie.» Das Beispiel der Kwara'ae zeigt, dass nichts die Bewohner Ozeaniens auf «den achtlosen Umgang mit Menschenleben und Material» vorbereitet hatte, den sie im Zweiten Weltkrieg erlebten. Insulaner äußerten immer wieder ihr Unverständnis darüber, dass «die Kriegsgegner riesige Mengen von Lebensmitteln, Kleidern, Werkzeugen, Maschinen und Waffen herbeischafften, nur um sie bei Kriegsende zu vernichten oder achtlos irgendwo liegen zu lassen». Die Insulaner schlossen daraus, dass in den kriegführenden Nationen ein unerhörter Überfluss herrschen musste, verglichen mit den erbärmlichen Lebensverhältnissen in deren Kolonien.

Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International (Hg.): «Unsere Opfer zählen nicht» – Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg. Berlin/Hamburg 2005. S. 394f.

Quelle 2
Für ein neues Ozeanien

Um die Dekolonisierung und Entmilitarisierung des Pazifiks zu erreichen, müsse zunächst das koloniale Denken überwunden werden, fordert Epeli Hau'ofa, Schriftsteller und Leiter des «Oceania Centre» an der Universität des Südpazifiks in Fidschi:

«Erst die Grenzziehungen im 19. Jahrhundert, im Zeitalter des Imperialismus, führten zur Zerstückelung Ozeaniens und verwandelten eine ehemals grenzenlose Welt in die pazifischen Inselstaaten und Territorien, die wir heute kennen. Dadurch wurden auch die Menschen in kleine, voneinander isolierte Gebiete gesperrt. Sie konnten nicht mehr länger frei über den Ozean reisen, wie sie es über Jahrhunderte getan hatten, um Verwandte zu besuchen, ihre weit gespannten Handelsbeziehungen zu pflegen und am kulturellen Reichtum der Region teilzuhaben.»

Epeli Hau'ofa schlägt vor, nicht länger von «Inseln im Meer», sondern von einem «Meer voller Inseln» zu sprechen, und nicht mehr «von den kleinen pazifischen Inselstaaten», sondern «von dem riesigen Ozeanien». Tatsächlich gehörten Länder wie Kiribati, Französisch-Polynesien und die Vereinigten Staaten von Mikronesien flächenmäßig zu den größten Nationen der Erde. Und als größter Ozean der Welt sei der Pazifik mit seiner Biosphäre, seinem Fischreichtum und seinen Rohstoffen überlebenswichtig für die gesamte Menschheit.

Ob etwas klein oder groß erscheine, so Epeli Hau'ofa, sei immer eine Frage der Perspektive und des Bewusstseins. Aber sich klein zu fühlen, könne verheerende politische Folgen haben: «Wenn uns der Rest der Welt deshalb einfach ignorieren würde, wäre das noch in Ordnung. Aber so ist es leider nicht. Die Geschichte hat gezeigt, dass andere meinten, in unserer Region ihre Atombombentests durchführen zu können. Anderswo ginge dies angeblich nicht und bei uns lebten ja nur ein paar Millionen Menschen in einem riesigen Gebiet. Wir waren für sie nicht wichtig. Heute suchen sie nach Plätzen, wo sie ihren Müll deponieren können. Überall in Europa, Amerika und Asien türmen sich Müllberge und wieder erscheint ihnen unsere Gegend am besten geeignet, diese loszuwerden.

Mit der Debatte über ein neues Verständnis von Ozeanien, die einige von uns angestoßen haben, wollen wir das Bewusstsein dafür zu wecken, was dieser Region im letzten Jahrhundert angetan wurde und was ihr noch heute droht. Denn wenn wir nicht aufpassen, wird auch in Zukunft weiter auf anderen Kontinenten entschieden, was mit uns passiert.»

Hau'ofa, Epeli: Interview September 1999, Suva, Fidschi. Und Essay in: School of Social and Economic Development – The University of the South Pacific (Hg.): A New Oceania. Suva/Fidschi 1993. S. 10ff.

Auszüge aus dem Interview mit Epeli Hau'ofa sind auf der beiliegenden CD im englischen Original (Take 31) und mit deutscher Übersetzung (Take 32) zu hören.

Neokolonialismus konkret – Das Fallbeispiel Palau

Quelle 3
David gegen Goliath im Atomzeitalter

Durch (Welt-)Kriege, mit denen sie nichts zu tun hatte, ist die Bevölkerung der mikronesischen Inselgruppe Palau im 20. Jahrhundert von 50000 auf 15000 dezimiert worden. Deshalb kursiert auf den Inseln das Sprichwort «Mit den Soldaten kommt der Krieg».

In den 1970er Jahren wurde bekannt, dass die US-amerikanischen Streitkräfte die Inseln als Stützpunkte und Trainingsgelände nutzen wollten.

Als der Termin für die Unabhängigkeit 1979 näher rückte, entwarfen 400 Delegierte aus Palau deshalb eine Verfassung, die jegliche militärische Nutzung ihrer Inseln zukünftig verhindern sollte. Roman Bedor, Rechtsanwalt aus Palau und einer ihrer Autoren, erklärte dazu: «Wir haben in 400 Jahren vier verschiedene Kolonialmächte erlebt: Spanien, Deutschland, Japan und die USA. Deshalb haben wir in unserer Verfassung ausdrücklich festgeschrieben, dass kein Stück Land auf den Inseln mehr an ausländische Interessenten abgetreten werden darf. Damit verstießen die Pläne der USA, ein Drittel unserer Inseln als Militärgelände zu nutzen, gegen unsere Verfassung.» Diese verbot zudem «Produktion, Lagerung und Einsatz atomarer, biologischer und chemischer Waffen auf den Inseln», womit auch die Nutzung der Häfen Palaus durch die mit solchen Waffen ausgerüstete US-amerikanische Pazifikflotte verfassungswidrig wurde.

1979 stimmten 92 Prozent der Inselbewohner für diese Verfassung und machten Palau zum ersten atomwaffenfreien Land weltweit.

Die US-Regierung wollte das nicht hinnehmen. Sie berief sich auf das Treuhandmandat, das ihr die Vereinten Nationen nach dem Zweiten Weltkrieg für das zuvor japanisch kontrollierte Mikronesien übertragen hatten, erklärte die Verfassung Palaus kurzerhand für ungültig und ließ US-amerikanische Rechtsanwälte eine neue formulieren.

Doch zwei Drittel der Insulaner lehnten diesen Entwurf ab und votierten 1980 erneut mit großer Mehrheit für die ursprüngliche Fassung, die damit in Kraft trat.

Aber der ungleiche politische Kampf zwischen dem kleinen Inselstaat und der Großmacht ging weiter. Jetzt legten die USA der Regierung von Palau einen «Vertrag über eine freiwillige Assoziation mit den USA» vor. Darin tauchten auch die US-amerikanischen Pläne für einen Militärstützpunkt auf den Inseln wieder auf. Weil dies verfassungswidrig war, konnte der Vertrag nur in Kraft treten, wenn eine Zwei-Drittel-Mehrheit der Wähler Palaus für das Abkommen und damit für eine Änderung der Verfassung stimmte. Doch diese Mehrheit kam auch bei mehrfach wiederholten Abstimmungen auf Palau zunächst nicht zustande. «Von 1979 bis 1987 haben uns die USA gezwungen, acht Mal abzustimmen: zwei Mal über die Verfassung, sechs Mal über verschiedene Versionen ihres Assoziationsvertrages», berichtete Roman Bedor.

Hatten die USA Reparationszahlungen nach Kriegsende noch verweigert, spielte Geld plötzlich keine Rolle mehr. «Von den 15000 Einwohnern Palaus waren 7000 wahlberechtigt. Um sie auf ihre Seite zu ziehen, gaben die USA für jede ihrer Werbekampagnen vor den Abstimmungen etwa eine halbe Million Dollar aus. Sie flogen Leute kostenlos nach Hawaii und zeigten ihnen die Militärbasen dort, um sie für den Bau ähnlicher Stützpunkte in Palau zu gewinnen. Es gab Zeiten, da konnte man bei uns in nahezu jedes Restaurant spazieren, und wenn man sich als Befürworter des Assoziationsvertrags ausgab, bekam man ein kostenloses Essen.»

Als die Insulaner das Abkommen trotz dieser Bestechungsversuche weiterhin hartnäckig ablehnten, griffen die USA zu anderen Mitteln. «Irgendwer drehte den Strom auf den Inseln ab. Dann verfolgten sie im Dunkeln Gegner des Vertrages und zündeten deren Häuser an», bezeugt Roman Bedor. «Am 7. September 1987 kamen sie auch zu mir. Ich war nicht in meinem Büro, aber mein Vater wollte sich dort gerade eine Taschenlampe holen. Als er aus der Tür trat, wurde er erschossen. Eigentlich hatten sie es auf mich abgesehen. Denn sie wussten, dass ich am nächsten Tag vor Gericht ziehen und Klage gegen ihre Manipulation der Abstimmungen einreichen wollte. Der Wagen der Mörder parkte am Morgen nach dem Attentat vor einem Regierungsgebäude. Wir meldeten alles der Polizei, aber die unternahm nichts.»

Im Zweiten Weltkrieg kam auf den Palau-Inseln jeder dritte Bewohner ums Leben. Nach dem Krieg beanspruchten die US-Streitkräfte ein Drittel der Inseln als Militärgelände.

Mit Geld und Gewalt gelang es den USA, die Inselgesellschaft zu zerrütten. 1985 starb Präsident Haruo Remeliik bei einem Attentat, 1988 wurde sein Nachfolger Lazarus Salii, der in zahlreiche Korruptionsskandale verwickelt war, erschossen aufgefunden.

1994 hatten die Vereinigten Staaten ihr Ziel endlich erreicht: Die Verfassung von Palau wurde geändert, der «freie» Assoziierungsvertrag mit den USA trat am 1. Oktober in Kraft. Seitdem verfügen die Vereinigten Staaten überall in Mikronesien über die uneingeschränkte militärische Kontrolle.

Die Aussagen von Roman Bedor stammen aus einem Interview, das im November 1987 am Rande der Nuclear Free and Independent Pacific Conference (NFIP) in der philippinischen Hauptstadt Manila geführt wurde.

Für die Entkolonialisierung und Entmilitarisierung des Pazifiks

Quelle 4
Die Charta für einen atomfreien und unabhängigen Pazifik

Die «Bewegung für einen atomfreien und unabhängigen Pazifik» – ein Zusammenschluss von Basisinitiativen aus allen Teilen Ozeaniens – entstand 1975 und hielt ihre neunte und bislang letzte Konferenz im Jahre 2003 auf Tonga ab.
Die Grundsätze der politischen Zusammenarbeit wurden bereits 1983 in einer Charta festgeschrieben. («The Peoples' Charter for a Nuclear Free and Independent Pacific») Darin heißt es:

Wir, die Einwohner des Pazifiks:
1. sind überzeugt, dass unsere Völker und unsere Umwelt lange genug von den Supermächten ausgeplündert wurden;
2. erklären, dass die Atommächte gegen unseren Willen im Pazifik operieren, von Territorien, die sie als Kolonien beanspruchen und verwalten;
3. glauben, dass die politische Unabhängigkeit aller Völker die Grundlage für die Durchsetzung eines atomfreien Pazifiks ist;
4. glauben, dass die Atomtests im Pazifik und die dadurch verbreitete Radioaktivität eine Gefahr für die Gesundheit, Lebensgrundlagen und Sicherheit der Bewohner darstellen:
5. glauben, dass Atom- und Raketentests wesentliche Bestandteile des Wettrüstens sind.
6. glauben, dass die Präsenz von Atomwaffen, Atomkraftwerken, atombetriebenen Schiffen und Atommüll im Pazifik das Überleben seiner Bewohner gefährdet;
7. sehen die dringende Notwendigkeit, Entwicklung und Einsatz von Atomwaffen zu stoppen;
8. hoffen, zur Beendigung des Wettrüstens beitragen zu können;
9. stellen fest, dass die Einrichtung einer atomwaffenfreien Zone nicht das Endziel, sondern lediglich ein Schritt auf dem Weg zu weltweiter Abrüstung ist

und haben deshalb beschlossen:
Artikel 1: dass der Pazifik zur Atomfreien Zone erklärt wird, einschließlich sämtlicher Gebiete des Südpazifiks von Tlatelolco (Lateinamerika) über die Antarktis bis zum Indischen Ozean und den ASEAN-Staaten sowie inklusive ganz Mikronesiens, Australiens, der Philippinen, Japans und Hawaiis;
Artikel 2: dass die Menschen und Regierungen des Pazifiks ihre Zustimmung zu folgenden Aktivitäten oder Installationen in der beschriebenen Zone verweigern:
a) sämtliche Tests nuklearer Kernspaltungen einschließlich solcher für angeblich «friedliche» Zwecke;
b) sämtliche Einrichtungen für Atomwaffentests;
c) sämtliche Tests für Trägersysteme und Transportfahrzeuge für Atomwaffen;
d) jegliche Lagerung sowie den Transport, die Stationierung oder die sonstige Präsenz atomarer Waffen ob an Land oder an Bord von Schiffen, Unterseebooten und Flugzeugen innerhalb der Zone;
e) sämtliche Militärbasen, die mit Kommandos, Kontrollen, Kommunikation, Überwachung, Navigation oder andere Mitteln die Funktionsweise atomarer Waffensysteme unterstützen;
f) sämtliche Atomkraftwerke mit Ausnahme von Forschungseinrichtungen auf niedrigstem Niveau, atombetriebene Satelliten, Schiffe und Unterseeboote sowie jegliche Transporte, Lagerungen, Verklappungen oder Deponierungen radioaktiver Stoffe;
g) sowie Abbau, Verarbeitung und Transporte von Uran.
Artikel 3: dass die Menschen und Regierungen innerhalb der Zone alle gegenseitigen Militärabkommen mit Atommächten aufkündigen;
Artikel 4: dass die Menschen und Regierungen, die diese Charta unterzeichnen, für einen Rückzug der Kolonialmächte aus dem Pazifik eintreten;
Artikel 5: dass die Menschen und Regierungen, die diese Charta unterzeichnen, sich in Abständen von nicht mehr als drei Jahren treffen, um über Wege zur geographischen Ausweitung sowie über die Einhaltung der Bestimmungen innerhalb der atomfreien Zone zu beraten […]

Karikatur aus Hawaii:
«US-Eigentum –
Betreten Verboten!»
«Hört auf, Euch zu beschweren!
Sie sind doch auch
zu Eurem Schutz da!»

Zurück um Inhaltsverzeichnis

ANHANG

Vergessene Kriegsverbrechen

Schüler des Berufskollegs beschäftigen sich mit der Dritten Welt während des Zweiten Weltkriegs / Infoabend am Dienstag

Mit bisher nahezu unbekannten Aspekten des Zweiten Weltkrieges beschäftigen sich derzeit Zwölftklässler der gymnasialen Oberstufe im Berufskolleg Elberfeld. Im Mittelpunkt ihres Interesses steht die Rolle der Dritten Welt in dieser Zeit, die bisher weder in den Geschichtsbüchern noch im Geschichtsunterricht Beachtung findet. Als Arbeitsgrundlage verwenden die Schüler das Buch „Unsere Opfer zählen nicht", das im vergangenen Jahr erschienen ist.

Diese Publikation sei derzeit die einzige deutschsprachige Quelle zum Thema, erklärt Geschichtslehrer Bernhard Fedler, die einen umfassenden Überblick biete. Dass es während des Zweiten Weltkrieges zum Beispiel in den Kolonien auf afrikanischem Boden zu zahlreichen Massakern kam, ist heute weitgehend unbekannt.

Noch weniger wurde publik, dass auch die Alliierten in vielen Fällen äußerst unrühmlich agierten. So töteten französische Truppen im Senegal 300 Schwarzafrikaner, die lediglich ihren Sold für ihren Dienst in der französischen Armee einforderten. „Es geht nicht darum, die Alliierten mit den faschistischen Ländern auf eine Ebene zu stellen", sagt Schülerin Beate Jantos. Dennoch sollten nach Meinung der Zwölftklässler auch die Taten in der Dritten Welt eine Rolle bei der Geschichtsbetrachtung spielen. Zwangsrekrutierungen, Zwangsarbeit und Zwangsprostitution waren in Ländern, die nicht direkt am Kriegsgeschehen beteiligt waren, in den Jahren 1939 bis 1945 an der Tagesordnung. Nun wollen sich die Schüler des Berufskollegs Elberfeld dafür stark machen, dass die Thematik auch an anderen Schulen in den Geschichtsunterricht einfließt. Deshalb sucht die Klasse im Rahmen einer Abendveranstaltung den Weg in die Öffentlichkeit.

● Am kommenden Dienstag, 16. Mai, um 19.30 Uhr findet in der Öko-Station des Berufskollegs Elberfeld eine Veranstaltung mit dem Titel „Die Rolle der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg" statt (Eingang: Döppersberg). Unterstützt werden die Schüler von Birgit Morgenrath, einer Mitautorin des Buches „Unsere Opfer zählen nicht". Schulklassen, die an der Veranstaltung teilnehmen wollen, sollten sich zuvor telefonisch unter ☎ 563-2303 anmelden.

Jörn Grabert

Die Dritte Welt spielt bei der Behandlung des Zweiten Weltkrieges im Geschichtsunterricht bisher kaum eine Rolle. Das soll sich nach dem Willen der Zwölftklässler im Berufskolleg ändern. Foto: Grabert

Wuppertaler Rundschau, 13.5.2006

Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg

(von). Zum Zweiten Weltkrieg ist aus historischer Sicht alles gesagt und alles bekannt? Aus einer bislang wenig betrachteten Perspektive widmet sich das Berufskolleg Elberfeld jetzt dem Thema. Bei der Veranstaltung am heutigen Dienstag bleibt der sonst übliche eurozentristische Blick auf die Zeit zwischen 1939 bis 1945 irrelevant und anstelle dessen steht die Rolle der Dritten Welt mit Afrika, Asien, Lateinamerika und Ozeanien im Fokus der Betrachtung. Weil das Thema der Veranstaltung derzeit Unterrichtsthema der gymnasialen Oberstufe ist, werden Schüler der Klasse 12 aus dem 2005 erschienenen Buch „Unsere Opfer zählen nicht. Die Rolle der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg" referieren und schildern, was diese neue historische und politische Perspektive für sie bedeutet. Als sachkundige Expertin wird Birgit Morgenrath, Ko-Autorin des Buches, mit von der Partie sein. Bei dem Termin ab 19.30 Uhr in der Öko-Station des Berufskollegs Elberfeld, Döppersberg 34, soll aber nicht „nur" gelesen, im Anschluss an den Vortrag sollen die neuen Erkenntnisse diskutiert werden.

Westdeutsche Zeitung, 16.5.2006

Ein beispielhaftes Unterrichtsprojekt

Im Mai 2006 setzte sich die zwölfte Klasse der gymnasialen Oberstufe am Berufskolleg in Wuppertal-Elberfeld mit der Rolle der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg im Rahmen eines ungewöhnlichen Unterrichtsprojekts auseinander.

Auf Vorschlag ihres Geschichtslehrers Bernhard Fedler beschäftigten sich die Schülerinnen und Schüler zunächst mit ausgewählten Aspekten des Themas wie der Rolle afrikanischer Kolonialsoldaten im Zweiten Weltkrieg und Widerstandsformen gegen die faschistischen Achsenmächte. Inhaltliche Grundlagen dafür lieferte das Buch zum Thema («Unsere Opfer zählen nicht», s. S. 206).

Dann organisierte die Klasse eine öffentliche Abendveranstaltung in ihrer Schule, um die Thematik breiter bekannt zu machen. Die Schüler luden eine Koautorin des Buches nach Wuppertal ein, veranstalteten eine Pressekonferenz, um für ihren «Info-Abend» zu werben und verteilten Einladungen an Eltern, Freunde und andere Schulklassen.

Zum Auftakt der Veranstaltung lieferten vier Schülerinnen und Schüler zunächst «Info-Inputs» zum Thema, die Birgit Morgenrath, Journalistin und Mitherausgeberin des Buches, ergänzte und in den historischen Kontext einordnete. Auch die anschließende Diskussion mit den rund drei Dutzend Zuhörern stand unter der Leitung von zwei Zwölftklässlern.

Selbst wenn es nicht gelungen ist, andere Schulklassen zur Teilnahme an der Veranstaltung zu gewinnen, will Bernhard Fedler das Projekt in leicht veränderter Form mit dem nächsten Jahrgang wiederholen. «Vielleicht wenden wir uns dann gezielt an Schüler derselben Unterrichtsstufe auch von anderen Schulen», sagte der engagierte Lehrer. Und er will seiner Klasse vorschlagen, «Dritte Welt-Initiativen und Geschichtsvereine aus der Region» für das Veranstaltungsprojekt zu gewinnen.

Ideen für den Unterricht

Hier sind Ideen und didaktischen Anregungen zur Behandlung des Themas im Unterricht unter aktiver Beteiligung von Schülerinnen und Schülern aufgelistet. Die Vorschläge wurden im Laufe der zweijährigen Arbeiten an diesen Unterrichtsmaterialien gesammelt.
Sie beruhen auf Erfahrungen der Autoren sowie der Pädagogen und Didaktikerinnen der begleitenden Arbeitsgruppe und wurden bei Veranstaltungen, Referaten und der Behandlung des Themas in Schulen gesammelt.
Zusätzliche Anregungen fanden sich in Unterrichtsmaterialien zu vergleichbaren Themen und aus anderen Ländern, insbesondere im «Teachers Guide» des britischen Projektes «We also served» über Kolonialsoldaten des Commonwealth im Ersten und Zweiten Weltkrieg.
Birmingham Advisory and Support Service (Hg.):
We also served.
A Memorial Gates Project.
Education Pack. Birmingham 2003.

Foto-Einstieg: «Befreier aus aller Welt»

Wenn in Büchern und Filmen von der Befreiung Europas und Deutschlands vom Nazifaschismus die Rede ist, werden dazu in der Regel Bilder US-amerikanischer, französischer, britischer und russischer Soldaten präsentiert. Es führt deshalb, wie sich bei zahlreichen Veranstaltungen erwiesen hat, zu einiger Verblüffung, wenn Fotos «unserer Befreier» angekündigt und Bilder vorgeführt werden, auf denen Afrikaner, Filipinos, Chinesen, Lateinamerikaner, australische Aborigines, neuseeländische Maoris, Polynesier, Melanesier, Araber, Juden aus Palästina und Native Americans zu sehen sind. Die Präsentation dieser «Befreier aus aller Welt» führt in der Regel zu zahlreichen erstaunten Nachfragen und damit direkt zum Thema. Deshalb steht vor der Einleitung zu diesen Unterrichtsmaterialien eine Fotogalerie mit Bildern von Kriegsteilnehmern aus aller Welt (S. 8) und die drei Hauptkapitel zu Afrika (S. 27), Asien (S. 96) und Ozeanien (S.148) werden ebenfalls mit Fotogalerien eingeleitet.

Auch die Unterkapitel der Materialien sind mit zahlreichen Fotos illustriert, die sich mit Hilfe der PDF-Datei auf der beiliegenden CD einzeln bzw. in selbst gewählten thematischen Zusammenstellungen herunterladen, ausdrucken und präsentieren lassen.

Schüler und Schülerinnen recherchieren selbst:

Fotos von Kolonialsoldaten: Bilder von Kolonialsoldaten aus aller Welt lösen vor allem deshalb so großes Erstaunen aus, weil sie in den hiesigen Geschichtsbüchern über den Zweiten Weltkrieg kaum zu finden sind. Schüler und Schülerinnen werden dies selbst erfahren, wenn sie aufgefordert werden, in der ihnen zugänglichen Literatur über den Zweiten Weltkrieg nach Fotos zu suchen, auf denen schwarze Soldaten, Gefangene oder Opfer abgebildet sind. Sie könnten ihre Schulbücher für Geschichte daraufhin durchsehen oder auch historische Standardwerke und Fotobücher zum Zweiten Weltkrieg in Schulbüchereien, Stadtbibliotheken oder Antiquariaten. (Auch Bilder von Kriegsteilnehmern aus den kolonisierten Ländern Asiens und Ozeaniens dürften dabei eher selten zu finden sein.)

Fotos über Kriegsfolgen: Ein anderer Rechercheauftrag könnte lauten, nach Fotos über Kriegsfolgen in Ländern der Dritten Welt zu suchen, möglicherweise verbunden mit dem Hinweis, dass es Kriegsschauplätze von der lateinamerikanischen Küste über Nord- und Westafrika, den Nahen und Mittleren Osten bis nach Asien und Ozeanien gab. In diesem Zusammenhang können auch Fotos der zerstörten philippinischen Hauptstadt Manila (s. S. 94 und S. 132ff. sowie die Quellen auf S. 137) denen von Bombenschäden in deutschen Städten gegenübergestellt werden, die wesentlich leichter zu finden sind.

Oral history: Auch wenn die Zahl der Zeitzeugen, die den Zweiten Weltkrieg noch selbst erlebt haben, immer kleiner wird, dürfte in den meisten Familien überliefert sein, inwiefern die Generationen der Eltern und Großeltern am Krieg teilgenommen haben oder – etwa durch die Zerstörung ihrer Wohnorte – davon betroffen waren. Schüler und Schülerinnen können gebeten werden, in ihrem Verwandten- und Bekanntenkreis danach zu fragen. Da es dabei nicht selten um schmerzhafte Erinnerungen geht, sollten die Befragungen behutsam und in jedem Falle freiwillig geführt werden, also nicht als verpflichtende Hausaufgaben. Auch die Diskussion der Ergebnisse in der Klasse muss sensibel geleitet werden. Denn Familienmitglieder von Schülern aus verschiedenen Ländern und Kontinenten haben im Krieg möglicherweise auf unterschiedlichen Seiten der Front gestanden. Dafür bietet diese Herangehensweise allerdings die Chance, mit Erinnerungen aus Familien von Migranten, die nicht aus Europa stammen, sondern z.B. aus Afrika, dem Nahen Osten oder Asien, zu verdeutlichen, dass der Zweite «Welt»-Krieg tatsächlich weite Teile der Welt in Mitleidenschaft gezogen hat.

Als Anregung für eigene Recherchen vor Ort können Schüler und Schülerinnen die Geschichte des Generals Paul von Lettow-Vorbeck recherchieren. Obwohl seinen Kriegszügen in Ostafrika im Ersten Weltkrieg Hunderttausende Menschen zum Opfer fielen und die Nazis das SA-Mitglied als «Helden» feierten, sind noch heute viele Straßen (z.B. in Saarlouis und Völklingen) sowie Kasernen der Bundeswehr (z.B. in Leer/Ostfriesland und Bad Segeberg) nach ihm benannt. Noch 1956 verlieh die Stadt Saarlouis dem Kriegsverbrecher die Ehrenbürgerschaft und an seinem Geburtshaus prangte noch Anfang 2008 eine Gedenktafel für den «unbesiegten, ritterlichen Verteidiger Deutsch-Ostafrikas im Weltkriege 1914-1918». Seine afrikanischen Opfer werden mit keinem Wort erwähnt. Material hierzu findet sich unter: *www.a3wsaar.de, www.beiss-mit.de*.
Bei der **Aktion 3. Welt Saar** können auch Flugschriften über den «Mythos Paul von Lettow-Vorbeck» bestellt werden (gegen Rückporto).
Kontakt: Weiskirchener Str. 24,
66679 Losheim am See,
Tel.: 06872/9930-56,
E-Mail: a3wsaar@t-online.de.
Eine Buchempfehlung zum Thema:
Schulte-Varendorff, Uwe:
Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck. Berlin 2006.

Stadtgeschichte(n): In jeder großen deutschen Stadt und auch in vielen kleineren Ortschaften finden sich Relikte, die an die (deutsche) Kolonialgeschichte erinnern. Das können Denkmäler sein wie z.B. das 1939 errichtete *Askari*-Relief in Hamburg, das an deutsche Kolonialtruppen in Afrika erinnert (s.S.41) oder auch Namen von Straßen, Plätzen und Gebäuden, die an deutsche Kolonien und Kolonialherren erinnern. Zudem gibt es vielerorts Unternehmen, Transportfirmen und Schifffahrtsgesellschaften, die bis zum Ersten Weltkrieg vom Handel mit «Kolonialwaren» aus Afrika, Asien und Ozeanien profitierten und deshalb in der Weimarer Republik und der Nazizeit für die «Wiedereroberung deutscher Kolonien» eintraten (s.S.43ff.). Im Zweiten Weltkrieg gab es auch zahlreiche Lager für gefangene Kolonialsoldaten und Zwangsarbeiter aus Afrika und Asien (s.S.63f.), die in deutschen Fabriken arbeiten mussten. Auch davon lassen sich vielerorts noch Spuren finden. Schließlich gibt es Kasernen der Bundeswehr, die nach Generälen benannt sind, die im Ersten und Zweiten Weltkrieg Feldzüge in Ländern der Dritten Welt geführt haben. Schüler können Fakten wie diese im Unterricht sammeln, vortragen und diskutieren. Anregungen für eigene Recherchen bieten die Flugschrift und das Buch über Paul von Lettow-Vorbeck (s. Kasten links) sowie die unten angegebenen Internetadressen antikolonialer Initiativen.
Informationen aus Partnerstädten: Schließlich können auch Kontakte genutzt werden, die sich über Städte- oder Schulpartnerschaften zu Orten und Menschen in Ländern der Dritten Welt ergeben haben. Zu den Partnern Kölns zum Beispiel gehören Städte wie Peking (wo 1937 der japanische Vernichtungskrieg gegen China begann, s.S.112ff.) und Tunis (wo 1942 neben Zehntausenden Soldaten der deutschen Wehrmacht auch ein Kommando der SS landete, dass die Vernichtung der Juden in Nordafrika und Palästina organisieren sollte, s.S.70ff.). Schüler und Schülerinnen könnten versuchen, über die in ihren Wohnorten etablierten Kontakte zu Partnerstädten oder -schulen an Informationen über Kriegsfolgen dort sowie Erinnerungen bzw. schriftlich dokumentierte Berichte dort lebender Zeitzeugen zu kommen.
Antikoloniale Initiativen: Mancherorts bieten Geschichtswerkstätten und Initiativen antikoloniale Führungen und Stadtrundgänge für Schulklassen an bzw. entsprechend aufbereitete Informationen im Internet, die Anregung für die koloniale Spurenuche vor Ort liefern, so z.B. in Berlin (www.berlin-postkolonial.de), Freiburg (www.freiburg-postkolonial.de), Hamburg (www.hamburg-postkolonial.de) und Köln (www.kopfwelten.org/kp). Dabei geht es auch um Personen und Institutionen, die in den Weltkriegen und in der NS-Zeit bedeutsam waren.
Wenn die Recherchen von Schülerinnen und Schülern nach kolonialen Spuren in ihren Wohnorten ergiebig ausfallen, können sie ermutigt werden, selbst antikoloniale Stadtrundgänge für ihre und andere Klassen zu veranstalten oder vergleichbare Internetseiten zu Orten der Kolonialgeschichte in ihrer Umgebung zu gestalten.

Schülerinnen und Schüler in der Rolle von Zeitzeugen

Jedes der drei Hauptkapitel dieser Unterrichtsmaterialien beginnt mit dem Portrait eines Zeitzeugen (Afrika: S.32, Asien: S.100, Ozeanien: S.152). In den Quellen zu den Unterkapiteln finden sich weitere persönliche Erinnerungen von Augenzeugen, so z.B. aus Äthiopien (S.52), dem Senegal (S.61), Algerien (S.76), Korea (S.111), China (S.117), Indonesien (S.125), Indien (S.130), Nepal (S.131), den Philippinen (S.136), Hawaii (S.161), den Salomon-Inseln (S.169), Tahiti (S.174), Nauru (S.179) und Mikronesien (S.184). Eine Auswahl dieser Berichte findet sich zudem im Originalton auf der beiliegenden CD. Schülerinnen und Schüler können gebeten werden, jeweils eine dieser Personen auszuwählen und sich mit ihrer Geschichte so vertraut zu machen, dass sie diese vor der Klasse zusammengefasst wiedergeben können.
Leitfragen: Als Hilfestellung könnten dabei folgende Fragestellungen dienen:
- Wer erzählt die Geschichte?
- Woher kommt die Person?
- Auf welche Weise erfuhr sie vom Krieg?
- Wo und wann geriet sie in das Kriegsgeschehen?
- Beteiligte sie sich freiwillig oder gezwungenermaßen daran?

- Welche Rolle spielte sie im Krieg (Soldat, Gefangener, Zwangsarbeiter, Zwangsprostituierte …)?
- Inwieweit waren Deutschland bzw. seine Verbündeten (Italien und Japan) für die Kriegserlebnisse der jeweiligen Person verantwortlich?
- Wie verlief ihr weiterer Lebensweg?
- Welche Folgen hatte ihr Einsatz bzw. Opfer nach Kriegsende?
- Wie könnte eine angemessene Würdigung ihrer Kriegserlebnisse aussehen?

Arbeit mit Karten: Wenn Herkunfts- und Einsatzorte der Zeitzeugen auf Karten markiert werden, führt dies die weltumspannenden Folgen des Zweiten Weltkriegs auch plastisch vor Augen. Darüber hinaus können Schülerinnen und Schüler Informationen über die Länder und das Kriegsgeschehen, in das die jeweiligen Zeitzeugen involviert waren, aus Schul- und Geschichtsbüchern sowie aus dem Internet heraussuchen und die Ergebnisse mit den entsprechenden Unterkapiteln in diesen Unterrichtsmaterialien vergleichen.

Edouard Kouka Ouédraogo, Zeitzeuge aus Obervolta, seit 1984 Burkina Faso. (s. S. 32).

Möglichkeiten des Erinnerns

Veranstaltungen: Nach der Behandlung des Themas im Unterricht können Schüler selbst dazu beitragen, dieses vergessene Kapitel der Geschichte in ihren Schulen bzw. an ihren Wohnorten bekannt zu machen. Dies kann z.B. durch Pressekonferenzen und öffentliche Veranstaltungen geschehen, wie es eine zwölfte Klasse der gymnasialen Oberstufe des Berufskollegs in Wuppertal-Elberfeld praktiziert hat (s. S. 194).

Filmvorführungen: Schüler können auch Filme zum Thema bestellen, sichten und in Klassenräumen, Schulaulen, Dritte Welt-Läden, Kirchengemeinden, Volkshochschulen oder kommunalen Kinos vor Ort vorführen (Filmempfehlungen finden sich auf S. 215ff.)

Ausstellungen: Mit Hilfe der PDF-Datei der Unterrichtsmaterialien auf der beiliegenden CD lassen sich Ausstellungen zum Thema entwerfen und realisieren. Dazu können Fotos, Quellen, Zeittafeln und Karten in beliebiger Zahl und Zusammenstellung ausgewählt, ausgedruckt und vergrößert werden und an «Hörstationen» (mit CD-Playern und Kopfhörern) Berichte von Zeitzeugen im Originalton von der beiliegenden CD angeboten werden, möglicherweise neben Fotos der erzählenden Personen. Schüler könnten auch eine Ergänzung zu der viel diskutierten Ausstellung über die Verbrechen der deutschen Wehrmacht entwerfen, um an die Massaker deutscher Truppen an afrikanischen Kolonialsoldaten zu erinnern, die 1940 in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten (s. S. 63f.). Die Wehrmachtsausstellung war auf Verbrechen beim deutschen Angriffs- und Vernichtungskrieg in Osteuropa in den Jahren 1941 bis 1944 beschränkt.

Remedios Gomez-Paraisa und Luis Taruc, Zeitzeugen aus den Philippinen (s. S. 100 und S. 136).

Gedenken: Schüler könnten schließlich Vorschläge entwickeln, wie der «vergessenen Kriegsteilnehmer» aus der Dritten Welt gedacht werden könnte oder wie traditionelle Gedenkveranstaltungen verändert werden müssten, um den weltweiten Folgen dieses Weltkriegs gerecht zu werden. Hinweise auf die bisherige Praxis des Gedenkens finden sich in der Einleitung (s. S. 14ff.) sowie in Unterkapiteln zu Deutschland (s. S. 38 und S. 41), Großbritannien (s. S. 80 und 84), Frankreich (s. S. 81 und 85), Japan (s. S. 141ff.) und den USA (s. S. 158ff.).

Schülerzeitungen: Berichte über Recherchen und Veranstaltungen von Schulklassen zum Thema oder auch ausgewählte Texte, Quellen und Fotos aus den Unterrichtsmaterialien könnten in Schülerzeitungen publiziert werden.

Gestaltung einer Website: Mit Hilfe von Fotos, Texten und Quellen aus den Unterrichtsmaterialien sowie Ergebnissen von eigenen Recherchen vor Ort können Schüler schließlich Websites zu einzelnen Aspekten des Themas entwerfen und/oder Informationen dazu per Mail verbreiten.

Alfred Alusasa Bisili, Zeitzeuge von den Salomon-Inseln (s. S. 152).

Weiterführende Themen

Zu den hier aufgelisteten «weiterführenden Themen» (Kolonialgeschichte, Rassismus, Judenverfolgung außerhalb Europas, Frauen im Krieg, antifaschistischer Widerstand, Kollaboration und Umgang mit der Vergangenheit) finden sich in allen drei Hauptkapiteln (Afrika, Asien und Ozeanien) Fakten, Zitate, Augenzeugenberichte und Quellen. Um deren Zusammenstellung für den Unterricht zu erleichtern, sind Verweise auf die jeweiligen Seitenzahlen in Klammern vermerkt.

Neben den weiterführenden Themen können auch Unterkapitel der Materialien – je nach geographischer oder historischer Präferenz – einzeln im Unterricht behandelt werden, da alle inhaltlich in sich geschlossen sind.

Wichtige Aspekte der Geschichte lassen sich auch am Beispiel einzelner Länder oder Kontinente verdeutlichen und können daher sowohl in einzelnen Schulstunden, als auch in längeren Unterrichtsreihen oder Projektwochen vermittelt werden.

Kolonialgeschichte

Historiker und Intellektuelle aus kolonialisierten Ländern weisen darauf hin, dass seit dem Sklavenhandel und den willkürlichen Grenzziehungen der Kolonialmächte kein Ereignis die gesellschaftliche Entwicklung Afrikas, Asiens und Ozeaniens so tiefgreifend geprägt, belastet und verändert habe wie der Zweite Weltkrieg (vgl. hierzu den Quellentext von Joseph Ki-Zerbo auf S. 86). Die Auseinandersetzung mit den Kriegsfolgen für die Dritte Welt gehört deshalb zentral zur Behandlung der Kolonialgeschichte im Unterricht. Die Materialien bieten jedoch auch historische Fakten und Quellen, die über den engeren Zeitraum des Zweiten Weltkriegs hinaus reichen.

Koloniale Eroberungen: Jedes der drei Hauptkapitel beginnt mit einer Zusammenfassung der Kolonialgeschichte des jeweiligen Kontinents (Afrika, s. S. 34ff., Asien, s. S. 102ff. und Ozeanien, s. S. 154ff.).

Erster Weltkrieg: In den einführenden Unterkapiteln wird auch beschrieben wo, wie, wann und zu welchem Zweck die Kolonialmächte einheimische Soldaten zu Militärdiensten herangezogen haben und welches Ausmaß die Rekrutierung von Kolonialsoldaten bereits im Ersten Weltkrieg erreicht hatte.

Deutsche Kolonialpolitik: In verschiedenen Kapiteln finden sich Hintergrundinformationen und Quellen zur Kolonialpolitik des Deutschen Reiches in Afrika (s. S. 34f., 37f., 39 und 41), Asien (s. S. 102f. und 104) und Ozeanien (S. 155f.). Die Kolonialpläne der Nationalsozialisten, die das im Ersten Weltkrieg verlorene deutsche Kolonialreich zurückerobern und erweitern wollten, sind in einem gesonderten Kapitel dokumentiert (s. S. 43ff.).

Italien und Japan als Kolonialmächte: Auch die expansionistischen Kriegführungen Italiens in Nord- und Ostafrika (s. S. 47ff.) und Japans in Asien (s. S. 105ff.) waren Fortsetzungen kolonialer Eroberungen, die schon in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg begonnen hatten.

Unabhängigkeitsbewegungen: Zum Abschluss der drei Hauptkapitel wird jeweils beschrieben, welche Befreiungskämpfe nach dem Zweiten Weltkrieg in den Kolonien stattfanden. Die meisten Länder Afrikas, Asiens und Ozeaniens konnten schließlich ihre Unabhängigkeit durchsetzen, wenn auch oft erst nach langjährigen militärischen Auseinandersetzungen. Fast überall bestehen jedoch bis heute neokoloniale Strukturen fort. Am Beispiel Afrikas lassen sich ökonomische Abhängigkeiten nachweisen, die nicht zuletzt Folge der Kriegswirtschaft sind (s. S. 87ff.). Asien hatte infolge der Systemkonkurrenz zwischen Kapitalismus und Sozialismus nach 1945 unter zahlreichen Stellvertreter- und Bürgerkriegen zu leiden (S. 138ff.). Und Ozeanien wurde zum militärischen Testgelände der Atommächte (S. 185ff.).

Rassismus

Alle Kolonialmächte begegneten den Bewohnern der von ihnen besetzten Länder mit rassistischem Überlegenheitsdünkel. Wie der Theoretiker der antikolonialen Bewegungen Frantz Fanon schrieb, verweigerte dieser Rassismus den Kolonisierten «die Möglichkeit Mensch zu sein» (s. S. 86). Fanons Analyse war wesentlich von den Erfahrungen geprägt, die er als Freiwilliger (aus der Kolonie Martinique) auf Seiten des Freien Frankreich im Zweiten Weltkrieg hatte machen müssen. Fanon empfand die Verfolgung von Juden durch die Nazis wie «das Schicksal» eines «Bruders». Darüber hinaus empörte ihn die alltägliche Diskriminierung schwarzer Soldaten in den französischen Streitkräften. In den Unterrichtsmaterialien finden sich, wie im Folgenden aufgelistet, Beispiele für Rassismus seitens aller am Krieg beteiligten (Kolonial-)Mächte, mit denen sich zeigen lässt, dass diese Haltung Grundlage für zahllose Verbrechen war:

Deutschland: Nirgends war der Rassismus so verwurzelt und nirgends hatte er so gravierende Folgen wie in Deutschland. Schon im Ersten Weltkrieg denunzierte die deutsche Kriegspropaganda die schwarzen Kolonialsoldaten auf Seiten der Gegner als «halbtierische Völker Afrikas» (s. S. 39f. und 41). Im Zweiten Weltkrieg verschärfte sich die Hetze gegen «die Farbigen» noch (s. S. 66). Massaker der deutschen Wehrmacht an gefangenen afrikanischen Soldaten waren die Folge (s. S. 63ff.). Die Nationalsozialisten planten nach der Eroberung eines deutschen Kolonialreiches in Afrika die Einführung eines Apartheidregimes, in dem jegliche «Rassenmischung» zwischen dem deutschen «Herrenvolk» und den schwarzen «Untermenschen» unterbunden werden sollte (s. S. 43ff.). Selbst Sympathisanten und Kollaborateuren Nazideutschlands aus der Dritten Welt, wie z.B. Arabern (s. S. 77) und Indern (s. S. 127), begegnete Hitler mit rassistischer Verachtung. (Zum deutschen Antisemitismus und zum Holocaust siehe «Judenverfolgung außerhalb Europas», S. 200f.)

Italien: Der faschistische Bündnispartner Deutschlands im Zweiten Weltkrieg offenbarte seinen Rassismus am deutlichsten beim italienischen Überfall auf Äthiopien (s. S. 47ff.). Italiens Diktator Benito Mussolini sprach dem ostafrikanischen Land das Recht ab, «zu den zivilisierten Völkern zu gehören» (S. 50) und seine Soldaten verhielten sich entsprechend. Die rassistische Aberkennung menschlicher Werte war in Äthiopien Ausgangspunkt für zahllose Massaker, Giftgasangriffe und Raubzüge der italienischen Truppen, denen Hunderttausende Afrikaner zum Opfer fielen (s. S. 51).

Japan: Auch der Dritte im Bunde der faschistischen Achse untermauerte seine Eroberungsfeldzüge in Asien mit einer rassistischen Herrenmenschen-Ideologie, wonach der japanische Kaiser zum gottähnlichen «Führer der asiatischen Rassen» erhoben wurde, dem sich alle anderen Asiaten unterzuordnen hätten, wobei insbesondere Koreaner und Chinesen als «Untermenschen» denunziert wurden (s. S. 107). Wo immer sich Widerstand gegen diesen japanischen Großmachtswahn regte, wurde dieser mit unbeschreiblicher Brutalität niedergeschlagen. Um den kaiserlichen Truppen auch die letzten möglichen Skrupel – etwa bei Menschenversuchen in China – zu nehmen, wurden die Opfer nicht mit ihren Namen, sondern nur als Nummern registriert und als «Holzklötze» bezeichnet. Japanische Wissenschaftler und Militärs sahen in den Gefolterten nicht «menschliche Wesen», sondern «Klumpen Fleisch auf einer Schlachtbank» (s. S. 114). Das rassistische Überlegenheitsgefühl, das japanischen Soldaten schon bei ihrer Ausbildung eingeimpft wurde, diente als Motivation für millionenfaches Morden.

Frankreich: Auch in den alliierten Streitkräften waren rassistische Haltungen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs weit verbreitet, auch wenn die Folgen davon in keiner Weise mit den rassistisch motivierten Kriegsverbrechen Deutschlands, Italiens und Japans vergleichbar sind. In den französischen Kolonien Afrikas, Asiens und Ozeaniens galten von 1881 bis 1946 rassistische Sondergesetze («Code de l'indegénat»). Danach hatten «Eingeborene» Zwangsarbeit zu verrichten und Zwangsabgaben zur Deckung der Kriegskosten zu leisten. Daran änderte sich auch nichts, als die Kolonien nach dem Zusammenbruch des Kollaborationsregimes von Vichy unter die Kontrolle des Freien Frankreich und des Generals Charles de Gaulle gerieten. Beide französische Regimes rekrutierten Kolonialsoldaten mit Gewalt (s. S. 61) und beide muteten ihnen schlechtere Unterkünfte, Verpflegungen, Löhne und Pensionen zu als Franzosen (s. S. 60f. und 81f.) Wenn Kolonialsoldaten dagegen protestierten – wie z.B. 1944 im Senegal – ließen französische Offiziere sie niederschießen (s. S. 82f.). Schon im Ersten Weltkrieg hatten französische Militärs afrikanische Soldaten mit der rassistischen Begründung rekrutiert, die «schwarze Rasse» sei angeblich «weniger entwickelt und deshalb weniger schmerzempflindlich» (s. S. 42).

Großbritannien: Die britische Regierung unterteilte die Bewohner der von ihnen beherrschten Kolonien in «nicht kriegerische» und «kriegerische Rassen» und rekrutierte schon im Ersten Weltkrieg vorzugsweise letztere als Kolonialsoldaten (s. S. 39f., 42 und 53). In den britischen Streitkräften war die «Rassentrennung» zu Beginn des Zweiten Weltkriegs zwar offiziell aufgehoben, in der Praxis jedoch waren schwarze Soldaten gegenüber weißen in jeder Hinsicht benachteiligt, von der Ausbildung über die Aufstiegschancen bis zum Sold und den Pensionen (s. S. 54f. und S. 80f.). Britische Militärs

Der Schriftsteller Uwe Timm hat einen Fotoband über die 35 Jahre der deutschen Kolonialgeschichte (von 1884 bis 1919) herausgegeben mit ganzseitigen historischen Aufnahmen aus Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Togo, Samoa und Kiautschou. Timm schreibt dazu: «Die Fotos […] zeigen beide Welten, die der Kolonisatoren und die der Kolonisierten […] Diese zwei Welten stehen sich gegenüber wie in den Fotos, deren eines deutsche Schutztruppenoffiziere unter ihrer Standarte in Südwestafrika zeigt, und ein anderes den Rebell Morenga. Der Guerillaführer und ehemalige Minenarbeiter steht inmitten seiner zerlumpten Guerilleros – ein paar Mann, die über Jahre dem Deutschen Reich den verlustreichsten Krieg zwischen den beiden europäischen Kriegen von 1870/71 und 1914/18 lieferten. Kurz bevor er 1907 fiel, schrieb Morenga auf die Frage, warum er auch in einer aussichtslosen Situation weiterkämpfte: ‹Lieber aufrecht sterben, als auf allen Vieren zwischen den Klippen herumzukriechen.›» Über Morenga publizierte Timm auch einen – auf Originaldokumenten basierenden – Roman, der 1984/85 verfilmt wurde. Bücher und Film liefern eindrucksvolles Material zur Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialgeschichte und dem kolonialem Rassismus.

Timm, Uwe:
Deutsche Kolonien. Köln 2001.
Morenga. München 2000.

Der Schriftsteller und Theoretiker Frantz Fanon, selbst Kriegsteilnehmner auf Seiten des Freien Frankreich, beschreibt die rassistische Haltung, die es auch in den alliierten Streitkräften gegenüber schwarzen Kolonialsoldaten gab, in Büchern wie «Peau noir, masque blanc» («Schwarze Haut, weiße Masken»). Darin berichtet Fanon von Erfahrungen wie dieser: «Wir erinnern uns an einen Tag, als es mitten im Kampf darum ging, ein Maschinengewehrnest auszuheben. Dreimal wurden die Senegalesen vorgeschickt, dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Dann fragte einer von ihnen, warum denn die Toubabs nicht hingingen». Die Toubabs waren die Weißen. Fanon registrierte mit Abscheu, dass die Europäer schwarze Soldaten als Kanonenfutter missbrauchten und schwarze Offiziere allenfalls als Dolmetscher neben sich duldeten, «um ihren Artgenossen die Befehle des Herrn zu übermitteln.»

Fanon, Frantz: Schwarze Haut, weiße Masken. Frankfurt a. M. 1985. S. 15 und 21.

Auch in seiner Analyse des Kolonialismus «Die Verdammten dieser Erde» mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre (Frankfurt a.M. 1966) verweist Fanon auf die Diskriminierung afrikanischer Soldaten im Zweiten Weltkrieg.

und Siedler führten sich rund um den Globus als unnahbare «Herren» auf, so dass Bewohner der britischen Kolonien in Ozeanien nach der Landung US-amerikanischer Truppen auf ihren Inseln mit ungläubigem Erstaunen darauf reagierten, dass es auch Weiße gab, mit denen sie «an einem Tisch sitzen und essen durften» (s. S. 185).

Australien: Von ähnlichen Erfahrungen berichten Bewohner der Pazifikinseln Neuguinea und Nauru, die unter australischer Kolonialherrschaft standen, als der Krieg begann. Auch sie erlebten mit den US-Soldaten erstmals Weiße, die selbst «Schwerstarbeit leisteten» (s. S. 185). In der rassistischen Hierarchie australischer Militärs waren die dunkelhäutigen Insulaner auch im Dschungelkampf gegen die japanischen Angreifer für die «Drecksarbeit» (z.B. als Lastenträger und Bauarbeiter) zuständig. Australische Soldaten bezeichneten die einheimischen Helfer in der für damalige Zeit typischen rassistischen Diktion durchweg als «Nigger» (s. S. 163). Selbst die romantisierende Bezeichnung «Fuzzy Wuzzy Angels» («Schutzengel mit krausem Haar») für Hilfstruppen aus Papua in australischen Schlagern, Rundfunksendungen und Zeitungen zeugt noch vom Paternalismus und Rassismus, der damals in Australien verbreitet war (s. S. 167). Ein weiteres Beispiel dafür ist eine Anweisung des australischen Oberkommandos aus dem Jahre 1944, wonach Kolonialsoldaten aus Neuguinea ihre Uniformen ablegen und im Lendenschurz weiter kämpfen sollten (s. S. 164). Erst als die Betroffenen revoltierten, wurde dieser rassistische Befehl wieder zurückgenommen.

Nach 1945 waren die Kriegsdienste der Kolonisierten ebenso rasch vergessen wie die von Aborigines in Australien selbst. Die traditionellen Bewohner des fünften Kontinents dienten den australischen Streitkräften zwar im Ersten und Zweiten Weltkrieg als Kanonenfutter, aber Bürger- und Wahlrechte blieben ihnen noch bis 1967 in Australien verwehrt. (Mehr dazu findet sich in dem Buch «Unsere Opfer zählen nicht», das auf Seite 206 vorgestellt wird.)

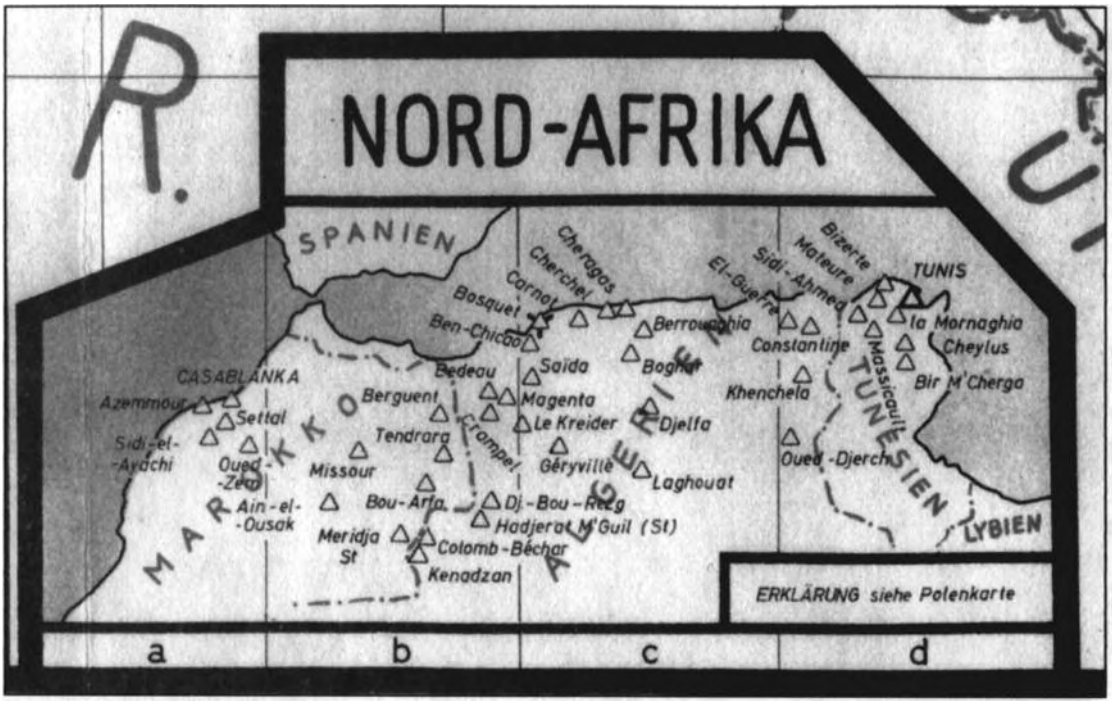
USA: In den US-amerikanischen Streitkräften galt während des Zweiten Weltkriegs eine strikte «Rassentrennung». Afroamerikaner und auch Kolonialsoldaten wie zum Beispiel Polynesier von der Insel Hawaii (s. S. 158ff. und 161) wurden in gesonderten Einheiten zusammengefasst. In den Philippinen, damals eine US-amerikanische Kolonie, kämpften zwar Zehntausende Einheimische zusammen mit US-amerikanischen Truppen gegen die japanischen Invasoren, aber die Filipinos wurden schlechter ausgerüstet und bewaffnet als die Amerikaner an ihrer Seite (s. S. 133). Als die US-Truppen nach dem Kriegsende in die Vereinigten Staaten zurück kehrten, durften afroamerikanische Soldaten ihre Heimreise nicht im selben Zugabteil wie ihre weißen Kameraden antreten. Sie mussten mit Waggons vorlieb nehmen, die «für Schwarze» vorgesehen waren. (Mehr dazu sowie über die Diskriminierung von Native Americans in den US-Streitkräften findet sich in dem Buch «Unsere Opfer zählen nicht», s. S. 206).

Judenverfolgung außerhalb Europas

Der deutsche Rassismus gipfelte im Holocaust und der Ermordung von sechs Millionen Juden – ein Verbrechen, das in der Geschichte der Menschheit seinesgleichen sucht. Bezeichnend für die weltweite Dimension dieses antisemitischen Vernichtungsfeldzuges waren deutsche Bemühungen, Juden (mit Hilfe der Verbündeten in Vichy-Frankreich, Italien und Japan) auch weit über die Grenzen Europas hinaus zu verfolgen und noch im letzten Winkel der Erde aufzuspüren und zu vernichten.

Nordafrika: Auch in Marokko, Algerien und Tunesien galten die antisemitischen Sondergesetze des Vichy-Regimes, mit denen Juden aus dem öffentlichen Leben verbannt, um ihre Besitztümer gebracht, zu Zwangsarbeit gezwungen und in Lager deportiert wurden. Allein in Nordafrika waren 500 000 Juden davon betroffen (s. S. 68 ff.). 1942 landete mit der deutschen Wehrmacht zudem ein Sonderkommando der SS in Tunesien, das die Vernichtung der Juden Nordafrikas und Palästinas durchführen sollte, was nur durch den alliierten Sieg über die faschistischen Truppen in Nordafrika verhindert wurde (s. S. 71 f.).

Indochina: Auch Juden in der französischen Kolonie Indochina mussten Berufsverbote und Verfolgungen ertragen (s. S. 119 f.).



In einem «Handbuch zum Entschädigungsverfahren» waren schon 1958 Dutzende Arbeitslager markiert, die es während des Zweiten Weltkriegs in Nordafrika gegeben hatte.
Insgesamt unterhielten die deutschen, französischen und italienischen Faschisten in Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen mehr als einhundert Lager, in denen nicht nur Oppositionelle, sondern auch Tausende Juden gefangen gehalten und zu Zwangsarbeit getrieben wurden. (s. auch S. 68ff.)

Shanghai: Die Hafenstadt an der chinesischen Ostküste war für viele Juden aus Europa der letzte erreichbare Fluchtpunkt, weil sie dort ohne Visa einreisen konnten. Aber auch hier riefen deutsche Nazis zum Boykott jüdischer Geschäfte auf und Gestapo-Funktionäre aus Deutschland reisten an, um die japanischen Besatzer der Stadt dazu zu bewegen, Zehntausende jüdische Flüchtlinge in ein Ghetto einzuweisen. Darüber hinaus entwickelten die Nazis vor Ort Pläne, die Juden Shanghais auf einer abgelegenen Insel verhungern zu lassen, mit seeuntüchtigen Schiffen im Meer zu versenken oder in einer Gaskammer zu ermorden (s. S. 114f. und 118).

Frauen im Krieg

In allen Kriegen werden Frauen in besonderem Maße zu Opfern von direkter (meist sexualisierter) und struktureller Gewalt. Diese Erfahrung mussten auch Millionen Frauen in den Ländern der Dritten Welt machen, in denen der Zweite Weltkrieg ausgetragen wurde.

Massenvergewaltigungen: Insbesondere die japanischen Streitkräfte machten sich zahlreicher Gewaltverbrechen gegenüber Frauen schuldig. So gibt es in der modernen Kriegsgeschichte kaum geschlechtsspezifische Gewalttaten, die mit dem Ausmaß der systematischen Massenvergewaltigung von bis zu 80000 Frauen in der chinesischen Stadt Nanking vergleichbar sind (s. S. 113). Auch in der philippinischen Hauptstadt Manila (s. S. 134) und in vielen anderen asiatischen Städten und Dörfern waren die japanischen Truppen für Massenvergewaltigungen verantwortlich.

Damit nicht genug verschleppten die japanischen Streitkräfte auch noch etwa 200000 Frauen aus besetzten Ländern wie China, Korea, den Philippinen, Indonesien, Malaysia und Osttimor sowie von pazifischen Inseln in ihre Militärbordelle (s. S. 109f. und S. 111). Tausende Frauen kamen dabei um, die Überlebenden litten noch Jahrzehnte später unter den Folgen ihrer schweren Misshandlungen. Entschädigungen von der japanischen Regierung erhielten sie nie.

Zwangsarbeit: Von Korea über China und vom Südpazifik bis Mikronesien mussten Frauen auch Zwangsarbeit für die japanischen Besatzer leisten, so z.B. in Militärküchen, als Putzkräfte in Kasernen oder beim Anbau von Reis für die japanischen Truppen (s. S. 182). Hunderttausende koreanische Frauen wurden nach Japan verschleppt, um dort in Rüstungsfabriken zu arbeiten (s. S. 108).

Prostitution: Gewalt gegen Frauen gab es auch auf Seiten der Alliierten. So sind z.B. auf der Insel Neuguinea auch zahlreiche einheimische Frauen von US-amerikanischen

Auf der Internetseite des «Koreanischen Rats für Frauen, die vom japanischen Militär zu sexueller Sklaverei gezwungen wurden» sind die Bemühungen der Opfer japanischer Massenvergewaltigungen dokumentiert, von der Regierung in Tokio endlich Entschuldigungen und Entschädigungen für die ihnen zugefügten Gräueltaten zu erhalten.
Darüber hinaus finden sich auf der Seite Berichte über Demonstrationen koreanischer Frauen vor der japanischen Botschaft in Seoul und über ein im Jahre 2001 gegründetes Menschenrechtszentrum für Frauen im Krieg («War and Women's Human Rights Centre»).
www.womenandwar.net/english
Deutschsprachige Informationen zum Thema «Gewalt gegen Frauen» in Kriegen und darüber hinaus finden sich im Internet unter:
www.terre-des-femmes.de

und australischen Soldaten vergewaltigt worden (s. S. 163). Auf den Bau alliierter Stützpunkte folgten Prostitution und andere Formen sexueller Ausbeutung in der Umgebung. Auf Hawaii z.B. traten polynesische Hula-Tänzerinnen nach Kriegsbeginn nicht mehr bei traditionellen Zeremonien auf, sondern vor US-Truppen, und obwohl Prostitution auf den Inseln offiziell verboten war, betrieben US-Militärs in Honolulu zahlreiche Bordelle (s. S. 159).
Überlebenskampf: Frauen mussten im Krieg vielerorts zudem alleine für das Überleben ihrer Familien sorgen. So standen z.B. auf der Insel Neuguinea viele Frauen vor dem Hungertod, weil ihre Männer zu Zehntausenden den Streitkräften Japans und der Alliierten als Hilfstruppen im Dschungelkrieg dienen mussten (s. S. 167). Auch in Neukaledonien blieben die Frauen alleine in den Reservaten zurück, die Frankreich den einheimischen Kanak zugewiesen hatte, als ihre Männer zum Entladen alliierter Schiffe in den Hafen von Nouméa beordert wurden. Hunger und Verelendung waren die Folgen (s. S. 171).
Frauen polynesischer und melanesischer Soldaten des *Bataillon du Pacifique*, das in Europa für die Befreiung Frankreichs kämpfte, erhielten in den Kriegsjahren nicht einmal die Hälfte der Unterstützung zum Lebensunterhalt für ihre Familien, die den Frauen und Kindern französischer Soldaten zugestanden wurde (s. S. 173).
Befreiungskämpferinnen: Frauen waren allerdings keineswegs nur passive Opfer des Kriegsgeschehens, sondern beteiligten sich vielerorts aktiv am Widerstand und an militärischen Operationen von Partisanen gegen ihre jeweiligen Besatzer. Frauen schmuggelten Waffen und Informationen für Befreiungskämpfer (so in Äthiopien, Malaya und China) und manche kämpften auch mit der Waffe in der Hand. Ein Beispiel dafür ist Remedios Gomez-Paraiso, Kommandantin der antijapanischen Volksbefreiungsarmee der Philippinen, die in diesen Unterrichtsmaterialien in einem ausführlichen Portrait vorgestellt wird (s. S. 100).

Antifaschistischer Widerstand

Zahllose Menschen aus Afrika, Asien und Ozeanien wurden im Zweiten Weltkrieg zu Kriegsdiensten als Kolonialsoldaten, Hilfsarbeiter oder Prostituierte gezwungen. Millionen entschieden sich jedoch auch aus eigenen Stücken dafür, gegen den Terror des Naziregimes, den italienischen Faschismus und den japanischen Großmachtwahn einzutreten:
In Äthiopien kämpften 500 000 Partisanen gegen die italienischen Invasoren (s. S. 48 ff.).
Im Westafrika agitierten Widerstandskämpfer gegen das Vichy-Regime und für das Freie Frankreich (s. S. 62).
In Nordafrika fanden sich Araber, die verfolgte Juden versteckten (s. S. 76).
In China traten Millionen Freiwillige der Roten Armee den japanischen Invasoren entgegen (s. S. 114).
In Vietnam nahmen Kommunisten den bewaffneten Kampf gegen die japanischen Besatzer auf (s. S. 119).
In Malaya stellten Chinesen die Mehrzahl der Partisanen, die im Untergrund gegen die japanische Besatzung kämpften (s. S. 121 f. und S. 124).
Auf den Salomon-Inseln betrieben einheimische Kundschafter Militärspionage für die Alliierten (s. S. 152 f. und 169).
In Polynesien warnte ein Inselchef schon 1939 vor Hitler (s. S. 174) und Hunderte meldeten sich zum Kriegsdienst in Europa, um den Faschismus aufzuhalten (s. S. 170 ff.).
Auf der mikronesischen Insel Guam versteckten einheimische Chamorros US-amerikanische Soldaten vor ihren japanischen Verfolgern (s. S. 181 f.).
Und in den Philippinen fand die antijapanische Guerilla die Unterstützung weiter Teile der Bevölkerung (s. S. 132).
Ohne diese Beiträge der Kolonisierten hätte der Zweite Weltkrieg einen anderen Verlauf genommen und die Befreiung der Welt vom deutschen und italienischen Faschismus sowie vom japanischen Großmachtwahn wäre noch schwerer und langwieriger gewesen.

Kollaboration

Es gab in der Dritten Welt allerdings nicht nur Kolonialsoldaten und Widerstandskämpfer auf Seiten der Alliierten sowie zwangsrekrutierte Hilfstruppen und Arbeitskräfte auf Seiten der Achsenmächte, sondern auch Sympathisanten der faschistischen Ideologie, die nicht nur aufgrund ihrer Opposition gegen ihre britischen und französischen Kolonialherren oder aus ökonomischen Erwägungen, sondern aus politischer Überzeugung mit Nazideutschland, Italien und Japan kollaborierten. Da viele Historiker hierzulande die Mittäterschaft von Kollaborateuren aus der Dritten Welt verdrängen, verharmlosen oder rechtfertigen, sollte auch dieser Aspekt des Themas im Schulunterricht behandelt werden.

Äthiopien: In Äthiopien gelang es den italienischen Invasoren, den örtlichen Adel in sein Besatzungsregime einzubinden (s. S. 48).

Westafrika: Die französische Kollaborationsregierung von Vichy vermochte in Westafrika einen Teil der traditionellen Dorfchefs für ihre Ziele einzuspannen (s. S. 58).

Malaya: Auf der malaiischen Halbinsel ließen sich Malaien als Vertreter der Bevölkerungsmehrheit von den japanischen Besatzern gegen die chinesische Minderheit ausspielen. Sie übernahmen Posten in der japanischen Verwaltung und stellten Hilfstruppen für Japans Streitkräfte (s. S. 121f.).

Thailand: In Bangok regierte ein Militärregime, dessen «Führer» den europäischen Faschismus bewunderte, Organisationen nach dem Vorbild der Hitler-Jugend schuf und mit japanischer Hilfe Gebiete in Laos und Kambodscha (damals: Teil Indochinas) zu erobern suchte (s. S. 120).

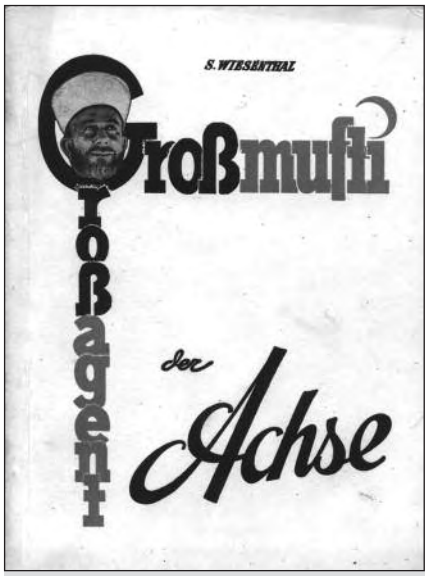
Indonesien: Auf dem südasiatischen Inselarchipel, das damals Niederländisch-Indien hieß, bereitete die indonesische Bevölkerung den japanischen Angreifern einen begeisterten Empfang. Führer der dortigen Unabhängigkeitsbewegung wie der spätere Präsident des Landes, Achmed Sukarno, riefen öffentlich zur Zusammenarbeit mit Japan auf (s. S. 122).

Indien: Die Unabhängigkeitsbewegung auf dem indischen Subkontinent war in ihrer Haltung zu den kriegführenden Mächten gespalten. Während Mahatma Ghandhi und Jawaharlal Nehru in ihrem Kampf gegen die britische Kolonialherrschaft jede Zusammenarbeit mit den faschistischen Achsenmächten ablehnten, plädierte Subhas Chandra Bose dafür. Bose war 1939 Präsident des Indischen Nationalkongresses, der wichtigsten Organisation der antikolonialen Opposition. 1940 von den britischen Behörden unter Hausarrest gestellt, floh Bose Anfang 1941 nach Nazideutschland ins Exil und rekrutierte dort eine *Indische Legion* der deutschen Wehrmacht, die später in die Waffen-SS eingegliedert wurde (s. S. 127). 1943 zurück in Asien warb Bose von Singapur aus Zehntausende Inder in Malaya, Burma und Thailand für seine *Indische Nationalarmee* an, die 1944 an der Seite japanischer Truppen von Burma aus in Nordindien einfiel (s. S. 128).

Naher Osten: Nirgendwo außerhalb Europas waren die Sympathien für den Faschismus so breit wie in der arabischen Welt und dies nicht trotz, sondern gerade wegen des Antisemitismus der Nationalsozialisten. Viele hofften, dass die Nazis auch die Juden Palästinas in ihre «Endlösung» mit einbeziehen und «ins Meer treiben» würden. Das SS-Kommando, das 1942 in Tunesien landete, um die Vernichtung der Juden Nordafrikas und des Nahen Ostens vorzubereiten, ging deshalb davon aus, ähnlich wie in Osteuropa einheimische Freiwillige für den gepanten Massenmord zu finden (s. S. 71). Als die deutsche Wehrmacht 1941 in Nordafrika einfiel, jubelten Menschen in Ägypten, Syrien, Irak, Palästina und Libanon über «Rommels Siege» (s. S. 77).

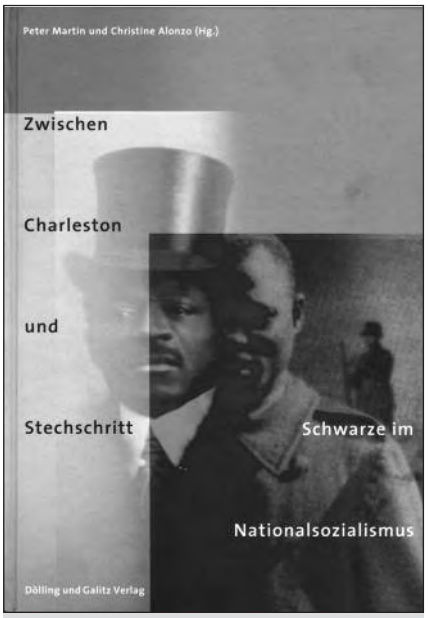
Ägypten: Nicht nur der ägyptische König, sondern auch hohe Offiziere der ägyptischen Streitkräfte, darunter die späteren Präsidenten Gamal Abdel Nasser und Anwar as-Sadat, hofften auf den Einmarsch der faschistischen Truppen in ihr Land und boten dem Nazi-General Rommel ihre Unterstützung an (s. S. 72).

Palästina: In dem von Großbritannien seit dem Ersten Weltkrieg als Mandatsgebiet verwalteten Palästina gratulierte der oberste religiöse und politische Repräsentant der arabischen Bevölkerung, Hadj Amil el-Husseini, den Nazis schon 1933 zur Machtübernahme (s. S. 78). Für den von Husseini 1936 angezettelten Aufstand gegen die briti-



Simon Wiesenthal dokumentierte schon 1947 in einem Tatsachenbericht mit dem Titel «Großmufti – Großagent der Achse», an welchen Kriegsverbrechen der palästinensische Nazi-Kollaborateur Hadj Amin el-Husseini beteiligt war. Die Fotos darin zeigen den Palästinenserführer, dem Nazideutschland von 1941 bis 1945 Exil gewährte, bei Treffen mit Hitler, Goebbels und Eichmann sowie bei der Rekrutierung muslimischer Totenkopfverbände für die Waffen-SS in Bosnien und Kroatien. Husseinis Nachkriegskarriere hat dies nicht geschadet (vgl. hierzu S. 73f. und 78f.).

Wiesenthal, Simon:
Großmufti – Großagent der Achse.
Tatsachenbericht mit 24 Photographien.
Salzburg/Wien 1947.



Der fast 800 Seiten starke, reich bebilderte Sammelband enthält wissenschaftliche Aufsätze und Dokumente zur Geschichte schwarzer Menschen in Deutschland vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Ende des Nationalsozialismus. Darin wird die Zeit des Ersten Weltkriegs ebenso beschrieben wie das Schicksal schwarzer Kriegsgefangener und KZ-Opfer während des Zweiten Weltkriegs.
Das Schlusskapitel widmet sich der rassistischen Ausgrenzung von Schwarzen in Deutschland nach 1945 und der «Beharrlichkeit von Vorurteilen» in Schulbüchern (z.B. für Biologie) bis heute.
Auch wenn in dem Buch Beispiele für schwarze Selbstorganisationen und schwarzen Widerstand fehlen, die es seit den 1970er Jahren gibt, bietet der voluminöse Band viel brauchbares Material für den Unterricht, da die Verfolgung und Ausgrenzung von Schwarzen mit zahlreichen Fotos und Zeitungsausschnitten dokumentiert ist. Ein Lehrbuch zur Geschichte des deutschen Rassismus.
Peter Martin und Christine Alonzo (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. Hamburg 2004.

sche Mandatsmacht und die jüdischen Siedler in Palästina lieferte das NS-Regime propagandistische und materielle Unterstützung. Von den britischen Behörden vor Ort verfolgt, floh der Palästinenserführer über den Libanon in den Irak, wo er 1941 einen pro-deutschen Putsch anzettelte (s. S. 73 ff.). Nach dessen Scheitern ging er schließlich nach Nazideutschland ins Exil. Dort rekrutierte er eine *arabische Legion* für die deutsche Wehrmacht und muslimische Freiwillige aus Bosnien und Kroatien für die Waffen-SS (s. S. 71 und 79). Über den Propaganda-Sender der Nazis rief Husseini die Araber im Nahen Osten zum Kampf gegen die Juden nach deutschem Vorbild auf und er selbst beteiligte sich in Europa aktiv daran, indem er die Ausreise jüdischer Flüchtlinge aus Bulgarien, Rumänien und Ungarn nach Palästina verhinderte und dafür sorgte, dass sie in deutsche Vernichtungslager in Polen deportiert wurden (s. S. 78).
Nach dem Krieg fungierte Husseini unbehelligt weiter als oberster Repräsentant der Palästinenser. Von der Arabischen Liga in dieser Funktion bestätigt, konnte er schon 1947 – im ersten Krieg gegen das neu gegründete Israel – wieder zum «Vernichtungskrieg gegen die Juden» aufrufen. Zu seinen Gefolgsleuten gehörte Jassir Arafat, der 1964 die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) gründete (s. S. 79).
Die Auseinandersetzung mit diesen historischen Fakten trägt daher auch zum Verständnis der aktuellen Konflikte im Nahen Osten bei und fordert zur Kritik an dem dort noch heute weit verbreiteten Antisemitismus heraus (s. S. 67 f. und 75).

Umgang mit der Vergangenheit

Als Auslöser des Zweiten Weltkriegs hätten Deutschland, Italien und Japan eine besondere Verpflichtung gehabt, sich kritisch mit ihrer faschistischen Vergangenheit und den zahllosen von ihnen verübten Kriegsverbrechen auseinander zu setzen. Schließlich sind sie für die mehr als 55 Millionen Kriegstoten in aller Welt verantwortlich. Deutschland trägt außerdem die Schuld am Holocaust, dem Massenmord an sechs Millionen Juden. Aber auch die Alliierten der antifaschistischen Kriegskoalition haben sich Dinge zu schulden kommen lassen, die kritikwürdig sind, selbst wenn ihnen ihre Kriegseinsätze von den faschistischen Achsenmächten Deutschland, Italien und Japan aufgezwungen wurden. Unbequeme historische Fakten wurden allerdings von allen am Krieg Beteiligten jahrzehntelang verdrängt, verschwiegen, geleugnet oder auch bewusst verfälscht. Beispiele dafür sind in der Einleitung der Unterrichtsmaterialien nachzulesen (s. S. 14 ff.). Im Folgenden sind weitere Belege aus den Kapiteln zu Afrika, Asien und Ozenanien aufgelistet:
Deutschland: Die Bundesregierung verweigert noch 2008 hartnäckig jede nennenswerte Entschädigungszahlung für die von deutschen Militärs bereits vor dem Ersten Weltkrieg verübten Völkermorde in den ehemaligen deutschen Afrika-Kolonien (s. S. 36 ff.). Eine Debatte über die Massaker der deutschen Wehrmacht an afrikanischen Kriegsgefangenen im Zweiten Weltkrieg hat noch nicht einmal begonnen (s. S. 63 ff). Ihre Opfer sind ebenso vergessen wie die der deutschen Bombenangriffe auf die pazifische Insel Nauru (1940) und der deutschen Feldzüge bzw. Luftangriffe in Nordafrika und im Nahen Osten (1941-1943). Angemessene Reparationen für Kriegsschäden in der Dritten Welt hat Deutschland nie geleistet.
Italien: Bis in die 1990er Jahre waren die Folgen des von Mussolini befohlenen Angriffskriegs gegen Äthiopien (1935-1941) in Italien kein Thema. Keiner der Verantwortlichen für die in Ostafrika verübten Kriegsverbrechen stand jemals vor Gericht (s. S. 49).
Japan: Japanische Historiker haben die Geschichte des Zweiten Weltkriegs über Jahrzehnte hinweg umgeschrieben und die japanischen Eroberungsfeldzüge in Asien zum «Befreiungskrieg» umgedichtet (s. S. 144). Opfer des Massakers von Nanking und Zwangsprostituierte der japanischen Streitkräfte warten seit dem Kriegsende vergeblich auf Entschuldigungen und Entschädigungen aus Tokio. Noch ein halbes Jahrhundert später fragten hohe japanische Militärs, warum sie überhaupt Entschädigungen an von ihnen verwüstete Länder wie Neuguinea zahlen sollten, da sie diese doch «nur als Schlachtfelder benutzt» hätten (s. S. 168). Entsprechend gering fielen die Zahlungen aus, die Japan zur Behebung von Kriegsschäden in Asien aufbrachte (s. S. 143).

Frankreich: Auch französische Schulbücher verklären die Kolonialgeschichte des Landes und verschweigen z.B. das Massaker an revoltierenden afrikanischen Kolonialsoldaten im Senegal im Jahre 1944 (s. S. 82). Und der 8. Mai, an dem französische Truppen 1945 in Algerien Tausende Zivilisten ermordeten, die ihre Unabhängigkeit forderten, ist in Frankreich bis heute – als «Tag des alliierten Sieges in Europa» – ein nationaler Feiertag.
Großbritannien: Die Regierung in London lud (wie die französische in Paris) erst mehr als ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende erstmals Vertreter aus ihren (ehemaligen) Kolonien zu Gedenkfeierlichkeiten zum Zweiten Weltkrieg ein (s. S. 55 und S. 81). Die Invalidenrenten und Pensionen der Veteranen aus den Kolonien blieben jedoch auch danach deutlich niedriger als die europäischer Soldaten (s. S. 80ff.). Dabei wäre eine Angleichung inzwischen nur eine späte symbolische Anerkennung der Kriegseinsätze von Kolonialsoldaten. Denn die meisten von ihnen sind längst verstorben.
USA: Auch die Vereinigten Staaten klammern in ihrer Geschichtsbetrachtung die von ihnen kolonisierten bzw. im Krieg als Stützpunkte genutzten Länder weitgehend aus, wie selbst der offizielle Historiker der Gedenkstätte in Pearl Harbor eingesteht, dem meistbesuchten Museum der Vereinigten Staaten zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs (s. S. 160). Dort ist von den polynesischen Opfern des japanischen Angriffs auf die US-Flotte in Hawaii (s. S. 161) und von der Beteiligung der Inselbewohner Ozeaniens am Kampf gegen die japanischen Angreifer nicht die Rede. In den Philippinen, zu Kriegsbeginn eine US-amerikanische Kolonie, lassen sich die US-Streitkräfte bis heute als «Befreier» feiern, obwohl sie 1942 – von den japanischen Invasionstruppen geschlagen – fluchtartig das Land verließen, während Hunderttausende philippinische Partisanen bis 1944 weiter gegen die japanischen Besatzer kämpften und damit der Befreiung ihres Landes (und auch der Rückkehr der US-Truppen) den Weg bereiteten (s. S. 132). Weil die USA die Philippinen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs weiter als Militärstützpunkt nutzen wollten, ließen sie Widerstandskämpfer, die mit ihnen gegen Japan gekämpft hatten, aber auch gegen die US-amerikanische Form von Besatzung protestierten, verfolgen und inhaftieren (s.S.136). Auch den Bewohnern Mikronesiens verweigerten die USA jahrzehntelang die Unabhängigkeit, obwohl sie die Inseln im Auftrag der Vereinten Nationen zu diesem Ziel führen sollten (s. S. 187ff.). Tatsächlich legten die USA nach Ende des Zweiten Weltkriegs mehr Wert auf Positionsgewinne im Kalten Krieg als auf eine kritische Aufarbeitung von Kriegsverbrechen und eine Verfolgung der Täter. Viele Nazi-Funktionäre in der Bundesrepublik blieben deshalb ebenso unbehelligt wie der japanische Kaiser und der Großteil seiner Militärs. Selbst die Verantwortlichen für die japanischen Menschenversuche in China mussten sich – auf ausdrücklichen Wunsch der USA – nicht vor dem Militärtribunal der Alliierten in Tokio verantworten, weil US-Militärs die Ergebnisse der medizinischen Experimente an Kriegsgefangenen selbst auswerten wollten (s. S. 116). Auch arabische Kriegsverbrecher wie der Palästinenserführer Husseini gingen straffrei aus, weil die westlichen Mächte sich die Sympathien arabischer Regierungen im wegen seiner Ölvorkommen bedeutsamen Nahen Osten erhalten wollten (s. S. 79). Statt die für den Krieg hauptverantwortlichen Staaten der faschistischen Achse zu Reparationszahlungen für die weltweiten Opfer und Schäden zu zwingen, leisteten die Vereinigten Staaten ihnen massive Finanzhilfen, um sie in ihr «antikommunistisches Verteidigungssystem» einzubinden. So konnten Deutschland und Japan auf ihren Kontinenten erneut zu den wirtschaftlich und politisch stärksten Nationen aufsteigen. Die von ihnen im Krieg heimgesuchten und verwüsteten Länder dagegen mussten ihren Wiederaufbau weitgehend selbst finanzieren und gerieten dadurch «auf dem internationalen Markt» mit seiner «unversöhnlichen Konkurrenz» ins Hintertreffen, wie der Kriegsteilnehmer und Befreiungstheoretiker Frantz Fanon «mit Bitterkeit» analysierte (s. S. 86).
Die Folgen dieser historischen Besinnungslosigkeit auf allen Seiten sind bis in die Gegenwart zu spüren – auch und insbesondere in den Ländern der Dritten Welt. Ihnen wurde der Zweite Weltkrieg aufgezwungen und sie haben nie angemessene Hilfen zur Überwindung der Kriegsfolgen erhalten. Dies sollte auch bei der Diskussion der aktuellen Nord-Süd-Beziehungen im Schulunterricht stets mit berücksichtigt werden.

Erinnerungskulturen
Ein internationaler Vergleich über den Umgang mit der Vergangenheit in den für den Zweiten Weltkrieg verantwortlichen Staaten Deutschland, Italien und Japan.
Dabei geht es sowohl um die Haltungen staatlicher Institutionen und politischer Eliten als auch um kollektive Erinnerungen der jeweiligen Bevölkerung.
In den Literaturangaben zu den einzelnen Beiträgen finden sich Hinweise auf weitere Publikationen zum Thema.
Cornelißen, Christoph / Klinkhammer, Lutz / Schwentker, Wolfgang: Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. Frankfurt a. M. 2003.

Das Buch zum Thema

Rezensionen

24 Kritiker aus Zeitungs-, Rundfunk- und TV-Redaktionen kürten «Unsere Opfer zählen nicht» im Juli 2005 zum «Sachbuch des Monats».

Der «Badischen Zeitung» erschien das Buch ebenso «überfällig» wie dem Züricher «Tages-Anzeiger», «da es einem auf jeder Seite die Unzulänglichkeit unseres eurozentrischen Geschichtsbildes bewusst» mache.

Der Rezensent der «tageszeitung» staunte, «wie vielfältig die Dritte Welt […] in das Kriegsgeschehen verwickelt war», und ein Kritiker des Österreichischen Rundfunks bekannte, dass ihm, «die vielfältigen Perspektiven dieses Buchs» erst «die Dimension des Welt-Kriegs bewusst» gemacht hätten.

Die Berliner Literaturkritik erhob es zum «Handbuch für historische und aktuelle Zeitfragen», weil es «zum Perspektivwechsel in der (europäischen und westlichen) Geschichtsbetrachtung» herausfordere und die «Frankfurter Rundschau» hoffte, dass sich nach diesem «enorm wichtigen Beitrag» andere zu weiteren Arbeiten zum Thema würden «inspirieren» lassen.

Der Rezensent von «contraste» schrieb, das Buch solle «in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen.»

Die «Militärgeschichtliche Zeitschrift» sprach von einer «gelungenen Überblicksdarstellung der (Vor- und Nach-) Kriegsereignisse aus einem außereuropäischen Blickwinkel», die «jedem zur Lektüre empfohlen» sei.

Und «Überblick», die entwicklungspolitische Fachzeitschrift der evangelischen Kirche, empfahl, «für dieses spannend geschriebene Buchprojekt […] auch in Schulen und Universitäten um Leserschaft» zu werben, damit bislang Versäumtes «mehr als ein halbes Jahrhundert später nachgeholt» werde.

Die Rezensionen sind im Internet nachzulesen unter:
www.assoziation-a.de/rezension/Unsere_Opfer_zaehlen_nicht.htm

Das Buch «Unsere Opfer zählen nicht» ist die erste deutschsprachige Publikation über die weit reichenden Folgen des Zweiten Weltkriegs in der Dritten Welt. Es entstand auf der Grundlage langjähriger Recherchen und zahlreicher Interviews mit Veteranen, Zeitzeugen und Historikern in 30 Ländern.

Auch diese Unterrichtsmaterialien basieren wesentlich auf diesem Buch. Darin finden sich zusätzliche Informationen über die Rolle Afrikas, Asiens und Ozeaniens im Zweiten Weltkrieg, so z.B. Länderanalysen über Südafrikas Rolle im Krieg, über Burma zwischen Kollaboration und Widerstand, Osttimors Besatzung und Befreiung sowie über die Folgen des Baus gigantischer Militärstützpunkte auf pazifischen Inseln wie Samoa, Fidschi, Neukaledonien, den Neuen Hebriden, im Zentralpazifik und in Mikronesien. Schließlich enthält das Buch Kapitel über Kolonialsoldaten im Spanischen Bürgerkrieg, Schwarze und Native Americans in der US-Armee, die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf Lateinamerika und den Nahen Osten sowie Kriegseinsätze australischer Aborigines und neuseeländischer Maoris.

Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International e.V. (Hg.):
«Unsere Opfer zählen nicht»
Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg.
Verlag Assoziation A. Hamburg/Berlin 2005.
ISBN 3-935936-26-5
444 Seiten. 415 Abbildungen. 29,50 Euro.

Weiterführende Literatur

AFRIKA

Kolonialpläne der Nationalsozialisten (s.S.43ff.)

Kum'a Ndumbe III., Alexandre: Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas. Frankfurt a.M. 1993.
Standardwerk über die Kolonialpläne der Nationalsozialisten, die in diesem Forschungsbericht erstmals detailliert anhand historischer Quellen dokumentiert sind. Dem Autor, Politikwissenschaftler aus Kamerun, ging es darum, den weit verbreiteten, aber historisch falschen Eindruck zu korrigieren, die Expansionsziele des NS-Regimes seien ausschließlich «nach Osten» gerichtet gewesen. Er fragt «Was wäre aus Afrika geworden, wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte?». Und er weist nach, dass es – für die Zeit nach der Unterwerfung Osteuropas – ausgearbeitete Pläne Nazideutschlands (wie z.B. ein «Kolonialblutschutzgesetz») zur Eroberung eines riesigen Kolonialreiches in Afrika gab.
Von Kum'a Ndumbe sind in der Edition «AfricAvenir/Exchange&Dialogue» zahlreiche weitere Bücher in deutscher Sprache zur Kolonialgeschichte erschienen, so z.B. über «Das deutsche Kaiserreich in Kamerun» und «Die Beziehungen zwischen Deutschland und Südafrika von 1933 bis 1973».
Informationen dazu finden sich unter: www.africavenir.com. Der Kameruner Autor hat auch das Vorwort für das Buch «Unsere Opfer zählen nicht» verfasst (s.S.206).

Linne, Karsten: «Weiße Arbeitsführer» im «Kolonialen Ergänzungsraum». Afrika als Ziel sozial- und wirtschaftspolitischer Planungen in der NS-Zeit. Münster 2002.
Die Dissertation analysiert die umfangreichen Vorbereitungen des NS-Regimes für die Organisation von Arbeit und Wirtschaft in dem anvisierten deutschen Kolonialreich in Afrika. Im Zentrum der Untersuchung steht das «Arbeitswissenschaftliche Institut der Deutschen Arbeitsfront», dessen minutiöse Planungen belegen, dass die Nationalsozialisten neben der «Ostforschung» bislang zwar kaum bekannte, aber mindestens ebenso umfangreichere Forschungen über «den Süden» betrieben. Dazu gehörte die Entwicklung detaillierter Pläne, wie «weiße Arbeitsführer» afrikanische «Eingeborene» befehligen und ausbeuten sollten. Auch wenn das Buch aufgrund seiner Detailfülle etwas überfrachtet wirkt, bietet es sozial- und geschichtswissenschaftlich Interessierten Hintergrund- sowie Anschauungsmaterial zum Umgang mit historischen Quellen.

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Äthiopien (s.S.47ff.)

Mattioli, Aram: Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935-1941. Zürich 2005
In Afrika zeigte Mussolinis Italien seinen unmenschlichen Charakter am deutlichsten. Die faschistischen Truppen führten von Libyen bis Ostafrika brutale Eroberungskriege und schreckten selbst vor Genoziden nicht zurück. Der Autor beschreibt die Ideologie und Praxis des italienischen Kolonialismus als eine «neue Dimension organisierter Gewalt»: «Luftangriffe, Giftgas und Konzentrationslager gehörten im brutal angegriffenen und besetzten Äthiopien ebenso zum Alltag wie Massaker, Pogrome, das Abbrennen ganzer Landstriche und das Abschlachten von Viehherden». Deshalb seien «viele Äthiopier», wie der Autor schreibt, «bis heute zu Recht der Meinung […], dass der Zweite Weltkrieg nicht mit dem deutschen Überfall auf Polen, sondern bereits am 3. Oktober 1935 mit der italienischen Aggression gegen das Kaiserreich Abessinien begann». Ein historisch bedrückendes, aber notwendiges Buch, dessen Autor in verständlicher Sprache auch Kritik an der Ignoranz übt, die Historiker in Italien und anderswo in der Nachkriegszeit gegenüber diesem düsteren Kapitel der Geschichte zeigten.

Die Literatur über den Zweiten Weltkrieg ist kaum überschaubar. Wer das Stichwort in ein Suchsystem im Internet eingibt, wird auf Tausende Titel stoßen.
Die hier präsentierte Auswahl enthält deutschsprachige Publikationen, in denen Wesentliches über die Rolle einzelner Länder der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg zu finden ist oder die von Zeitzeugen, beziehungsweise aus deren Perspektive, geschrieben sind.
Ein Großteil der Literatur zum Thema aus der Dritten Welt liegt allerdings nur in englischer bzw. französischer Sprache vor. Entsprechende Empfehlungen finden sich in der kommentierten Literaturliste des Buchs «Unsere Opfer zählen nicht» (s.S.206).
Die «weiterführende Literatur» zu diesen Unterrichtsmaterialien verweist auf Bücher, in denen Inhalte von Unterkapiteln vertieft werden und die sich zum Einsatz in der Schule (etwa als Grundlage für Referate von Schülerinnen und Schülern) eignen.
In den Spalten am Rand werden zudem deutschsprachige Bücher vorgestellt, in denen es um Länder und Inhalte geht, die in diesen Materialien nicht behandelt werden konnten (z.B. zur Rolle der Türkei und lateinamerikanischer Länder im Zweiten Weltkrieg).
Als Anregung zu kontroversen Debatten über den Umgang mit der Vergangenheit werden schließlich auch zwei Negativbeispiele für Publikationen deutscher Historiker beschrieben, in denen Nazikollaborateure (aus dem Nahen Osten und aus Indien) entschuldigt und gerechtfertigt werden.

Aufschlussreiche, ausführlich kommentierte Quellensammlung über «die kolonialen Taten und Träume der Deutschen» aus fast fünf Jahrhunderten: von der Eroberung Südamerikas bis zu den Kolonialplänen der Nationalsozialisten.
Die hier zusammen getragenen historischen Originaldokumente zu Themen wie «koloniale Propaganda», «organisierte Kolonialbewegungen», «Herrschaftsideologie und koloniale Praxis», koloniale Eroberungen vor dem Ersten Weltkrieg und «kolonialem Revisionismus» in der Weimarer Republik sowie in der Nazizeit sind ein reichhaltiger Fundus für den Unterricht – nicht nur bei der Behandlung der Kolonialgeschichte sowie des Ersten und Zweiten Weltkriegs, sondern auch bei der Auseinandersetzung mit der Tradition des Rassismus in Deutschland.
Gründer, Horst: «...da und dort ein junges Deutschland gründen». Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahr - hundert. München 1999.

Afrikanische Kriegsteilnehmer aus den französischen Kolonien (s.S.58ff.)

Riesz, János; Schultz, Joachim (Hg.): «Tirailleurs Sénégalais». Frankfurt/Bern/New York/Paris 1989.
Aufsätze in deutscher und französischer Sprache «zur bildlichen und literarischen Darstellung afrikanischer Soldaten im Dienste Frankreichs», von der rassistischen deutschen Propaganda im Ersten Weltkrieg («Schwarze Schande») über die Darstellung schwarzer Soldaten während der französischen Rheinlandbesetzung in den 1920er Jahren bis zur Präsentation afrikanischer Kolonialsoldaten in der französischen und afrikanischen Literatur. Die Dokumente, Karikaturen und Fotos in diesem Band eignen sich gut zum Einsatz im Unterricht.

Afrikaner in deutscher Kriegsgefangenschaft (s.S.63ff.)

Serge Bilé: Das schwarze Blut meiner Brüder. Vergessene Opfer des Nationalsozialismus. Berlin 2006.
Der Journalist Serge Bilé stammt aus der Elfenbeinküste und arbeitet beim französischen Überseesender RFO. Er hat sich auf die Suche nach schwarzen Überlebenden und Opfern der Nazizeit gemacht, die als schwarze Deutsche vom NS-Regime terrorisiert oder als Kriegsgefangene in Arbeits- und Konzentrationslager deportiert wurden. Die kurzen Geschichten, die der Autor erzählt, basieren auf Gesprächen mit Zeitzeugen sowie auf Dokumenten des Regimes und sind spannend zu lesen. Sie eignen sich – wie Bilés Film (s.S.218) – gut als Einstieg in Diskussionen über Rassismus und die Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten, die sich auch gegen Schwarze richtete.

Raffael Scheck: Hitlers afrikanische Opfer. Die Massaker der Wehrmacht an schwarzen französischen Soldaten. Hamburg/Berlin 2008.
Raffael Scheck ist Historiker und lehrt an der Cambridge University in den USA. Sein Buch ist die erste wissenschaftliche Untersuchung über Massaker der deutschen Wehrmacht an Kriegsgefangenen schwarzer Hautfarbe. Er konzentriert seine Forschungsarbeit auf den Juni 1940, als sich die französische Armee den deutschen Angreifern geschlagen geben musste. Scheck berichtet von zahlreichen Morden an schwarzen Soldaten während oder nach ihrer Gefangennahme. Die Massaker waren das Resultat eines in Deutschland und auch in der Wehrmacht tief verwurzelten Rassismus und wurden von den jeweiligen Befehlshabern vor Ort angeordnet. Die Morde wurden nach Kriegsende nicht juristisch verfolgt.
Schecks Studie beruht auf Augenzeugenberichten sowie Unterlagen aus deutschen und französischen Archiven. Das Buch schließt eine wichtige Lücke bei der Aufklärung von Verbrechen der Wehrmacht, die in Polen ihren Anfang nahmen, sich im Westen mit den Massakern an schwarzen Soldaten fortsetzten und schließlich in den Massenmorden des «Russlandfeldzuges» und der Teilnahme am Holocaust gipfelten.

Marianne Bechhaus-Gerst: Treu bis in den Tod. Von Deutsch-Ostafrika nach Sachsenhausen – Eine Lebensgeschichte. Berlin 2007.
Mahjub bin Adam Mohamed, der in Deutschland Mohamed Hussein, später auch Mohamed Husen hieß, stammte aus dem Sudan. Die Autorin seiner Biographie ist Afrikanistin und erzählt, wie sich der Ostafrikaner 1914 als Söldner von den deutschen Kolonialtruppen anwerben ließ und 1929 nach Deutschland einwanderte. Dort arbeitete er als Lehrer an einer Universität, als Kellner und als Schauspieler. Er wehrte sich gegen seine rassistische Diskriminierung in Deutschland und versuchte, sich auch gegen den Terror der Nazis zu behaupten, indem er auf seine «Verdienste» für Deutschland und seine unveräußerlichen «Rechte» verwies. 1941 wurde er dennoch ins KZ-Sachsenhausen deportiert, wo er drei Jahre später starb.
Das Buch ist außerordentlich materialreich geschrieben und verdeutlicht, unter welchen Bedingungen Schwarze im Nationalsozialismus leben mussten.

Hans J. Massaquoi: «Neger, Neger, Schornsteinfeger!» Meine Kindheit in Deutschland. Bern 1999.

In seiner umfangreichen Autobiographie erzählt Hans J. Massaquoi auch von seiner Jugend in Deutschland während der NS-Zeit. Als Kind eines afrikanischen Diplomaten und seiner deutschen Angestellten wuchs Massaquoi in Hamburg auf. Geboren 1926 war er bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten sieben Jahre alt. Bis Kriegsende lebte er in der Elbestadt. Von seiner Mutter und seinen Verwandten liebevoll umhegt, hatte er anfangs mit Gleichaltrigen und in der Schule wenig Probleme. Später nahmen Drangsalierungen und rassistische Beleidigungen zu, aber Massaquio überlebte – als Arbeiter in einer Fabrik. Seine Versuche, am «Alltag» der NS-Zeit teilzunehmen und in die Hitlerjugend sowie in die Wehrmacht aufgenommen zu werden, scheiterten an seiner Hautfarbe. Das Buch gibt einen sehr persönlichen Eindruck vom Leben und Überleben als Schwarzer in der NS-Zeit. Die Kapitel sind als abgeschlossene, meist kurze Erzählungen verfasst und können somit auch einzeln im Unterricht eingesetzt werden.

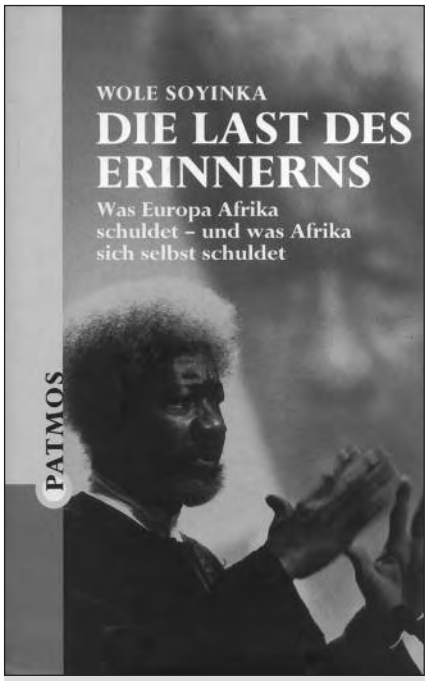
Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette : Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche «Besatzungskinder» im Nachkriegsdeutschland. Berlin 2002.

Der Rassismus gegen Schwarze in Deutschland, besonders der von deutschen Behörden exekutierte, endete nicht mit dem Untergang des NS-Regimes. Kinder aus Beziehungen schwarzer Besatzungssoldaten mit deutschen Frauen waren nach 1945 – wie schon nach 1918 – erheblichen Diskriminierungen ausgesetzt. Kirchliche Stellen und staatliche Wohlfahrtsinstitutionen versuchten sogar, diese Kinder aus Deutschland abzuschieben. «Wissenschaftler» unterstützten diesen Kurs mit Expertisen, in denen sie den Kindern eine besondere «Wildheit» bescheinigten und sie als gefährlich und als nicht in die deutsche Gesellschaft integrierbar brandmarkten. Als «Mischlingskinder» waren sie allerdings auch in den USA nicht willkommen. Ihre Väter durften sie nicht zu sich nehmen, vielmehr wurden weiße Adoptiveltern für diese Kinder gesucht.
Das Buch dokumentiert die erschreckende Kontinuität des Rassismus in Deutschland von der Nazizeit bis in den bundesrepublikanischen Alltag und kann deshalb auch zur Auseinandersetzung mit aktuellen rassistischen Haltungen und Übergriffen herangezogen werden.

Deutsche Kriegsziele und Judenverfolgung in Nordafrika und im Nahen Osten (s.S. 67)

Mallmann, Klaus-Michael / Cüppers, Martin: Halbmond und Hakenkreuz. Das Dritte Reich, die Araber und Palästina. Darmstadt 2006.

Die erste wissenschaftliche Publikation in deutscher Sprache, für die das hierzulande verfügbare Archivmaterial über die Beziehungen Nazideutschlands zur arabischen Welt ausgewertet wurde. Sie dokumentiert die Sympathien vieler Politiker und religiöser Führer sowie bedeutender Teile der Bevölkerung des Nahen und Mittleren Ostens für den Krieg Nazideutschlands und die Judenverfolgung. Bei ihren Recherchen stießen die Autoren auch auf Pläne des NS-Regimes zur Fortführung des Holocausts in den arabischen Ländern (insbesondere in Palästina). Das dafür eigens gebildete Sonderkommando der SS landete Ende 1942 mit der deutschen Wehrmacht in Tunesien und begann unverzüglich damit, die dort lebenden Juden zusammen zu treiben und in Arbeitslager zu deportieren. Der Bau eines KZs war geplant und die SS-Leute bauten auf die Hilfe arabischer Freiwilliger bei der geplanten Verfolgung und Vernichtung der Juden in Palästina, die nur der alliierte Vormarsch verhinderte.
Die Autoren, Mitarbeiter der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, präsentieren nicht nur viele bislang verschwiegene Fakten, sondern sie üben auch Kritik an der «bedenklichen» Ignoranz hiesiger Geschichts- und Islamwissenschaftler gegenüber «der Nähe zwischen Nationalsozialismus und der arabischen Welt bis in die jüngste Vergangenheit».



Reflexionen des nigerianischen Nobelpreisträgers für Literatur über die historische Schuld Europas für Kolonialherrschaft und Sklavenhandel in Afrika sowie die daraus folgenden Konsequenzen in Form von Entschuldigungen und Entschädigungen, die sich auch auf die bislang weitgehend verdrängte Aufarbeitung der Folgen des Zweiten Weltkrieges für die Dritte Welt übertragen lassen. Eine afrikanische Perspektive zur Debatte über einen angemessenen Umgang mit der Vergangenheit.
Soyinka, Wole: Die Last des Erinnerns. Was Europa Afrika schuldet – und was Afrika sich selbst schuldet. Düsseldorf 2001.

Negativbeispiel Naher Osten

So dürftig die deutschsprachige Literatur über die Rolle der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg auch ist, so vergleichsweise groß ist die Zahl der Beiträge, in denen das Verhalten von Nazikollaborateuren aus arabischen Ländern untersucht und nicht selten verteidigt oder gar gerechtfertigt wird. Die Publikationen des Berliner «Zentrums Moderner Orient» (ZMO) über den Nahen Osten illustrieren dies beispielhaft.

So erschien z.B. die Dokumentation einer Tagung aus dem Jahre 2002 unter dem verharmlosenden Titel «Arabische Begegnungen mit dem Nationalsozialismus».

Den meisten Autoren ging es offenkundig darum, die breiten Sympathien für Nazideutschland in den arabischen Ländern sowie die Bereitschaft führender politischer und religiöser Repräsentanten zur Kollaboration mit den Faschisten zu kaschieren oder – etwa am Beispiel des prodeutschen Putschs von 1941 im Irak – als «Generationenkonflikt» zu verharmlosen.

Auch die Aufsatzsammlung des ZMO über «Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen» enthält mehr Verständnis für die Haltung muslimischer Freiwilliger der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS als Kritik an der Beteiligung von Muslimen am Vernichtungskrieg des NS-Regimes.

Höpp, Gerhard; Wien, Peter; Wildangel, René (Hg.): Blind für die Geschichte? Arabische Begegnungen mit dem Nationalsozialismus. Zentrum Moderner Orient. Studien 19. Berlin 2004.

Höpp, Gerhard; Reinwald, Brigitte (Hg.): Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen. 1914 – 1945. Berlin 2000.

S. 223 (8)

Gensike, Klaus: Der Mufti von Jerusalem und die Nationalsozialisten. Eine politische Biographie Amin el-Husseinis. Stuttgart 2007.

Aktualisierte und erweiterte Fassung der Dissertation, die der Autor vor zwei Jahrzehnten über die Rolle des höchsten palästinensischen Funktionärs in den dreißiger und vierziger Jahren vorgelegt hat («Der Mufti von Jerusalem». Frankfurt a.M. 1988). Die Biographie beschreibt, dass Husseini bei seinem Aufstieg zum höchsten Repräsentanten der Araber in Palästina in den 1920er Jahren keine Skrupel kannte und politische Gegner gewaltsam aus dem Weg räumen ließ. Schon 1933 erklärte er öffentlich seine Bewunderung für den deutschen Faschismus und ab 1936 kämpfte er mit deutschem Geld und deutschen Waffen gegen Briten, Juden und andersdenkende Araber in Palästina. Das Buch dokumentiert seine Beteiligung an einem pro-deutschen Putsch im Irak (1941) und seine anschließenden Aktivitäten im deutschen Exil (bis 1945). Gensike weist nach, dass Husseini keineswegs nur aus taktischen Gründen – etwa zur Befreiung der arabischen Länder von der britischen Kolonialherrschaft – zur Kollaboration mit den deutschen Faschisten bereit war. Vielmehr habe er sich bei der NS-Führung (Hitler, Himmler und Goebbels) geradezu angebiedert, weil er von der «Endlösung der Judenfrage», dem Massenmord an Millionen Juden, begeistert war. Husseini beteiligte sich persönlich daran, indem er verhinderte, dass sich Juden aus den von Deutschland besetzten Ländern Ungarn, Rumänien und Bulgarien nach Palästina in Sicherheit bringen konnten. Gensike beschreibt auch die politische Konstellation der Nachkriegszeit, in der Husseini – trotz seiner Kriegsverbrechen – seine Karriere als internationaler Sprecher der Palästinenser fortsetzen konnte. Das Buch liefert damit historische Grundlagen für eine fundierte Auseinandersetzung mit den Konflikten im Nahen Osten bis in die Gegenwart.

Höpp, Gerhard (Hg.): Mufti-Papiere. Briefe, Memoranden, Reden und Aufrufe Amin al-Hussainis aus dem Exil. 1940-1945. Zentrum Moderner Orient. Studien 16. Berlin 2004.

Erschreckende Sammlung antisemitischer und faschistischer Hetzreden, Radioansprachen und Briefe des politischen und religiösen Führers der Palästinenser in der Zeit des Zweiten Weltkriegs (und in dem Jahrzehnt danach). Auch wenn der Herausgeber – in der für hiesige Wissenschaftler nicht untypischen verharmlosenden Haltung gegenüber Nazikollaborateuren aus der arabischen Welt – im Vorwort betont, den militanten Antisemiten und Kriegsverbrecher Husseini keineswegs «denunzieren» oder «dämonisieren» zu wollen, sondern vielmehr dafür plädiert, ein «nüchternes Verhältnis» zu dieser «umstrittenen politischen Persönlichkeit» zu finden, sind die Dokumente auch in der Schule nutzbar. Denn ihr Inhalt spricht für sich. Die Einführung des Herausgebers kann dazu dienen, die mangelnde Bereitschaft deutscher Islamwissenschaftler zu illustrieren, sich ernsthaft mit faschistischen und antisemitischen Traditionen in arabischen Ländern auseinanderzusetzen.

Lustiger, Arno: Zum Kampf auf Leben und Tod! Vom Widerstand der Juden 1933-1945. Köln 1994.

Standardwerk zum Widerstand von Juden gegen die nationalsozialistische Vernichtungspolitik mit zahlreichen biografischen Beispielen. Das Buch enthält jeweils ein Kapitel zu Nordafrika und Palästina sowie zu jüdischen Soldaten in den alliierten Armeen.

Hafner, Georg M./Schapira, Ester: Die Akte Alois Brunner. Warum einer der größten Naziverbrecher noch immer auf freiem Fuß ist. Reinbek bei Hamburg 2002

Alois Brunner war Stellvertreter Adolf Eichmanns und verantwortlich für die Deportation und Ermordung von etwa 120000 Juden aus Paris, Saloniki, Nizza und Berlin. Nach dem Krieg zunächst untergetaucht, gelang ihm 1954 die Flucht nach Syrien, wo ihm das Regime des Diktators Hafis al-Assad jahrzehntelang Unterschlupf gewährte. Brunner konnte in Damaskus (Waffen-) Geschäfte betreiben und er unterhielt Kontakte zu anderen NS-Verbrechern, die im Nahen Osten Zuflucht gefunden hatten (wie z.B. der berüchtigte KZ-Arzt in Buchenwald, Hans Eisele, und Johannes van Leers, ein enger

Mitarbeiter von Joseph Goebbels). Zusammen mit weiteren «100 deutschen Fachleuten» dieser Art half Brunner dem ägyptischen Präsidenten Gamal Abd el-Nasser beim Aufbau seines Polizeiapparates. Als Vermittler fungierte dabei der Palästinenserführer und Nazikollaborateur Amin el-Husseini, dessen Familie nicht nur Brunner in Damaskus Unterkunft gewährte, sondern auch Franz Stangl, dem Kommandanten des Vernichtungslagers Treblinka.
Das Buch dokumentiert die anhaltende Kumpanei arabischer Nazikollaborateure mit NS-Verbrechern im Nahen Osten und einen bundesdeutschen Justizskandal. Denn Brunner blieb unbehelligt, obwohl seine Aktivitäten im Nahen Osten bekannt waren. Auch eine Fernsehdokumentation der Autoren dieses Buches, beide Mitarbeiter des Hessischen Rundfunks, änderte daran nichts. (Sie lief 1998 unter dem Titel: «Die Akte B. Alois Brunner. Die Geschichte eines Massenmörders.»)

ASIEN

Koreas Bedeutung für die japanische Kriegführung (s.S.108)

Koreanische Frauengruppe in Deutschland (Hg.): In die Prostitution gezwungen. Koreanische Frauen erinnern sich. Zeugenaussagen aus dem japanischen Asien-Pazifik-Krieg. Osnabrück 1996.
Während des Zweiten Weltkriegs verschleppten die Japaner etwa 200000 Frauen, die meisten davon Koreanerinnen, in ihre Militärbordelle. Die oft noch minderjährigen Frauen wurden mit Versprechen auf gut bezahlte Fabrikarbeit angeworben und mussten schließlich Massenvergewaltigungen und unvorstellbare Grausamkeiten erdulden. Erst 1991, ein halbes Jahrhundert später, wagten sich einige der betroffenen Frauen erstmals an die Öffentlichkeit und brachen das Schweigen über diese japanischen Kriegsverbrechen. Das Buch enthält 15 aus koreanischen Publikationen ausgewählte Zeugnisse von Frauen, die – zur Zeit ihrer Befragungen durch Sozialwissenschaftlerinnen – in China, Nord- und Südkorea lebten. Ihre Berichte dokumentieren, dass die japanischen Streitkräfte Koreanerinnen als Zwangsprostitutierte an alle Fronten ihrer Eroberungsfeldzüge in Asien und der Pazifikregion verschleppten: von der Mandschurei und Städten wie Nanking und Shanghai in China über Taiwan, Thailand und Burma bis nach Singapur, auf die mikronesische Insel Palau sowie nach Japan selbst. Die schonungslose Offenheit, mit der die Betroffenen über die Torturen berichten, die sie von Seiten der Japaner zu ertragen hatten, macht ihre Aussagen zu beklemmenden, teilweise kaum erträglichen Zeugnissen sexualisierter Gewalt, unter der Frauen in Kriegen zu leiden haben. Das Nachwort erklärt, warum die Opfer es in der streng patriarchalischen Gesellschaft Koreas ein halbes Jahrhundert nicht gewagt hatten, Zeugnis von ihrem Martyrium abzulegen. Eine Karte sowie eine Zeittafel zur japanischen Expansion auf die koreanische Halbinsel vervollständigen das empfehlenswerte Buch.

Japans Vernichtungskrieg gegen China (s.S.112ff.)

Kuhn, Dieter: Der Zweite Weltkrieg in China. Berlin 1999.
Standardwerk über die Geschichte des japanischen Vernichtungskriegs in China, für die der Autor, Professor für Sinologie an der Universität Würzburg, intensive Studien in chinesischen, japanischen und US-amerikanischen Archiven betrieben hat. Auf dieser Grundlage beschreibt er die politischen und militärischen Ereignisse in chronologischer Folge, vom Beginn des Krieges – mit Hilfe eines fingierten japanischen Zwischenfalls bei Peking – im Jahre 1937 über die brutalen Feldzüge der kaiserlichen Truppen nach Shanghai und Nanking bis zur Vertreibung der japanischen Invasoren durch die nationalchinesischen und kommunistischen Streitkräfte und dem anschließenden Machtkampf zwischen Chiang Kai-shek und Mao Tse-tung. Auf Vorlesungsmanuskripten basierend ist dieses Buch trotz seines wissenschaftlichen Anspruchs verständlich geschrieben und damit auch in Schulen einsetzbar.

Türkei
Etwa 30000 türkische Juden lebten während der Zwischenkriegszeit in verschiedenen europäischen Ländern. Obwohl sie eine zahlenmäßig bedeutende Gruppe bildeten und viele von ihnen Opfer des Holocaust wurden, ist ihr Schicksal bislang weitgehend unbekannt.
Corry Guttstadt hat die wechselvolle Geschichte der türkischen Juden recherchiert und beschrieben. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten die etwa 400000 Juden des Osmanischen Reichs weltweit eine der größten und blühendsten Gemeinden gestellt.
Die Kriege zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowie der forcierte Nationalismus trieb viele von ihnen in die Emigration. In zahlreichen europäischen Metropolen entstanden türkisch-jüdische Gemeinden, die ihre eigenen kulturellen und sozialen Strukturen hervorbrachten. Während des Nationalsozialismus wurden viele ihrer Mitglieder Opfer der Judenverfolgung, obwohl sie als Angehörige der im Krieg neutralen Türkei speziellen Bedingungen unterlagen.
Das Buch dokumentiert die widersprüchliche Politik der türkischen Regierung, die zwar einerseits verfolgten deutsch-jüdischen Wissenschaftlern und Künstlern Exil gewährte, andererseits jedoch wenig unternahm, um ihre im NS-Machtbereich befindlichen jüdischen Staatsbürger zu retten. Es schließt nicht nur eine wichtige Forschungslücke, sondern erhält vor dem Hintergrund eines erstarkten Antisemitismus in der Türkei sowie der Diskussion um Holocaustgedenken in der Migrationsgesellschaft eine besondere Aktualität.
Guttstadt, Corry: Die Türkei, die Juden und der Holocaust. Hamburg/Berlin 2008.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs flohen Tausende Nazis, darunter Kriegsverbrecher wie Eichmann, Mengele und Barbie, nach Südamerika, unterstützt vom Vatikan sowie von einer Fluchthilfeorganisationen der argentinischen Regierung unter Juan Domingo Perón. Was die deutsche Geschichtswissenschaft bislang weitgehend vernachlässigt, wenn nicht sogar verschwiegen hat, belegt der argentinische Journalist nach langjährigen Recherchen mit zahlreichen historischen Dokumenten. Ein Standardwerk.

Goñi, Uki:
Odessa – Die wahre Geschichte. Fluchthilfe für NS-Kriegsverbrecher. Berlin/Hamburg 2006.

S. 223 (10)

Chang, Iris: Die Vergewaltigung von Nanking. Das Massaker in der chinesischen Hauptstadt am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Zürich 1999.

Im Dezember 1937 eroberten japanische Truppen Nanking, die damalige Hauptstadt Chinas. In den folgenden Wochen wurde Nanking zum Schauplatz eines Massakers, bei dem die japanischen Militärs nach verschiedenen, von der Autorin zitierten Schätzungen 300 000 bis 400 000 chinesische Zivilisten und Soldaten ermordeten. In einer unfassbaren Gewaltorgie folterten und verstümmelten die japanischen Soldaten ihre Opfer. Darüber hinaus vergewaltigten sie bis zu 80 000 chinesische Frauen – einer der schlimmsten Fälle von systematischer Massenvergewaltigung in der Geschichte. Die in den USA geborene Autorin erfuhr von diesen Gräueln durch ihre Großeltern, die aus Nanking stammten, und dem Massaker durch eine glückliche Fügung entkommen waren. In langjährigen Recherchen sammelte sie Interviews und Tagebücher von Zeitzeugen, Zeitungsberichte und offizielle Aufzeichnungen in Japan, China, den USA und Europa. Auf Grundlage dieses Materials schildert sie das Geschehen in Nanking aus drei verschiedenen Perspektiven: aus der japanischer Täter, der chinesischer Opfer sowie der europäischer und US-amerikanischer Diplomaten und Geschäftsleute, die 1937 vor Ort waren und mehr als 200 000 chinesische Zivilisten in der «internationalen Zone» der Stadt zu retten versuchten.

Die in dem Buch präsentierten historischen Fakten und Fotos sind überaus erschütternd und sollten deshalb nicht unvorbereitet im Unterricht eingesetzt werden. Über diese Zeugnisse hinaus bietet das Buch eine prägnante Zusammenfassung des japanischen Wegs in den Zweiten Weltkrieg und beschreibt die inhumane Ausbildung japanischer Soldaten, die dem Gewaltexzess von Nanking vorausging. Die Autorin dokumentiert auch, dass nur eine verschwindend kleine Zahl von Verantwortlichen nach Kriegsende zur Rechenschaft gezogen wurde und japanische Politiker die Verbrechen der kaiserlichen Streitkräfte noch ein halbes Jahrhundert später leugneten und den Opfern Entschädigungszahlungen verweigerten. Das verständlich geschriebene Buch gehört zu den wichtigsten Publikationen über Japans Vernichtungskrieg gegen China.

Das jüdische Ghetto in Shanghai (s. S. 114)

Heppner, Enest G.: Fluchtort Shanghai. Erinnerungen 1938-1948. Berlin 2001.

Der Autor, 1921 in Breslau geboren, floh am 3. März 1939 mit seiner Mutter vor dem Naziterror in Deutschland nach Shanghai, damals der einzige Ort der Welt, der Juden ohne Einreiseerlaubnis und Visum aufnahm. Die Stadt wurde deshalb zur Zuflucht von Zehntausenden Juden aus Europa. Sie waren in überfüllten Heimen untergebracht, wurden 1941 von den japanischen Besatzern in einem Ghetto zusammen gepfercht und mussten alltäglich um ihr Überleben kämpfen, wie Heppner anhand eigener Erfahrungen eindrucksvoll beschreibt und mit Fotos dokumentiert. Hinzu kam die ständige Angst, dass die Nazis den Holocaust auch in Shanghai fortsetzen könnten, nachdem der ehemalige Gestapochef von Warschau, Josef Meisinger, der schon in Polen Tausende Juden hatte ermorden lassen, im Frühjahr 1942 in Shanghai aufgetaucht war. Aber die japanischen Besatzer, so brutal sie ansonsten in China auch wüteten, teilten den antisemitischen Vernichtungswahn der Deutschen nicht und widersetzten sich deren Plänen zur Ermordung der Juden Shanghais. Heppners Augenzeugenbericht erinnert an ein fast vergessenes Kapitel der (jüdischen) Geschichte und bietet exemplarische Einblicke in das schwierige Leben von Flüchtlingen im Exil.

Kaplan, Vivian Jeanette: Von Wien nach Shanghai. Die Flucht einer jüdischen Familie. München 2006.

Die Geschichte beginnt im Wien der zwanziger Jahre, wo Gerda und Leopold Kosiner, die Großeltern der Autorin, als Geschäftsleute ein gut bürgerliches Leben führen. Der frühe Tod des Großvaters wirkt wie ein Vorzeichen auf die Schicksalschläge, die der Familie bevorstehen, als der in Deutschland grassierende Antisemitismus in den dreißiger Jahren auf Österreich übergreift. Auch in Wien werden Juden zunehmend aus dem öffentlichen Leben verbannt und verfolgt. Sie erhalten Berufsverbote, verlieren ihre

Wohnungen und in der Pogromnacht von 1938 brennen ihre Schulen und Synagogen. Auf offener Straße angepöbelt, bespuckt, gedemütigt und verprügelt, suchen sie nach Wegen zur Flucht vor dem Nazi-Mob. Der Familie Kaplan gelingt mit viel Glück die Ausreise nach Italien und von dort per Schiff nach Shanghai. Dem Nazi-Terror entkommen, gelingt es den Kaplans mehr schlecht als recht, sich in ihrer fremden chinesischen Umgebung mit Devisengeschäften, einem Pelzhandel und einem Barbetrieb durchzuschlagen, bis die japanischen Besatzer die jüdischen Flüchtlinge in der Stadt (insgesamt 18000) in ein heruntergekommenes Viertel umsiedeln, das zum abgeriegelten Ghetto wird und in dem nur der Zusammenhalt der jüdischen Gemeinde die Familie vor dem Untergang rettet. («In Shanghai leben ist ein grausames Spiel, das viele verlieren.») Selbst die Befreiung der Stadt bezahlen viele der Flüchtlinge aufgrund der alliierten Bombardements noch mit dem Leben.
Die Autorin, 1946 in Shanghai geboren und ab 1949 in Kanada aufgewachsen, bezeichnet die Erinnerungen ihrer Familie als «kreatives Sachbuch». Sie erzählt die Geschichte aus der Perspektive ihrer Mutter. Die «wirklichkeitsgetreue» und persönliche Erzählform macht die Judenverfolgung in Wien und das Ghettoleben in Shanghai bedrückend nachfühlbar.

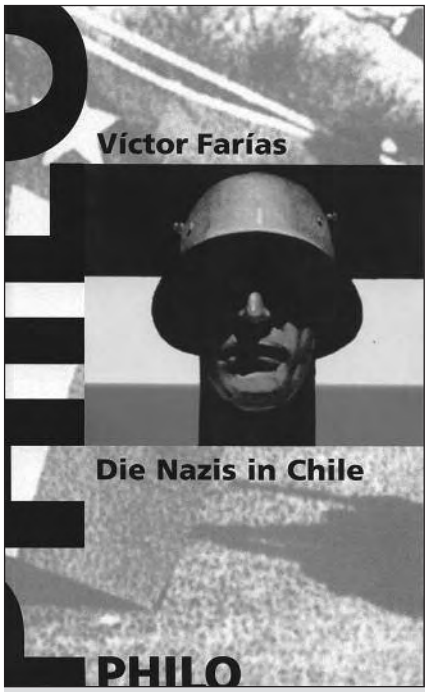
Finkelgruen, Peter: Haus Deutschland oder Die Geschichte eines ungesühnten Mordes. Hamburg 1994.
Der in Köln lebende Schriftsteller wurde 1942 im jüdischen Ghetto von Shanghai geboren. Sein Vater kam dort um. Das letzte Kapitel dieses Buches erzählt davon und von den Plänen der NS-Gesandten vor Ort, die Vernichtung der Juden auch in der chinesischen Hafenstadt fortzuführen. Das Buch dokumentiert zudem – am Beispiel eines Nazi-Funktionärs, der den Großvater des Autors ermordete, aber nie dafür belangt wurde – wie NS-Verbrechen in (West-)Deutschland verdrängt, verschwiegen und vergessen wurden. Es liefert damit – in konkreter und verständlicher Form – Grundlagen zur Diskussion des Umgangs mit der Nazivergangenheit in Deutschland (s. S. 204f.). Der Dokumentarfilm über Finkelgruens Leben («Unterwegs als sicherer Ort», s. Filmliste auf S. 221) und ein weiteres Buch des Autors («Erlkönigs Reich. Die Geschichte einer Täuschung.» Hamburg 1999.) liefern zusätzliches historisches Material für den Unterricht.

Der japanische Vormarsch nach Südasien (s.S.119)

Südostasien Informationen. 50 Jahre Ende des 2. Weltkriegs. Heft Nr. 2, Juni 1995.
Schwerpunktheft zu den Folgen des Zweiten Weltkriegs in Südostasien, herausgegeben aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsendes. Die gut lesbaren Beiträge liefern historische Fakten über «die japanische Herrschaft» und «die Lebensbedingungen der Bevölkerung in der Region» während des Krieges, über «antijapanischen Widerstand in Malaya», die Zerstörung der philippinischen Hauptstadt Manila, «Portugiesisch-Timor im Zweiten Weltkrieg» sowie die Durchsetzung der «Unabhängigkeit als Folge des Krieges» in Burma und Indonesien. Ein Beitrag über die Geschichte Vietnams beschreibt, dass die kommunistische Widerstandsbewegung unter Ho Chi Minh schon 1945 erstmals eine unabhängige «Demokratische Republik» proklamierte, die sich allerdings erst nach 30 weiteren Jahren Krieg gegen Frankreich und die USA behaupten konnte.

Indonesien: Erst Begeisterung, dann Ernüchterung (s.S.122)

Toer, Pramoedya Ananta: Stilles Lied eines Stummen. Aufzeichnungen aus Buru. Bad Honnef 2000.
Autobiographie des bekanntesten indonesischen Schriftstellers, den Diktator Mohamed Suharto 16 Jahre lang inhaftieren und zusammen mit Hunderten anderen politischen Gefangenen auf die abgelegene Insel Buru verbannen ließ, wo er Zwangsarbeit leisten musste. Neben der Beschreibung dieser Nachkriegsrealität Indonesiens, das mit



Am Beispiel seines Heimatlandes beschreibt der chilenische Philosoph, dass die außenpolitischen Expansionsstrategien des NS-Staates bis nach Lateinamerika reichten.
Der Autor benennt auch die chilenischen Funktionäre und Diplomaten, die mit dem NS-Regime kollaborierten und nach dem Krieg hohen Nazifunktionären in Chile Unterschlupf gewährten.
Farías, Victor: Die Nazis in Chile. Berlin/Wien 2002.

Negativbeispiel Indien

Exemplarisch für die Versuche deutscher Wissenschaftler und Publizisten, die Kollaboration antikolonialer Bewegungen in Asien mit den Nazis zu rechtfertigen, ist die Dissertation von Jan Kuhlmann über «Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte». Der Autor behauptet zwar schon in der Einführung, den indischen Nationalisten Bose habe mit den Nazis außer der Feindschaft zu Großbritannien nichts verbunden, doch zahlreiche von ihm zitierte Dokumente beweisen das Gegenteil. Danach strebte Bose eine Synthese von Faschismus und Sozialismus an, schwärmte für die militärischen Erfolge der Wehrmacht, erhielt in seinem Berliner Exil eine Million Reichsmark für den Aufbau einer *indischen Legion*, die später in die Waffen-SS eingegliedert wurde, und ließ seine Mitarbeiter den faschistischen Arbeitsdienst und die Hitlerjugend studieren, um Anregungen für die zukünftige Organisationsform eines unabhängigen Indien zu sammeln.

Für den Autor Jan Kuhlmann keine Gründe, die Politik des in seiner Herkunftsprovinz Bengalen bis heute verehrten indischen Nazikollaborateurs einer kritischen Analyse zu unterziehen. Im Gegenteil: Mit der Platitüde «Der Feind meines Feindes ist mein Freund» versucht der Autor Bose als antikolonialen Freiheitskämpfer hinzustellen, ohne der Frage nachzugehen, welche «Freiheit» Indien von Nazideutschland und Japan gewährt worden wäre.

Kuhlmann, Jan: Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte. Berlin 2003.

S. 223 (9)

Hilfe der japanischen Besatzer seine Unabhängigkeit von den Niederlanden erhalten hatte, erinnert der Schriftsteller auch an die Zeit des Zweiten Weltkriegs in seinem Land. Dabei bekennt er selbstkritisch, dass er 1942 wie viele seiner Landsleute zunächst «in Diensten der Japaner» gestanden hatte, bevor er realisierte, dass diese nicht als Befreier, sondern als Besatzer gekommen waren.

Indiens Rolle im Zweiten Weltkrieg (s.S.126)

Voigt, Johannes H.: Indien im Zweiten Weltkrieg. Stuttgart 1974.

Detaillierte Untersuchung über die Bedeutung der größten britischen Kolonie für die Kriegführung der Alliierten. Der Autor, der indische, britische und US-amerikanische Quellen ausgewertet hat, skizziert Geschichte und Herrschaftsform des britischen Kolonialismus in Indien sowie die herausragende Rolle, die indische Kolonialsoldaten schon im Ersten Weltkrieg für Großbritannien spielten. Im Zweiten Weltkrieg war der Subkontinent nicht nur für britische Regierung und die Alliierten insgesamt bedeutsam, sondern auch für die Achsenmächte Deutschland und Japan, die ihrerseits indische Soldaten rekrutierten. Das Buch zeichnet den Konflikt detailliert nach, der deshalb zwischen führenden Politikern der indischen Unabhängigkeitsbewegung ausgetragen wurde. Während Gandhi und Nehru jegliche Zusammenarbeit mit den faschistischen Mächten ablehnten, fand Subhas Chandra Bose, Ende der dreißiger Jahre Präsident des indischen Nationalkongresses, 1941 Exil in Nazideutschland. Dort rekrutierte er ebenso indische Rekruten wie 1943 (zurück in Asien) in den von Japan besetzten Ländern Malaya und Burma. Dass Buch beschreibt, wie Boses *Indische Nationalarmee* 1944 von Burma aus an der Seite japanischer Truppen in Indien einmarschierte und von Einheiten der *Royal Indian Army*, die unter britischem Oberkommando standen, zurück geschlagen wurde.

Trotz der politischen Widersprüche innerhalb der indischen Unabhängigkeitsbewegung und der wachsenden Spannungen zwischen Muslimen und Hindus markierten die Kriegsjahre, wie der Autor nachweist, den Anfang vom Ende der britischen Kolonialherrschaft. Das Buch dokumentiert, dass Indien durch seine Einbeziehung in die britische Kriegswirtschaft auch ökonomisch einen hohen Preis für den Sieg der Alliierten zahlte. Und es erinnert daran, dass zu den indischen Opfern des Zweiten Weltkriegs nicht nur Zehntausende tote, vermisste und verwundete Soldaten gehörten, sondern auch mehr als zwei Millionen Zivilisten, die bei der kriegsbedingten Hungerkatastrophe in Bengalen ums Leben kamen.

OZEANIEN

Die Militarisierung Ozeaniens nach 1945 (s.S.185ff.)

Informationszentrum Dritte Welt, Freiburg/Südostasien Informationsstelle, Bochum (Hg.): Die Militarisierung des Pazifiks. Freiburg/Bochum 1986.

Die Autoren dieses Buches präsentieren Facetten der militärischen und atomaren Ausbeutung Ozeaniens durch die europäischen Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien sowie die Anrainer-Staaten des Pazifiks USA, Japan, die UdSSR, Australien und Neuseeland. Sie verweisen dabei auch auf die Kolonialgeschichte der Region sowie auf die Bedeutung des Ersten und Zweiten Weltkriegs für Ozeanien und beschreiben, wie die alliierten Siegermächte nach 1945 im Pazifik zum «großen Insel-Klau» ansetzten, weil sie Militärstützpunkte und Testgelände für ihre Raketen bzw. Atombomben suchten. Das informativste deutschsprachige Buch zur Nachkriegsgeschichte Ozeaniens.

Filmempfehlungen

AFRIKA

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Äthiopien (s.S.47ff.)

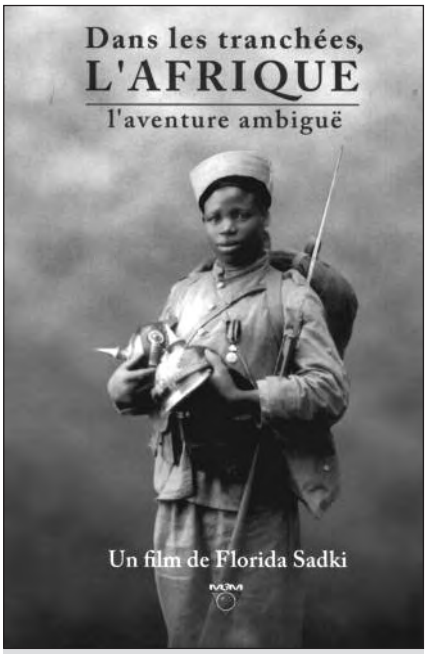
Omar Mukhtar – Lion of the desert.
Regie: Moustapha Akkad. Libyen/Italien 1980. Spielfilm. 156 Min.
DVD. Englische Fassung.
Der Spielfilm erzählt die Vorgeschichte der italienischen Invasion in Äthiopien, die den Beginn des Zweiten Weltkriegs in Afrika markierte. Der italienische Kolonialkrieg in Libyen war die Vorbereitung darauf. Dabei setzten die italienischen Militärs erstmals Panzer und Kampfflugzeuge gegen berittene und nur mit einfachen Gewehren ausgerüstete afrikanische Freiheitskämpfer ein. Verantwortlich für den erbarmungslosen Feldzug gegen die libysche Guerilla unter dem Beduinenführer Omar Mukhtar (gespielt von Anthony Quinn) war der von Mussolini ernannte General Rodolfo Graziani (gespielt von Oliver Reed). Seine im libyschen Wüstenkrieg gesammelten Erfahrungen nutzte er 1935 beim Angriff auf Äthiopien, bei dem die italienische Luftwaffe auch Giftgas einsetzte. Der Film erinnert an das weitgehend vergessene Kapitel der italienischen Kolonialfeldzüge in Afrika. Seine besondere historische Bedeutung gewinnt er dadurch, dass den Hauptprotagonisten reale Personen der Geschichte als Vorbilder dienten und dass Dokumentaraufnahmen – z.B. von zerbombten libyschen Dörfern und von italienischen Konzentrationslagern für Zehntausende gefangene Beduinen – auf die realen Folgen des Kolonialkriegs in Libyen verweisen, dem etwa 100000 Afrikaner zum Opfer fielen.
Bezugsadresse der englischen Fassung auf DVD: Über Videohändler im Internet.
Kosten: ca. 12 Euro (Anfang 2008).

Afrikanische Kriegsteilnehmer aus den französischen Kolonien (s.S.58ff.)

Ancien combattant
Regie: Béatrice Jalbert. Frankreich 1991. Filmessey. 10 Min.
35mm und VHS. Originalfassung französisch mit englischen Untertiteln.
Surrealer Kurzfilm über einen afrikanischen Kriegsveteranen, der orientierungslos durch Paris irrt und dabei von Kriegsbildern verfolgt wird. Der Film präsentiert assoziative Bilder zu einem populären afrikanischen Anti-Kriegs-Song und ist deshalb auch in der französisch-englischen Fassung verständlich.
Bezugsadresse der 35mm- und VHS-Fassung mit englischen Untertiteln: Les Films des la Passion. 27, Boulevard Saint Martin. 75003 Paris. Frankreich. Tel.: 0033-1-40 27 85 07, E-Mail: films.passion@noos.fr
Kosten: 35mm-Kinofassung pro Vorführung: 70 Euro. Erwerb einer VHS-Kopie für beliebig häufige Vorführungen in Schulen: 50 Euro.

Camp de Thiaroye
Regie: Ousmane Sembène. Senegal 1989. Spielfilm. 147 Min.
DVD-Fassung: Französisch und Wolof mit französischen Untertiteln.
35mm-Fassung: Französisch und Wolof mit englischen Untertiteln.
Bewegender Spielfilm des bekanntesten senegalesischen Schriftstellers und Regisseurs über die reale Geschichte des Massakers, das französische Streitkräfte 1944 in der Kaserne von Thiaroye am Stadtrand von Dakar an revoltierenden westafrikanischen Soldaten verübten. Die Kriegsheimkehrer, darunter Männer aus allen Teilen der Kolonie «Französisch Westafrika» (von Mali und Niger über Obervolta und Guinea bis zur Elfenbeinküste und dem Senegal) hatten ihren ausstehenden Sold und die versproche-

Über Folgen des Zweiten Weltkriegs in der Dritten Welt gibt es nahezu keine deutschen Filme. Die aufgelisteten Dokumentationen über das jüdische Ghetto in Shanghai sind Ausnahmen von der Regel, weshalb hier auch Filme wie «Nazn Moksori 2» über Zwangsprostituierte aus Korea und «Angels of war» über den Kriegsschauplatz Neuguinea aufgeführt sind, die deutsch untertitelt nur in 35mm- bzw. 16mm- Fassungen vorliegen, sich jedoch möglicherweise in Zusammenarbeit mit kommunalen Kinos vorführen lassen. Spielfilme wie «Omar Mukhtar» (über Italiens Kolonialkrieg in Libyen) und «Der letzte Kaiser» (über China) sind zwar auf DVD erhältlich, behandeln aber eher Nebenaspekte des Themas. Die wichtigsten Filme liegen nur in englisch bzw. französisch vor. Insbesondere die Dokumentationen über marokkanische und senegalesische Veteranen («D'un pays à l'autre» und «Soldats noirs») sowie über Schwarze in deutschen Lagern («Noirs dans le camps Nazis») setzen gute Kenntnisse dieser Sprachen voraus. Der senegalesische Regisseur Ousmane Sembène, selbst Kriegsteilnehmer, produzierte mit «Emitai» und «Camp de Thiaroye» schon früh herausragende Spielfilme zum Thema und in «Tasuma (le feu)» hat auch Sanou Kollo Daniel aus Burkina Faso einem Kolonialsoldaten ein cineastisches Denkmal gesetzt. Das Meisterwerk des Algeriers Rachid Bouchareb «Indigènes (Days of glory)» über Kolonialsoldaten aus dem Maghreb wurde 2007 beim Festival in Cannes ausgezeichnet, weshalb zu hoffen bleibt, dass dieser beeindruckende Film einen deutschen Kino- bzw. Videoverleih findet. Der Kurzfilm «Ancient combattant» bietet einen assoziativen Einstieg ins Thema.
In den Kästen am Rand sind Filme aufgeführt, die über den inhaltlichen Rahmen der Unterrichtsmaterialien hinaus weisen, einen Seiteneinstieg ermöglichen oder als Beispiel für Geschichtsklitterungen hiesiger Fernsehhistoriker dienen können.



Schon im Ersten Weltkrieg stellten Kolonialsoldaten aus Afrika ein Drittel der Truppen unter französischem Kommando an den Kriegsfronten in Europa. Der Senegalese Demba Koita gehörte dazu und sein Sohn Jean-Pierre erinnert in dem Film daran, dass sein Vater und andere Kolonialsoldaten als Kanonenfutter in Winterfeldzügen dienten: mehr als 30000 *Tirailleurs Senegalais* kamen in europäischen Schützengräben ums Leben – jeder Fünfte. Und den Überlebenden blieb jede Anerkennung für ihre Einsätze verwehrt.
Auch wenn in dem Film mit Ausnahme von Jean-Pierre Koita nur französische Historiker zu Wort kommen, ist die DVD empfehlenswert, weil sie seltene historische Filmaufnahmen von afrikanischen Soldaten im Ersten Weltkrieg enthält sowie Fotos über deren Rekrutierung, Ausbildung und Fronteinsätze.

Dans les tranchées, L'Afrique – l'aventure ambiguë

Regie: Florida Sadki. Frankreich 2004. Dokumentation. 52 Min. DVD. Originalfassung französisch.

Bezugsadresse der französischen Fassung auf DVD:
La Mediathèque des Trois Mondes. Tel: 0033-1-42 34 99 00. www.cine3mondes.com

Kosten: *20 Euro (für die individuelle Nutzung der DVD), 40 Euro (für den Einsatz in Schulen).*

nen Entlassungsprämien eingefordert. Sembène verweist auf die historischen Ereignisse, auf denen sein Film beruht, indem er die dramatischen Bilder vom Überfall der französischen Truppen auf die Afrikaner mit den genauen Daten und Uhrzeiten untertitelt. Ein Klassiker des afrikanischen Kinos, in dem Sembène auch eigene Erfahrungen als Kolonialsoldat in der Armee des Freien Frankreich verarbeitet hat.
Zum Bonusmaterial der DVD gehören ein 10-minütiges Portrait des Regisseurs, seine Bibliographie und Filmographie, ausgewählte Filmausschnitte, Fotos und Presseartikel.
Bezugsadresse der englisch untertitelten 35mm-Kinofassung: *Contemporary Films, 24 Southwood Lawn Road, London N6 5SF, Großbritannien. Tel: 00044-20–83405715, E-Mail: inquiries@contemporaryfilms.com / Internet: www.contemporaryfilms.com*
Kosten: *35mm-Kinofassung pro Vorführung: 400 britische Pfund (ca. 530 Euro).*
Bezugsadresse der französischen Fassung auf DVD: *La Médiathèque des Trois Mondes. Paris. Tel: 0033-1-42 34 99 00. www.cine3mondes.com*
Kosten: *20 Euro (für die individuelle Nutzung der DVD), 40 Euro (für den Einsatz in Schulen).*

D'un pays à l'autre – Les anciens combattants marocains

Regie: Neus Viala/Abdelkader Lagtaâ. Frankreich 2003. Dokumentation. 52 Min. DVD. Originalfassung französisch

Am Beispiel marokkanischer Soldaten in der französischen Armee, von denen die meisten im Zweiten Weltkrieg, einige auch noch bis 1954 im Indochina-Krieg gekämpft haben, verweist diese Dokumentation auf die Ungleichbehandlung afrikanischer und französischer Veteranen. Per Gesetz ließ der ehemalige Kommandant der Kolonialtruppen des Freien Frankreich Charles DeGaulle im Jahr 1959 als Staatspräsident die Invaliden- und Altersrenten ehemaliger afrikanischer Soldaten der französischen Armee mit der Unabhängigkeit ihrer jeweiligen Länder «einfrieren», was «Cristallisation» genannt wurde. Als Folge davon erhielten marokkanische Kriegsveteranen 2003 nicht einmal ein Zehntel der Renten ihrer französischen Kameraden. Einige Betroffene klagen vor der Kamera über diese Diskriminierung und fordern gleiche Leistungen wie französische Pensionäre. Der Film erinnert im zweiten Teil an ein weiteres, kaum bekanntes Problem der afrikanischen Veteranen. Zwar erstritten sie zwischenzeitlich einige Sozialleistungen, aber in voller Höhe beziehen konnten sie diese nur, wenn sie den überwiegenden Teil des Jahres in Frankreich lebten. Viele Ex-Soldaten sahen sich dadurch zur Migration nach Europa gezwungen. Ihren Frauen und Kindern verweigerte Frankreich jedoch die Einreise. Wie der Film zeigt, leben viele «alte Kämpfer» («anciens combattants») vereinsamt in ärmlichen Unterkünften z.B. in Toulouse, um mit ihren bescheidenen Renten ihre Familien in Marokko am Leben erhalten zu können. «Krieg für Frankreich führen durften wir, aber unsere Frauen nach Frankreich holen, dürfen wir nicht,» klagt ein Marokkaner in dem Film. Voraussetzung für das Verständnis dieser Dokumentation sind gute Französischkenntnisse.
Bezugsadresse der französischen Fassung auf DVD: *La Mediathèque des Trois Mondes. Tel: 0033-1-42 34 99 00. www.cine3mondes.com*
Kosten: *25 Euro (für die individuelle Nutzung der DVD), 40 Euro (für den Einsatz in Schulen).*

Emitaï

Regie: Ousmane Sembène. Senegal 1971. Spielfilm. 96 Min. DVD. Originalfassung Diola und Wolof mit französischen Untertiteln.

Der Film zeigt die dramatischen Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs in einem abgelegenen Dorf der südsenegalesischen Casamance, aus der auch der Regisseur stammt. Erst rekrutiert die französische Kolonialverwaltung dort junge Männer gewaltsam für den Krieg in Europa, dann sollen die verbliebenen Dorfbewohner Teile ihrer Reisernte zur Versorgung der französischen Truppen abliefern. Als sie sich weigern, taucht ein Trupp afrikanischer Kolonialsoldaten unter dem Kommando französischer Offiziere auf. Die Soldaten erschießen jeden, der Widerstand leistet und sie verweigern dem Dorfältesten ein angemessenes Begräbnis. Sie nehmen die Frauen, die traditionell für

die Ernte zuständig sind, gefangen und lassen sie auf dem Dorfplatz in sengender Sonne hungern und dursten, um sie zur Herausgabe des versteckten Reis zu bewegen. An der Brutalität, mit der die französische Verwaltung in Westafrika Kriegsabgaben eintreibt, ändert sich auch nichts, als die Beamten der Kollaborations-Regierung von Vichy durch Anhänger des Freien Frankreich unter General Charles de Gaulle abgelöst werden. Die französischen Offiziere vor Ort bleiben dieselben und die von ihnen kommandierten Kolonialtruppen werden lediglich angehalten, die Propagandaplakate auszutauschen. Regisseur Sembène verarbeitet in diesem Film (wie in «Camp de Thiaroye») Erfahrungen, die er als Kolonialsoldat der französischen Truppen im Krieg gesammelt hat. Das Bonumsmaterial der DVD enthält ein 10-minütiges Portrait des senegalesischen Filmemachers, seine Bibliographie und Filmographie, Standfotos aus dem Film sowie Auszüge aus seinen anderen Filmen.

Bezugsadresse der französischen Fassung auf DVD: La Mediathèque des Trois Mondes. Tel: 0033-1-42 34 99 00. www.cine3mondes.com

Kosten: 20 Euro (für die individuelle Nutzung der DVD), 40 Euro (für den Einsatz in Schulen).

Indigènes (Days of glory)

Regie: Rachid Bouchareb. Frankreich 2006. Spielfilm. 128 Min.
DVD. Originalfassung französisch mit englischen Untertiteln oder englische Fassung.

Der algerische Regisseur erzählt die Geschichte von vier Kolonialsoldaten der französischen Streitkräfe im Zweiten Weltkrieg: von ihrer Rekrutierung in Nordafrika bis zu ihren Kämpfen gegen deutsche Soldaten in einem abgelegenen elsässischen Dorf bei der Befreiung Frankreichs von der Naziherrschaft. Mit großartigen Schauspielern, die beim Festival in Cannes 2007 kollektiv als beste männliche Hauptdarsteller ausgezeichnet wurden, und bewegenden Bildern über das Kriegsgeschehen erzählt dieser Film am Beispiel seiner vier Protagonisten von der epischen Reise Zehntausender afrikanischer Soldaten an die brutalen und eisigen Fronten des letzten Kriegswinters in Europa. Mit Bildern von französischen Friedhöfen, auf denen afrikanische Gefallene begraben sind, sowie von den erbärmlichen Migrantenheimen, in denen Kriegsteilnehmer aus dem Maghreb heute leben müssen, verweist der Film auch auf die Geschichtsvergessenheit in Frankreich und auf die bis in die Gegenwart anhaltende Diskriminierung afrikanischer Veteranen. Ein herausragender Film zum Thema, zu dem auch ein französischsprachiges Begleitbuch mit spannendem Hintergrundmaterial erschienen ist (Bucharеb, Rachid/Lorelle, Olivier: «Indigènes». Paris 2006). Das Bonusmaterial auf der DVD enthält neben einem Interview mit dem algerischen Regisseur weitere Informationen und Fotos zum historischen Hintergrund der Filmhandlung.

Bezugsadresse der englischen bzw. englisch untertitelten Fassung auf DVD: Über Videohändler im Internet.

Kosten: ca. 20 Euro (Anfang 2008).

Soldats noirs – l'histoire oubliée

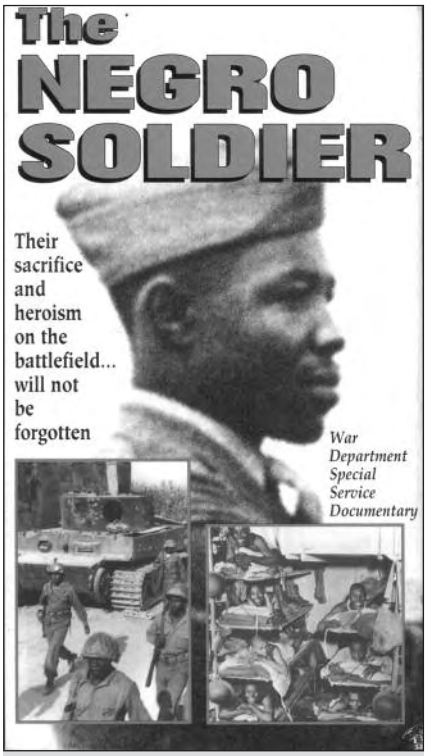
Regie: Eric Deroo. Frankreich 1985. Dokumentation. 49 Min.
DVD. Französische Originalfassung.

Bei Dreharbeiten in den Ardennen erfährt der Dokumentarfilmer Eric Deroo in einem Dorfcafé, dass im Mai/Juni 1940 «Senegalesen» in der Region für Frankreich gegen die deutsche Wehrmacht gekämpft haben. Mitte der achtziger Jahre ist die Erinnerung an dieses Kapitel des Zweiten Weltkriegs auch in Frankreich nahezu vergessen. Erich Deroo beginnt zu recherchieren, findet Soldatenfriedhöfe mit zahllosen afrikanischen Namen, einen französischen Offizier, der Kolonialtruppen kommandiert hat und macht sich schließlich mit der Kamera auf den Weg nach Westafrika in der Hoffnung, noch afrikanische Veteranen aufspüren zu können. Dort stellt er fest, dass überall noch ehemalige *Tirailleurs Senegalais* leben, wie die Kolonialmacht Frankreich all ihre Soldaten aus der Region, nicht nur die aus dem Senegal, nannte. Selbst in kleinen Ortschaften an der malischen Grenze treffen sich die «anciens combattants» («alten Kämpfer») noch immer in Veteranenclubs und vor der Kamera erzählen sie bereitwillig von ihren

Seiteneinstieg «Casablanca»

Der Spielfilm «Casablanca» (USA 1942) zeigt die marokkanische Hafenstadt zur Zeit des Zweiten Weltkriegs als Treffpunkt von Verfolgten, Abenteurern, Widerstandskämpfern, Faschisten und Mitläufern. Und er erzählt die Geschichte zweier Liebenden, die durch den deutschen Einmarsch in Paris voneinander getrennt wurden. Rick (Humphrey Bogart) betreibt danach in Casablanca eine Bar und Lisa (Ingrid Bergmann) kommt in die Stadt, um ihren Mann, den Widerstandskämpfer Victor Laszlo, vor den Nazis in Sicherheit zu bringen. In dem Film verdeutlicht der deutsche Major Strasser den Einfluss des NS-Regimes auf die französischen Kolonien zur Zeit des Kollaborationsregimes von Vichy. Den Widerstand repräsentieren Franzosen, die in «Ricks Café» Nazigesänge von Deutschen mit der «Marseillaise» übertönen und der französische Ortskommandant, Captain Renault, der Rick deckt, als er den Nazimajor Strasser erschießt, um Laszlo zur Flucht zu verhelfen. Renault wirft danach demonstrativ eine Mineralwasserflasche aus Vichy in den Müll und verspricht seinem neu gewonnenen Freund Rick, ihm zur Ausreise nach Brazzaville zu verhelfen, das von Truppen des Freien Frankreich kontrolliert wird. Selbst wenn in dem Film Afrikaner allenfalls als Statisten vorkommen, verweisen die genannten Details doch auf das Kolonialregime Vichys in Nordafrika. Am Beispiel dieses Films lässt sich zudem der fragwürdige Umgang mit der faschistischen Vergangenheit in der Bundesrepublik illustrieren. Von 1952 bis in die 1970er Jahre lief nur eine zensierte Fassung in den bundesdeutschen Kinos. Darin waren alle Verweise auf Nazis und das Vichy-Regime entfernt und aus dem Widerstandskämpfer Lazlo wurde ein norwegischer Atomphysiker, um aus dem antifaschistischen Film eine unpolitische Agentenstory zu machen.

Bezugsadressen für 35mm, 16mm und DVD-Fassungen sowie Hintergrundinformationen zu «Casablanca» finden sich im Internet unter: www.neuevisionen.de



Der US-amerikanische Propagandafilm wurde während des Zweiten Weltkriegs im Auftrag der Regierung gedreht. Er sollte in der von «Rassentrennung» geprägten Gesellschaft der USA das Verständnis für die Einsätze afroamerikanischer Soldaten in den US-Streitkräften fördern. Der Film kann (auch in Ausschnitten) als Anschauungsmaterial zum Thema Rassismus dienen. Er verdeutlicht, dass die Diskriminierung von Schwarzen aufgrund ihrer Hautfarbe auch in den USA bis in die Schützengräben des Zweiten Weltkriegs reichte.
Weitere Informationen und Literaturhinweise zu Schwarzen in den US-Streitkräften finden sich in dem Buch «Unsere Opfer zählen nicht» (s. S. 206).

The Negro Soldier
Regie: Stuart Heisler. USA 1944.
VHS und 16mm. 40 Min.
Originalfassung englisch.
Bezugsadresse: IWF Wissen und Medien GmbH. Nonnenstieg 72. 37075 Göttingen.
Tel.: 0551-50 24-242.
Internet: www.iwf.de

Kriegseinsätzen für Frankreich. In einigen besonders eindringlichen Sequenzen ahmen Veteranen das Kriegsgeschehen mit Gesten und Lauten nach. So wichtig es war, 1985 endlich an die «vergessene Geschichte» («l'histoire obliée») der afrikanischen Kolonialsoldaten zu erinnern, so gibt der Filmemacher doch 20 Jahre später zu (ein 20-minütiges Interview gehört zum Bonusmaterial der DVD), dass sein Film ein zu romantisches Bild von der «Waffenbrüderschaft» schwarzer und weißer Soldaten im Krieg gezeichnet habe. Tatsächlich seien afrikanische Soldaten keineswegs immer freiwillig in den Krieg gezogen, oft schlechter behandelt sowie als Kanonenfutter missbraucht und um angemessene Pensionen betrogen worden. Film und Interview sind nur bei guten Französisch-Kenntnissen verständlich. Die auf der DVD enthaltenen Standfotos von afrikanischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg lassen sich dagegen auch ohne Sprachkenntnisse einsetzen.
Bezugsadresse der französischen Fassung auf DVD: La Mediathèque des Trois Mondes. Tel: 0033-1-42 34 99 00. www.cine3mondes.com
Kosten: 20 Euro (für individuelle Nutzung der DVD), 40 Euro (für den Einsatz in Schulklassen)

Tasuma (le feu)
Regie: Sanou Kollo Daniel. Burkina Faso 2004. Spielfilm. 85 Min.
35mm-Fassung: Dioula und Französisch mit englischen Untertiteln.
DVD-Fassung: mit französischen, englischen und spanischen Untertiteln.
Spielfilm über einen westafrikanischen Kolonialsoldaten aus einem Dorf in Burkina Faso, der unter französischem Kommando an Kriegsfronten in Indochina und Algerien zog, aber noch Jahrzehnte später vergeblich auf seine Pension wartet und schließlich zu ungewöhnlichen Maßnahmen greift, um diese zu erhalten. Wie der Protagonist des Films müssen afrikanische Veteranen auch in der Realität zahlreiche bürokratische Hürden überwinden, um ihre Kriegsrenten durchzusetzen. Und viele, die für Frankreich in verschiedenen Kriegen ihr Leben riskierten, gingen völlig leer aus. Der Film verdeutlich, welche existenzielle Bedeutung die Folgen des Zweiten Weltkriegs und die Diskriminierung afrikanischer Kolonialsoldaten selbst in abgelegenen Saheldörfern bis heute haben. Der Regisseur, der auch eine Dokumentation über Kolonialsoldaten aus Burkina Faso gedreht hat («Droit de Mémoire»), verarbeitete in seinen Filmen Erfahrungen, die sein Vater in den französischen Streitkräften hatte machen müssen.
Bezugsadresse der 35mm-Fassung mit englischen Untertiteln: Les Films du Mogho. Tuissaint Tiendrebeogo. 151, rue Montmartre. 75002 Paris. Frankreich.
Tel.: 0033-1-42 51 27 44. Fax: 0033-1-42 51 40 19- E-Mail: tiendre@free.fr
Kosten: 35mm-Kinofassung pro Vorführung: 500 Euro.
Bezugsadresse der DVD-Fassung mit französischen, englischen und spanischen Untertiteln: La Mediathèque des Trois Mondes. Tel: 0033-1-42 34 99 00
www.cine3mondes.com
Kosten: *20 Euro (für individuelle Nutzung der DVD), 40 Euro (für den Einsatz in Schulklassen)*

Afrikaner in deutscher Kriegsgefangenschaft (s.S.63ff.)

Noirs dans le camps Nazis
Regie: Serge Bilé. Elfenbeinküste 2005. Dokumentation. 52 Min.
DVD und BETA SP. Französische Fassung.
Dokumentation über Schwarze, die während der Zeit des Nationalsozialismus in deutschen Lagern inhaftiert waren. Nach den rassistischen Gesetzen des NS-Regimes, die jegliche Beziehungen zwischen Schwarzen und Deutschen untersagten, gerieten schon 1933 schwarze Deutsche (z.B. Afrikaner, die mit Deutschen verheiratet waren) in Lagerhaft. Später kamen gefangene afrikanische Kolonialsoldaten, die für Frankreich gekämpft hatten, hinzu. Sie wurden in Konzentrationslagern wie Sachsenhausen, Ravensbrück und Mauthausen deportiert und viele kehrten nie mehr von dort zurück. Der Regisseur, Journalist aus der Elfenbeinküste und Mitarbeiter des französischen

Überseesenders RFO, hat für seinen Film Zeitzeugen in Deutschland, Frankreich und im Senegal vor die Kamera geholt und ihre Geschichte(n) auch in einem Buch zusammengefasst, das in deutscher Übersetzung erschienen ist («Das schwarze Blut meiner Brüder», s. Literaturliste S. 208).
Bezugsadresse des Films auf DVD: Orisha Distribution. 5, rue Médéric. 75017 Paris. Frankreich. Tel.: 0033-1-47 63 74 00. Fax: 0033-1-47 63 85 90.
E-Mail: orisha-films@wanadoo.fr.
Kosten für eine Vorführung der französischen DVD bzw. BETA SP-Fassung: 230 Euro.

ASIEN

Japans Aufstieg zur Kolonialmacht (s.S.105ff.)

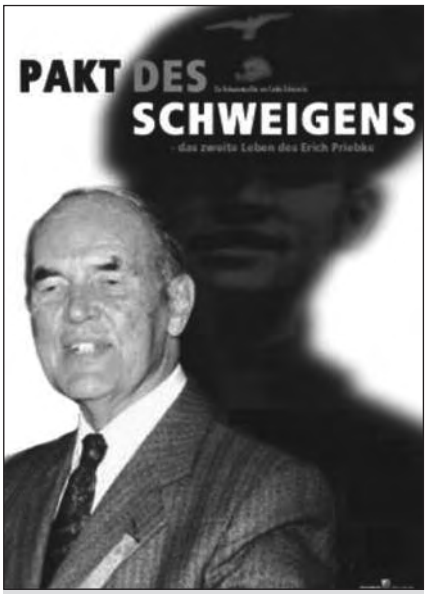
Der letzte Kaiser
Regie: Bernardo Bertolucci. Frankreich/Italien/Großbritannien 1987. 160 Min.
DVD. Deutsche Fassung.
Der monumentale Spielfilm erzählt die Geschichte des letzten chinesischen Kaisers Pu Yi, der nach einer republikanischen Revolution 1912 seine Macht verliert. Danach reicht sein Einfluss kaum noch über die Mauern seiner Paläste in der «Verbotenen Stadt» in Peking hinaus. Als japanische Truppen 1931 die Mandschurei besetzen, ist der verbitterte Monarch, der inzwischen das Leben eines Dandys führt, bereit, mit den Besatzern zu kollaborieren. Er lässt sich zum Kaiser des japanischen Vasallenstaates Mandschukuo krönen, stellt aber letztlich nur eine Marionette in den Händen der japanischen Eroberer dar. Nach dem Krieg gerät er in sowjetische Gefangenschaft, muss fünf Jahre lang zusammen mit anderen chinesischen Kollaborateuren Zwangsarbeit leisten und wird danach an die Volksrepublik China ausgeliefert, die Mao Tse-tung 1949 ausgerufen hat. In einem Umerziehungslager muss Pu Yi sich den neuen sozialistischen Werten der regierenden Revolutionäre beugen. Wieder in Freiheit erlebt er als einfacher Gärtner das Aufblühen und den Terror der chinesischen Kulturrevolution.
Der Abschnitt des Films über die japanische Invasion in der Mandschurei bietet eindrucksvolle Illustrationen zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs in Asien und zu den Folgen der japanischen Besatzung in China. Dazu gehören auch authentische Aufnahmen aus Wochenschauen, die sich auszugsweise im Unterricht einsetzen lassen.
Bezugsadresse: Die deutsche Fassung des Films auf DVD ist bei Videohändlern und im Internet erhältlich.
Kosten: ab ca. 6 Euro (Anfang 2008).

Koreas Bedeutung für die japanische Kriegführung (s.S.108)

Nazn Moksori 2 – Habitual sadness
Regie: Byuhn Young-Joo. Korea 1997. Dokumentation. 71 Min.
35mm. Originalfassung koreanisch mit deutschen Untertiteln.
Der Titel dieses Dokumentarfilms bedeutet übersetzt «Leise Stimmen» und verweist auf die Verdrängung der japanischen Kriegsverbrechen an Hunderttausenden Frauen aus verschiedenen Ländern Asiens, die während des Zweiten Weltkriegs in Bordelle der japanischen Militärs verschleppt wurden. Auch die betroffenen Frauen sprachen lange allenfalls «leise» über ihre grausamen Kriegserlebnisse, weil sie ihre gesellschaftliche Ächtung fürchteten. Erst Anfang der neunziger Jahre trat eine Gruppe koreanischer Frauen an die Öffentlichkeit, um die Massenvergewaltigungen anzuprangern und bei Demonstrationen vor der japanischen Botschaft in Seoul Entschuldigungen und Entschädigungen zu fordern. Der Film zeigt das mutige Engagement dieser Frauen und ihr Leben in einem selbst verwalteten Landhaus in Kwangju.
Verleih der 35mm-Kinofassung mit deutschen Untertiteln:
Freunde der deutschen Kinemathek e.V., Potsdamer Str. 2, 10785 Berlin.
Tel.: 030-269 55-150, E-Mail: verleih@fdk-berlin.de. Internet: www.fdk-berlin.de
Kosten: 35mm-Kinofassung pro Vorführung ca. 100 Euro plus Fracht.

Renate und Thomas Giefer haben Anfang der neunziger Jahren einen Dokumentarfilm und ein Buch über die Flucht hoher Nazi-Funktionäre in den Nahen Osten, nach Lateinamerika und in die USA präsentiert. Entlang dieser sogenannten «Rattenlinie» fanden sie Unterschlupf in katholischen Klöstern und der Vatikan sowie das Rote Kreuz verhalfen ihnen zu gefälschten Papieren. Trotz einer 1943 in Moskau verabschiedeten Deklaration der Alliierten, alle «Mittäter oder Anstifter an Kriegsverbrechen, Massenmord oder Hinrichtung», ob «Offizier, Soldat oder Mitglied der NSDAP […] bis in den letzten Winkel der Erde zu verfolgen», deckte die US-Regierung in den Zeiten des Kalten Krieges führende Nazi-Wissenschaftler (wie Wernher von Braun) und ranghohe Geheimdienstler (wie Rainhard Gehlen), um sie für eigene Zwecke zu nutzen.

Die Rattenlinie
Regie: Rena und Thomas Giefer.
Deutschland 1990. Dokumentation.
45 Min. DVD. Deutsche Fassung.
Bezugsadresse:
Convoi Filmproduktion.
Rena und Thomas Giefer.
Tile-Wardenberg-Str. 28. 10555 Berlin.
Tel.: 030-30 61 26 15.
Kosten:
Für den Erwerb und Einsatz in der Schule: 25 Euro.
Das gleichnamige Buch zum Film erschien 1992 und findet sich nur noch in Antiquariaten.



Argentinien bot nach dem Zweiten Weltkrieg vielen Nazi-Verbrechern Unterschlupf. Darunter war auch der SS-Hauptsturmführer Erich Priebke, der für eines der schwersten Kriegsverbrechen in Italien verantwortlich war: ein Massaker an 335 Zivilisten als Racheakt für Partisanenangriffe auf die deutschen Besatzer. Nach dem Krieg fand Priebke Unterschlupf in dem kleinen argentinischen Städtchen Bariloche, dessen – deutsche und argentinische – Einwohner der Filmemacher Carlos Echeverria als Komplizen des ehemaligen SS-Mörders entlarvt.

Die Dokumentation zeichnet die erschreckende Kumpanei deutscher und argentinischer Regierungsstellen nach, die es Priebke ermöglichten, in Argentinien zu Wohlstand und Ansehen zu gelangen, bis er 1994 endlich enttarnt und der italienischen Justiz übergeben wurde.

Pakt des Schweigens – Das zweite Leben des SS-Offiziers Priebke

Regie: Carlos Echeverria. Deutschland/ Argentinien 2005.
Dokumentation. 88 Min.
Bezugsadresse für 35mm-, DVD und VHS-Fassungen: *PROGRESS Film-Verleih GmbH. Immanuelkirchstr. 14b. 10405 Berlin. Tel.: 030-24 00 34 02. Fax: 030-24 00 34 59. E-Mail: d.bingel@progress-film.de.*
Kosten: DVD- und VHS-Fassungen für Schulen: 40 Euro. 35mm-Kinofassung: Ausleihgebühr nach Vereinbahrung.

Eine englisch untertitelte Fassung des Films auf Video bzw. DVD ist in den USA erhältlich bei: Filmmakers Library. 124 East 40th Street. New York. NY 10016. USA. Tel.: 001-212-808-49 80. Fax: 001-212-808-49 83. E-Mail: info@filmmakers.com
Kosten: Für die Ausleihe einer englisch untertitelten VHS bzw. DVD-Fassung: 70 US-Dollar. Für deren Erwerb und beliebig häufige Vorführungen in Schulen: 250 US-Dollar plus 25 US-Dollar Versandkosten.

Das jüdische Ghetto in Shanghai (s.S.114)

Exil Shanghai

Regie: Ulrike Ottinger. Deutschland 1997. Dokumentation (in fünf Teilen). 271 Min. DVD. Deutsch und Englisch mit deutschen und englischen Untertiteln.

Sechs Jüdische Zeitzeugen (vier Einzelpersonen und ein Ehepaar) berichten über ihre Flucht bzw. die ihrer Familien nach Shanghai sowie über ihr Leben vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg in der chinesischen Hafenstadt. Die Erinnerung der fünf Interviewpartner werden in getrennten Kapiteln präsentiert und sind somit auch einzeln einsetzbar. Bebildert sind ihre Erzählungen mit aktuellen Aufnahmen von Shanghai. Sie zeigen Straßen und Häuser, in denen Flüchtlinge gewohnt haben sowie Standorte ehemals jüdischer Einrichtungen wie Gemeindezentren und Clubs, Synagogen und Friedhöfe, Geschäfte und Cafés. Dabei rückt vor allem das Viertel Hongkou ins Bild, in dem die japanischen Besatzer 1943 etwa 20000 vor dem NS-Regime geflohene Juden aus Deutschland und Österreich zusammen pferchten.

Im Zusammenhang mit diesen Unterrichtsmaterialien eignen sich vor allem die Teile 2 und 5 für Einsätze in der Schule.

Teil 1 (62 Min.): Rena Krasno, Jüdin russischer Abstammung, beschreibt die drei Hauptwellen jüdischer Migration nach Shanghai: Als erste kamen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sephardische (südeuropäische) Geschäftsleute, weil die chinesische Handelsstadt ihnen vielversprechende ökonomische Perspektiven bot. Ihnen folgten Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts Juden aus Russland und der Ukraine, die vor Pogromen in diesen Ländern geflohen waren. Nach der Machtübernahme der Nazis im Jahre 1933 flohen weitere Juden aus Deutschland und Österreich sowie aus den von der deutschen Wehrmacht besetzten Ländern nach Shanghai. Die Familie von Rena Krasno kam mit den russischen Flüchtlingen und musste – anders als die Verfolgten des Naziregimes – nicht im Ghettoviertel Hongkou leben. Sie kann die dortigen Bedingungen deshalb nur von außen beschreiben.

Teil 2: (80 Min.): Gertrude und Rabbi Theodore Alexander gehören zu denen, die dem Vernichtungswahn in Nazideutschland und Österreich durch die Flucht nach China entkamen. Die Familie des Rabbis stammte aus Berlin. Sie beschloss unmittelbar nach der Pogromnacht 1938, jede Möglichkeit zu nutzen, die sich noch bot, Deutschland zu verlassen und die einzigen Schiffskarten, die noch zu finden waren, führten nach Shanghai. Gertrude Alexander musste als Heranwachsende in Wien miterleben, wie ihr Vater verhaftet und nach Dachau verschleppt wurde. Mit einem «Kindertransport» schickte ihre Mutter sie nach London in Sicherheit. Als ihr Vater «wie durch ein Wunder» freikam und den Eltern die Flucht nach Shanghai gelang, folgte die 16jährige ihnen per Schiff. Beide Flüchtlingsfamilien wohnten ab 1943 im Ghetto Hongkou, wo sich Gertrude und Theodore auf der Straße kennen lernten. Das Ehepaar beschreibt eindringlich (sie in Englisch, er in Deutsch), unter welch schwierigen Bedingungen (ohne Wasser, Strom und Kohlen im Winter) die Flüchtlinge in dem überfüllten Elendsviertel leben mussten. Trotzdem sei es den Flüchtlingen gelungen, ihre jüdische Identität zu behaupten und ein reiches kulturelles Leben zu organisieren, zu dem sogar Orchester- und Opern-Aufführungen gehörten.

Teil 3 (42 Min.): Inna Mink stammt aus einer russischen Familie, die nach der Revolution von 1917 ihr Land verließ und über Sibirien nach Shanghai auswanderte. Sie beschreibt das Leben im jüdischen Ghetto mit viel Mitgefühl, wenn auch als Beobachterin von außen.

Teil 4 (36 Min.): George Spunt konnte – als Sohn einer russischen Mutter und eines österreichischen Vaters, die schon Jahrzehnte vor dem Krieg in Shanghai Handel getrieben und es damit zu Wohlstand gebracht hatten – eine sorgenfreie Kindheit und Jugend in der chinesischen Stadt verleben. Auch wenn das Leben nach dem Einmarsch japanischer Truppen 1941 für seine Familie schwieriger wurde, teilte sie nicht das Schicksal der aus Europa stammenden Flüchtlinge.
Teil 5 (51 Min.): Geoffrey Heller war 15 Jahre alt, als ihn seine Eltern 1939 mit einem Kindertransport nach London schickten. Dank einiger glücklicher Zufälle gelang ihnen selbst auch noch die Flucht mit der transsibirischen Eisenbahn nach Japan, wo Sohn Geoffrey sie schließlich – nach einer langen, abenteuerlichen Schiffsreise rund um Afrika – wieder traf. Weil die Familie nicht in Japan bleiben durfte, blieb ihr nur die Überfahrt ins chinesische Shanghai, wo keine Einreisevisa verlangt wurden. Mittellos landete die Familie im Ghetto Hongkou. Trotz aller Entbehrungen war der jugendliche Geoffrey fasziniert von seiner neuen, chinesischen Umgebung, die er als «exotisch» und «abenteuerlich» empfand. Und im Rückblick betont er, dass die jüdischen Flüchtlinge in Shanghai noch von Glück sprechen könnten, da sie – trotz allen Elends – nichts erlebten, was mit dem Schicksal Millionen anderer vergleichbar sei, die dem Vernichtungswahn Nazideutschlands in Europa ausgesetzt waren.
Bezugsadresse der deutsch und englisch untertitelten DVD: Ulrike Ottinger Filmproduktion. Fichtestraße 34. 10967 Berlin. Tel.: 030-692 93 94. Fax: 030-692 33 30. Internet: www.ulrikeottinger.com
Kosten: Für den Einsatz der DVD in Schulen: 50 Euro.

Flucht nach Shanghai

Regie: Dietmar Schulz. Deutschland 2005. Dokumentation. 44 Min.
Deutsche Fassung. DVD.
20000 Juden aus Europa flohen Ende der 1930er Jahre nach Shanghai, weil ihr Leben in Deutschland und Österreich bedroht war. Zu den jüdischen Flüchtlingen im chinesischen Exil gehörte auch die Berliner Familie Eisfelder. Ein halbes Jahrhundert später kehrte Horst Eisfelder erstmals nach Shanghai zurück, um – begleitet von dem Dokumentarfilmer Dietmar Schulz – nach Spuren des jüdischen Ghettos in der chinesischen Hafenstadt zu suchen. Im Gepäck hatte Eisfelder historische Fotos, die er als junger Mann in Shanghai gemacht hatte, obwohl dies von den japanischen Besatzern streng verboten war. Die Bilder illustrieren die Erinnerungen des jüdischen Exilanten. Auch in Shanghai gab es Auslandsorganisationen der NSDAP und Gestapo-Funktionäre, die Pläne zur Vernichtung der in China lebenden Juden schmiedeten. Horst Eisfelders Fazit in der Fernsehdokumentation lautet: «Shanghai hat uns das Leben gerettet. […] Ohne Shanghai würden wir vermutlich auch zu den Holocaust-Opfern gehören.»
Bezugsadresse der deutschen Fassung auf VHS und DVD: ZDF-Programmservice.
ZDF-Straße 1. 55100 Mainz. Tel: 061231 – 70 95 13. Fax: 06131 – 70 95 15.
E-Mail: Programmservice@zdf.de.
Kosten: Für Schulen: 40 Euro.

Unterwegs als sicherer Ort

Regie: Dietrich Schubert. Deutschland 1997. Dokumentation. 92 Min.
35mm und VHS. Deutsche Fassung.
Im Jahre 1942 wird der Großvater des Kölner Schriftstellers Peter Finkelgruen im KZ Theresienstadt ermordet. Der Täter, der ehemalige SS-Aufseher Anton Malloth, wurde für diesen Mord nie angeklagt. Zum Zeitpunkt der Dreharbeiten dieses Films lebte er unbehelligt in einem Münchener Altenheim und bezog Sozialhilfe. Dabei war der Mord aktenkundig und Malloth nach dem Krieg in der Tschechoslowakei zum Tode verurteilt worden. Aber die bundesdeutsche Justiz verfolgte seine Verbrechen nicht. Die Auseinandersetzung mit dem Mord an seinem Großvater wurde für Peter Finkelgruen zu einer Spurensuche nach der Geschichte seiner Familie. In Begleitung des Filmemachers Dietrich Schubert begab er sich auf die Reise zu Stationen ihres Lebens von Köln über München und Prag bis nach Haifa und Theresienstadt. Dazwischen la-

Black soldier blues

Während des Zweiten Weltkriegs machten 500000 US-amerikanische Soldaten auf ihrem Weg zu den Schlachtfeldern im Südpazifik Zwischenstation in Australien. Darunter waren auch Zehntausende Afroamerikaner. Obwohl die japanische Luftwaffe Ziele an der nordaustralischen Küste bombardierte und die US-Truppen zur Verteidigung des fünften Kontinents anrückten, verwehrte die australische Regierung schwarzen US-Soldaten 1941 zunächst die Einreise. Denn in Australien galt damals die «White Australia Policy», eine rassistische Einwanderungspolitik, wonach nur Weiße, möglichst Angelsachsen aus Europa, willkommen waren. Als der Kriegsverlauf der australischen Regierung keine andere Wahl mehr ließ, als auch schwarze US-Soldaten an Land zu lassen, durften diese z.B. in der australischen Stadt Brisbane nur bestimmte Stadtteile und Kneipen betreten, die streng von den Quartieren weißer Soldaten getrennt waren.
In dem Dokumentarfilm «Black soldier blues» erinnern schwarze Kriegsteilnehmer aus den USA an ihre Diskriminierung in Australien und in ihrem eigenen Land. In dem Film fehlt allerdings jeder Verweis darauf, dass auch schwarze Australier, Aborigines, damals rassistisch ausgegrenzt waren, obwohl sie im Zweiten Weltkrieg zu Tausenden als Soldaten für die Alliierten kämpften. Mehr Informationen darüber finden sich in dem Buch «Unsere Opfer zählen nicht» (s.S.206)

Black soldier blues

Regie: Nicole McCuaig. Australien 2004. Dokumentation. 55 Min.
DVD: englische Fassung.
Bezugsadresse der englischen Fassung:
Australian Broadcast Corporation.
Non-Theatric Sales. ABC Commercial.
GPO Box 9994. Sydney. NSW 2001.
Australien. Per Internet über:
www.abc.net.au/programsales/s1500614.htm
Kosten für den Erwerb der DVD:
Schulen: 88 australische Dollar, Privatpersonen: 66 australische Dollar.
S. 223 (6)

Negativbeispiel ZDF-History

Zum 60. Jahrestag des Kriegsendes präsentierte das ZDF in der von Guido Knopp betreuten Reihe «ZDF-History» auch die Dokumentation «Von Hawaii nach Iwo Jima – Der Krieg im Pazifik» (Ausstrahlung am 4.9.2004).

Darin wurde behauptet, die meisten der im Zweiten Weltkrieg hart umkämpften pazifischen Inseln seien «unbewohnt» gewesen. Folglich kam in der 45-minütigen Sendung auch kein einziger Insulaner zu Wort. Tatsächlich jedoch fanden die zentralen Schlachten des Pazifikkriegs in Papua-Neuguinea und auf den Salomonen statt. Auf diesen südpazifischen Inseln lebten damals Millionen Menschen und Zehntausende Insulaner mussten als Soldaten bzw. Zwangsarbeiter für die Kriegsparteien herhalten. Tausende kamen dabei um.

Auch auf vielen Inseln des Zentralpazifiks und im nordpazifischen Mikronesien hinterließ der Zweite Weltkrieg eine Spur der Zerstörung und weitere Opfer.

Den ZDF-Historikern waren sie kein Wort und kein Bild wert. Sie beschränkten sich auf die sattsam bekannten Archivaufnahmen von US-amerikanischen Kriegsschiffen und japanischen Flugzeugträgern, US-amerikanischen Marine-Soldaten und japanischen Kamikaze-Piloten, unterlegt mit dramatischer Musik, eine Machart, die ein Kritiker der «Zeit» als «Geschichtspornographie» bezeichnete.

Die ZDF-Autoren übersprangen einfach die entscheidenden Jahre des Pazifikkrieges (1942 und 1943) und gingen vom japanischen Angriff auf die US-Flotte Ende 1941 gleich zum Vormarsch der US-amerikanischen Streitkräfte auf das japanische Festland in der Schlussphase des Krieges 1944/45 über – ein prototypisches Beispiel für die Ignoranz hiesiger (Fernseh-) Historiker gegenüber Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Dritte Welt.

gen die Jahre im jüdischen Ghetto von Shanghai, wo Finkelgruen 1942 geboren wurde und wo sein Vater gestorben ist. Die Dokumentation zeigt nicht nur das erschütternde Schicksal dieser jüdischen Flüchtlingsfamilie, sondern erinnert an die Situation Tausender verfolgter Juden in der chinesischen Hafenstadt. Der Film liefert bewegende Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus und die japanische Besatzung Shanghais sowie Material zur Kritik am hiesigen Umgang mit dieser Vergangenheit.

Bezugsadresse der deutschen Fassung in 35mm und auf VHS: SchubertFilm. Filmproduktion Dietrich Schubert. Neuer Weg 24. 53949 Dahlem-Kronenburg. Tel.: 06557-72 58. Fax: 06557-90 08 37. E-Mail: info@schubertfilm.de.

Kosten: 35mm-Kinofassung pro Vorführung: 120 Euro. Erwerb einer VHS-Kopie für beliebig viele Vorführungen in Schulen: 50 Euro. DVD-Kopien sind in Vorbereitung.

OZEANIEN

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Ozeanien (s.S.157)

Krise und Krieg im Pazifik

Regie: Joachim Paschen. Deutschland 1987. 16 Min.
VHS. Deutsche Fassung.

Nach Einstiegsbildern vom japanischen Überfall auf die US-Pazifikflotte in Pearl Harbor im Dezember 1941 skizziert die Rias-Fernsehdokumentation die japanischen Vorbereitungen auf den Zweiten Weltkrieg und die japanische Expansionspolitik vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Kriegseintritt der USA. Der wachsende Einfluss japanischer Militärs führte schon 1931 zur Besetzung der Mandschurei und 1937 zur Invasion in China. Im Film sind historische Aufnahmen vom Angriff japanischer Truppen auf Shanghai zu sehen und von dem Massaker, das sie in der damaligen chinesischen Hauptstadt Nanking verübten. Die Dokumentation zeigt auch, wie die japanischen Streitkräfte die Eroberung Südasiens von Indochina und Thailand aus vorbereiteten. Auch wenn in dem Film keine asiatischen oder pazifischen Augenzeugen zu Wort kommen (von der Gattin Chiang Kai-sheks abgesehen), kann er zur Illustration des Kriegsgeschehens in der asiatisch-pazifischen Region eingesetzt werden.

Bezugsadresse der deutschen Fassung auf VHS: Landesmediendienste Bayern. Dietlindenstraße 8. 80802 München. Tel.: 089-38 16 09-15. Fax: 089-38 16 09-20. E-Mail: muenchen@landesmediendienste-bayern.de

Kosten: Für Ausleihe und Versand: 15 Euro.

Kriegsschauplatz Südpazifik (s.S.162)

Angels of war

Regie: Andrew Pike, Hank Nelson und Gavin Daws. Australien 1982. 54 Min.
16mm. Originalfassung Pidgin und Englisch mit deutschen Untertiteln.

Preisgekrönter Dokumentarfilm über die Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Bewohner Neuguineas. Hatten sich zuvor nur wenige Tausend Europäer und Australier auf der Pazifikinsel angesiedelt, so landeten dort 1942 plötzlich Hunderttausende japanische und alliierte Soldaten, um in Neuguinea einige ihrer größten Schlachten in Ozeanien auszutragen. Der Film konfrontiert die Kriegspropaganda in japanischen Wochenschauen mit Berichten von Insulanern über japanische Kriegsverbrechen und verweist darauf, dass auch die Alliierten in Neuguinea Einheimische mit Gewalt zu Kriegsdiensten rekrutierten.

Bezugsadresse der deutsch untertitelten 16mm-Fassung: Freunde der deutschen Kinemathek e.V., Potsdamer Str. 2, 10785 Berlin Tel.: 030-269 55-150
E-Mail: verleih@fdk-berlin.de / Internet: www.fdk-berlin.de

Kosten: Pro Vorführung ca. 100 Euro plus Verleihgebühren und Fracht. DVD-und VHS-Fassungen des Films waren Anfang 2008 nur in englischer Sprache über «Ronin Films» in Australien zu beziehen. Kontakt: www.roninfilms.com.au

Radiosendungen

«Unsere Opfer zählen nicht»

Sendereihe des Deutschlandfunks (DLF) und des Südwestrundfunks (SWR). Länge der Features im SWR: 53 Min. Im DLF: 45 Min.

1. «Nur Kugeln unterscheiden nicht zwischen Schwarzen und Weißen»
Afrika im Zweiten Weltkrieg
Birgit Morgenrath und Karl Rössel. Sendetermine DLF: 4.5.2004. SWR: 12.5.2004. WDR: 8.5.2005. NDR: 13.11.2005.

2. «Ohne uns hättet Ihr Euren Krieg nie führen können.»
Asien im Zweiten Weltkrieg
Rainer Werning und Karl Rössel. Sendetermine DLF: 11.5.2004. SWR: 19.5.2004.

3. «Wenn Ihr das nächste mal kämpft, dann bitte nicht bei uns!»
Ozeanien im Zweiten Weltkrieg
Karl Rössel. Sendetermine DLF: 18.5.2004. SWR: 26.5.2004. WDR: 23.5.2004

Die drei Features wurden 2005 im Rahmen einer dreistündigen «Langen Nacht über Afrika, Asien und Ozeanien im Zweiten Weltkrieg» wiederholt. Sendetermine: Deutschlandradio Kultur: 6./7.5.2005. DLF: 7./8. 5.2005.

Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg

Sendereihe in SWR2-Wissen. Länge der Features: 28 Min.

4. «Nützliche Eingeborene mit kriegerischen Eigenschaften»
Afrikanische Soldaten im Dienst der Kolonialmächte
Birgit Morgenrath. Sendetermin: 2.5. 2005. Wiederholung: 10.1.2008

5. Ein Land im Widerstand
Der japanische Angriff auf die Philippinen
Karl Rössel. Sendetermin: 3.5.2005.

6. «Als sie uns brauchten, waren sie farbenblind.»
Die Leiden der Aborigines im Zweiten Weltkrieg
Karl Rössel. Sendetermin: 5.5. 2005. Wiederholung: 17.1.2008

7. Bulldozer stark wie Gott
Die Geburt der Cargo-Kulte
Karl Rössel. Sendetermin: 6.5. 2005.

Unsere Freunde, die Kollaborateure.

Sendereihe in SWR2 Wissen. Länge der Features: 28 Minuten.

8. Mit Nazis gegen Juden
Deutsche Islamwissenschaftler und arabische Kriegsverbrecher
Karl Rössel. Sendetermin: 16.05.08

9. Mit Faschisten gegen Briten
Deutsche Historiker und indische Waffen-SSler
Karl Rössel. Sendetermin: 23.05.08

10. Juden raus – Nazis rein
Argentinische Fluchthelfer und deutsche Kriegsverbrecher
Karl Rössel. Sendetermin: 30.05.08

Die hier aufgelisteten Radiosendungen stammen von Autoren des Rheinischen JournalistInnenbüros in Köln, die auch die Unterrichtsmaterialien erstellt haben.
Manuskripte und Mitschnitte von Rundfunksendungen sind in den meisten Fällen gegen geringe Bearbeitungs- bzw. Versandgebühren bei den Rundfunksendern erhältlich.

KONTAKTADRESSEN:

Südwestrundfunk (SWR):
SWR Media Services GmbH
Mitschnittdienst
76522 Baden-Baden
Tel.: 07221-929 60 30
Fax: 07221-929 45 11
www.swr.de/swr2/service/mitschnittdienst/-/id=661254/1744sa5/index.html

Deutschlandfunk (DLF)
Raderberggürtel 40
50968 Köln
Tel.: 0221-345-18 31
Fax: 0221-345-18 39

Deutschlandradio Kultur (DR Kultur)
Hans-Rosenthal-Platz
10825 Berlin
Tel: 030-8503-0
Fax: 030-8503-61 68

Gemeinsamer Hörerservice von DLF und DR Kultur:
E-Mail: hoererservice@radio.de
Internet: www.dradio.de/kontakt

Originaltöne und PDF-Datei auf der CD

PDF-Datei der Unterrichtsmaterialien
Neben den 32 aufgelisteten Originaltönen von Zeitzeugen aus 13 Ländern Afrikas, Asiens und Ozeaniens (mit und ohne deutsche Übersetzungen) enthält die beiliegende CD noch eine PDF-Datei der gesamten Unterrichtsmaterialien.
Darin können einzelne Kapitel, Fotos, Zeittafeln, Karten oder Quellen in beliebiger Zusammenstellung und Anzahl für die jeweiligen Bedürfnisse des Unterrichts ausgedruckt werden.
In der PDF-Datei können die Originaltöne durch Klick auf die Pfeile unter dem CD-Symbol in den Quellen angehört werden.
Durch Klick auf die Symbole für weiterführende Literatur, Filme und Radiosendungen in den «Hinweisen zum Unterricht» werden die angegebenen Seiten aufgerufen.
Die PDF-Datei kann auch als Ganzes beliebig oft kopiert, ausgedruckt und verschickt werden, da es den Autoren der Unterrichtsmaterialien weniger um deren Verkauf als um deren Verbreitung geht.

Afrika

Take 1: Like Tiguhan Astatke Abate (Äthiopien, Vizepräsident des Verbands ehemaliger Partisanen), amharisch mit dt. Übersetzung. 0'40 Min. (s. S. 52)
Take 2: Assefa Bayu (Äthiopien, Präsident des Verbands ehemaliger Partisanen), amharisch mit dt. Übersetzung. 1'04 Min. (s. S. 52)
Take 3: Adamu Asseghan (Äthiopien, als Kind bei den Partisanen), engl. m. dt. Übersetzung. 2'07 Min. (s. S. 52)
Take 4: Te Mikael Kidanemariam (Äthiopien, als Kind bei den Partisanen), engl. 1'41 Min. (s.S.52)
Take 5: derselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 1'38 Min. (s. S. 52)
Take 6: Yoro Ba (Senegal, franz. Kolonialsoldat), Wolof m. dt. Übersetzung. 2'23 Min. (s. S. 61)
Take 7: Baby Sy (Obervolta, franz. Kolonialsoldat), franz. 0'59 Min. (s. S. 62)
Take 8: derselbe, franz. m. dt. Übersetzung. 0'58 Min. (s. S. 62)
Take 9: Alice Cherki (Algerien, als Jüdin verfolgt) franz. 1'05 Min. (s. S.76)
Take 10: dieselbe, franz. mit dt. Übersetzung. 1'08 Min. (s. S. 76)

Asien:

Take 11: Remedios Gomez-Paraisa (Philippinen, Kommandantin der antijapanischen Befreiungsarmee), engl. 3'04 Min. (s. S. 100f.)
Take 12: dieselbe, engl. mit dt. Übersetzung, 2'40 Min. (s. S. 100f.)
Take 13: Hwang Kum-Ju (Südkorea, Zwangsprostituierte der japanischen Armee), koreanisch mit dt. Übersetzung. 2'17 Min. (s. S. 111)
Take 14: Luis Taruc (Philippinen, Anführer der antijapanischen Volksbefreiungsarmee), engl. mit dt. Übersetzung. 3'24 Min. (s. S. 136)
Take 15: Ko Tim-keung (Hongkong, Historiker), engl. 1'22 Min. (s. S. 143)

Ozeanien:

Take 16: Alfred Alusasa Bisili (Salomon-Inseln, Kundschafter der Alliierten), engl. 1'51 Min. (s. S. 152f.)
Take 17: derselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 1'52 Min. (s. S. 152f.)
Take 18: Kekuni Blaisdell (Hawaii, polynesischer Zeitzeuge) engl. 0'40 Min. (s. S. 161)
Take 19: derselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 0'40 Min. (s. S. 161)
Take 20: Napuia Keko'olani-Raymond (Hawaii, polynesische Zeitzeugin), engl. 1'55 Min. (s. S. 161)
Take 21: dieselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 1'41 Min. (s. S. 161)
Take 22: Bert Beros (Australien, liest sein an der Front verfasstes Gedicht über Kolonialsoldaten aus Neuguinea), engl. 0'35 Min. (s. S. 167)
Take 23: derselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 1'02 Min. (s. S. 167)
Take 24: Biuku Gasa (Salomon-Inseln, als Kundschafter der Alliierten Lebensretter John F. Kennedys), Pidgin-englisch mit dt. Übersetzung. 2'44 Min. (s. S. 169)
Take 25: James Angimea (Nauru, von Japan deportiert), engl. 0'40 Min. (s. S. 179)
Take 26: derselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 0'40 Min. (s. S. 179)
Take 27: Maura Thoma (Nauru, Bombenopfer), engl. 0'35 Min. (s. S. 179)
Take 28: dieselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 0'35 Min. (s. S. 179)
Take 29: Rufo Lujan (Guam, Chamorro, Zeitzeuge), engl. 0'31 Min. (s. S. 184)
Take 30: derselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 0'32 Min. (s. S. 184)
Take 31: Epeli Hau'ofa (Fidschi-Inseln, Schriftsteller) engl. 1'19 Min. (s. S. 190)
Take 32: derselbe, engl. mit dt. Übersetzung. 1'17 Min. (s. S. 190)

Der Zweite Weltkrieg, die (Außen-)Politik des NS-Regimes sowie die Judenverfolgung gehören zum Lehrstoff aller Schulen. Die gravierenden Auswirkungen dieser Geschehnisse auf die Dritte Welt kommen allerdings in Schulbüchern und im Unterricht bislang kaum vor. Die hier vorgelegten Unterrichtsmaterialien erinnern an diese vergessenen Aspekte der Geschichte.

Millionen Soldaten aus Afrika, Asien und Ozeanien haben im Zweiten Weltkrieg gekämpft, um die Welt vom deutschen und italienischen Faschismus sowie vom japanischen Großmachtwahn zu befreien. Allein Indien stellte 2,5 Millionen Kolonialsoldaten und China hatte mehr Opfer zu beklagen als Deutschland, Italien und Japan zusammen. Sowohl die faschistischen Achsenmächte als auch die Alliierten rekrutierten in ihren Kolonien Hilfstruppen und Hilfsarbeiter oftmals mit Gewalt. Japanische Militärs verschleppten zudem Hunderttausende Frauen aus Asien in ihre Frontbordelle. Rekruten aus den Kolonien, ob Freiwillige oder Zwangsverpflichtete, mussten sich mit weniger Sold, schlechteren Unterkünften und geringeren Kriegsrenten als ihre «weißen Kameraden» zufrieden geben. Weite Teile der Dritten Welt – von Nordafrika über den Nahen Osten und Indien bis nach Südostasien und Ozeanien – dienten auch als Schlachtfelder und blieben nach Kriegsende verwüstet und vermint zurück. Bei der Befreiung der philippinischen Hauptstadt Manila von den japanischen Besatzern starben mehr Zivilisten als in Berlin, Dresden oder Köln. Die Kolonien der kriegführenden Mächte mussten zudem Nahrungsmittel für die kämpfenden Truppen und Rohstoffe für die Rüstungsproduktion liefern. Oft hungerte deshalb die einheimische Bevölkerung.

Auch das NS-Regime bezog kriegswichtiges Material aus den französischen Kolonien in Afrika und Indochina, die unter der Kontrolle der Kollaborationsregierung in Vichy standen. Die Nazis wollten nach der Unterwerfung Osteuropas zudem ein Kolonialreich in Zentralafrika erobern und über Nordafrika in den Nahen Osten vorstoßen. Auch Hunderttausende Juden in dieser Region mussten deshalb um ihr Leben fürchten. 1942 landete ein SS-Kommando in Tunesien, das die Juden in Palästina vernichten sollte und noch im chinesischen Shanghai sahen sich Zehntausende jüdische Flüchtlinge von Gestapo-Verfolgern bedroht. In der Dritten Welt gab es allerdings nicht nur Opfer, sondern auch Kollaborateure der faschistischen Achsenmächte, die im Krieg an deren Seite kämpften – von Nordafrika und Palästina über den Irak und Indien bis nach Thailand und Indonesien.

Die Unterrichtsmaterialien enthalten Hintergrundtexte, historische Quellen und Berichte von Zeitzeugen zu diesen und weiteren Folgen des Zweiten Weltkriegs in Afrika, Asien und Ozeanien. Fotogalerien, Zeittafeln, Karten und persönliche Erinnerungen von Kriegsteilnehmern erleichtern den Einstieg ins Thema. Im Anhang werden Vorschläge zur Unterrichtsgestaltung gemacht, weiterführende Themen erläutert (wie z.B. Kolonialgeschichte, Rassismus, Frauen im Krieg und Judenverfolgung außerhalb Europas) sowie empfehlenswerte Bücher, Filme und Radiosendungen vorgestellt. Die Materialien sind nicht nur im Geschichtsunterricht verwendbar, sondern auch in Fächern wie Politik, Sozialkunde, Philosophie, Ethik, Geographie und Religion. Damit können sowohl einzelne Stunden als auch ausführliche Unterrichtsreihen und fächerübergreifende Projektwochen gestaltet werden.

Auf der beiliegenden CD sind die gesamten Unterrichtsmaterialien als PDF-Datei zu finden. Einzelne Unterkapitel, Fotoseiten, Karten oder Quellentexte können damit in beliebiger Kombination und Anzahl kopiert und ausgedruckt werden. Darüber hinaus bietet die CD 32 Hörbeispiele von Zeitzeugen aus 13 verschiedenen Ländern mit deutschen Übersetzungen. Einige dieser Interviewausschnitte sind auch im englischen bzw. französischen Original zu hören und lassen sich somit auch im Fremdsprachenunterricht einsetzen.

Preis: 12 Euro bzw. 15 Euro (incl. Versand)